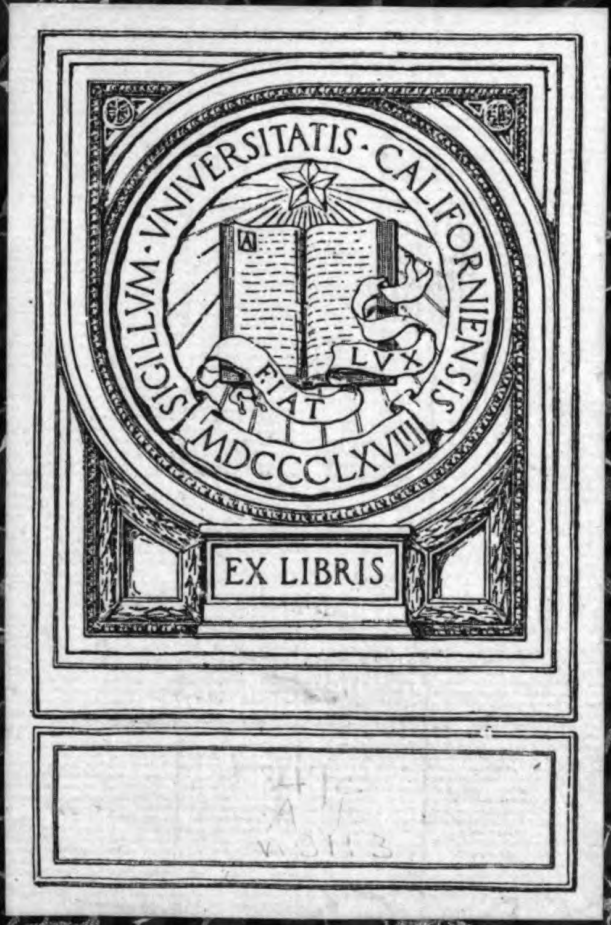
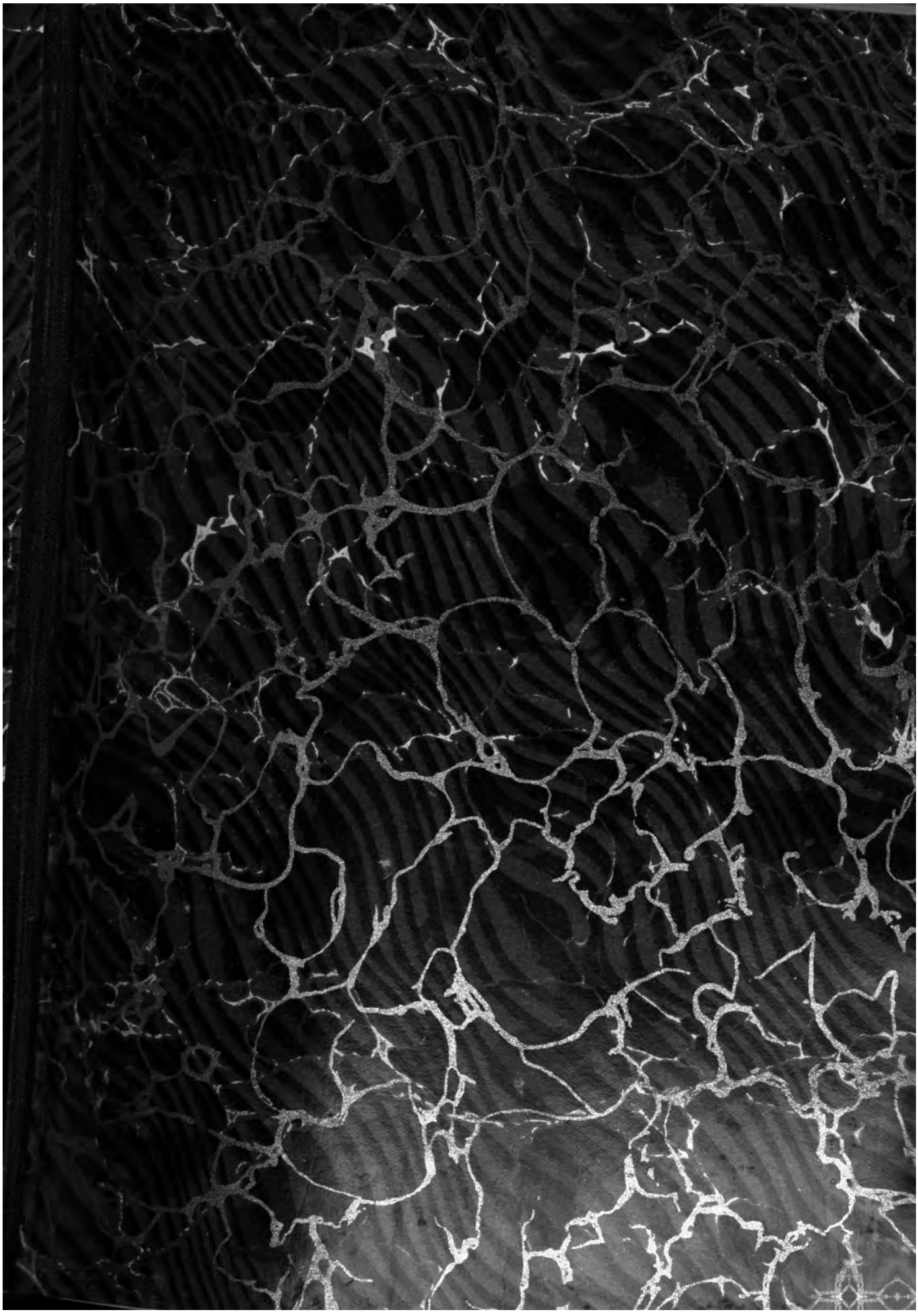
UC-NRLF
B 2 889 418


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



MAY 27 1915

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Arena

Oktavausgabe von Über Land und Meer

31. Jahrgang

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart / Berlin

Jährlich 13 Hefte
für je Mk. 1.25

Ernst Zahns gesammelte Werke

in neuer, meisterhaft illustrierter Ausgabe

mit 100 ganzseitigen Zeichnungen von Prof. **Ed. Stiefel** in Zürich

Inhalt: Erni Behaim, Bergvolk, Kämpfe, Herrgottsfäden, Menschen, Schattenhalb, Die Clari-Marie, Helden des Alltags, Lukas Hochstraßers Haus, Firnwind

10 Bände in Leinwand gebunden M 30.—

Einzelne Bände aus dieser Gesamtausgabe werden nicht abgegeben

Probe-Illustration

Diese neue, von Meisterhand illustrierte Ausgabe wird bei allen Freunden Schweizer Kunst freudige Überraschung hervorrufen.

Professor Eduard Stiefel in Zürich, dessen Name als Maler einen guten Klang hat, war als Landsmann Zahns in erhöhtem Maße geeignet, die der Schweizer Heimat entnommenen Gestalten des Dichters lebendig zu machen. Die ganze Kraft und der Duft einer auf heimatlichem Boden gewachsenen und dem eigenen Volk entsprungenen Kunst liegt auch in diesen Zeichnungen des Künstlers. Dichtung und Zeichnung vereinen sich so zu einem künstlerischen Ganzen, das den Charakter und die Eigenart der Schweizer Kunst in vollem Maße zeigt.

Ernst Zahns Werke haben sich einen festen Platz in den Herzen weiter Leserkreise „in und außerm Reich" errungen. Ein starker sittlicher Gehalt, frei von allem engherzigen oder seichten Moralisieren, bestimmt neben dem künstlerischen Ernst den Wert seiner Dichtungen, die ein Anrecht darauf haben, nicht nur im engeren Kreis der Literaturfreunde und Kenner, sondern in den weitesten Schichten des Volks Verbreitung und eine bleibende Stätte zu finden.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

Arena

Oktav-Ausgabe

von

Über Land und Meer

Jahrgang 1914|15

Dritter Band

UNIV. OF CALIFORNIA

Stuttgart und Berlin
Deutsche Verlags-Anstalt

AP30
A7
v.31:3

UNIV. OF
CALIFORNIA

Inhalts-Verzeichnis

III. Band. 1914—1915. Heft 10—13

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Astronom, der. Von Fritz Müller 1502.
Bratts Auferstehung, Hannes. Von Kurt Küchler 1225.
Josephchen, wie das, ein Held wurde. Von Robert Misch 1479.
Pioniere. Von Alexander Castell 1329.
Rubin der Herzogin, der. Von Rudolf Presber 1153. 1281. 1409.
Sohn der alten Huberin, der. Von Richard Rieß 1360.
Tod in den Lüften, der. Von Alexander Castell 1322.
Tragikomödie des Freiherrn von Ellrodt, die. Von Eugen Reichel 1537.

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche.

Bürger, der, als Landmann. Von Prof. Dr. Udo Dammer 1381.
Geistliche im Felde, der. Von Dr. Pfefferkorn * 1611.
Kinder sich den Krieg vorstellen, wie unsere. Von Richard Rothe * 1627.
Leben die Toten weiter? Von Hofrat Prof. Max Seiling 1222.
Leibeigenschaft, russische. Von Eugen Zabel * 1245.
Liebesleben, aus dem morgenländischen. Von D. G. Schumacher 1641.
Siedlungsheime, deutsche, eine Friedensarbeit im Kriege. Von Frida Spandow * 1449.
Wo steht das? Von Alexander Moszkowski 1454.

Biographien. Porträte

Bothmer, General Graf * 1662.
Eitel Friedrich, Prinz, vor einem Unterstand im Osten * 1652.
Erzherzog Josef Ferdinand mit seinem jüngsten Kriegsfreiwilligen * 1524.
Giolitti, Giovanni * 1655.
Haeseler, Generalfeldmarschall Graf, im Felde * 1153.
Kneußl, Generalleutnant Paul * 1661.
v. Linsingen, Exzellenz, und v. Stolzmann * 1663.
von Mackensen, Generaloberst 1520.
Offiziere der heldenmütigen Besatzung von Przemysl * 1256.
Pflanzer-Baltin, General Freiherr von * 1661.
Sonnino und Salandra * 1655.
Witte †, Graf S. J. * 1254.

Geschichte

Karpathenschlacht, die. Von Ernst Klein * 1370.
Motorbatterien, wie die österreichisch-ungarischen, entstanden * 1376.
Ringen um die Entscheidung, das. Von Ernst Klein * 1233.
Spionage, weibliche. Von Carl Niebuhr 1509.
Stillstand der russischen Karpathenoffensive. Von Ernst Klein * 1372.
Weltkrieg 1914, der * 1254. * 1384. * 1513. * 1644.

Zeitereignisse

Kaiser, der Deutsche, mit Erzherzog Friedrich von Österreich-Ungarn auf dem östlichen Kriegsschauplatz * 1512.
Prinz Heinrichs Besuch im Hauptquartier des Deutschen Kaisers * 1384.
Wehrmann in Eisen in Wien, der * 1343.

Feldpostbriefe und Kriegserlebnisse in Heer und Marine

Auf heiß umstrittenem Boden. Von Erich Nikutowsky * 1201.
Entwischt. Von Ernst Rudolf 1242.
Grimm, Gebrüder, im Feld. Von Adolf Obee 1468.
Im tiefen Keller sitz' ich hier! Von Detloff von Berg 1192.
Kirche einquartiert, in einer. Von Max Brie * 1349.
Klabautermann, der. Von Oscar Usedom 1600.
Kriegsereignisse in Kamerun, die. Von Kurt Palm 1635.
Kriegslisten. Von Albert Oertel 1364.
Nacht und Schnee an der Aisne, in * 1250.
Ran an den Feind! Nach Aufzeichnungen von Maxim Hauschild 1340.
Schlachtenarm, der. Von Wilhelm Schussen 1205.
Spion, als deutscher, verhaftet 1487.
Tagebuch eines Kriegsmalers, aus dem. Von Ernst L. Ostermayer * 1587.

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Deutschtum, das baltische. Von Dr. Richard Bahr * 1195.
Grenze zwischen Österreich-Ungarn und Italien, die. Von Felix Baumann * 1577.
Herzarterie des Zarenreiches, die. Von Heinz Karl Heiland * 1473.
Nancy, die Stadt der goldenen Gitter. Von Dr. L. Ripke-Kühn * 1605.

Kunst

Kriegsausstellung polnischer Künstler. Von Egon Dietrichstein * 1491.

Malerei

Gemälde

Blücher bei Ligny (16. Juni 1815). Von P. F. Messerschmitt. Vor 1441.
Falkenjäger. Von M. G. Wywiorski. Vor 1345.
Hafen, im. Von Enrique Martinez Cubells. Vor 1313.
König Otto I. zieht als Sieger über die Slawen und Wenden in Magdeburg ein. Von A. Kampf. Vor 1603.
Musik. Von Ad. Hengeler. Vor 1553.
Tod des Prinzen Louis Ferdinand, der. Von Wilhelm Altheim †. Vor 1577.
Ulanen-Attacke. Von Prof. Anton Hoffmann. Vor 1265.
Versprengt. Von B. A. Strasser. Vor 1505.

Zeichnungen und Radierungen

Angeschossen. Von O. Merte. Vor 1425.
Artillerie, reitende, verfolgt den Feind durch eine brennende Stadt. Von Prof. Walter Georgi 1599.
Belagerungsgeschütz, schweres, in Feuerstellung vor Ossowiez. Von Herm. Neue 1399.
Blick in Feindesland. Von Otto Wiedemann 1456.
Eingang in die Dardanellenstraße. Von F. Perlberg 1279.
Eisenbahnbatterie im Gefecht, französische. Von Herm. Neue 1395.
Französische Kürassiere werden durch eine einschlagende deutsche Granate vernichtet. Von O. Merte. Vor 1649.
Frau mit Kannen. Von Hugo Vogel. Vor 1361.
Generalfeldmarschall, unser, auf dem östlichen Kriegsschauplatz: Vorbeimarsch gefangener Russen. Von Bloch-Leonhardt 1267.
Husarenstück eines deutschen U-Bootes. Von Max Fiedler 1533.
Kämpfe auf Gallipoli: Engländer und Franzosen werden von den Türken mit dem Bajonett ins Meer getrieben. Von Kurt Hassenkamp 1531.

315975

Kanadier werden beim Angriff auf St. Julien nordöstlich Ypern durch Rauchwolken zum Rückzug gezwungen. Von Fritz Bergen 1645.
„Kronprinz Wilhelm" versenkt im Atlantischen Ozean die französische Bark „Anne de Bretagne". Von P. Direng 1400.
Mädchenkopf. Von Wera von Bartels. Vor 1617.
Mudros, der Hafen von. Von Prof. M. Zeno Diemer 1659.
Patrouille, ungarische, in den Karpathen. Von L. Ehrenberger 1237.
Popen, ruthenische, als russische Spione in der Bukowina verhaftet. Von Lutz Ehrenberger 1472.
Proviantkolonnen auf einer Etappenstraße in Rußland. Von Herm. Neue 1402.
Ringkanonenbatterie in Stellung bei den Kämpfen in Flandern. Von Prof. Anton Hoffmann 1367.
Sächsische Infanterie erstürmt die Barrikaden eines französischen Dorfes in der Nähe von Craonne. Von Max Tilke 1385.
Siegesbotschaft. Von Ed. A. Weber 1328.
Sturmangriff auf die russischen Schützengräben bei Rawa. Von Herm. Neue 1403.
Umgehung einer russischen Artilleriestellung in den Karpathen durch österreichisch-ungarische Truppen. Von Kurd Albrecht. Vor 1457.
Untergang eines englischen Truppentransportdampfers im Kanal. Von Robert J. Gleich. Vor 1233.
Wieder daheim! Von Prof. Ernst Liebermann. Vor 1297.

Mehrfarbige Reproduktionen

Durch! Von Prof. A. Jank. Vor 1281.
Kronprinzen, von unserem, im Felde. Vor 1185.
Österreichisch-ungarischer Flieger über den Bocche di Cattaro. Von Prof. M. Zeno Diemer. Vor 1537.
Studie. Von Carl Voß. Vor 1409.

Künstlerische Aufnahmen

Feldgrauer, auch ein 1216.

Natur

Klippfisch, der. Von Alfred Bratt * 1498.
Schiffsangriffe durch Tiere, unterseeische. Von Wilhelm Bölsche 1595.
Tiere als Schützen. Von Wilhelm Bölsche * 1356.

Gesundheitspflege, Heilwissenschaft, Sanitätswesen

Es gibt keine Krüppel mehr! Von Dr. Brettner * 1457.
Krieger, wie unsere verwundeten, geheilt werden. Von Professor H. Boruttau * 1185.
Schutzimpfung gegen Kriegsseuchen, die. Von Professor H. Boruttau * 1334.

Technik, Industrie, Handel und Verkehr, Landwirtschaft

Auslandsreisen während der Kriegszeit. Von Felix Baumann 1238.
Bedeutung des Suezkanals für den Krieg, die. Von Dr. Richard Hennig * 1313.
Bombenwürfe. Von Wilh. Bastiné * 1506.
Englands Zwingburgen an der Hochstraße des Weltverkehrs. Von Dr. Hermann Breuer * 1620.
Rettung aus gesunkenen Unterseebooten, die. Von Ernst Trebesius * 1639.
Scheinwerfer im Kriege, Verwendung der. Von Max Günther * 1345.
Scherenfernrohr, das. Von Alfred Semerau * 1212.
Seeminen * 1470.
Verwendung der Elektrizität im Krieg, die. Von Rudolf Boye 1617.

Militär und Marine

Generalstab einer Armee, beim. Von Heinrich Binder * 1208.
Grenzwacht, Schweizer * 1217.

Poesie

Aphorismen. Von Max Hillmann 1339. 1482.
Aphorismen. Von Otto Weiß 1244. 1482. 1586.
Auf den Tod einer edlen Frau. Von Josef Ponten 1224.
Der Wind. Von Ernst Zahn 1604.
Deutscher Aar. Von Helene Brehm * 1610.
Die große Stille. Von Fred Hein 1626.
Du. Von Victor Blüthgen 1598.
Gebrochenes Wort. Von M. zur Megede 1326.
Ich wußte wohl. Von Caren Lessing 1333.
Landsturm, Wiener. Von Leo Heller 1204.
Mütter, die. Von Agnes Harder 1215.
Österreichischer Artillerist. Von Leo Heller 1380.
Plötzliche Attacke. Von Paul Zech 1352.
Sommertraum. Von Will Vesper 1497.
Trauer. Von Margarete Sachse 1489.
Vermißt. Von Ernst Zahn 1193.
Von unserem Kronprinzen im Felde 1184.
Wacht vor Helgoland, auf der. Von Erich Ostmark * 1344.
Wiegenlied. Von Ernst Zahn 1467.
Wir Wartenden. Von Ilse Hamel 1369.

UNIV. OF
CALIFORNIA

TIEFDRUCK DER DEUTSCHEN VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

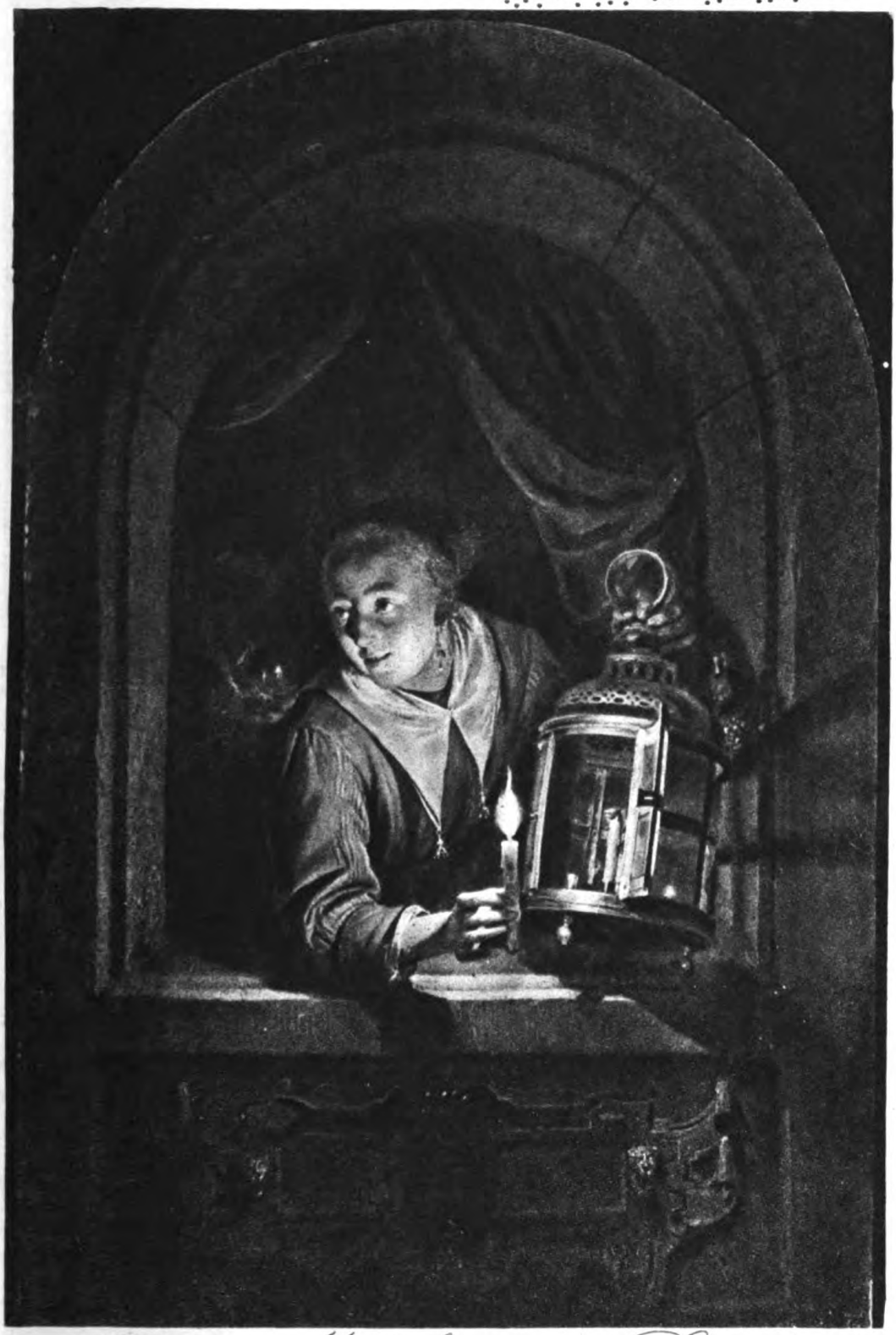
Correggio: Madonna mit dem Kinde und einem Engel

UNIV. OF
CALIFORNIA

Correggio: Engelskopf

Ausschnitt aus einem Madonnenbild

UNIV. OF
CALIFORNIA



Dow: Mädchen mit Laterne
am Fenster

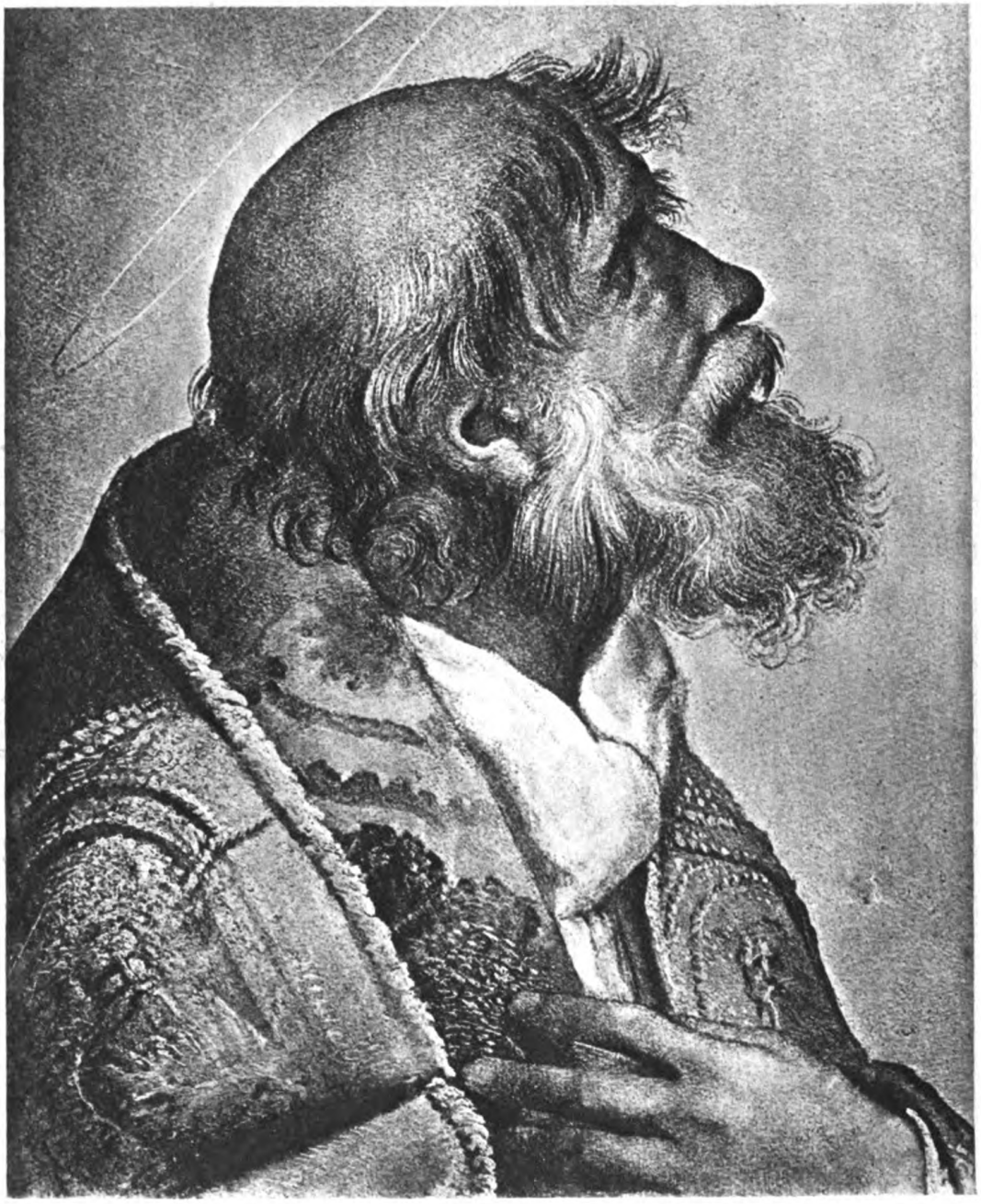
UNIV. OF
CALIFORNIA

Dow: Der Goldwäger

UNIV. OF
CALIFORNIA

TIEFDRUCK DER DEUTSCHEN VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

Raffael: Madonna mit dem Fisch



Raffael: Kopf des heiligen Sixtus

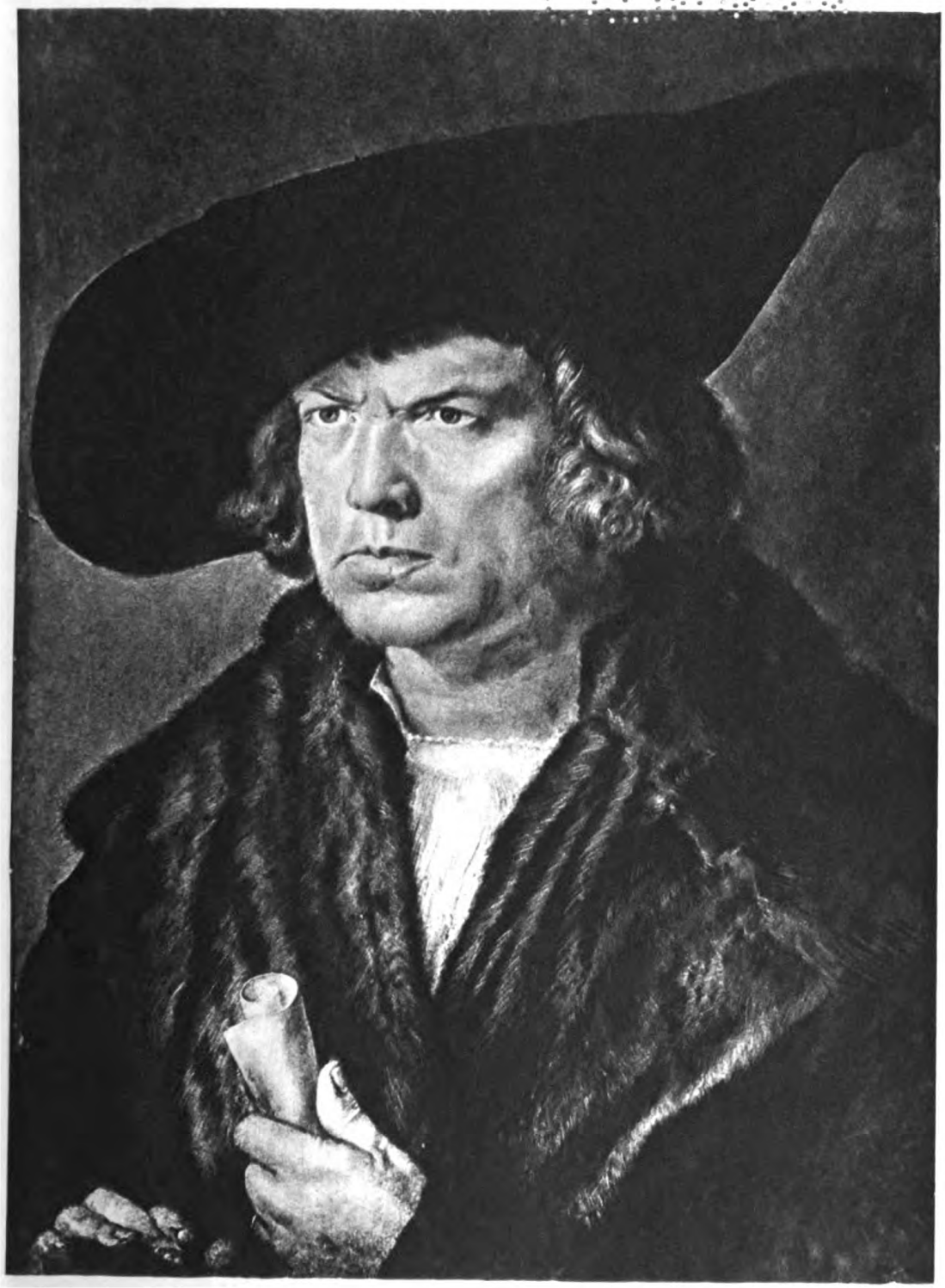
UNIV. OF
CALIFORNIA

Dürer: Stephan und Lucas Baumgartner als St. Georg und St. Eustachius

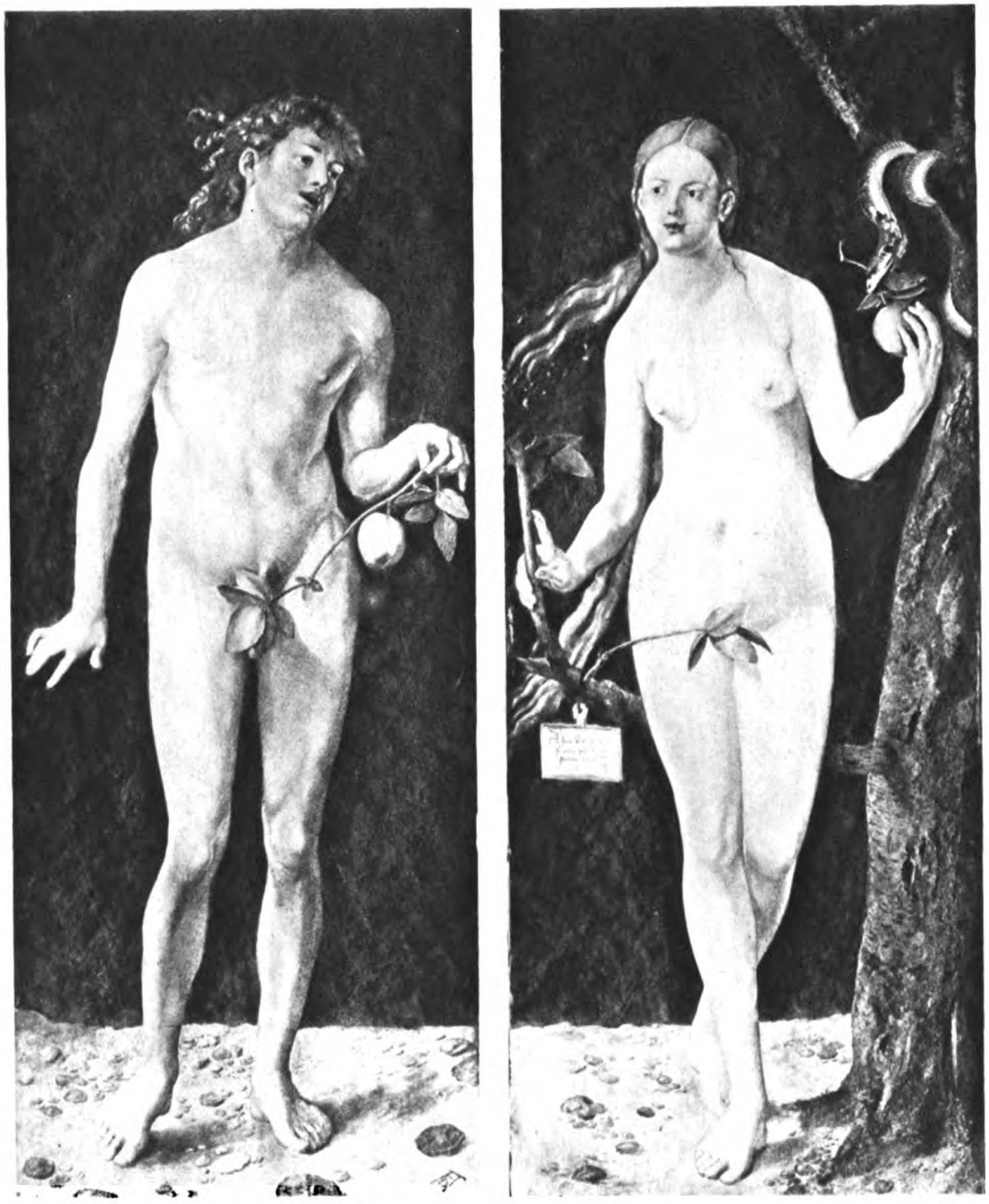
UNIV. OF
CALIFORNIA

Dürer: Selbstbildnis

UNIV. OF
CALIFORNIA



Dürer: Hans Imhoff



Dürer: Adam und Eva

Univ. of
California

Raffael: Kopf der heiligen Barbara

UNIV. OF
CALIFORNIA

Raffael: Kämpfende

Entwurf zu einem Relief unter dem „Apollo"

UNIV. OF
CALIFORNIA

Dow: Frauenbildnis

UNIV. OF
CALIFORNIA

Dow: Die Köchin

UNIV. OF
CALIFORNIA

Correggio: Ganymed

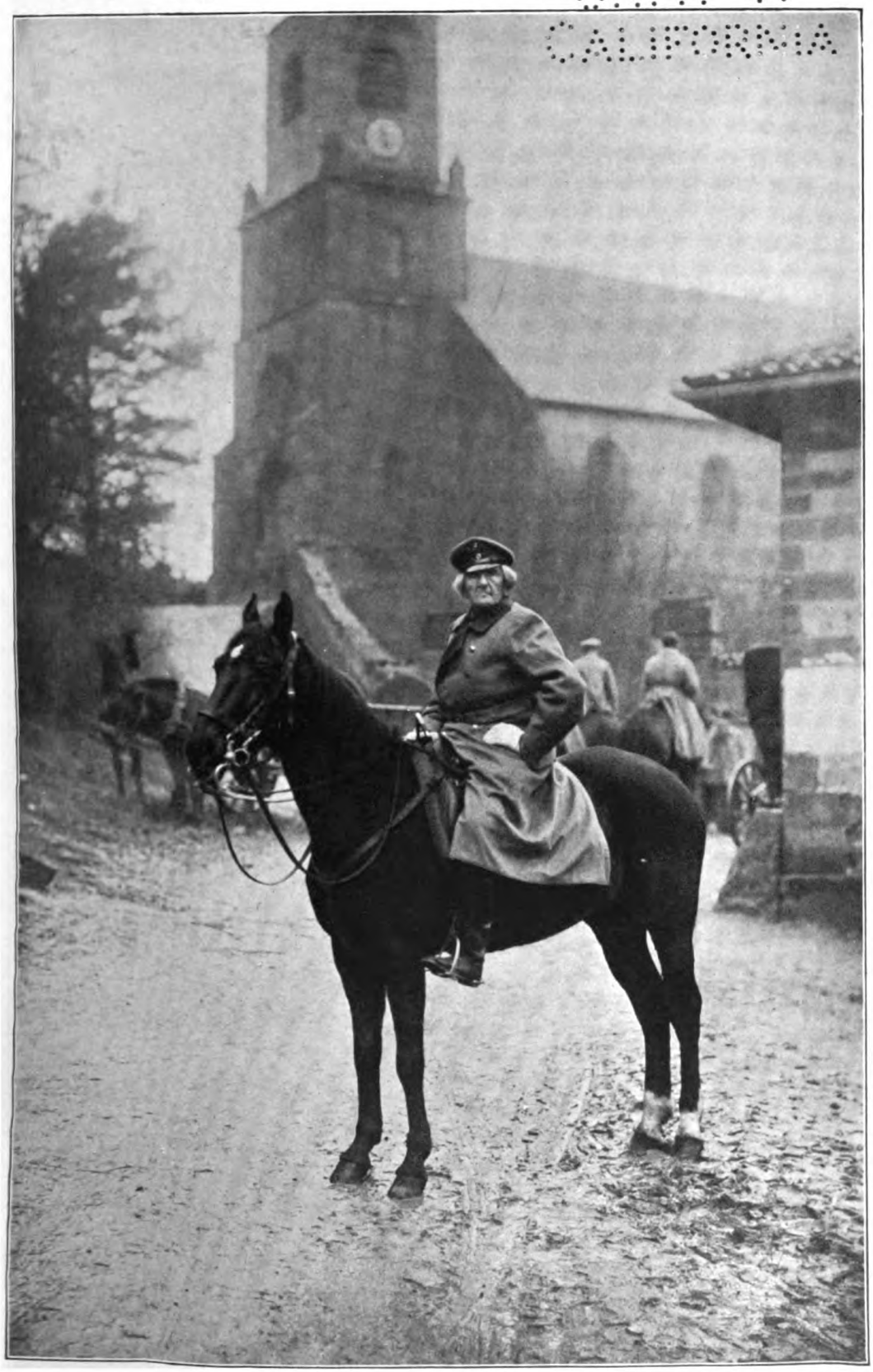
Correggio: Zwei Amoretten

Ausschnitt aus dem Bild Danaë

UNIV. OF
CALIFORNIA

Dem Verfasser [illegible] Graf Saucken auf Julie
[illegible] von der Verfasserin [illegible]

UNIV. OF
CALIFORNIA



Generalfeldmarschall Graf Haeseler im Felde
Nach der neuesten Aufnahme von Eugen Jacobi, Metz

UNIV. OF
CALIFORNIA

Arena
Oktav-Ausgabe von Über Land und Meer

Der Rubin der Herzogin

Roman

von **Rudolf Presber**

(Fortsetzung)

„Ja," sagte Skupinsky. „Und dieser elende Mücke macht spitze Anspielungen, das hört' ich auch ... In Granada im Gesandtensaal hat der Kerl doch von „Irrtümern" gesprochen — von „Täuschungen", denen man sich in Einschätzung seiner Umgebung zuweilen hingibt und die dann von blitzartigen Erkenntnissen zerstört werden."

„So 'n Quatsch!" Das Wienertum Selmas changierte im Alleinsein mit Scupinsky rasch und seltsam. „Was hat er hier auf dem Schiff schon „blitzartig erkennen" können, der Lackstiefelprinz, der Krawattenfatzke, wenn er da unten an der Riviera nichts blitzartig gemerkt hat? Du wirst nervös, mein Lieber. Alterserscheinungen — was? Auch deine Finger sind nicht mehr so sicher. Bloß noch lang. Du mischst schon schlecht, wenn du mit einem ausgesuchten Blödian à la Zwingenberg spielst, der vom vielen Pilsner den Gehirndrall hat. Da wird bei größeren Unternehmungen nicht viel herausschauen."

„Daraus soll ich wohl die Drohung hören, daß du spätestens in Amsterdam ...?"

„Hör was du willst mit deinen feinen Ohren. Aber möglich — spätestens ..."

„Ach — du bildest dir wohl ein — dieser Nußknacker, der Zwingenberg ..."

„Onkel Scupinsky!" ertönte Fritzchens Stimme von draußen, und gleichzeitig bearbeitete der Absatz eines Kinderstiefels energisch die verschlossene Kabinentür.

„Da hör mal — „Onkel" nennt er mich schon, dieser miserable Bengel! Könnt' ihm so passen — keinen Vater und zwei Dutzend reiche Onkels." Scupinsky zog wütend die Enden seines violetten Selbstbinders zusammen, als wolle er sich erwürgen.

 Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

„Wenn er viel so echte und so nette Onkels hat wie dich, kann er lachen.“ Selma befestigte einen koketten florentinischen Strohhut mit einer langen Nadel auf ihrem Kopf, als sie diese Überzeugung äußerte; und sie genoß dabei im Schrankspiegel das Bild, wie Scupinsky sich ärgerte.

Scupinsky haßte den Jungen, der überall herumkroch und herumspionierte, um dann, wie aus der Pistole geschossen, immer die unangenehmsten Dinge zu sagen und zu fragen. Aber er hatte Gründe, es mit diesem zudringlichen Sprößling seiner Nachbarin von der Luxuskabine nicht zu verderben. Er steckte sogar beim Diner Mandeln und Schokoladeplätzchen für ihn ein und schenkte ihm Münzen, die nichts wert waren, und gestempelte Briefmarken von seinen ungarischen und italienischen Drucksachen.

„Onkel Scupinsky!“ Der Absatz polterte wieder an die Korridortür. „Ihr sollt kommen, läßt Herr Hobsen Euch sagen. Wir fahren nun an Land zu den Negern.“

Diesen Irrtum, daß Marokko ganz von Negern bevölkert sei, ließ sich Fritzchen nicht nehmen. Als ihm Grabusch gestern über die Hautfarbe der Einwohner Marokkos einige der Wahrheit entsprechende Mitteilungen gemacht, hatte er plötzlich losgebrüllt, so daß der verblüffte Amtsgerichtsrat in den Verdacht kam, er hätte in einer sadistischen Regung den lieben Jungen mißhandelt. Es war nicht abzusehen, wie Fritzchen sich benehmen würde, wenn er nun wirkliche Marokkaner, die nicht ganz schwarz waren, in Tanger zu sehen bekam.

Selma hatte sich lächelnd und hingebungsvoll in Scupinsky eingehakt, als sie — das Bild eines in Liebe einigen Paares auf der Vergnügungsreise — an der Schiffstreppe erschienen. Scupinsky zog mit ermunterndem Scherzwort an der freien Hand Fritzchen hinter sich her, der den schwierigen Versuch machte, dem Onkel Scupinsky beim Nachzotteln hinten auf die gelben Stiefel zu treten. Es war ein sehr liebes und rührendes Schauspiel für alle, die nicht wußten, daß dieser in väterlicher Nachsicht lächelnde Scupinsky soeben Selma mehrfach und mit dem Nachdruck der Überzeugung eine „Kanaille“ genannt und den dringenden Wunsch ausgesprochen hatte, das liebe Fritzchen mal im Dunkeln nach Herzenslust zu vertobaken.

Die meisten Passagiere drängten sich noch an der Treppe zusammen, wie Schafe vor dem Gewitter, und spähten hinüber nach der im Sonnenglanz des Mittags weiß und fremdartig im Halbrund aufsteigenden Stadt.

„Als ob das alles aus schlechtem Zucker wäre!“ sagte Kloppenbusch.

Herr von Oltzendorff hatte wiederum die vom breitrandigen Panama beschattete Schwester am Arm. Er rief über die Köpfe der andern hinüber zu Hobsen, der, wichtig die Uhr in der Hand, mit dem Kapitän die Stunde der Rückkehr besprach: „Hallo, Mister Hobsen, was werden Sie uns zeigen?“

Hobsen, ohne sich umzuwenden, rief zurück zur Orientierung für alle: „Unser Programm ist das folgende: Am Bab el Marsa erwarten uns die Esel.“

„Wer erwartet uns?“ fragte Viktoria, die beim Schwanken ihres Bades etwas Wasser ins Ohr bekommen hatte.

„Die Esel.“

„Wir besuchen dann den kleinen Socco, großen Socco, Kasbah, Gefängnis, Bab el Dakhl, Plaza grande, Garten der deutschen Gesandtschaft und das Kap Spartel.“

„Aha!“ nickte Herr von Oltzendorff, der keine Ahnung hatte, was eigentlich der „kleine Socco“ oder was die „Kasbah“ war.

„Na, die Esel werden's schon wissen, wie ich auf den großen Sacco komme und auf den Kaspar,“ meinte Kloppenbusch und schickte sich an, vorsichtig die steile Treppe hinunterzusteigen in das mutwillig schaukelnde Boot.

„Zuerst bitte die Damen!“ rief der Kapitän. Er stand ordnend, überschauend oben an der Treppe. Schon in Zivil, denn er wollte den Ritt durch Tanger mitmachen, ein weiches breitrandiges Filzhütchen verwegen auf dem Kopf und in seinem ungewohnten hellbraunen Sakko nicht ganz so gut und forsch aussehend wie in seiner blauen Uniform.

„Sagen S', bitt' schön, Mister Hobsen —“ in Schwammerl war der Reitergeist seiner Dienstzeit bei den Traniulanen erwacht — „bitt' schön, wär's nicht möglich, daß ich anstatt so einen dummen Esel einen echten Araber reiten möcht'?“

„Die Esel im Orient sind nicht so dumm wie bei uns,“ belehrte ihn der Kapitän, während er galant Tilly Schuch auf die ersten Stufen der knarrend in den Eisenketten schwankenden Treppe half.

„Mag schon sein, Herr Kapitän. Aber für einen alten Kavalleristen ist halt doch ein Esel ein Esel.“

Kloppenbusch war kein Kavallerist; aber er dachte, daß das für ihn nicht anders sei. War aber sehr zufrieden, daß ihn ein Grautier und kein feuriger Araber erwartete.

„Wir woll'n schließlich auf dem Socco doch keine Kostümquadrille reiten, sondern uns Tanger anschauen,“ meinte Reubke etwas ärgerlich. Denn ihn peinigte der Gedanke, daß Schwammerl in seiner nachlässigen wienerischen Schlankheit auf einem arabischen Vollblüter eine ganz gute Figur machen würde; was auch Tilly Schuch kaum entgehen konnte. „Und schließlich wollen wir doch auch ein bißchen Afrika photographieren, nicht wahr? Das kann man doch auf keinem arabischen Renner.“

Hierbei verschwieg er, daß er persönlich auf einem arabischen Renner auch andre Dinge nicht konnte. Zum Beispiel: reiten.

Im Hinabsteigen sagte Mücke gönnerhaft zu den Herren: „Im Gewühl der Straßen da drüben vorsichtig sein mit Börsen und Juwelen, mit Uhren — Ringen und so!“

Erich war es, als ob der blasse Jüngling ihn dabei mit etwas zugekniffenen Augen spöttisch fixierte, wie er das schon am Morgen auf dem Weg über die Felsgalerien Gibraltars mehrfach getan hatte. Aber da gerade, von hinten geschoben, die junonische Frau Tiegs mit einem „Pardon!“ seinen Arm nahm, beachtete er Mücke nicht weiter und führte, galant von Stufe zu Stufe vorgehend, die Dame die schwankende Treppe hinab.

Das breite Boot, in dem sechs Matrosen unter Aufsicht des dritten Offiziers mit Rudern und Tauen hantierten, tanzte höchst verwegen auf der Mittagbrandung. Bald schien es tief unter dem Treppenrand für immer in einem Wellental verschwinden zu wollen, bald wurde es vom anbrandenden Wasser so dicht an das Geländer getragen, als ob es unbedingt da oben kleben bleiben sollte.

Geschoben, gehoben, gehalten, geschubst, jetzt mit den Beinen in der Luft schwebend, jetzt wieder mitgenommen von dem ins Wellental zurückfliehenden

Bootboden, waren die Passagiere schließlich alle glücklich untergebracht. Eng wie die Salzheringe verstaut, aber heilfroh, nicht in das unruhige Wasser gefallen zu sein.

Gesprochen wurde wenig während der Fahrt von der offenen Reede nach dem Landungsplatz am Hafentor. Und die Gedanken der in der breiten Nußschale in kurzen heftigen Stößen über die kleinen weißen Wellenberge Hingetragenen waren recht verschieden.

Wenn ich da drüben keinen echten Araber zwischen die Schenkel kriege, dachte Schwammerl, so geh' ich schon lieber zu Fuß. Meine alten Regimentskameraden möchten ja lachen, wenn sie erfahren, daß der Josef Schwammerl auf einem Esel wie das Christkind ... und erfahren tun sie's sicher; denn was sie schon bei uns alles schwatzen in den Cafés und bei der Menge von Kodaks, die wir mithaben ...

Hobsen dachte, daß er froh wäre, wenn er alle wieder glücklich auf dem Schiff hätte. Daß ihn Elisabeth Hunneberg ohne viel Komplimente ersucht hatte, Fritzchen mit vorn auf seinen Reiteſel zu setzen, während die ihm sympathische Agnes Hennerich auf dem Schiff Handschuhe mit Benzin reinigen sollte, machte ihm das marokkanische Abenteuer nicht genußreicher. Er beschloß, das Programm zu kürzen, und der Kavalkade nur den Marktplatz, das Villenviertel, die Kasbah, das Gefängnis und die Judenstadt zu zeigen, Fritzchen aber unter dem Vorwand des väterlichen Festhaltens kräftig in die Weichteile zu kneifen, wenn der liebe Junge nicht aufhörte, dumme Fragen zu stellen.

Reubke dachte, daß er — für den Fall, daß Schwammerl sich wirklich in so imponierender Weise beritten machen sollte — nicht mitkonkurrieren, sondern Mückes leise vorhin geäußertem Vorschlage näher treten wollte. Diese verwegene Proposition aber ging dahin, sich unvermerkt von der Gesellschaft zu trennen und mit einem eignen Dragoman rasch mal jene arabischen Caféhäuser aufzusuchen, in denen der echte Bauchtanz exekutiert wurde, von dem man zuweilen in europäischen Tingeltangels bescheidene, von der Polizei streng zensierte Imitationen sah. Die durchaus nicht schüchternen Aufnahmen, die Reubke von dieser echt orientalischen Veranstaltung zu nehmen gedachte, würden sicherlich in verschwiegenen Freundeskreisen Aufsehen machen und seinen Ruhm als Reisenden und Schwerenöter an Stammtischen und in Rauchzimmern ins Unmeßbare steigern.

Tilly Schuch dachte, daß sie, um in dieser tanzenden Nußschale ja nicht wieder seekrank zu werden, immerzu nach der klassischen Nase der gegenübersitzenden Frau Tiegs schauen wollte und bei Leibe nicht auf die Wellen, die ihr leider vorkamen wie wahnsinnig gewordenes Fleischgelee. Und auch nicht nach den blendendweißen Häusern von Tanger, die sie enggereiht angrinsten wie gefletschte Zähne.

Viktoria von Oltzendorff dachte, daß der Riesenkasten mit den zwei Panzertürmen, der dort links, unbewegt wie eingerammt, über dem schaukelnden Hafengewässer ragte, ein englisches Kriegsschiff sei; und daß es einen zuzeiten wie ein heller Blödsinn anmute, wenn man von Berlin nach England wollte, die Route über ein schlechtes Hotel in Genua, die blutige Arena von Barcelona und die beunruhigte Reede von Tanger zu wählen.

Zwingenberg dachte, daß er nun — da ihm dieser üble Scupinsky vierhundert Mark im Kartenspiel abgenommen — sich in Tanger erst vorsichtig nach den Bierpreisen erkundigen wollte, ehe er ein echtes Pilsner bestellte. Das kostete gewiß in diesen käseweißen Spelunken so viel wie französischer Sekt in Deutschland. Eis würden sie wohl auch keines haben und bloß Flaschen. Und das nach dem Pfropfen schmeckende würden sie nicht zurücknehmen. Der Teufel mochte wissen, wie der Pfropfen auf arabisch hieß. Vielleicht gab es „Einheimisches", von dem er sich allerdings keinen rechten Genuß versprach.

Kloppenbusch dachte, daß wenn er, was Gott verhüten möge, eine Hochzeitsreise zu machen hätte — wie dort das Ehepaar Häfele, das mit verschlungenen Händen und geschlossenen Augen dasaß, als erwarte es die Mitteilung seiner bevorstehenden Hinrichtung — just die Stadt Tanger kaum das Vergnügen haben würde, seine Eheliebste in der Blüte ihres Glückes zu begrüßen. Dann fiel ihm ein, daß der Hafen hier „bloß" einige dreißig Meter tief sein solle, daß er persönlich aber nur ein Meter fünfundsechzig groß war; was für den Fall des Umkippens dieses Bootes, womit er stark rechnete, ein peinliches Mißverhältnis zu seinen Ungunsten ergab.

Scupinsky dachte, daß er eine seiner blödesten Stunden gehabt haben müsse, als er Selma an der Singspielhalle zu Nizza, für die sie schon engagiert war, kontraktbrüchig werden ließ und mitnahm auf diese Seereise, bei der ihm noch keiner der Kavaliere den erwünschten Anlaß gegeben hatte, als erzürnter Ehemann eine Buße für seine verletzte oder schwer gefährdete „Gattenehre" zu fordern. Und daß er weder Mücke veranlassen konnte, seinen Tod zu beschleunigen, noch Selma, auszusteigen, verbitterte ihm die kleine Freude an dem leichten Gewinn der vierhundert Mark und an dem Bewußtsein, daß den Rubinring der Herzogin niemand im doppelten Boden seines in der Kabinenecke stehenden Zylinders vermuten oder gar finden werde.

Erich empfand das starke Schaukeln des Bootes wie ein angenehmes Wiegen, das seine verwirrten und verirrten Gedanken und Gefühle beruhigte. Was ging ihn eigentlich diese ganze dumme Geschichte mit dem Brief Hildes an? Wer war denn Hilde? Eine Stewardeß, eine frühere Krankenschwester — was auch in vielen Fällen nur ein besseres Dienstmädchen bedeutet, oder —? Pfui, er schämte sich dieses Gedankenganges. Hilde hätte, ein bißchen modisch zurechtgemacht, hier überall zwischen diesen Passagieren sitzen können, die ihr Glück, ihr Geld, ihre gesellschaftliche Stellung um Europas Westspitze auf eine Luxusjacht führte. Sie hätte mit ihrem feinen, ein bißchen blassen Gesichtchen und den schönen langbewimperten Augen darin, mit ihren knospenden Formen und ihren leichten, sicheren Bewegungen zehnmal lebensfrischer ausgesehen wie Frau Tiegs, deren steinerne Noblesse eine nach dem Museumskatalog brüllende Langeweile war; und hundertmal vornehmer als diese krähende Signora di Venticinque, deren stupsnäsiges Soubrettengesicht sich ausnahm wie eine billige Friseurreklame zur Karnevalszeit in Berlin NO. Aber der Brief ... Und die verworrene, Reue stammelnde Rede von dem Gift ... er konnte sich nicht getäuscht haben — sie hatte „Gift" gesagt — es gab ja auch gar kein deutsches Wort, das ähnlich zum Verwechseln

klang ... Und dann wieder heute morgen, als er, aus dem Kabinengang heraustretend, die hübsche Kleine fand, wie sie, frisch wie der Morgen selbst, Hänschen ein gespartes Stückchen Zucker mit spitzen Fingern zwischen die Stäbe des Bauers steckte und sich von Peterle lachend die krumme Pfote geben ließ ...

„Aussteigen, vorsichtig aussteigen!" mahnte der Offizier, der schon auf die Balken der Landungsbrücke gesprungen war.

Und der Kapitän, der die ganze Fahrt über ärgerlich seinen ungewohnten Hut festgehalten hatte, sprang jetzt leicht wie ein Gummiball zuerst an Land und rief: „Erst die Damen! ... Geben Sie mir beide Hände — sooo!"

Alle stiegen aus, als Letzter Adam Balzer, der abgesägte kleine Kapellmeister, von dem eigentlich keiner bemerkt, daß er mitgefahren war, da er, schmal und bescheiden, hinter den rudernden Matrosen gesessen, und der jetzt gleich, schüchtern den Hut ziehend, sich in der Menge verlor, um auf eigne Gefahr für das Honorar des Kapitäns sich sein Teil Afrika anzusehen.

Ein bunter, zudringlicher Haufe umschwirrte und umschwatzte die etwas steif von der Überfahrt ans Land Gestiegenen.

Bunte Burnusse, aus denen braune, gelbe, schwarze Köpfe wie aus Säcken wuchsen. Schmutzige Turbane wie Riesenwülste über verschmitzten dunklen Augen. Das weiße Wolfgebiß eines herkulischen Negers, der immer dasselbe unverständliche Wort schrie. Das feine, schlaue Lächeln eines gebückten Juden über dem glänzend schwarzen Kaftan. Unbewegt wie weißumwickelte Bronzefiguren, um die Lippen ein verächtliches Lächeln für diese vorwärts geschobene Europäerherde, ein paar hochstämmige Kabylen bei den alten rostigen Kanonen am Hafentor ... Und jetzt vor ihnen das Gewühl der Hauptstraße. Nickende weiße Esel mit hochbepackten geflochtenen Körben. Schreiende Wasserverkäufer, den rindsledernen Schlauch über der tiefhängenden Schulter, mit den Kupferbechern klappernd. Bis zu den unruhig flackernden Augen weißverhüllte Weiber, eine braune grellberingte Hand wie eine Agraffe im Schleier unter dem Kinn, auf dottergelben Pantöffelchen vorbeihuschend. Ein gemästeter Neger, in den ebenholzschwarzen Backen die Narben des Familienzeichens wie schlecht geheilte Mensurschmisse. Und ein Geruch über allem von Zichorie, Fett, Staub, Schweiß, Häuten, Wolle.

Da in den Säcken mußte Kaffee liegen und dort in den verschnürten Päcken Tabak. Und trotz der niederbrennenden weißen Sonne die Steine glitschig von verschütteten Flüssigkeiten, zertretenen Früchten und gequetschten Gemüseblättern.

„Hier sind die Esel — hier!" schrie Hobsen, einen in wüstem Sprachengemisch mit ein paar marokkanischen Treibern, meist jungen Kerlen, deren tiefbraune Brust offen lag, geführten Zank unterbrechend.

Jeder suchte sich nun, von arabischem Geschrei beraten, von hilfreichen Händen in alle möglichen Körpergegenden gegriffen und geboxt, ein Reittier aus. Kräftige, gutgehaltene Esel waren's, die ihre Stadt kannten und ihre winkligen, gebirgigen Gassen, an denen steil, glatt und weiß die Häuser aufsteigen, als müßten sie da oben den blauen Himmel tragen. Diese Gassen, in deren beklemmender Enge kein Wagen fahren kann und in denen ein

ewiges Geschrei und Gelärm brandet, von dem man nicht weiß, wer es verursacht und wozu es gemacht wird.

In langem Zug, Esel hinter Esel, bewegte sich die Gesellschaft durch die von tausend Gerüchen erfüllten Sträßchen.

Nur Frau Tiegs und Zwingenberg hatten Maultiere erwischt. Die üppige Bankdirektorsgattin bildete durch ihren höheren Sitz ein imposantes Mittelstück für die wunderliche Karawane. Sie schien die Königin, die hier geleitet wurde; und sie war schweigsam, wie die Majestät sein soll. Zwingenberg aber machte trübe Erfahrungen mit seinem stolz eroberten Reittier, indem dieses die unbezwingliche Neigung bezeigte, in verschiedene Haustore einzukehren, an denen die andern längst vorüber waren. Auch schlug es hier und da plötzlich nach hinten aus und warf gleichzeitig den Kopf zurück.

Kloppenbusch hatte nur noch einen unansehnlichen Esel mit Damensattel gefunden. Er hockte tief in der roten Lehne wie in einem geräumigen Kinderstuhl. Die Angst peinigte ihn, daß der Leibgurt seines Reittiers reißen und er nach hinten fallen könnte.

„Tief fällt man ja nicht, aber dreckig," sagte er aus diesem Gedankengang heraus und fügte seufzend hinzu: „Das ist nu mal so: wären die Esel verlost worden, hätt' ich sicherlich den besten gewonnen, den dort der lange Oltzendorff reitet. Aber das weiß ich im voraus: wenn keine Lotterie gemacht wird, sauf' ich allemal rein."

„Wo ist denn Schwammerl?" fragte Reubke den hinter ihm sein phlegmatisches Grautier mit seinem Spazierstock bearbeitenden Mücke.

„Er ist zurückgeblieben. Verhandelt am Hafentor mit einem Kabylen, der aussieht wie ein Straßenräuber. Will partout auf einem feurigen Araber durch Tanger reiten."

Bergemann ritt auf seinem schäbigen, aber ganz munteren und zum Trab geneigten Tier bei einer Straßenkreuzung an dem Ehepaar Häfele vorbei, das mit seinen von dicken, unangenehm summenden Mücken belästigten Eseln viel Last hatte. Er reihte sich dicht hinter Erich wieder ein.

„Sie sind verstimmt, lieber Erich?"

„Vielleicht ein wenig." Und unbekümmert darum, daß es der vor ihm reitende Mücke wohl hören konnte und auf sich beziehen mußte, fügte er scharf akzentuierend hinzu: „Es ist da ein Herrchen in der Gesellschaft, das scheint's das warme Klima nicht vertragen kann. Es hat, wie Hamlet, „zu viel Sonne". Anders wüßte ich mir gewisse kleine Belästigungen in Blick und Wort nicht zu deuten, mit denen der taktvolle Mann mich seit gestern beehrt. Ich werde noch ein Weilchen zusehen und dann ..."

„Das ist der Markt!" schrie Hobsen an der Spitze, seinen Esel durch ein Tor lenkend, wozu er Fritzchen, der unruhig und ewig quängelnd vor ihm im Sattel hing, stark in den Hinterbacken kniff. Und das Gequietsch des Jungen übertönend, wiederholte er, sich in den Steigbügeln aufrichtend, überlaut: „Der — Markt!"

Die Erklärung war ziemlich überflüssig. Denn dieses Gewühl von Feilschenden, Schreienden, Herumlungernden zwischen Hühnern, Eiern, Datteln, Tauben, Warenballen, Maiskolben auf dem unebenen großen Platz hätte auch ohne Hobsens gütige Erklärung gewiß niemand für eine Sonntagsschule oder für einen botanischen Garten gehalten.

„Das weiße Tempelchen in der Mitte ist das Heiligtum des Marktheiligen, des Siri Makhi.“ Hobsen gebärdete sich wie ein Ausrufer und wiederholte den Kniff in Fritzchens Kehrseite.

Elisabeth Hunneberg, der Grabuschs Esel mit weitgeöffneten Nüstern in den Nacken prustete, begriff nicht, warum der liebe Junge so heftig aufschrie, als das Heiligtum des ihr ziemlich gleichgültigen Siri Makhi genannt wurde. Die Enttäuschung darüber, daß nur ein Bruchteil der Bevölkerung hier ganz schwarz war, ergab doch keinen zureichenden Grund zu dem Gebrüll. Aber schließlich: hier brüllte alles.

Kloppenbusch aber erklärte, daß er sich der gehörten Deutung des runden Häuschens freue, da er diese merkwürdige Gebäulichkeit sonst für etwas ganz andres, er wolle nicht sagen was, gehalten habe; obschon ihn gewisse Einblicke in wunderlich ungenierte Straßengewohnheiten dieser marokkanischen Herrschaften doch wieder den gedachten Zweck des Häuschens hätten anzweifeln lassen.

Mücke überlegte. Er hatte Erichs leise drohende Worte ganz gut gehört. Der falsche Assessor ahnte offenbar noch nicht, daß er erkannt und wie nah ihm das Verderben war. Hier in Tanger aber schien es ein Unsinn, den Hochstapler zu stellen und zu entlarven. Der Gauner hatte hier Möglichkeiten, zu entkommen. Und die große Aktion wäre im Gewühl dieser steilen Gassen verpufft. Die große Szene, die Mücke vorbereitete, verlangte die Schiffskulissen.

So trieb er sein Tier dicht an Reubke heran, der mit einem baumlangen Araber geräuschvoll um eine grobbestickte rote Ledertasche handelte, ohne daß einer den andern verstand oder ausreden ließ.

„Ich habe mich schon mit meinem Eseljungen verständigt, Herr von Reubke,“ sagte Mücke, indem er den Kauflustigen mit dem blanken Goldknopf seines Lordmayorstockes an der Schulter berührte, so leise es der Lärm erlaubte, „der Bursche — Hassan heißt er natürlich — spricht gottlob ein paar Brocken Französisch. Er hat mir gesagt —“

Hassan stand schon dabei, ein halbnackter, sehniger kleiner Kerl mit verschmitzt-lustigen Augen, von denen das eine heller war als das andre, und einem etwas kürzeren Bein, das seinem Gang etwas mephistophelisch Hüpfendes gab. Er hatte schon verstanden, daß von ihm die Rede war, und all seine Kenntnisse und sein schönstes Französisch zusammenraffend, eiferte er: „oui, messieh — oui — moi — vous — Café — avec — danse — comme ça ... oui, belles femmes — oui — danse — comme ça ...“

Und sein schmieriges Oberkleid, an dem nicht mehr viel zu verderben war, mit rücksichtslosem Griff bis unter den Nabel einreißend, begann er, breitbeinig zwischen den beiden Eseln stehend, mit vorgestrecktem Bauch, zurückgenommenen Schultern und die Ellbogen hochziehend, die wunderlich schlotternden und wabbelnden Bewegungen der Bauchmuskulatur nachzuahmen, die von den bescheidenen Orientalen ein Tanz genannt und als solcher mit heißen Augen bestaunt wird.

„Shocking!“ sagte Viktoria von Oltzendorff, die ihr eigensinniges Grautier direkt in die Gruppe führte.

Mücke griff den eifrigen Hassan rasch an der Schulter und unterbrach die künstlerische Darstellung, ehe sie von dem Markt, seinen bunten Bildern

und wilden Gerüchen befangenen andern Mitreisenden aufgefallen war. Ein paar sanfte Rippenstöße und geflüsterte französische Ermahnungen belehrten den braunen Jüngling, daß es Zeit sei, die Führung zu übernehmen.

Unbemerkt von den andern verließen Kreuzwendedich von Reubke und Artur Mücke auf sanft trabenden Eseln den an Geräusch und Gerüchen reichen Markt von Tanger. Auf steilen, glitschigen Sträßchen, an Schustern, Garküchen, Moscheen, Fesbüglern und Gewürzkrämern vorbei strebten sie einem jener Häuser zu, in deren verschwiegenen, von schmutzigen Galerien umzogenen Höfen ein duftender Kaffee in kleinen henkellosen Täßchen gereicht wird und zu einer gräßlich eintönigen Musik alter, stumpfsinniger Neger ein paar feiste Weiber, die hennagefärbten Hände schwingend, den Bauch und seinen Gegenpol in jene lebhaften, zuckenden Schwingungen versetzen, aus denen der berühmte Bauchtanz der Orientalen besteht.

Im letzten Moment, als die Flüchtlinge eben, auf die Hälse ihrer Tiere gebückt, um die Ecke trabten, hatte Tilly Schuch die beiden enteilen sehen. Sie wußte sich nicht zu erklären, wie es kam, daß sie gerade hier in der fremden Stadt, die ihr unappetitlich, wüst und unheimlich erschien, von allen denen sich verlassen sah, die sie bisher so heftig umschwärmt hatten. Schwammerl war aus ihr unbekannten Gründen schon seit der Landung verschwunden. Und jetzt ritten Reubke und Mücke dort sorglos und ohne sich umzusehen davon.

In ihrem Stolze gekränkt, achtete die schöne Blondine kaum der Rede des neben ihr haltenden Kapitäns, der ihr meldete, er habe heute morgen während des Ausflugs der meisten Reisenden nach Gibraltar weiter nach dem Ringe forschen lassen. Leider ohne Erfolg. Aber er gebe die Hoffnung nicht auf und bäte sie, nach der Abfahrt von Tanger ihre Kabine gegen eine bessere zu vertauschen, damit noch einmal gründlich in allen Winkeln und Ritzen geforscht werden könne. Denn er wolle noch immer nicht an einen Diebstahl glauben.

Der Rubin! Auf der Lafette einer Kanone im Botanischen Garten von Gibraltar sitzend, zwischen Rosen und Kakteen — das fiel ihr jetzt wieder ein — hatte Kloppenbusch heute morgen in einer poetischen Anwandlung erzählt, er habe in seiner Jugend ein seltsames Märchen gelesen. In dieser sicher erlogenen Geschichte habe eine Königstochter von unermeßlicher Schönheit am Nil oder wo einen Zauberring verloren, der ihr lieber war als all ihr Schmuck. Und nachdem sie vierzig Nächte oder siebzig — genau wußte das Kloppenbusch nicht mehr — geweint, habe sie den zehn oder zwölf Prinzen, die sie umworben, gesagt: Wer mir den Ring zur Stelle schafft, den, nur den, beglücke ich mit meiner Hand. Und da seien die zwölf Prinzen denn augenblicklich losgezogen ... Wie das Märchen aber geendet, wußte der Nacherzähler dieser wundervollen Begebenheit nicht zu sagen, da seine ältere Schwester, als sie ganz klein war, die betreffende Seite aus dem Buche gerissen, zerknüllt und in den Mund gesteckt hatte. Aber Kloppenbusch meinte, auch der Anfang sei doch schon sehr schön; und Frau Tilly Schuch könne vielleicht ähnliches in Erwägung ziehen, wie die Prinzessin am Nil oder wo ... Darauf war dann Tilly Schuch, sie fühlte das, sehr rot geworden, und Kloppenbusch hatte sich verlegen im Kreise umgesehen. Die Herren Schwammerl, Reubke, Hobsen und Mücke aber hatten sehr verwegen dreingeblickt und

Zustimmendes geäußert. Bloß Erich Eckardt, der merkwürdige Assessor, hatte sein Marineglas am Auge gehabt und zu dem Sanitätsrat Bergemann gesagt: sein Glas sei so scharf, daß er dort die Wand am Bootsdeck erkenne, an der des Kapitäns Hänschen in der Sonne hänge. Den Vogel selbst könne er freilich nicht erkennen; aber ihm sei es, als bewege sich dort eine Gestalt. Das werde wohl die Stewardeß sein, die dem Tierchen immer Zucker gebe.

Nun wären ja die Ritter von Gibraltar schon in Tanger in alle Winde, wie Kloppenbusch das nach dem Märchen vorgeschrieben, dachte Tilly Schuch; aber den Rubin konnten sie doch hier in dem Schmutz der marokkanischen Stadt unmöglich suchen ... Da war ja Elisabeth Hunneberg heut besser dran. Der alte Amtsgerichtsrat blieb dicht an den Gurten ihres Reittiers. Und Tilly überlegte sich gerade im Weiterreiten nach der Kasbah, der verfallenen Burg von Tanger, ob dies nun in der Verliebtheit des alten Herrn seine tiefere Begründung haben möge oder aber in einer rührenden Stallfreundschaft der beiden Esel.

Da geschah etwas sehr Seltsames. Oder eigentlich eine Reihe von seltsamen Begebenheiten jagte sich mit so affenartiger Geschwindigkeit, daß später erst — auf das Schiff zurückgekehrt — die einzelnen, die sie miterlebt, durch Rede und Gegenrede so etwas wie Ordnung und Folgerichtigkeit in das Erlebte und Geschaute brachten. Das Genaueste aber konnte später Viktoria von Oltzendorff aussagen, die mit Hilfe ihres Bruders gerade vom Esel gestiegen war und gegen entsprechenden Backschisch einige interessante Volkstypen und maurische Gruppen photographierte.

Dieses aber waren die alle in Erstaunen setzenden Ereignisse auf dem Markte in Tanger.

Aus einer Sackgasse kam bergab galoppierend, ohne Hut und mit nachfliegenden Bügeln, ein Europäer. Ein fluchender Araber lief auf nackten dürren Beinen hinterher. Der Reiter war Josef Schwammerl, der seinen gemieteten echten Araber, einen hochknochigen, hartmäuligen Schimmel, für die raffinierte Reitkunst der Traniulanen nicht geeignet gefunden. Von einer Bremse nicht weniger als von Schwammerls ungewohnten Sporen beunruhigt, die der Wiener in der Tasche mit vom Schiff gebracht, ließ sich der eigensinnige Gaul aus einem kurzen, werfenden Galopp nicht mehr in friedlichen Trab zurückzwingen. Beim unfreiwilligen Sprung über einen Korb mit Kürbissen hatte Schwammerl den einen Steigbügel verloren; der blutige Hase an der Reklamestange eines Wildbrethändlers hatte ihm unsanft den Hut heruntergeschlagen und die Stirne mit Hasenblut beschmiert; und als der rabiate Schinder einen Märchenerzähler überritt, verlor Schwammerl auch noch den zweiten und letzten Steigbügel. Nun galoppierte der unglückliche Kavallerist, von der schreienden jugendlichen Hörerschar des Märchenerzählers, einem Eierhändler und einigen zerlumpten Tagedieben mit schrecklichem Geschrei und Gejohle verfolgt, ohne Hut und Bügel und ohne jede Ähnlichkeit mit einem Traniulanen die glitschige hüglige Gasse herunter und mitten hinein in den feierlichen Zug seiner Fahrtgenossen, die er gesucht und durch seinen imposanten Anblick hatte überraschen wollen. Hobsen und Kloppenbusch ritten an der Tete. Hobsen war mit dem Studium des Stadtplans beschäftigt, und Kloppenbusch hatte sich in froher Laune den Turban seines Eselführers

aufgestülpt, ohne sich recht darüber klar zu werden, daß diese Kopfbedeckung auf einem recht ungepflegten Schädel schon lange im Gebrauch war. Noch ehe die beiden Herren recht wußten, wer dieser verwegene Reitkünstler war, der an ihnen wie das Ungewitter vorbeisauste, hatte Schwammerl schon die ganze Linie der verblüfften Europäer passiert, einen Wasserträger umgeworfen und nahm seinen wilden Ritt mitten durch die kreischende, fluchende, mit Kohlstrünken nach ihm werfende Menge des Marktes nach dem von Kloppenbusch verkannten, unansehnlichen Heiligtum des Siri Makhi.

Aus unerfindlichen Ursachen aber hatte sich der Esel Anna Häfeles, die gerade friedlich, den vor ihr trabenden Gatten bewundernd, um die Ecke biegen wollte, mit einer Schnelligkeit, die ihm niemand zugetraut hätte, auf der Hinterhand gedreht. Er galoppierte wie irrsinnig und unbekümmert um die seinen Hals schreiend umklammernde Reiterin hinter dem Araber her, dem Heiligtum des Siri Makhi zu.

Hätte auch wohl sein Ziel erreicht, wenn da nicht ein unscheinbarer Europäer im Wege gestanden hätte, der gerade beim Einkauf von zwei Bananen betrogen wurde. Annas rabiater Esel aber hatte keinen Respekt mehr vor Europäern, er riß den Erschreckten, an dem eben erst ein Araber en pleine carrière vorbeigesaust war, rücksichtslos um. Dieser griff fallend in seiner Todesangst nach den herabhängenden Zügeln, wurde zwei, drei Schritte durch faules Obst geschleift und brachte dann allein durch sein Gewicht den Esel zum Stehen.

Als sich aber der unscheinbare Europäer in seinem vom Sturz beschmutzten und in den Nähten zerrissenen Sommerpaletot erhob, war es kein andrer als der Kapellmeister Adam Balzer, der nach dem Stadtplan zu Fuß auf den Markt gefunden und zur Erinnerung für seine Familie einige seltene, in Nordhausen weniger bekannte Früchte hier zu erhandeln gedachte.

Balzer wurde umringt und beglückwünscht. Und obschon ein alter Araber, dem ein Auge und alle Vorderzähne fehlten, sehr lebhaft behauptete, er sei der kühne Bändiger des rabiaten Esels — was kaum stimmen konnte, da er drei Meter davon auf einer Hühnerkiste geschlafen hatte — wurde Adam Balzer allgemein als Retter Anna Häfeles gefeiert.

In dem unbeschreiblichen Tumult, der nun entstand, verlor Zwingenberg seine mitgeführte Frühstückstasche, Elisabeth Hunneberg einen Halbschuh, Grabusch seinen Zwicker und der Kapitän seine Geduld. Mit Hobsens Hilfe und eines stämmigen Marokkaners, der so etwas wie Polizist sein mußte und mit einem Stock rücksichtslos in den Knäuel der kreischenden Marktleute hieb, gelang es Jürgens endlich, seine Truppe wieder zusammenzutreiben und unter Verzicht auf die übrigen Sehenswürdigkeiten nach dem Hafentor zu steuern. Womit alle sehr zufrieden waren, besonders Kloppenbusch, der in Erfahrung gebracht hatte, daß zwei der nicht genossenen Hauptsehenswürdigkeiten ein Gefängnis und ein arabischer Friedhof seien. Gefängnisse aber interessierten ihn nicht, da sie seiner Meinung nach nur eine Ansammlung nicht immer zuverlässig verwahrter schlechter Menschen zu bieten hatten; und der arabische Friedhof konnte schließlich nicht reizvoller sein als der Genueser Camposanto, der auch Cimiterio hieß und den er durch Schicksalsfügung und Unkenntnis der Landessprache an einem Tage zweimal besichtigt hatte.

... Das Diner an Bord stand ganz unter dem Eindruck der Erlebnisse auf dem Markte von Tanger.

Die Anker waren schon gelichtet, die Fahrt nach Kadiz, das am andern Morgen in der Frühe erreicht werden sollte, hatte begonnen. Der Kapitän erschien nicht bei Tisch.

Elisabeth Hunneberg schilderte beredt die Angste, die sie ausgestanden, als sie plötzlich Fritzchen, den lieben Jungen, nicht mehr vorn auf Hobsens Sattel sah. Worauf Viktoria von Oltzendorff kühl bemerkte, daß es auch ihr lieber gewesen, wenn Fritzchen auf Hobsens Esel seßhaft geblieben wäre; denn dann wäre er nun nicht auf den Platten, die sie Beppo Marlettino vorhin zum Entwickeln gegeben hatte und auf denen der Junge sicher die rein marokkanisch gedachten Gruppenbilder durch seinen europäischen Lausbubeneinschlag störte.

Reubke hatte an Tillys eisiger Art, mit der sie ihm die Tomatensauce zu der Pièce de bœuf braisée à la Châtelaine weitergab, bemerkt, daß er in Ungnade gefallen war. Er war etwas ermattet von dem fleißigen Photographieren in dem merkwürdigen Hause in Tanger. Auch litt er unter der angstvollen Vorstellung, man müsse es sehen, daß ihn eine der Tänzerinnen — sie hieß Fatme und war von einer unaussprechbaren Oase — ins Ohrläppchen gebissen. Auch noch in das rechte, das Frau Tilly Schuch zugekehrt war.

Diese aber beachtete ihn nicht mehr, als ob eine Porzellanpagode neben ihr sitze. Sie unterhielt sich eifrig mit Bergemann und Erich, den sie auch durch eine in Tanger gekaufte, etwas welke Blume von ihrer Brust mit bezauberndem Lächeln auszeichnete.

Durch die Gespräche bei Tisch erfuhr Kreuzwendedich von Reubke erst, daß es auf dem Markte beinahe ein Malheur gegeben hätte. Es war ihm nicht ganz unlieb, zu erfahren, daß gerade Schwammerl an der raschen Beendigung der Entdeckung der marokkanischen Hauptstadt die Schuld trug.

„Wenn man nicht reiten kann, soll man zu Fuß gehen," sagte Herr von Oltzendorff scharf, indem er zum Arger Viktorias, die nach ihm bedient wurde, das letzte Bruststück von der Poularde nahm.

„I kann au net reite," gestand Otto Häfele treuherzig, „aber i weiß net, es ischt ganz gut gange."

„Sie haben ja an Ihrer Frau Gemahlin gesehen, daß es auch anders gehen kann als ganz gut," bemerkte Grabusch.

Das Annale errötete. Denn sie wurde den beschämenden Gedanken nicht los, daß bei ihrem wilden Ritt allerlei an ihrer Toilette nicht in Ordnung gewesen sei und daß sich den Gaffern von Tanger manches enthüllt habe, was in Cannstatt noch kein Mensch gesehen.

„Es ist ein Unterschied, ob man im Gelände bei Wien einen Tattersallgaul reitet oder einen Vollblutaraber in den Straßen von Tanger," entschied Oltzendorff und bediente sich reichlich mit Kompott.

Schwammerl am Nebentisch, für den schließlich alle diese Bemerkungen bestimmt waren, saß, vom Hasenblut gereinigt, sehr klein und still vor seinem unergiebigen Hühnerknochen, auf den er in begreiflicher Zerstreutheit einen Berg von Senf gehäuft hatte. Er selbst hatte sich einen Vollblutaraber

anders gedacht und die Straßen von Tanger auch. Er wußte heute abend überhaupt nur das eine: daß der Ritt nicht die fünfundzwanzig Franken wert war, die er gekostet, und daß es für die nächste Zeit keinen fanatischeren Fußgänger geben würde wie Josef Schwammerl aus Wien. Immerhin tröstete ihn in seinen wehmütigen und beschämten Betrachtungen eins: Tilly Schuch hatte vorhin auf der Treppe sehr teilnahmsvoll gefragt, wie ihm der Sturz in die Rübenkiste — mit der sein Abenteuer am merkwürdigen Heiligtum des Siri Makhi geendet hatte — bekommen sei. Er wußte nicht, daß Reubke und Mücke eine wissenschaftliche Privatexkursion ins Innerste der Stadt unternommen hatten und daß er somit der verlassenen Witwe, die den für sie schmeichelhaften Zweck seiner verwegenen Reitkünste wohl ahnte, immer noch als der Getreueste ihrer Gefolgschaft erschien.

Mücke aber verstand von all dem gar nichts, da er, etwas ermattet, als letzter aufs Schiff gekommen war und — aus Reinlichkeitsbedürfnis nach den gründlichen Erforschungen der orientalischen Tanzkunst — vor dem Diner noch rasch ein warmes Bad genommen hatte.

„Es ist schön, zu denken," sagte Tilly Schuch und fuhr über ihr blondes Haar, das heute abend so herrlich golden glitzerte, als habe es von der Sonne von Tanger neue Kraft in sich gesogen, „schön, zu denken, daß es noch wahre Ritterlichkeit in der Welt gibt."

„Haben Sie das je bezweifelt?" fragte Herr von Oltzendorff nicht ohne Schärfe, indem er sich, um seine Verdauung besorgt, ein zweites Töpfchen Gelee neben den Rehrücken auf seinen Teller stellte. Und es lag in seiner Frage eine härtere Zurechtweisung für eine Dame, die das Glück hatte, nun schon mehrere Tage mit einem aus dem Geschlechte von Oltzendorff zu reisen und noch an der wahren Ritterlichkeit zweifeln konnte.

„Ich meine," erläuterte Tilly Schuch, indem sie an Reubkes Nasenspitze vorbei träumerisch ins Leere sah, „ich meine, die Ritterlichkeit in schlichtem Gewande überrascht uns Frauen doch immer — nimmt uns ein... erobert uns."

Zum Teufel, dachte Kreuzwendedich von Reubke, wer ist denn da von wem erobert worden? Und wer hat ein schlichtes Gewand angehabt, während ich Esel fette Araberinnen, die mit dem Bauche wackelten, photographieren mußte? Und er warf Mücke, der mit offenem Mund herüberhorchte, einen hilflos fragenden Blick zu.

Aber der Gent zuckte nur die mageren Achseln und machte ein Gesicht, als hätte die ganze Tischgesellschaft plötzlich angefangen Chinesisch zu sprechen.

Frau Tiegs, die bisher von dem Vorrecht der Statuen, nicht zu reden, einen reichlichen Gebrauch gemacht hatte, öffnete jetzt zu aller Erstaunen den schönen Mund, in den sie bis jetzt nur Céleri à la Demi-Glace geschoben, zu einer gemessenen Frage:

„Und was haben Sie eigentlich empfunden, Frau Häfele, als der Herr Sie rettete?"

Es war merkwürdig, wie Frau Tiegs an Hoheit verlor, ja wie schlankweg dumm sie aussah, sobald sie das majestätische Schweigen brach. Das lag zum Teil daran, daß das wenige, was sie redete, auch nicht gescheit war.

Reubke und Mücke wechselten wieder einen erstaunten Blick über die Tische. Es war nicht mißzuverstehen: jemand war „gerettet" worden. Anna Häfele war gerettet worden. Wovor? Wieso? Von wem?

Anna Häfele war nicht gern angeredet. Außer von Otto. Weil sie das zu Antworten zwang, deren Formulierung ihr nicht leicht fiel. Sie war in der Schule, die sie vor zwei Jahren verlassen, im deutschen Aufsatz nie so gut gewesen als im Singen und in Handarbeiten.

„Ja — also erst hab' i denkt, es ischt der Otto .. aber dann war i doch froh, daß es e anderer war — weil er so unte g'lege ischt im Dreck ..."

Diese treuherzige Offenherzigkeit der Frau Anna Häfele fand ungeteilten Beifall; obschon sich eigentlich in dieser ihrer Auffassung mehr ehrliche Fürsorge für den geliebten Gatten, als opferbereite Erkenntlichkeit für den kühnen Lebensretter aussprach. Daran war aber nur die Ausdrucksweise, nicht die Gesinnung der Frau Anna Häfele schuld. Denn in der Kabine hatte sie lang und breit mit dem liebevoll um sie besorgten Ehemann, der durchaus annahm, daß sie etwas gebrochen haben müsse, über die an den Tag zu legende Dankbarkeit gesprochen. Die Art der Rettungsaktion war Kreuzwendedich noch immer nicht klar, so sehr er sich auch geistig anstrengte, um hinter dies Geheimnis zu kommen. Aber schlimmer war, daß er nicht ahnte, wer eigentlich hier als der von allen bewunderte Held ohne Furcht und Tadel in Betracht komme. Er ließ suchend die Blicke schweifen. Einer von den Ungarn? Kaum. Die hielten sich ganz für sich, man sah sie nur bei den Mahlzeiten, bei denen nichts zu retten war. Grabusch? Der sah etwas verändert aus, da er statt des verlorenen Zwickers eine goldene Brille trug, aber durchaus nicht wie ein gefeierter Held. Erich? Der unterhielt sich so harmlos kühl mit Bergemann, daß er schon ein unglaublicher Poseur hätte sein müssen, wenn eben hier von ihm und seinem Ruhm die Rede war. Der Kapitän? Er war nicht anwesend ... Das war allerdings immer so, wenn das Schiff aus dem Hafen fuhr ... aber diesmal? Vielleicht blieb er fern, um sich Dankesovationen zu entziehen ...? Vielleicht —

Da hörte man Hobsens Stimme: „Ja, meine Herrschaften, wer hätte so viel Mut und Entschlossenheit hinter dem kleinen Kerl gesucht, als er des „Negers Traum" so gräßlich konfus dirigierte?"

Dirigierte —? Wer? ... Des „Negers Traum" ...? Einen Augenblick glaubte Kreuzwendedich von Reubke, er sei in der Eile der Rückkehr auf ein Hospitalschiff für Geisteskranke geraten.

„Ja, ja," nickte Viktoria von Oltzendorff und sah sich unbestimmt im Kreise um. „Der Held dringt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück."

Grabusch sah von seiner Ananasscheibe auf und dachte, daß sie das wohl aus Erfahrung wissen müsse. Es war kein Held so kühn vorangedrungen, daß er sie heiratete. Übrigens klang ihm der Ausspruch nach Schiller.

„Man denke, da lebt so ein unbedeutender Mensch in Nordhausen und wächst vielleicht nach unerforschlichem Ratschlusse nur auf, um einmal einer Dame, Tausende von Meilen von seiner Heimat entfernt, das Leben zu retten."

Elisabeth Hunneberg dachte, daß wenn Viktoria von Oltzendorff mit dieser Vermutung recht hätte, der unerforschliche Ratschluß eben doch schon

erforscht war. Es ärgerte sie ein wenig, daß ein Kollege in der Kunst, wenn auch ein so untergeordneter, der nicht einmal des „Negers Traum" dirigieren konnte, von dieser hochmütigen Dame gering geschätzt wurde. Deshalb sagte sie: „Musik erzieht zur Güte. Musik ist Edelsinn."

„Sie werden uns noch die ganze Weisheit des Brahmanen an den Kopf werfen," raunte Bergemann leise Erich zu, den die Unterhaltung belustigte. Er hörte mit Staunen, wie jetzt Viktoria von Oltzendorff, zum ersten Male herablassend in der Unterhaltung, fast gesprächig, Frau Anna Häfele ermahnte, recht freigebig in der Bemessung ihrer Dankbarkeit zu sein. Der Himmel müsse daraus ersehen, wie hoch sie ihr Dasein und die Freude am Weiterleben einschätze.

Otto Häfele nickte feierlich. Im stillen aber überlegte er, daß solche Reise, die an sich nicht billig war, durch gänzlich außerhalb des Programms liegende Lebensrettungen in einer Weise verteuert werden könnten, die den Plan eines anschließenden Aufenthaltes in einem holländischen Seebad illusorisch machen dürften.

... Während dieser interessant sich fortspinnenden Debatten über die Esel von Tanger, den Wert des Menschenlebens und die Pflicht der Dankbarkeit, saß der Verursacher all dieses Gedankenaustauschs oben auf dem Bootsdeck bei dem baumlangen Funkentelegraphisten Drüsseler, der gerade aus Langeweile dem Kollegen auf einem Ozeandampfer auf der Höhe von Madeira das Menu des heutigen Diners der „Astarte" zugefunkt hatte. Hier oben hatte der Held des Tages Ruhe vor den Neckereien der Stewards und Matrosen, die von Beppo Marlettino, dem alles wissenden Friseur, das Abenteuer Adam Balzers erfahren hatten, und zwar in einer weit simpleren Fassung als der im Speisesaal kursierenden. Nach dieser Meldung, die vielleicht der Wahrheit näher kam, war der Exdirigent der Schiffskapelle von dem rabiat gewordenen Reiteſel der Madame Häfele umgerissen worden, als er eben, beglückt über das Geschäft, zwei faule Bananen um das Achtzehnfache ihres Wertes erstanden hatte. Verzweifelt hatte der Stürzende einen Halt in den Zügeln gesucht und dabei die aus dem Sattel gleitende Anna Häfele an den Beinen zu fassen bekommen.

„Ich habe kein Glück," sagte der kleine Kapellmeister zu dem Funkentelegraphisten, indem er mit der Bürste Drüsselers seinen arg mitgenommenen Paletot reinigte. „Bleibe ich auf dem Schiff, so stehe ich unnütz herum, und wenn ich an Land gehe, stoßen mich die Esel in den Dreck!"

Adam Balzer konnte, als er betrübt so sprach, nicht hören, daß auf demselben Schiff, zwei Etagen tiefer, soeben Herr von Oltzendorff an das letzte Glas seiner Flasche Grand Vin Château Yquem mit dem Messer klopfte und sich erhebend, von der Schwester durch bewundernde Blicke gestärkt, die Tischgesellschaft also anredete:

„Meine sehr verehrten Damen — ehem — und meine geehrten Herren! Gestatten Sie — gestatten Sie einem alten Militär ein paar Worte. Wir haben heute eine ... ehem — eine Stadt gesehen. Haben wir. Eine fremde Stadt, ich möchte sagen: eine afrikanische Stadt. Ich glaube — glaube in dem Sinne aller Anwesenden zu sprechen, wenn ich sage — ehem ... Gott sei Dank, daß wir da nicht wohnen müssen! Afrika — schön; Marokko — gut.

Aber —! Die deutsche Sauberkeit fehlt. Da sollten Sie mal zu uns nach Berlin kommen!"

Gibt das 'ne Rede auf die Berliner Straßenreinigung? dachte Erich. Und im Kreise umblickend, erfuhr er, daß auch die andern sich über Ziel und Zweck dieser merkwürdigen Ansprache bis jetzt noch nicht recht klar waren.

„Aber — ehem," fuhr Herr von Oltzendorff mit Nachdruck fort, „dahin wollte ich gar nicht. Ich wollte vielmehr sagen — meine Damen und Herren, was hat uns heute in all dem Lärm und ... verzeihen Sie das üble Wort Gestank — so sympathisch berührt? Das Heldentum. Jawohl — ehem ich darf das wohl sagen: es gibt auch im Frieden noch wahre Heldengröße ... Ein ... sagen wir: ein einfacher Mann, der — ehem der kein guter Musikant ist — braucht er auch nicht — ich habe auch drei Jahre Klavier gespielt und's zu nischt gebracht ... bitte, ich wollte sagen: aber ein Mann ist er, nehmt alles nur in allem, wie Don Carlos sagt ..."

„Hamlet." Wer da korrigiert hatte, war den steinernen Gesichtern der Lauschenden nicht mehr anzusehen.

„— ehem oder Hamlet — egal, auf dem Theater ist das Wort gefallen. Dieser schlichte Mann — es freut mich, das aussprechen zu dürfen, ist ein Deutscher. Ist er. Er hat einer Dame — wenn auch vielleicht nicht das Leben, so doch die Knochen ... Pardon — die Gesundheit gerettet. Hat er. Indem er sich selbst ... ehem — in Gefahr stürzte ... In ansehnliche Gefahr. Meine Damen und Herren, der Respekt vor der ... ehem — vor der Tapferkeit, vor der, möcht' ich sagen, selbstlosen Hingabe — Hingebung des wahren Mutes ... Ein Ahne von mir, der — ehem, wie wir Oltzendorffs alle — anständigerweise — für seinen König geblutet hat ... hat, ehem — nach der Schlacht bei Roßbach einen braven Wachtmeister von seinem Regiment mitten — ehem — auf den Mund — jawohl, auf den Mund geküßt. Hat er."

Reubke war nun ganz konfus. Er löffelte mechanisch die Kirschen von seiner Ananasscheibe ab und schluckte sie mit den Kernen, während er dachte: Jetzt wird also der alte Oltzendorff gleich vor der Front oder vor der Tischgesellschaft die Anna Häfele auf den Mund küssen. Wird er.

Herr von Oltzendorff hatte sein Glas in der Hand. „Da unser verehrter Genosse — ehem, ich werde wohl nicht mißverstanden, wenn ich das Wort „Genosse" brauche — da, muß ich sagen — unser verehrter Fahrtgenosse, Herr Häfele ... der vielleicht — ehem — der Nächste zur Sache gewesen wäre, das Glas nicht erhoben hat ... so scheint es mir — ehem — dem alten Soldaten, der den Mut hochstellt und die Tapferkeit und ... na ja. Ich wollte sagen — ehem, mir scheint es eine Ehrenpflicht, Sie aufzufordern — meine Damen und Herren, mit mir einzustimmen in den Ruf: der kleine schneidige Kapellmeister Schmalzer ..."

„Balzer!"

„— oder Balzer — egal. Er lebe — hurra, hurra, hurra!"

„Eljen!" Die Ungarn beteiligten sich so lebhaft am Hoch dieser Rede, die sie nicht verstanden hatten, daß ein Uneingeweihter hätte glauben müssen, hier werde die Wiederkehr von Rákóczys Geburtstag gefeiert oder ein Denkmal für Maurus Jokai enthüllt.

Alle stießen mit ihren Nachbarn an und neigten ihre Gläser dem Redner zu.

Viktoria von Oltzendorff hatte Tränen in den Augen. Sie hatte schon manche Rede ihres Bruders gehört, und der geküßte Wachtmeister von Roßbach war ihr schon öfter bei feierlichen Anlässen begegnet, aber so schön, so adlig, so formvollendet hatte der Bruder doch noch selten gesprochen! Sie war stolz und freute sich, nicht direkt nach England gefahren zu sein.

„Lassen Sie mich bitte, vorbei," sagte Tilly Schuch zu Kreuzwendedich von Reubke, „ich muß Herrn von Oltzendorff sagen, wie er mir aus dem Herzen gesprochen hat! Ich bin tief ergriffen . . ."

Sie wird doch nicht den Nordhäuser Musikgnomen heiraten, dachte Reubke, indem er wortlos seinen Stuhl drehte. Sein Blick traf Arthur Mücke, der, schon eine brennende Zigarette zwischen den Zähnen, dem Ausgang des Speisesaals zuschritt, lässig, korrekt, interesselos, als habe er nicht eben erst das Triumphlied der männlichsten Tugend, der Tapferkeit, aus berufenem Munde gehört.

. . . Oben aber auf dem Bootsdeck vor der Kabine des Funkentelegraphisten sagte der kleine Kapellmeister: „Ich wollte mich erst für eine Ausreise nach Indien melden. Ich dachte mir — so Palmen und der Ganges und Bajaderen . . . Aber denken Sie bloß, da wäre die Sache am Ende statt mit Eseln mit Elefanten passiert. Ach, du lieber Gott, wie möchte da mein Paletot erst aussehen!"

Der Funkentelegraphist dachte, daß in diesem Fall der kleine Kapellmeister keine Gelegenheit mehr hätte, über das Aussehen seines Paletots nachzudenken, weil seine Rippen und inneren Organe innerhalb dieses Kleidungsstückes jetzt einen Brei bildeten, aus dem nach physischen Gesetzen wohl Gedanken und Gefühle irgendwelcher Art nicht mehr an die Oberfläche steigen.

. . . Der Abend war kühler, als man erwartet. Aber die Sterne standen wunderhell am dunklen Samt des Himmels. Die Damen holten sich Tücher, die Herren zogen ihre Paletots über den Smoking. So wandelte man auf Promenadendeck umher, rauchend, plaudernd, die Kaffeeschälchen in der Hand. Und überall hörte man: „. . . Tanger . . . Esel . . . Balzer . . . Tapferkeit . . . Wachtmeister . . ."

Auch Otto und Anna Häfele wollten noch nicht in ihre etwas beengte Kabine hinten auf dem Hauptdeck kriechen. Es roch da so abscheulich nach dem umgefallenen Benzin, mit dem Anna eigentlich ihre Handschuhe hatte reinigen wollen. Die beiden stiegen Arm in Arm nach dem Bootsdeck hinauf und setzten sich, ernst beratend, in den Schatten des hier in den Schwingen hängenden Motorboots. Sie überlegten, wie sie ihre Dankbarkeit gegen den Retter und Kapellmeister wohl am besten zum Ausdruck bringen könnten.

„Weischt, Annale," sagte Otto Häfele nachdenklich, „die andern, die wo's nix angeht, sind halt allemal sehr freigebig mit dem, was sie nix koscht."

Nachdem er diese allgemeine Wahrheit ausgesprochen, wandte sich Otto Häfele wieder dem Spezialfall zu.

Das Annale hatte seinen Handschuh abgestreift, um festzustellen, wie weit unter der günstigen Einwirkung der vom Doktor Lux verordneten Salbe der Rückgang der Röte auf dem Handrücken schon vorgeschritten sei. Kaum aber hatte sie ihre noch nesselartig gesprenkelten Finger entblößt, da tat sie einen freudigen Aufschrei.

„Ottole — i hab's!" Sie kniff ihn dabei selig ins Bein, so daß seine Freude über ihre Freude zunächst durch körperlichen Schmerz kompensiert wurde. „I hab's! Weischt, was wir em gäbe?"

„Nein. Der Mister Hobsen hat g'meint: Geld ... Aber so Amerikaner sind halt nie für das Sinnige." Otto Häfele aber war, wie seine ganze Familie seit Jahrhunderten, sehr für das Sinnige bei Geschenken, weil es sich meist billiger stellte und viel Spaß machte.

„Ach, was — Geld!" wehrte Annale. „Den Ring schenke wir em. Den Zigeunerring!"

„Den Glücksring —?"

„E schöner Glücksring! Das erschte Mal, wo i en trag, fall i vom Esel!"

„Aber das liegt doch daran, daß du früher nie Esel g'ritte bischt, Annale!"

„Ja, i weiß scho, woran's liegt. Die Zigeunerring bringe ebe bloß de Zigeuner Glück. So hab i auch emal wo g'lese."

In Otto zuckte der Gedanke auf, daß — wenn sich die Sache so verhielt, wie das Annale mal wo gelesen — schließlich das Präsent des Ringes keine allzu herzliche Gabe genannt werden könne. Aber er schwieg. Das Abenteuer in Tanger sprach wirklich nicht für die Wunderkraft des Ringes, der ja auch gar kein Zigeunerring war. In Nordhausen mochte er weitere Proben seines Zaubers üben.

„Du bischt halt ... bischt halt ..." und da Otto Häfele keinen seiner Begeisterung adäquaten Vergleich fand, so sagte er nur beglückt: „du bischt halt — 's Annale!"

Womit er seine Bewunderung für die hohen Geistesgaben und schönen Herzensqualitäten seiner Gattin und zugleich seine Zustimmung zu ihrem vortrefflichen Vorschlag ausdrücken wollte.

In diesem Augenblick kam langsam und feierlich eine schmale schwarze Gestalt die Reihe der schwebenden Rettungsboote entlang. Die weiße Hemdbrust leuchtete, im Gesicht funkelte ein rundes Glas. Arthur Mücke, der Gent, hatte Schwammerl und Reubke gebeten, sich im Rauchzimmer bereit zu halten und auch den Amtsgerichtsrat mitzubringen, da man vielleicht eines juristischen Beirats bedürfe. Er werde mit einem Herrn kommen und habe eine außerordentliche Überraschung für alle.

Dann hatte er Erich überall vergeblich gesucht. Ein Zimmersteward wußte schließlich, der Herr Assessor habe sich nach seiner Kabine begeben. Aha, dachte Mücke, dem wird's brenzlig! Höflich und die Form wahrend, wollte er ihn zu einer kleinen Aussprache ins Rauchzimmer bitten. Er labte sich schon innerlich an der kühlen, ironischen Art, mit der er ihn zu entlarven dachte. „Mein werter Herr Assessor" — wollte er sagen — „ich darf Sie doch so nennen — mein werter Herr Assessor ..." Da links mußte doch gleich die Tür zu den Kabinen Erichs und Bergemanns kommen? ...

Aber da saß jemand. Im Schatten des Motorboots. Zwei. Häfeles.

Mücke wollte leicht grüßend vorüber. Zufällig sah er dabei auf Annales linke Hand, die, zum erstenmal unbehandschuht, auf Ottos rechtem Knie lag.

Was war denn jetzt das! Mücke wurzelte wie ein Standbild. Das war ja noch einmal der langgeschliffene, blutfunkelnde Rubin — der Ring der Herzogin!

„Pardon ... Herr ... Herr Häfele“ — Mücke fühlte selbst, daß er stotterte. Die Kiefer klapperten ihm, und es fror ihn über den Haarboden. „Pardon ... aber Ihre Frau Gemahlin ... trägt da einen — einen so selten schönen Ring ...?“

„Er ischt betrunke —“ flüsterte das Annale, sich schutzsuchend an Otto Häfele schmiegend, der derselben Ansicht war.

Die beiden erhoben sich.

„Der Ring — —?“ wiederholte Mücke schlotternd.

„Ein Familienstück ... i hab ihn ihr g'schenkt,“ sagte Otto Häfele rasch und ärgerlich, indem er, den Arm Annales fest an sich pressend, den offenbar schwer bezechten Dandy stehen ließ.

Eilig entfernten sich die beiden.

Mücke stand da, als sei ihm ein Klotz von beträchtlicher Schwere mitten auf den Kopf gefallen. Ein Irrtum war nicht möglich. Er hatte doch zwei Augen und ein Glas! Das war doch wieder derselbe Ring, den er in Barcelona am Finger Tillys, dann in Granada am Finger Erichs gesehen ... Damals war's Nacht, wie jetzt. Er hatte getrunken — damals viel, heute wenig. Aber auch der Bauchtanz und all das hatte seine Nerven angestrengt. Sollte er am Ende halluzinieren? Sollte der Gedanke des nahen Todes ihn, den selbstsicheren Gent, dem alles Ablehnen, Wegwerfen, Verachten — auch des Lebens — nur eine Geste sein durfte, verwirren, zerrütten, zu falschen Beobachtungen, Vorstellungen, Folgerungen verführen? ...

Eines war sicher: er durfte jetzt den Zusammenstoß mit Erich nicht herbeiführen. Ehe er wußte, ob er damals — ob er heute richtig gesehen ... ob dieser rote Teufelsring einmal — zweimal — dreimal — — wahrhaftig, er hätte sich jetzt nicht gewundert, wenn dort plötzlich hinter dem massigen Schornstein die tote Herzogin selbst hervorgetreten wäre und hätte an ihrer weißen Hand den Ring getragen — noch einmal den Ring — den vierten! ...

... In der Schwemme saßen Reubke, Schwammerl und Grabusch wartend vor ihren Pilsnern.

„Mir scheint,“ äußerte Reubke, „die außerordentliche Überraschung Mückes besteht darin, daß er nicht kommt.“

„Dazu braucht er doch keinen juristischen Beirat,“ grollte Grabusch.

Hilde Pauly näherte sich rasch, aber bescheiden dem Tisch: „Wollen die Herren nicht vielleicht das Meerleuchten sehen?“

„Wo is a Meerleuchten?“ Schwammerl sprang auf.

„Nu, auf dem Wasser vermutlich.“ Grabusch ging mit langen Schritten hinaus.

Hilde trat einen Augenblick zu Reubke, der rasch dem Barsteward sein Bier bezahlte: „Verzeihung, Herr von Reubke, wissen Sie nicht, wo Herr Assessor Eckardt ist?“

„Nein. Warum?“

„Ich hätt' ihm auch gern ...“ Hilde errötete ein wenig, obschon sie durchaus die Wahrheit sprach, „hätt' ihm halt auch gern das Meerleuchten gezeigt. Ich glaub', er interessiert sich für so was.“

Erich sah das Meerleuchten nicht mehr in dieser Nacht.

Er lag schon, ein wenig abgespannt von Gibraltar und Tanger, von Bootfahrt, Eselritt, Schauen und Reden in seinem schmalen, sauberen Kabinenbett, das ihm nach dem Schmutz Marokkos wie ein Göttergeschenk vorkam. Und er las in Bergemanns Odyssee, die er sich wieder ausgeliehen für den Abend. Er war gerade gekommen bis zum Ende des siebten Gesanges:

Jetzo gebot Areta mit Lilienarmen den Mägden,
Unter die Halle zu stellen sein Bett, dann unten von Purpur
Prächtige Polster zu legen und Teppiche drüber zu breiten,
Drauf auch zottige Mäntel zur oberen Hülle zu legen.
Und sie enteilten dem Saal, in der Hand die leuchtende Fackel
Aber nachdem sie gebettet das tüchtige Lager mit Sorgfalt,
Traten sie hin und ermahnten den göttergleichen Odysseus:
„Gehe zur Ruh', o Fremdling; dir ist dein Bette bereitet."
Also die Mägd'; und ihm war sehr willkommen das Lager.
Also schlummerte dort der herrliche Dulder Odysseus
Unter der tönenden Hall', im schöngebildeten Bette.
Aber Alkinoos ruht' im innern Saal des Palastes;
Auch die Königin schmückte gesellt sein eheliches Lager."

Erich knipste, wohlig sich unter den sauberen Linnen dehnend, das Lämpchen aus.

Alkinoos hat's gut, dachte er.

Und schlief schon halb. Und sah immer noch Arete, die mit Lilienarmen den Mägden gebot ... Und er sprach mit ihr. Ganz homerisch stilisiert. Und sie sagte, sie sei Pflegerin der Kranken gewesen, ehe sie hier im Hause des Alkinoos die Aufsicht über die dienenden Mägde bekam. Und so hübsche lange dunkle Augenwimpern wie sie habe keine der Mägde — er solle nur vergleichen — und die Königin auch nicht.

Und da sah er die Königin scharf an. Sie war groß und blond und hatte sicher einmal früher den „Eugenienhof" bei Büssigheim beherrscht, ehe sie zu Alkinoos als Königin kam, ihm das Lager zu schmücken.

Er gönnte sie dem Alkinoos.

Aber die lilienarmige Arete ...

Warum galoppierte ihm nun Schwammerl in den schönen Traum! Als Traniulan auf einem arabischen Vollblüter. Hinter einem abgezogenen Hasen her, wahrhaftig ...

Und Arete reichte dem Traniulanen einen goldenen Becher.

„Geben Sie acht, Herr Schwammerl" — sie lachte schalkhaft, und unter den langen dunklen Augenwimpern zuckte ein schelmischer Blick zu dem friedlich auf schöngebildetem Bette ausgestreckten Gast in des Alkinoos Schlosse — „geben Sie gut acht, ehe Sie trinken, Herr Schwammerl! Der Herr Odysseus dort aus Berlin, der glaubt, es ist Gift drin!"

Sechstes Kapitel

„Fräulein ... Fräulein Pauly!"

„Herr Kloppenbusch?... Aber sagen Sie doch, bitte, Schwester Hilde. Ich hör' es so gern, wenn es klingt wie meine glücklichste Zeit; und wahr ist's ja jetzt auch wieder ein bißchen."

„Leider, leider, Schwester Hilde. Und ich Unseliger bin die bejammernswerte Ursache!"

Hilde stand am Fenster des Zimmers Nummer 71 im ersten Stock des Hotels de Inglaterra. Sie hob, den Holzladen zur Seite schiebend, den Musselinvorhang ein wenig und sah hinunter auf die in praller Sonne liegende Plaza nueva de San Fernando. Ganz wenige Menschen krochen unter breiten Hüten, unter schattenden Schirmen durch die von keinem Lüftchen gemilderte Bruthitze des Mittags.

„Soll ich nicht wieder mal Opium nehmen, Schwester Hilde?"

„Aber nein, Herr Kloppenbusch, Sie haben schon zu viel davon genommen! Das ganze Zimmer riecht ja nach Opium."

„Aber das Zimmer riecht doch nicht nach dem Opium, das ich genommen, sondern nach dem Opium, das der dumme Kellner verschüttet hat. Weiß Gott, es ist ein Himmelssegen, daß die Damen Sie mitgenommen haben ..."

„Ja. Eigentlich als Ersatz für Frau Hunnebergs Jungfer. Wenn die sich nicht mit Fritzchens Messer in den Finger geschnitten hätte, hätt' ich gewiß keinen Landurlaub bekommen und wär mein Lebtag nicht nach dem schönen Sevilla gekommen."

Sie sagte das ganz zufrieden und ehrlich, obschon sie von dem schönen Sevilla eigentlich bis jetzt nichts gesehen hatte als den Bahnhof, die Omnibusse der Gasthöfe, eine Menge Handgepäck und ein paar Zimmer des Hotels de Inglaterra, in denen erschreckte Teilnehmer der Fahrt Opiumtropfen in Tee oder Rotwein verlangten, die sie als geprüfte Krankenschwester abzählen und umrühren durfte. Die andern Patienten, die alle auf der unsagbar heißen Reise von Kadiz nach der Hauptstadt Andalusiens gegen den quälenden Durst zuviel Obst gegessen hatten, waren nun doch dem Programm getreu nach der Kathedrale gefahren, um den Fronleichnamstanz der Knaben vor dem Altar mitanzusehen, und dann nach den Gärten von Alcazar und den Bädern. Kloppenbusch aber war von dem peinlichen Anfall am übelsten betroffen worden und hatte sich in seiner Herzensangst, nachdem ihm vor dem ersten Murillo schlecht geworden, sofort ins Hotelbett begeben und nach einer Schwester zur Pflege verlangt. Doktor Lux, der Schiffsarzt, der von Kadiz mit herübergekommen, hatte Opium, Tee und Ruhe verordnet, sonst aber die Sache nicht so schwer genommen. „Der Mann hat keinen Röntgenblick," hatte Kloppenbusch geseufzt. „Er sieht mir nicht in die Därme. Ein Arzt muß aber einen Röntgenblick haben!" Und er hatte es durch Wehklagen und dunkle Prophezeiungen durchgesetzt, daß Hilde mit seiner Pflege betraut wurde, damit er morgen zur Rückfahrt nach Kadiz transportfähig sei.

„Fräulein ... wollt' ich sagen Schwester Hilde — am Ende seh' ich nun auch noch den Friedhof von Sevilla — das heißt: er sieht mich ..."

„Sie sind ein unverbesserlicher Hypochonder, Herr Kloppenbusch," lachte Hilde.

„Hat der Arzt meinem Großvater auch gesagt, eine Viertelstunde eh' ihn der Schlag rührte. Und wenn es doch die Cholera asiatica wäre ...?" Kloppenbusch beharrte eigensinnig bei seinen düsteren Ahnungen. „Mir hat vor Jahren, als ich noch bei meiner Mutter selig wohnte, eine Zigeunerin

wahrgesagt. Ich werde ganz bald einen unangenehmen Verlust erleiden, hat die unheimliche Person gesagt, und: ich werde einmal auf einer Reise sterben."

„Ja, warum gehen Sie dann auf Reisen? Wenn Sie ruhig zu Hause bleiben, haben Sie ja das ewige Leben."

„Das sag' ich mir auch. Aber was tut man schon mit dem ewigen Leben? Und dann: wenn man ein Billett gewinnt — so um Spanien 'rum ... Granada, Sevilla und so ... Na ja, und nun kann ich mich nächstens mit spanischer Erde zudecken!"

„Das hat gute Weile! Wer wird denn was auf so eine verlogene Zigeunerin geben!"

Kloppenbusch sagte nichts; aber er gab was auf Zigeunerinnen. Mit dem ersten Teil der Prophezeiung hatte die häßliche und übelriechende Alte damals durchaus recht behalten. Er konstatierte tatsächlich gleich nach ihrem Weggang den vorhergesagten unangenehmen Verlust seiner Taschenuhr; und er besann sich dünkel, daß die Prophetin, um die Zukunft besser erkennen zu können, ihre schmutzige Rechte flach und fest auf seinen Leib gelegt hatte.

„Was rufen die Kerle nur immer da unten?"

„Aqua — Aqua — Wasser — Wasser — —"

Bei Erwähnung dieses nicht ungewöhnlichen kühlen Labsals hatte Kloppenbusch das Gefühl, er berge eine mit trockenem Seegras gestopfte Matratze anstatt einer Zunge im Mund. „Glauben Sie, Schwester Hilde, daß Verdursten schrecklicher ist oder Verhungern?"

Hilde überhörte die Frage und hätte wohl auch keine sachgemäße Auskunft darüber geben können. Eben fuhren die Wagen unten vor, die vom Museo Provincial und seinen berühmten Murillos kamen.

„Die Häfeles sind schon nicht mehr dabei," konstatierte Hilde.

„Nanu! Sind sie auch — leidend, die guten Häfeles?" Kloppenbusch hob seinen vor der Abfahrt in Kadiz von Beppos kundiger Hand auf einen Millimeter geschorenen Schädel interessiert aus dem Kissen. „Oder am Ende schon auf dem Campo — Campo ... wie heißt er?"

„Nein, nein. Sie haben nur ganz plötzlich den Einfall bekommen, auf dem Landweg zurückzukehren. Über Paris. Niemand weiß recht, warum. Sie haben doch die ganze Fahrt bis Amsterdam schon bezahlt."

„Ei — ei, sieh mal an! Ich hielt sie für ein bißchen geizig — und nun lassen sie die Billette schwimmen, anstatt selber ..." Kloppenbusch war sehr erstaunt. Fast so erstaunt wie am Morgen in Kadiz, als ihn sein Kopf beim Erwachen so abscheulich gejuckt hatte und der zu Rate gezogene Friseur ihm, diskret die Stimme dämpfend, bedeutet hatte, es wäre gut gewesen, auf dem Marktplatz von Tanger nicht den schmierigen Turban eines marokkanischen Eseltreibers aufzusetzen. Worauf sich Kloppenbusch, von verspätetem Grauen über seine Verwegenheit geschüttelt, unverzüglich hatte den Kopf mit einer Maschine scheren und den Haarboden erst mit Franzbranntwein, dann mit einer sehr kräftigen Salbe hatte einreiben lassen. Dies alles, nachdem er Beppo durch sein Manneswort verpflichtet, nicht über dies unerhörte Mißgeschick eines reinlichen Deutschen zu reden.

„Unsre Freunde sind wohl alle sehr vergnügt, Schwester Hilde, was?"

„Vergnügt? Das kann man eigentlich nicht sagen. Die Damen Oltzendorff, Schuch und Hunneberg fahren in einem Wagen ohne Kavalier; und sie sehen recht müde und gelangweilt aus."

„Nicht möglich. Die drei Damen ohne Kavalier? Da wär' also noch ein Platz für mich gewesen. Ja, aber wo sind denn die Herren Mücke und von Reubke?"

„Die kommen eben in einem Wagen allein an. Aber sie sprechen auch kein Wort miteinander."

„Vielleicht sind sie auch krank — oder werden's?" Kloppenbusch hatte ein gutes Herz, aber wenn ihm etwas fehlte, war ihm der Gedanke sympathisch, daß eine Epidemie ausgebrochen sein könnte und er nur ein Opfer unter vielen sei.

Diesmal aber hatte er mit seiner Vermutung unrecht. Die Verstimmung der beiden Herren hatte keine körperliche Ursache. Auch die drückende Hitze war nicht schuld. Die Gründe der Entfremdung lagen tiefer. Mücke hatte die notwendigen Konsequenzen seines amerikanischen Duells wiederum hinausgeschoben, da er die ihm vom Schicksal zuvor gestellte Aufgabe der energischen Entlarvung des Hochstaplers, als den er Erich scharfsinnig erkannt hatte, durch die Entdeckung des dritten Ringes am Finger Anna Häfeles und durch die plötzliche Abreise dieser Dame aufs neue verwirrt sah. Reubke aber hatte vor des Solis Statuen der vier Kardinaltugenden im rechten Querschiff des Convento de la Merced eine Aussprache mit der von ihm verehrten Tilly Schuch gehabt, die ihm die rechte Freude an der Fülle der Murillos raubte. Er hatte die Dame gerade auf die schönen bemalten Terrakotten des Pietro Torrigiani aufmerksam machen wollen, insbesondere auf den heiligen Hieronymus, der sich als verzückter Büßer mit einem Steine die Brust wund schlägt, und glaubte von dieser etwas unsinnigen, aber sicher sehr frommen Selbstpeinigung des Heiligen ohne Schwierigkeit auf seinen derzeitigen Gemütszustand den gefühlvollen Übergang finden zu können. Aber noch ehe er die einleitenden Worte gesprochen, in denen er an die Weihe des Ortes anzuknüpfen gedachte, hatte ihn Tilly, der die Zornesröte in die blonden Schläfen stieg, mit einer Stimme, die eine ungeheuchelte Verachtung scharf und brüchig machte, angeherrscht: er solle sich schämen. Und zwar heftig solle er das. Auf seine erschrockene Frage, warum er sich schämen solle, war ihm dann allerdings recht unerfreulicher Bescheid geworden.

Viktoria von Oltzendorff, die ihre in Tanger geknipsten marokkanischen Gruppen- und Straßenbilder von Beppo Marlettino, der sie entwickeln sollte, in der Kabine des Barbiers abholen wollte, hatte irrtümlich die entwickelten Filme erhalten, die Reubkes und Mückes Besuch der versteckten, der Kunst des Bauchtanzes gewidmeten Häuser im dunkelsten Tanger ihre Entstehung dankten. Das Entsetzen Viktorias über die geschauten Szenen war so groß, daß ihre Entrüstung sich den andern Damen alsogleich mitteilen mußte. Und so hatten Elisabeth Hunneberg und Tilly Schuch die verwerflichen Negative in den vor Erregung zitternden Fingern ebenfalls gegen die leuchtende Sonne von Sevilla gehalten; und sie hatten sich über die Frivolität der Herren, die solchen Studien oblagen, anstatt zu Esel die Damen von Moschee zu Moschee

zu begleiten, tief entrüstet geäußert. Elisabeth Hunneberg hatte das allerdings mit der Einschränkung getan, daß sie längst von dem männlichen Geschlecht sehr wenig oder eigentlich überhaupt nichts mehr halte; und hatte hinzugefügt, daß es ihr jetzt schon davor bange, in der heute noch kindlich verträumten Seele des lieben Fritzchen männliche Triebe und maskuline Instinkte jählings erwachen zu sehen. Tilly Schuch aber hatte betont und wiederholte das jetzt zwischen den vier Kardinaltugenden des Solis dem zerknirscht vor ihr stehenden und seinen schmachbeladenen Kodak auf dem Rücken bergenden Kreuzwendedich von Reubke: daß ihr erster Mann von einer geradezu einzigen sittlichen Strenge gewesen sei; was ihr auch nach seinem Tode die Herzogin, die ihn vielleicht nach ihr am besten gekannt, in einem rührenden Briefe aus ihren indischen Petroleumquellen bestätigt habe. Wenn sie, Tilly Schuch, überhaupt je wieder daran denke, ihre Hand, die der bei Magott gefundene Rubin bis vor kurzem geschmückt, wieder in die Hand eines Mannes zu legen, so müsse sie die Gewißheit haben, daß die männliche Rechte nicht kurz zuvor — um nur andeutungsweise das Harmloseste zu sagen — einen indiskreten Kodak bedient habe. Einen Kodak, der dazu diene, in arabischen Tanzhöllen Aufnahmen zu machen, die jeder preußische Staatsanwalt auf Ansichtskarten verbieten würde ... Ehe der verblüffte Kreuzwendedich sich noch von dieser heftigen Ansprache erholt hatte, stand er allein zwischen den vier Kardinaltugenden. Und als er nun Arthur Mücke von Zurbarans Apotheose des heiligen Thomas von Aquino her mit jener süffisanten Miene ankommen sah, die der Gent nun einmal allen Apotheosen gegenüber für unbedingt erforderlich hielt, hatte er ihm in übersprudelndem Ärger die nötigen Mitteilungen gemacht. Hatte auch nicht verschwiegen, daß der urblöde Gedanke, diese fetten und häßlichen Weiber zu photographieren, eine der wenigen Ideen gewesen sei, die Arthur Mückes Hirn auf dieser Reise selbständig geboren. Da diese gereizte Abrechnung des geschädigten Kavaliers mit seinem Führer auch die Andeutung enthielt, er habe eigentlich mit solchen Möglichkeiten schon rechnen müssen, nachdem die erste Begegnung mit Arthur Mücke in Genua in recht zweifelhafter Gesellschaft stattgefunden, überlegte sich der Gent, sein Monokel putzend, ob er Kreuzwendedich von Reubke sofort auf Pistolen fordern solle. Da ihm aber zum Bewußtsein kam, daß er selbst bereits durch eine in Nizza gezogene schwarze Kugel erledigt sei und nach einem für ihn tödlich verlaufenen Duell nicht gut noch ein zweites ausfechten könne, verzichtete er auf diesen Ehrenhandel. Immerhin blieb die durch das Arrangement des Führers bedingte gemeinsame Rückfahrt der beiden Herren im selben Wagen vom Convento de la Merced durch die backofenheißen Straßen Sevillas zum Hotel de Inglaterra eine recht genußlose Programmnummer, die sie finsterblickend und in tiefem Schweigen erledigten. Und finster blickend und in tiefem Schweigen sah Hilde vom Fenster aus jetzt auch die beiden der eleganten Kalesche entsteigen und ohne Austausch weiterer Höflichkeiten rasch ins Hotel eintreten.

„Wissen Sie, Schwester Hilde," fragte Kloppenbusch, seine eignen Gedanken eigensinnig verfolgend, vom Bett her, „was merkwürdig ist?"

Hilde dachte, daß es vieles gebe, was merkwürdig sei. Zum Beispiel: daß ein Brief, ein beschriebenes Stück Papier, einen Menschen so glücklich machen

könne, wie sie es nun seit der letzten Post von Malaga war. Zum Beispiel, daß sie sich so wohl fühle, wieder die Krankenschwester spielen zu können; daß sie nichts ehrlicher wünschte, als dies: auch die Tracht der Schwestern wieder tragen zu dürfen, die sie vor Monaten schaudernd, geschüttelt von Angst und Gewissensbissen, wie ein Unglückskleid abgelegt. Zum Beispiel, daß dort unten jetzt Erich, ehe er mit Bergemann ins Haus trat, wie suchend den Blick die Fensterflucht entlang gleiten ließ und sie hinter dem dünnen Vorhängchen doch nicht sah ... Und obschon sie also so vieles wußte, was entschieden merkwürdig genannt werden durfte, antwortete sie Kloppenbusch: nein, sie wisse es nicht.

„Merkwürdig ist," sagte Kloppenbusch, „daß ich immer auf der Reise gedacht habe, ich werde mich hier von dem Barbier von Sevilla rasieren lassen. Sie wissen: es gibt so eine Oper, nicht wahr. Und nun — — —"

„Und nun hat sich Herr von Scupinsky von dem mir allerdings auch bekannten Barbier von Sevilla rasieren lassen."

„Wieso? Scupinsky trägt doch einen Spitzbart?"

„Ja — eben den hat er sich abnehmen lassen. Was das verändert! Ich hätt' ihn wahrhaftig gar nicht erkannt, wie er jetzt da aus dem Landauer stieg, wenn nicht Frau Selma ..."

„Reden Sie mir nicht von der, sonst wird mir noch schlechter, als mir schon ist. Ich kann diese Person nicht ausstehen. Aber vielleicht war's gar nicht Scupinsky, der da ausstieg, sondern der neue Passagier, der jetzt erst in Tanger an Bord kam ... wie heißt der Mann doch gleich?"

„Pilzheimer. Nein, Herr Pilzheimer ist viel dicker und behäbiger. Jetzt eben fährt er vor — mit den Herren Grabusch und Zwingenberg. Gott, ist dem armen Zwingenberg heiß — er zerfließt fast und hat doch den Kragen ausgezogen und so viel Knöpfe geöffnet —"

„Er schwitzt gewiß Pilsner. Der Mann bekommt sicher noch seinen Hitzschlag. Warum macht er's nicht wie ich und legt ein feuchtes Salatblatt unter den Hut?"

„Was haben Sie unterm Hut getragen?" Erstaunen und Belustigung kämpfte in Hildes Gesicht.

„Ein feuchtes Salatblatt. Schon in Barcelona. Und hier in Sevilla wieder. Einer von den Ungarn hat mir das Mittel geraten. Ausgezeichnet. Er hat's von einem Amerikaner. Solche Hausmittel sind besser als alle Doktoren. Ach du lieber Gott — vorhin hatten sie mir so einen spanischen Doktor gerufen — ein Kerl, schwarz wie der Teufel — und ..."

„Aber reden Sie nicht soviel, Herr Kloppenbusch, das strengt an."

Kloppenbusch dachte, daß es von der merkwürdigen Konsultation des spanischen Arztes auch nicht viel zu erzählen gab. Die Verständigung hatte erst begonnen, als es sich nicht mehr um die Zustände des Patienten, sondern um das Honorar handelte, das Kloppenbusch mit zwanzig Franken recht reichlich bemessen fand. Besonders in Anbetracht des Umstandes, daß der Doktor eigentlich nur seine Zunge besichtigt, an seinem Tee gerochen, die Aussicht aus seinem Fenster geprüft und sich in seinem Waschbecken umständlich die Hände gewaschen hatte.

Hilde betrachtete noch immer die Anfahrt der Wagen, die sich langsam, fast feierlich vollzog.

„Sagen Sie, liebe Schwester Hilde," Kloppenbusch richtete sich auf dem Ellbogen auf, denn das Pferdegetrappel und die Stimmen, die von unten herauf drangen, regten ihn an, „ist die merkwürdige Frau von dem Herrn Pilzheimer auch dabei?"

„Aber nein — die ist doch auf dem Schiff vor Kadiz geblieben. Die Aus- und Einbootung ist ihr als eine so schwierige geschildert worden ..."

„Wieso schwierig? Wir sind doch wie über Öl gefahren."

„Ja. Es soll aber auch sehr anders sein können. Der Hafen ist tückisch. Und wer weiß — der Kellner vorhin meinte: wir bekommen Schirokko."

„Der Kellner ist ein Rindvieh," sprudelte Kloppenbusch. „Sprechen tut er — genau wie der Doktor — nichts wie Spanisch, der Idiot; und die Schleimsuppe, die er mir gebracht hat, war so versalzen, als ob sie noch übrig geblieben wäre aus den Folterzeiten der Inquisition. Überhaupt dieses Hotel! Hören Sie doch bloß — vor unsrer Türe. Seit einer Stunde, so wahr ich lebe, seift da so ein Mädel, das natürlich auch bloß Spanisch spricht, den Steinboden ab — bum, wider die Türe — bum, wider die Türe — als ob in ganz Sevilla nichts andres zu fegen ist als ausgerechnet die Schwelle am Zimmer eines hilflosen Schwerkranken ..."

„Na, na, Herr Kloppenbusch, wir bringen Sie schon noch lebendig an Bord," lachte Hilde.

„Ihr Wort in Gottes Ohr! Jedenfalls — ich will mein Testament machen."

„Ihr — Testament? Aber, Herr Kloppenbusch!"

„Ja, ich will. Sicher ist sicher. Ich vermache Ihnen auch was, weil Sie so aufopferungsvoll ... Nicht wahr, der neue Passagier, da, der Pilzheimer, ist Jurist — was? Notar? Da könnt' ich ihn vielleicht ..."

„Ich glaube, er war Rechtsanwalt, aber er hat sich zurückgezogen. Die Frau muß sehr reich sein."

„Muß sie? Sie meinen, weil sie so häßlich ist? Sie sieht aus wie ein rheumatisches Eichhorn, nicht? Aber Sie haben recht, sie ist sehr reich. Freilich erst seit zwei Jahren; da ist ein kinderloser Onkel von ihr gestorben. In München. Drei Minuten von der Villa Stuck. Lenbach hat ihn vor Jahren noch gemalt. In Schweinfurt liegt er beerdigt. Sehen Sie, ich weiß alles. Ja, Herr Pilzheimer war sehr mitteilsam auf der Fahrt von Kadiz hierher."

„Das ist begreiflich. Er kommt aus dem ewigen Schweigen — direkt von einer wochenlangen Wüstenreise. Nichts wie Sand und Kakteen —"

„Na ja — und die Frau auch noch zwischen den Kakteen! Sie hat sich's in den Kopf gesetzt, sagt Pilzheimer, sie muß Oasen sehn. Ich bitte Sie, Oasen! Und die Reise, sagt er, war ihre silberne Hochzeitsreise. Die grüne vor fünfundzwanzig Jahren ging bloß in den Odenwald, sagt er. Da hatten sie's noch nicht so dick. Na ja, afrikanische Oasen sind teurer wie Auerbach an der Bergstraße und das Felsenmeer."

„Aber warum fährt der Mann nicht auf dem Landwege nach Hause, wenn seine Frau die See so schlecht verträgt?"

„Das hat er uns auch erzählt. Das ist eine kleine Perfidie von ihm. Oder eigentlich eine große. Auf dem Lande piesackt ihn nämlich seine liebe Frau

Emilie den ganzen Tag. Von der Grünen bis zur Silbernen hat sie das so getrieben. Er muß springen und Männchen machen und parieren. Aber auf der See, da wird sie klein, ganz klein. Da ist sie voller Angst, ist sanft und bittet und flötet, und wenn's ein bißchen wackelt, nimmt sie zitternd und in Schweiß gebadet Abschied von ihm und vom geliebten Leben. Sie hat, sagt er, schon dreimal ihren letzten Willen in Flaschenposten ins Mittelmeer geworfen und zweimal in die Nordsee."

Waren es die Tropfen, von denen Kloppenbusch zur Prophylaxe weit mehr genommen hatte, als der den spanischen Kollegen ablösende Doktor Lux verschrieben, war es die Hitze, die durch die Spalten der Läden lähmend in das Halbdunkel des Zimmers kroch, der Patient fühlte sich nach dieser Erzählung recht müde und schloß die Augen. Schon halb im Schlummer machte er noch einmal die heiße Fahrt von Kadiz nach Sevilla, lief zu Fuß von der Landungstreppe, seine Handtasche schleppend, über den staubigen Platz nach dem wenig imponierenden Bahnhof. Wunderte sich im Coupé über den riesigen Umweg des Zuges, der im weiten Bogen hinzuckelnd vierunddreißig Kilometer in anderthalb Stunden zurücklegte. Sah rechts und links die seltsam glitzernden Salzpyramiden geschichtet und die eisenhaltige Erde rot aufglühen in den Lichtern des Abends. Herden wolliger Schafe, schwarzer kleiner Schweine, breitstirniger Stiere glotzten dem Zuge nach. Die Hüter in ihren breiten Hüten, auf ruppigen Pferdchen sitzend, erinnerten ihn an die ekelhaften Kämpfer in der Arena. Und die Hitze lastete in dem Coupé, als würde ein Krematorium ausprobiert. Alles atmete auf, als aus bescheidenen Gärtchen, von Palmen überdacht, die ersten Villen von Sevilla aufleuchteten ... Sevilla! ... er war in Sevilla ... Er wußte es im Traum noch, daß er in Sevilla war ... und da unten schrien sie „Aqua — Aqua!" ... und seine Zunge war ein alter Bettvorleger; und irgend jemand begoß ihm den Kopf mit Wasser und hämmerte dann gegen die Hirnschale, damit der heimlich bewohnte Turban, der die Form und Festigkeit einer Miniatur-Marmormoschee angenommen hatte, sich endlich abschäle von seinem schmerzenden Kopf ...

Leise, auf den Zehen, hatte Hilde mit einem zufriedenen Blick nach dem in seinem Schweiße schlafenden Kloppenbusch das Zimmer verlassen. Sie wollte nach ihren Damen sehen, die vielleicht einen Wunsch hatten. Auf dem Korridor mußte sie die Röcke ein wenig raffen, um durch die schmutzige Sintflut zu waten, die die von Kloppenbusch gerügte spanische Magd ganz zwecklos hier aus zwei zerbeulten Blecheimern entfesselt hatte. Plötzlich stand sie vor Erich, der ihr lachend den Weg versperrte.

„Na, Fräulein Samariterin, was macht unser armer Patient? Ist noch eine schwache Hoffnung, daß er sein gewonnenes Billett zu Ende genießt?"

„Aber, Herr Assessor — so 'n bißchen Magenverstimmung ..."

„Ich will ihn gerade besuchen."

„Er schläft."

„Tant mieux! So sind Sie frei, bis er aufwacht. Und das wird ja in der nächsten halben Stunde nicht zu befürchten sein. Sie haben von Sevilla noch wenig gesehen, was —?"

„Wenig —? Eigentlich gar nichts. Nicht mal die berühmten Murillos, von denen — — von denen unsre Oberin im Sankt-Hedwigs-Stift immer so

schwärmte." Sie wollte nicht sagen, daß ihre Jugend enger gerade mit den Bildern Murillos verkettet war.

„Oha! Sie sollen der Oberin erzählen können. Kommen Sie — unten stehen noch Wagen. Ich habe den meinen — Protz, der ich bin! — für den ganzen Tag gemietet, und die Pferde haben bis jetzt immerzu vor Kirchen im Schatten gestanden. So Sevillaner Kutschpferde wissen schon den Weg und halten vor jeder Kirche von selbst. Die Tiere — übrigens anständiges Fuhrwerk! — haben sich wirklich noch nicht überanstrengt — Kommen Sie!"

„Ja, aber —"

„Wieso — aber? Nichts aber!"

„Ich habe ja nicht mal einen Hut. Der liegt oben im ..."

„Keinen Hut —? Gott, sind Sie umständlich, einen Hut brauchen Sie auch —? Einen Augenblick. Ich wohne hier Nummer 77 — zwei Siebener, Glückszahl! Ich dachte mir gleich, daß mir das Zimmer Glück bringt... Und in dem glückbringenden Zimmer hab' ich —" Er hatte sie an der Hand mitgeführt bis zur Tür von Nummer 77, die er nun öffnete. Er ließ ihre Finger los, trat rasch ein, raffte vom Tisch einen Knäuel — Spitzen, wie ihr schien — und kam vergnügt zurück.

„Hier die Mantilla hab' ich vorhin in der Calle de Francos gekauft — Scupinsky, der überall schon war, hat mir das Magazin gezeigt. — Für wen? Mein Gott, für niemand. Aber wenn man in Spanien war, in Sevilla, will man doch nicht ohne Mantilla, Fächer und Kastagnetten heimkommen... Mit den Kastagnetten — die hab' ich auch — können wir auf der Fahrt zu den Murillos freilich nicht viel anfangen. Aber der Fächer ... hier, bitte! Keine Widerrede! Es ist viel zu heiß zum Widersprechen. Uff! Sie werden das schon merken, wenn wir draußen in der sogenannten freien Luft sind! Und hier die Mantilla — wird Sie sehr gut kleiden. Für 'ne Carmen sind Sie freilich trotz der dunklen Haare zu deutsch, ja ... zu unspanisch. Das ist keine Beleidigung, denn — ganz unter uns — von den berühmten schönen Spanierinnen hab' ich bis jetzt hier erst eine gesehn. Auf dem Balkon des Hotels de Madrid, erste Etage, dritter Balkon links — aber Bergemann schwur, das sei eine Engländerin gewesen. Möglich. Sie hat gemalt. Das spricht allerdings gegen die Spanierin — denn die richtige Spanierin malt bloß sich. Oder tut, glaub' ich, überhaupt nichts ..."

So plaudernd, hatte Erich die überraschte Hilde, ganz leicht ihren Arm fassend, über die leeren, sommerhellen Korridore zur Treppe geführt und durch das kellerkühle Vestibül, wo ein paar Amerikaner mit weit vorgestreckten Beinen im Halbschlaf in den Rohrsesseln lagen, nach dem Ausgang.

Er tat etwas Ungewöhnliches, er wußte das. Gleichviel! Er hatte diesem braven Mädel etwas abzubitten, einen blöden Zweifel, einen ganz dummen Verdacht. Das gräßliche Wort „Gift", das ihr neulich nach der Abfahrt von Malaga verräterisch über die Lippen sprang, hatte ihn wirklich zu beunruhigen vermocht. Bergemann, dem er gesprächsweise, scheinbar harmlos und doch lauernd, davon erzählte, hatte ihn tüchtig ausgelacht. „Die Borgias sehen anders aus, lieber Erich. Sie glauben doch nicht ..." Nein, er glaubte nicht. Aber er hatte doch mal kombiniert... Und das hatte er jetzt ab-

zubitten, stillschweigend, ohne ihren Jubel unter Tränen von damals, ohne seine eigene mißtrauische Torheit mit einer Andeutung zu berühren.

„Steigen Sie ein, liebes Fräulein!"

Hilde saß in einer eleganten Kalesche, eh' sie recht wußte, wie ihr geschah. Sie fühlte nur, daß ihr wohl war, und daß sie am liebsten ein bißchen in die Hände geklatscht hätte.

„Museo de Pinturas!" rief Erich dem eleganten Kutscher zu, der zwei Finger an den blanken Zylinder legte. „Wie ich schon Spanisch spreche, was? Noch drei Tage, und ich muß deutschen Unterricht nehmen!"

Ein schnickender Peitschenhieb. Die Pferde zogen an. Und auf Gummirädern ging's ganz leicht und wiegend über den glühend heißen Platz in ziemlich enge Straßen hinein, die alle weiß, glatt und freundlich waren. Zuweilen sah man durch dunkle Torbogen in blühende Innenhöfe; sah einen Springbrunnen silbrig schimmernd über naßglitzernde Steine und saftig grüne Pflanzen plätschern, einen Laubengang im Hintergrund mit bunten schwebenden Ampeln, ein paar helle Kleider um einen Palmenstamm und die dunkelroten Tupfen der Rosen ins Grün immergrüner Büsche gesprengt.

Hilde schwieg. Sie hatte sagen wollen: „Wie ein Märchen" — aber das kam ihr dumm und trivial vor. So saß sie nur ganz still mit weit offenen Augen, und ihr junges Herz grüßte die rosafarbenen Wolken der blühenden Mandelbäume, die Orangen und die Akazien und all das Blühen, das lieb und heimlich hinter diesen weißen Steinmauern webte und in das die geöffneten Tore wie in lauter kleine Paradiese südlichen Bürgerglücks kurzen Blick gewährten.

„Nein, aber die Mantilla müssen Sie umlegen — warten Sie, ich helf' Ihnen. Oft hab' ich ja spanische Mantillen noch nicht auf Damenhäuptern befestigt. Aber der Händler in der Calle de Francos hat mir's gezeigt — und ich war sehr talentvoll. Nein, so — die Spitze ein wenig vorfallen lassen — ganz leicht in die Stirn, absichtslos — alles Nette im Leben ist absichtslos — nicht zu tief, daß man noch sieht, wie hübsch naturkraus Ihre dunklen Haare sind ..."

Sie wurde rot, wie sie seine kühlen Finger behutsam ordnend an ihrer Stirn fühlte; aber sie ließ ihn gewähren. Einen Augenblick kam ihr das Bewußtsein: wenn jetzt einer der Schiffsgesellschaft dich hier sähe — dich und ihn! Was sollte der wohl denken! Schließlich war sie doch nur eine Stewardeß von der „Astarte". Freilich, ihr Großvater war Pastor gewesen, irgendwo oben in der Mark, wo die Bauern arm im kargen, flachen Lande sitzen und die engen Kinderstuben der Pastoren so volkreich sind. Und einer von den sieben Jungen war ihr Vater geworden, ein Volksschullehrer, blaß, schmächtig, mit einem Christuskopf und voll Sehnsucht nach allem Schönen. Und nie, nie anders war er auf Reisen gewesen, als in seinen antiquarisch gekauften Reisebüchern und vergilbten Atlanten. Wenn sie den Toten hätte wecken und ihm hätte sagen können: „Vater, denk dir — dein Mädel fährt durch Sevilla. Auf Gummirädern! Fährt! Durch Sevilla! Und sieht Mandelbäume blühen — und Orangen! Die Murillos soll sie sehen, die du auf kleinen verblaßten Visitphotographiekärtchen bewahrtest in deiner „Galerie", wie du den sorglich mit Plüsch ausgeschlagenen Zigarrenkasten genannt hast. Und ein reicher,

studierter Herr hat dein Mädel lachend in den Wagen gesetzt und will ihr all das zeigen, weil ... weil ..." Ja, warum gerade ihr? Und — ein reicher, studierter Herr? ... Soziale Abgründe lagen zwischen ihr und diesem heiter eleganten jungen Manne daheim in Deutschland. Aber hier war Sevilla, hier war der Süden, der Frühling! Hier blühten die Mandeln, nickten Palmenwedel über roten Rosenbüschen. Und sie beide waren jung, nur jung — nicht Assessor und Stewardeß, nicht Kavalier und Volksschullehrerstochter — nur jung ... jung und all dem Blühen verwandt.

Sie hörte, daß Erich zu ihr sprach. Freundliches, Munteres. Aber was er sprach, hörte sie nicht.

Eine Welle von Glück ging warm über sie hin. Vielleicht hatte sie all das andre nur geträumt, das Trübe, Schwere, Verworrene. Vielleicht war das jetzt erst die Wahrheit. War sie wirklich in Berlin in der Tauentzienstraße Verkäuferin in einem Juweliergeschäft gewesen? Hatte sie monatelang all die edlen teuren Steine, die funkelnden Juwelen durch ihre Hände gleiten lassen und auf dunkelfarbigen Samt gelegt, um abends blaß, müd, arm zu ihrer verwitweten Mutter heimzukommen in die kahlen Hinterhausstuben? Hatte sie sich wirklich, sparsam Goldstückchen zu Goldstückchen legend vom Gehalt, den Kursus im Roten Kreuz verdient und zitternd das Examen als Schwester gemacht? Und war sie es wirklich gewesen, die damals, als der Herbststurm draußen von der Klinik die breiten Blätter der Platanen in die Luft warf, den fürchterlichen Mißgriff getan und dem Patienten aus der falschen Flasche die schädliche Flüssigkeit, das Gift, eingegeben hatte? Der Brief war damals schuld gewesen, der gräßlich drängende, werbende, quälende Brief des hübschen Reiteroffiziers, der immer mit ihr frühmorgens in der Stadtbahn fuhr und sie endlich ansprechen durfte, da er ihr das Täschchen nachtrug, das sie, von seinen Blicken über die Zeitung weg verwirrt, im Coupé vergessen hatte. Und wer weiß, wenn sie damals nicht in ihres Herzens Bedrängnis, zerstreut und gequält, den knisternden Brief tief in der Tasche des Schwesternkleides, die Fläschchen verwechselt, wenn sie nicht tagelang in der gräßlichen Angst geschwebt hätte: hat dein Leichtsinn ein Leben gefährdet, einen schon langsam Genesenden gemordet ... wer weiß, ob der Herbst nicht auch sie wild in die Luft gewirbelt und schließlich in den Schmutz der Großstadtstraße niedergeworfen hätte wie die Blätter der alten Platanen im Hospitalgarten ... Der Oberarzt wollte ihr wohl, das war ihr Glück. Er entließ sie, „bewilligte" ihr den Austritt wegen Nervosität ... und sie war fluchtartig abgereist. Kaum daß sie die alte Mutter weinend geküßt, einen Notgroschen hinterlassen hatte zu der armseligen Witwenpension ... Eine Empfehlung des Assistenzarztes, der früher als Schiffsarzt auf dem Österreichischen Lloyd gefahren war, verschaffte ihr eine Anstellung als Stewardeß. Und jetzt — fuhr sie durch Sevilla, einen andern Brief in der Tasche, einen herrlichen, tröstenden, beglückenden Brief, den in Malaga die Post gebracht und in dem die gute Schwester Agathe meldete: „... beruhige dich, er ist völlig genesen und soll jetzt zur Nachkur in England sein. Er behauptet sogar, dein „Gift" habe ihm geholfen — und als er wegfuhr, ließ er dich grüßen." Um ihr von Schuld befreites Herz blühte der südliche Frühling; und sie fuhr, ganz weich in federndem Wagen, zu weltberühmten

Madonnen in einem alten Kloster, all die Herrlichkeiten zu schauen, von denen ein schlechtes, armseliges Abbild ihr Vater einst behutsam, als gelte es köstliche Schätze zu hüten, aus der mit Plüsch ausgeschlagenen tabakduftenden Schachtel nahm ...

„Ja, liebes Fräulein — nun müssen wir aber wirklich aussteigen."

Sie hatte es gar nicht bemerkt, daß der Wagen schon eine Weile vor dem Museum, dem ehemaligen Kloster der Mercenarier hielt, und daß Erich sie lustig von der Seite ansah. Der Kutscher saß steif, zwei Finger wieder grüßend am spiegelnden Zylinder, auf seinem Bock. Ein paar zerlumpte Kinder mit vergnügten Schwarzkirschenaugen wollten beim Aussteigen behilflich sein. Erich wehrte lachend ihren schmutzigen kleinen Pfoten und warf ihnen ein paar Kupfermünzen zu.

Alsbald begann eine gewaltige Balgerei. Noch in dem kühlen Kreuzgang zwischen zerbeulten Kapitellen, geborstenen Grabsteinen und melancholisch geschweiften Amphoren hörten sie die kreischenden Stimmen der Straßenjugend.

„Wir haben nicht viel Zeit," drängte Erich, „um drei Uhr wird leider schon geschlossen. Halten wir uns im Vorraum nicht auf! Hier die Trümmer aus der Römerzeit können Sie, weiß Gott, an andern Orten schöner und besser sehen; in Rom, in Neapel — und sogar auf der Saalburg im Taunus. Der steinerne Riese dort soll der Kaiser Trajan sein. Ob er sich wiedererkennen würde? Aber das ist ja alles so gleichgültig. Hier drängt alles von dem spärlichen Heidentum weg und von der dürftigen Archäologie zu dem einen, der die Himmel des Christentums geöffnet hat, zu dem Madonnenmaler Murillo ... Die ehemalige Klosterkirche beherrscht er ganz mit seinen herrlichen Bildern, die vor bald hundert Jahren, als der Pöbel die Klöster stürmte, ein kluger Abt, denk' ich, oder Dekan aus dem Kloster der Kapuziner hierher gerettet hat."

Sie standen in der alten Klosterkirche, die, jetzt Hauptsaal des Museums geworden, in ihrer Architektur noch die einstige fromme Bestimmung verriet. Der Saal schien fast leer. In den dämmrigen Ecken standen wohl ein paar Fremde, Bücher in der Hand. Aber keiner nahm Notiz von den Kommenden. Ein kleiner unrasierter Saaldiener schlürfte auf knarrenden Schuhen, die runzeligen Hände auf dem Rücken, durch die Halle.

Wie im Traum, nur im seligen Bewußtsein, von lauter Schönheit, Güte, Frömmigkeit umgeben zu sein, ging Hilde auf ein Bild zu, das sie mächtig anzog. Die Gottesmutter, hinter der purzelnde, spielende Englein leicht den duftigen Wolkenschleier zu breiten scheinen, hat einem silberhaarigen, selig lächelnden Greis das göttliche Kind in die hageren Arme gelegt. Verzückt, im Jubel der Begnadigung, sieht der Alte zu der Himmelskönigin auf. Der lichte Schein um des Kindes Haupt spielt in seinem Greisenbart. Seine klugen Augen leuchten seligen Dank.

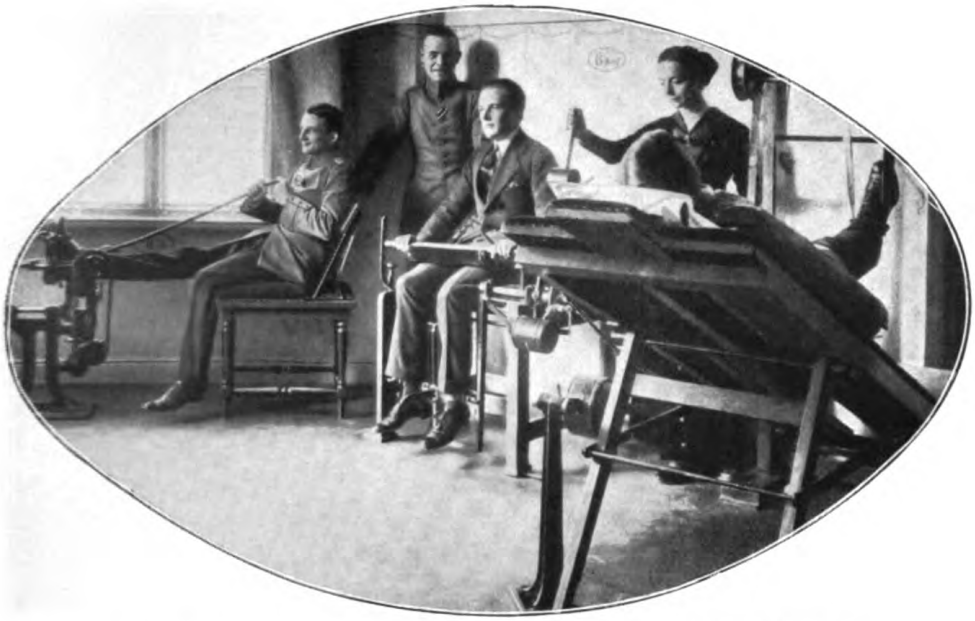
(Fortsetzung folgt.)

Hier schreiben Sie auf diesen
Strich Ihren Namen
den Namen
Ihrer Freunde
und wir
sehen
Ihr
Wilhelm Conrad
Röntgen

Von unserm Kronprinzen im Felde

Ein Mann meiner Wachkompagnie, Ref.-Infanterie-Reg. Nr. 98

S. K. u. K. H. der Deutsche Kronprinz hatte die große Güte, uns diese eigenhändig gezeichnete Pastellskizze und den daneben wiedergegebenen Begleitspruch zur Verfügung zu stellen. Es ist uns eine ganz besondere Freude, diesen kronprinzlichen Gruß, der in den kurzen Mußestunden im Felde entstanden ist, unsern Lesern vermitteln zu können.



Apparate zum Fußdrehen, Kniebeugen und Hüftſtrecken

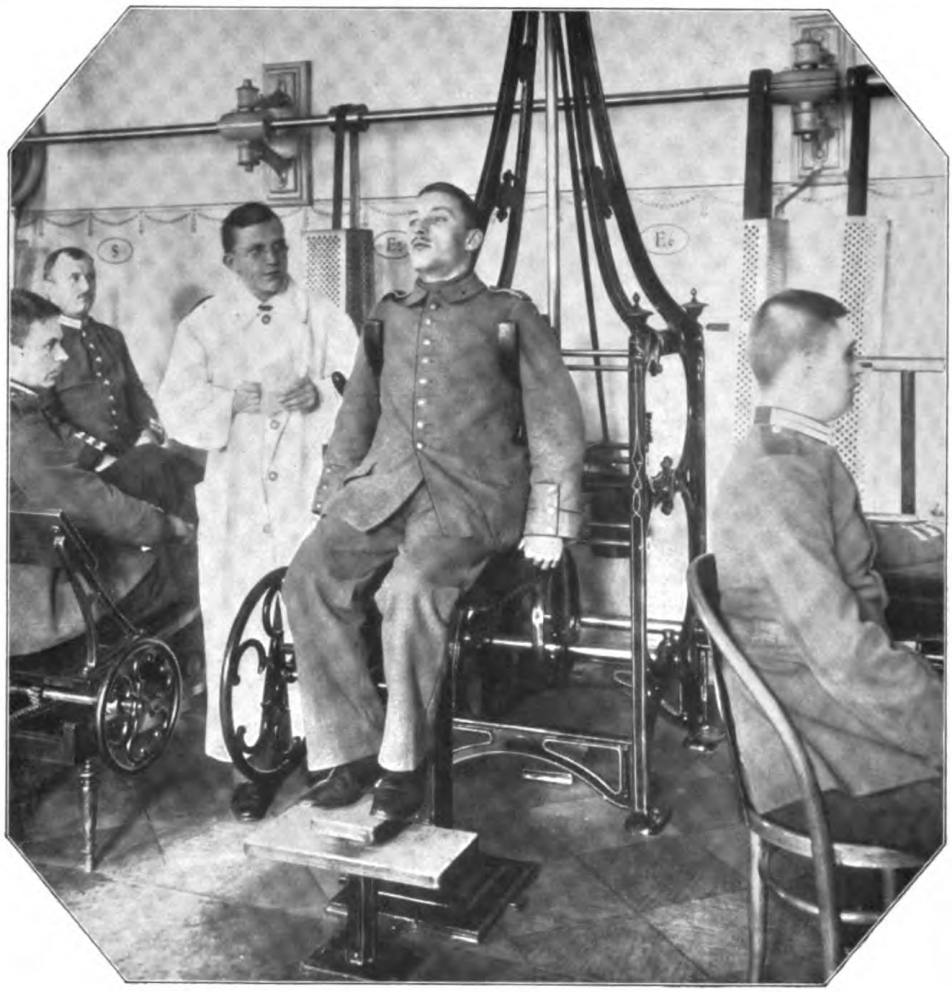
Wie unſre verwundeten Krieger geheilt werden

Von

Profeſſor H. Boruttau

So hoch die Verluſtziffern des gegenwärtigen Kriegs dem erſten Anſchein nach ſein mögen, ſo unterſcheidet er ſich in unvergleichlich vorteilhafter Weiſe von allen bisherigen Kriegen durch die Schnelligkeit, mit welcher die Mehrzahl der Verwundeten wiederhergeſtellt wird, oft derart, daß ſie bereits nach wenigen Wochen in die Reihen der Kämpfer wieder eintreten können. Es gilt dies nicht nur für an ſich leichte Verletzungen, ſondern ſelbſt für gar manche derart ſchwere Verwundung, daß in früheren Zeiten ſie dem Betroffenen das Leben gekoſtet oder doch mindeſtens lange Zeit zur Heilung bedurft hätte. Alle Fortſchritte der heutigen Heilkunde und Krankenpflege ſind an dieſen Erfolgen beteiligt: die verbeſſerten Transportmittel für Verwundete und Kranke, die Aſepſis in der Chirurgie, deren oberſter Grundſatz es iſt, nicht ſowohl vermeintlich in der Wunde vorhandene Krankheitserreger herauszuſchaffen, als vielmehr keine ſolchen von außen hineingelangen zu laſſen, die gewaltige Verbeſſerung der Operationsmethoden, nicht zuletzt aber auch die Fortſchritte in der Erkennung der Art der Verletzung. Von den Einzelheiten eines Knochenbruchs oder einer Knochenzerſplitterung, von der Lage von Geſchoſſen und Geſchoßſplittern gibt die Unterſuchung mit Röntgenſtrahlen ſo genaue Kenntnis, daß es heute im Gegenſatz zu früher möglich iſt, die Behandlung von vornherein ſo zweckmäßig wie möglich zu geſtalten.

Oberſter Grundſatz der Behandlung der Kriegs- geradeſo wie aller Unfallverletzungen muß es ſein, die Funktionen der verletzten Teile ſo vollſtändig wie möglich zu erhalten beziehentlich wiederherzuſtellen. Gerade die Unfallpraxis der letzten Jahrzehnte hat die vortrefflichen



Apparat zur Atemgymnastik und passiven Brustweitung

Resultate, die wir jetzt erleben, systematisch und allmählich erringen helfen, etwa in der Weise wie das Manöver zum Krieg vorbereitet — vielleicht in noch vollkommenerer Weise, da es sich im Frieden bei der Behandlung der Unfallfolgen für die Betroffenen, ihre Arbeitgeber und die Ärzte genau so um den „Ernstfall" handelt wie bei der Behandlung der Kriegsverletzungen — ja die erstere stieß vielfach auf größere Schwierigkeiten, da seit der Ausgestaltung der Invaliditätsfürsorge gar mancher Unfallverletzte mehr nach der Rente trachtete als nach der Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit. Dies ist im Kriege anders geworden; angesichts der Notwendigkeit, unsre Feinde ringsum zu besiegen, um unser teures Vaterland von der ihm in schändlicher Weise zugedachten Vernichtung zu bewahren, lebt in jedem Verwundeten vor allem nur der eine Wunsch, so bald wie möglich wieder felddienstfähig zu werden; und nach des Kampfes siegreicher Beendigung werden unser aller friedliche Aufgaben von solcher Größe harren, daß jeder nach Kräften mitzutun bestrebt sein wird und rentenempfangendes Müßiggängertum, wo nicht vollständige Arbeitsunfähigkeit durch allerschwerste Verkrüppelung vorliegt, hoffentlich durch die bloße Scheu vor öffentlicher Brandmarkung ausgeschlossen sein wird.

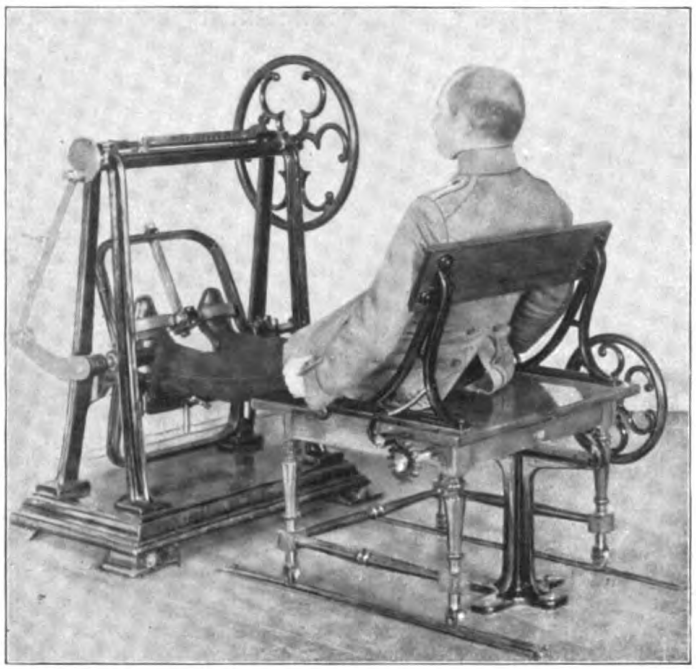
Wiederherstellung der Funktion, damit der Arbeits- und Erwerbsfähigkeit, ist heutzutage bereits die Aufgabe jeder zielbewußten chirurgischen und orthopädischen Behandlung geworden und ist das Gebiet aller jener Verfahren, die einsetzen, wenn die Verwundung, die äußerlich sichtbare

Verletzung „geheilt“ erscheint und es mögliche schädliche Folgen zu vermeiden, bereits eingetretene zu beseitigen gilt. Die Methoden dieser „Nachbehandlung“ haben sich in den letzten Jahren ungeheuer vervollkommnet, es gehören dazu sowohl orthopädische und sonstige mit mechanischer Einwirkung arbeitende („medikomechanische“, mechanotherapeutische) Methoden, als auch diejenigen, welche andre physikalische Kräfte verwenden, nämlich Wärme, Licht, Elektrizität. Von dem ansehnlichen Umfang und der großen Bedeutung des Rüstzeugs dieser gesamten „physikalischen Therapie“ hat erst im Jahre vor dem Ausbruch des Krieges ein in Berlin abgehaltener, diesem Fache gewidmeter Kongreß einen Begriff gegeben — eine der letzten Gelegenheiten, bei denen die völkerverbrüdernde Kraft der Wissenschaft von amtlichen Vertretern der jetzt miteinander im Kriege befindlichen Völker gefeiert worden ist!

Für die Erhaltung oder Wiederherstellung der Funktion sorgt schon auf dem Operationstisch die heutige chirurgische Technik, welche Sehnen, die zerrissen oder durchschnitten wurden, vernäht, notwendigenfalls überpflanzt. Durchtrennte Nerven können zusammengenäht werden und

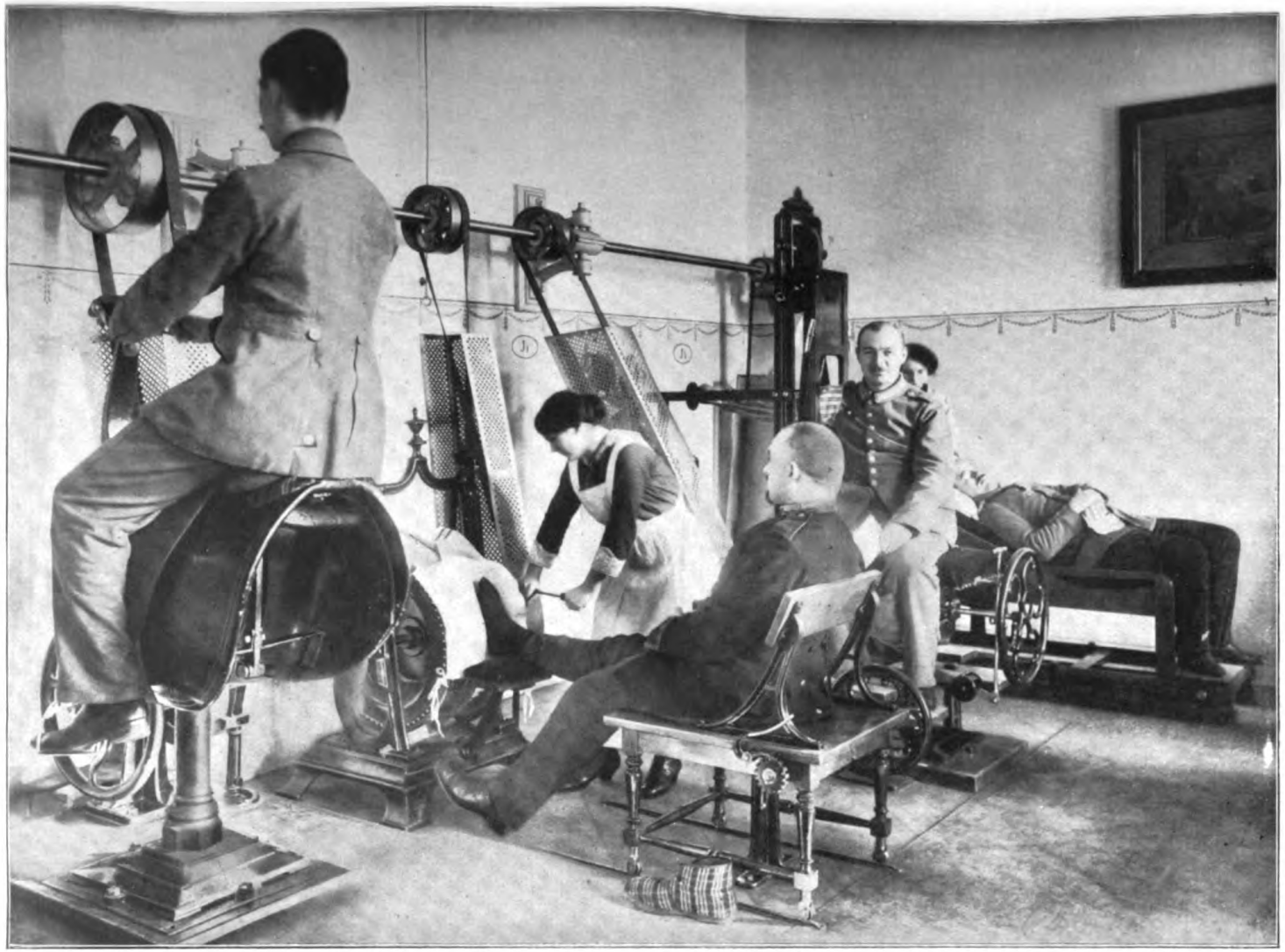
Velozipedtreten, Beugen und Strecken des Fußes

gewinnen unter Mitwirkung der noch zu erwähnenden physikalisch-therapeutischen Methoden ihre leitende Funktion wieder. Plastische Operationen an Knochen und Weichteilen decken heute große Defekte und lassen Stümpfe gewinnen, die Funktionen übernehmen oder Ersatzteile sich anpassen lassen in einer Vollkommenheit, wie man es früher nicht kannte. Wo Gelenkzertrümmerungen früher die Abnahme des betreffenden Gliedes zur Folge hatten oder doch so heilten, daß völlige Steifheit die Folge war, wird heute gute Beweglichkeit erreicht.



Aktive Beinbewegungen

Schon für die Behandlung, erst recht für die Nachbehandlung ergibt sich die wichtigste Richtschnur aus der Tatsache, daß der Nichtgebrauch eines Organes mit mangelhafter Ernährung desselben verbunden ist und zu seinem Schwunde, seiner Verkümmerung führt. Das gilt in gleicher Weise für Nerven, Muskeln, Drüsen, Teile der Zentralorgane als allgemeines Gesetz, und Hauptaufgabe der Behandlung und Nachbehandlung muß sein, die Ernährung zu verbessern und die Funktion aufrecht zu erhalten. Dem wird man bei Knochenbrüchen, selbst schweren, mehrfachen, gesplitterten und mit einer offenen Wunde komplizierten heute dadurch, wo irgend möglich, gerecht, daß man einen Gipsverband mit angegliederten tragbaren Streck- und Stützeinrichtungen anlegt, welcher den Gebrauch der Muskeln an dem gebrochenen Glied, soweit sie nicht zur Heilung des Knochenbruchs selbst unbeweglich sein müssen, vor allem aber die Bewegung des übrigen Körpers ermöglicht. Der so Behandelte braucht dann, wenn nicht andre Umstände (Wundinfektion oder andre Erkrankungen) es notwendig machen, nicht im Bett zu liegen, sondern kann vom ersten Tage nach Verbandanlegung mit diesem herumgehen („Gehverband"), im Freien sich bewegen und vermeidet alle schädlichen Folgen des Stilliegens. Ist der gebrochene Knochen, das verletzte Gelenk und so weiter geheilt, ja schon während der Heilung, können die mechanischen Maßnahmen beginnen, welche teils die infolge der lokalen Stillstellung oder eventuellen Nervenlähmung fehlende Bewegung ersetzen, teils durch Dehnung sie geradezu herbeiführen, teils endlich durch Reizung der Gefühlsnerven den Blutstrom verstärken und für bessere Ernährung sorgen helfen. Hierher gehört die Massage von Hand durch Streichen, Kneten, Walken, die passive oder sogenannte Widerstandsgymnastik, bei der entweder durch eine Person, den Gymnasten, oder durch einen geeigneten Apparat das zu übende Glied passiv bewegt wird, wobei der Patient dieser Bewegung Widerstand zu leisten hat. Das Heer der hierhergehörigen mehr oder weniger künstlichen Apparate wird vervollständigt durch solche, bei denen der Patient seine Glieder durch aktive Muskelbewegung übt, indem er die Beuge- und Streckmuskeln bewegt und dabei Widerstände überwindet (zu hebende Gewichte, zusammenzudrückende Federn und so weiter), die ganz allmählich immer mehr ge-



Apparate mit Motorbetrieb zur Fuß- und Rückenstreichung und Armwalkung;
links Verwundeter auf einem Reitapparat

steigert werden, so daß der wichtigste Faktor des Übens, die ganz allmähliche Steigerung der Leistung, gewahrt wird. Auch zur Übung und Kräftigung der Atembewegungen, zur Wiedererreichung gehöriger Lungenentfaltung und Lüftung des Blutes, die etwa durch Rippenbrüche, Brustschüsse und alle ihre Folgen beeinträchtigt war, dienen einfache gymnastische Maßnahmen wie auch besondere Apparate. Von andern physikalischen Kräften dienen der völligen Wiederherstellung unsrer verwundeten und erkrankten Krieger vorwiegend die Wärme und die Elektrizität, obwohl angesichts der zahlreichen Hauterkrankungen, welche die so vielfachen und eigenartigen Unbilden gerade dieses Krieges in reichlichem Maße mit sich bringen, auch die Anwendung des Lichtes (ultraviolettes Licht und so weiter) und der Röntgenstrahlen eine Rolle in der Behandlung spielen dürfte.

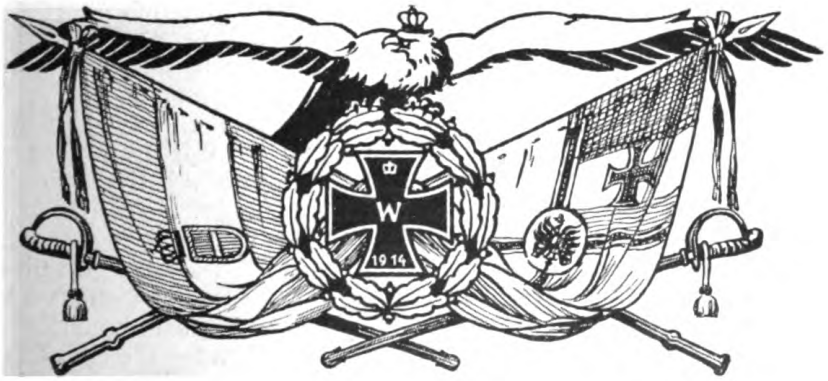
Mit elektrischen Glühlampen austapezierte Kästen, sogenannte Lichtbäder, liefern vorwiegend strahlende Wärme und bilden eine Form der Wärmebehandlung, die bequemer ist als solche durch künstlich erhitzte Luft: indessen wird die Erzeugung eines heißen Luftstromes zur Behandlung lokaler Schäden jetzt durch die Anwendung der Elektrizität gleichfalls sehr erleichtert, indem diese sowohl die Luft

Medikomechanische Behandlung der durch Verwundung steifgewordenen Glieder: Passive Knie- und Rumpfstreckung

durch erhitzte Spiralen erwärmt als auch durch Elektromotoren in Bewegung setzen kann. Solche Wärmeanwendung kann für viele Zwecke schon sehr nützlich sein, trifft aber am stärksten die äußere Körperoberfläche und kann darum nicht sehr weit getrieben werden. Die hochfrequenten elektrischen Ströme liefern aber heutzutage ein Mittel, den Körperteil, durch den sie geschickt werden, durch und durch wärmer zu machen („Diathermie"), ohne fühlbar zu werden und Muskeln zur Zusammenziehung zu bringen. Sämtliche genannten Arten der Wärmeanwendung sind unter anderm zur Behebung von Gelenksteifigkeiten, chronischem Rheumatismus (eine häufige Folge dieses Winter- und Schützengrabenfeldzuges) ein vortreffliches Mittel.

Die Elektrizität in ihren direkt physiologisch wirksamen Formen, als Gleichstrom und Wechselstrom niederer Frequenz („konstanter" und „faradischer" Strom des Arztes), ist ihrerseits ein äußerst wichtiger Behelf zur Erhaltung und Wiederherstellung der Bewegungen nach Muskel- und Nervenlähmungen als Folgen von Kriegs- wie Unfallverletzungen. Ebenso kann sie Nervenentzündungen bessern helfen und (besonders in Gestalt des elektrischen Bades) Schwächezustände des Herzens und Stoffwechselstörungen, die als Folge von Strapazen des Feldzuges zurückbleiben, bekämpfen. Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf die neueren Instrumentarien, welche das Zusammenarbeiten von Medizin und Elektrotechnik gerade auf diesem Gebiet in reicher Fülle hat erstehen lassen, näher einzugehen. Es sei nur erwähnt, daß gerade durch passendes Zusammenwirken mechanischer und elektrischer Behandlungsformen schnelle Funktionswiederherstellung vielfach besonders gut erzielt wird.

Natürlich fehlt es nicht an Verwundungen, die Verlust von Gliedmaßen oder Verstümmelungen andrer Art zur Folge haben, die als solche in ihrer Funktion nicht ersetzt werden können. Aber auch da leben wir nicht mehr in jenen früheren Zeiten, welche derartige Kriegsinvaliden „mit der Drehorgel" oder sonst in einer Form lediglich mehr oder weniger zur Untätigkeit verdammt, dem öffentlichen Mitleide und der privaten Mildtätigkeit überwies: Verbesserte Ersatzteile für das Fehlende, Bestrebung zur Ausnutzung der erhalten gebliebenen Fähigkeiten und Anleitung zum Erlernen neuer Erwerbsmöglichkeiten bilden das umfangreiche und für die Zeit nach dem Kriege wichtige Gebiet der Krüppelfürsorge, von dem gelegentlich später hier einiges mitgeteilt werden mag.



Im tiefen Keller ſitz' ich hier!

Von Detloff von Berg

Zwei Meter unter der Erde — vor mir ein kleiner Tiſch, an dem außer mir noch mein Leutnant und zwei Telephonordonnanzen ſitzen. Fünf Meter lang und eineinhalb Meter breit iſt der tiefe Keller, in dem allerdings das „Faß von Reben" fehlt. Dafür ſteht kalter Kaffee mit warmer Seele für die durſtige Kehle auf dem Tiſch. Dieſer war ehemals Spieltiſch im naheliegenden, jetzt von den franzöſiſchen Granaten vollſtändig zerſchoſſenen Schloß. Teppiche, Decken, ſogar ein Spiegel bekleiden die Wände des Erdlochs; Matratzen auf Stroh in der hinterſten dunklen Ecke, wo ein braver Burſche mit ſeinem Geſchnarch die dickſten Eichenbohlen zerſägt, ſind unſre Lagerſtätte. Dann und wann brummt eine Lage ſchwerer Granaten, hin und wieder ſummen die feindlichen Gewehrgeſchoſſe über unſre Gräben. Zwiſchendurch tutet das Telephon als verkleinerte Trompete von Jericho dicht neben mir: „Hier Abſchnittskommandant — wer da?" — „Hier X-tes Bataillon!" — „Was iſt los?" — „Los iſt, wenn man bis über die Ohren im Lehm ſitzt." — „Machen Sie keine faulen Eier, was gibt's?" — „Ein Unterſtand mußte nur erneuert werden, Granate ſchlug ihn eben durch." — „Leute verletzt?" — „Nein, nur einer verſchluckte ſich." — „Gut, Meldung nachher, ſagen Sie's Ihrem Kommandanten, bitte." — „Jawohl, Herr Meier!" (Telephonordonnanzen ſind immer höflich) — „Schluß!" —

Es dunkelt und dämmert! Im alten Liede heißt es:

Die Kerze gibt ein trübes Licht,
Doch was zu trinken gibt es nicht.

Das höchſt witzige Lied entſtand einſt in China und heißt dann weiter:

Der Hauptmann gähnt und ſieht ſich um
Und denkt ſtill an ein Glas mit Rum,
Der Oberleutnant denkt: Ach hätte
Ich jetzt 'ne einz'ge Zigarette,
Der Jüngſte von der Kompagnie
Sitzt ſtillverklärt und denkt — an ſie.

Durch das Dunkel knattert ein frenetiſches Feuer der Franzoſen. Sie ſind gehörig auf der Hut. Morgen früh werden ſie ſich ſchön ärgern, wenn ſie ſehen, daß ein paar geriebene Jungens von uns ihnen dicht vor ihre befeſtigte Stellung einige mit Stroh ausgeſtopfte Puppen geſetzt haben, die keinen Geiſt aufzugeben hatten. Dann und wann ſteckt ein Patrouillenführer ſeine Naſe durch den bunten Vorhang, der den Ausgang aus meiner Sommerwohnung verkleidet, und meldet Neuigkeiten. Mit einer Zigarre beſchwert ſtolpert er wieder durch den Verbindungsgraben zur vorderſten Stellung zurück. Manchmal ſtolpere ich hinterher, rechts und links an den ſenkrechten Lehmwänden entlang ſtreifend und taſtend. Mehrere Hektar franzöſiſchen Bodens kleben dann bald an den Händen und am Mantel, das Grau wird Braungelb. — Ja, wir Feldgrauen können auch Farben miſchen! — Im Gang der Stellung geht es weiter von Unterſtand zu Unterſtand. An einem derſelben ſteht: „Eintritt franzöſiſchen Geſandten verboten!", an einem andern: „Villa Iſchias." Grinſend quetſchen wir uns weiter durch das Labyrinth des Fuchs- und Maulwurfsbaues, revidieren Stellung, Scheinwerfer, Maſchinengewehre und einige wichtige hygieniſche Einrichtungen. Lautlos huſchen ein paar Leute an mir vorbei. Die Frage „Wohin?" iſt nicht nötig, ſie ſchlängeln ſich zur Feldküche, die im Dunkeln am Dorfe hinter uns in Sicherheit angekommen iſt und das bringt,

was das Leben heiter stimmt — das Essen. Währenddem spähen die scharfen Augen der Posten unermüdlich ins Dunkel des Vorgeländes.

Fern hinter unsrer Festung erhebt sich noch — fast unkenntlich — die Silhouette des zerstörten Schlosses. Oh, welch ein Trümmerhaufen! — Perlmuttereingelegte Kommoden, ebenholzverzierte Tische sind übereinander gefallen — ein entzückendes Bildnis der Raffaelschen Madonna mit dem Jesusknaben, auf Emaille gemalt, liegt mitten auf dem Wirrwarr im Mörtelstaub — Christus in der Wüste! — Herrliche Gobelins, zerfetzt und verbrannt, flattern im Luftzug von den Wänden. Ein uralter Chronometer zeigt die achte Abendstunde — er blieb stehen, als einer unsrer jungen Leutnants heldenhaft sein rosiges Leben aushauchte. Ein Damasttischtuch, auf dem sonst Silber und Rosen glänzten, ward sein Leichentuch — die blutigen Rosen seines Herzblutes färben es nun, und dicht vor dem Schlosse, Schulter an Schulter mit den gefallenen Kameraden, liegt der junge Held und träumt dem Walhalla entgegen. Neben ihm liegt ein andrer, der im forschesten Patrouillengang nachts im Bajonettkampf fiel. An den Ruhetagen haben Kameradenhände Holzkreuze errichtet. Am Morgen schaut die aufgehende Sonne auf die Veränderung im Garten des Schlosses. Ernste Tannen geben den Heldengräbern Schatten, Schutz und Frieden, Lorbeerbäume umrahmen die Grabstelle: „Für unsern Kaiser fielen wir!“

Vermißt

Von

Ernst Zahn

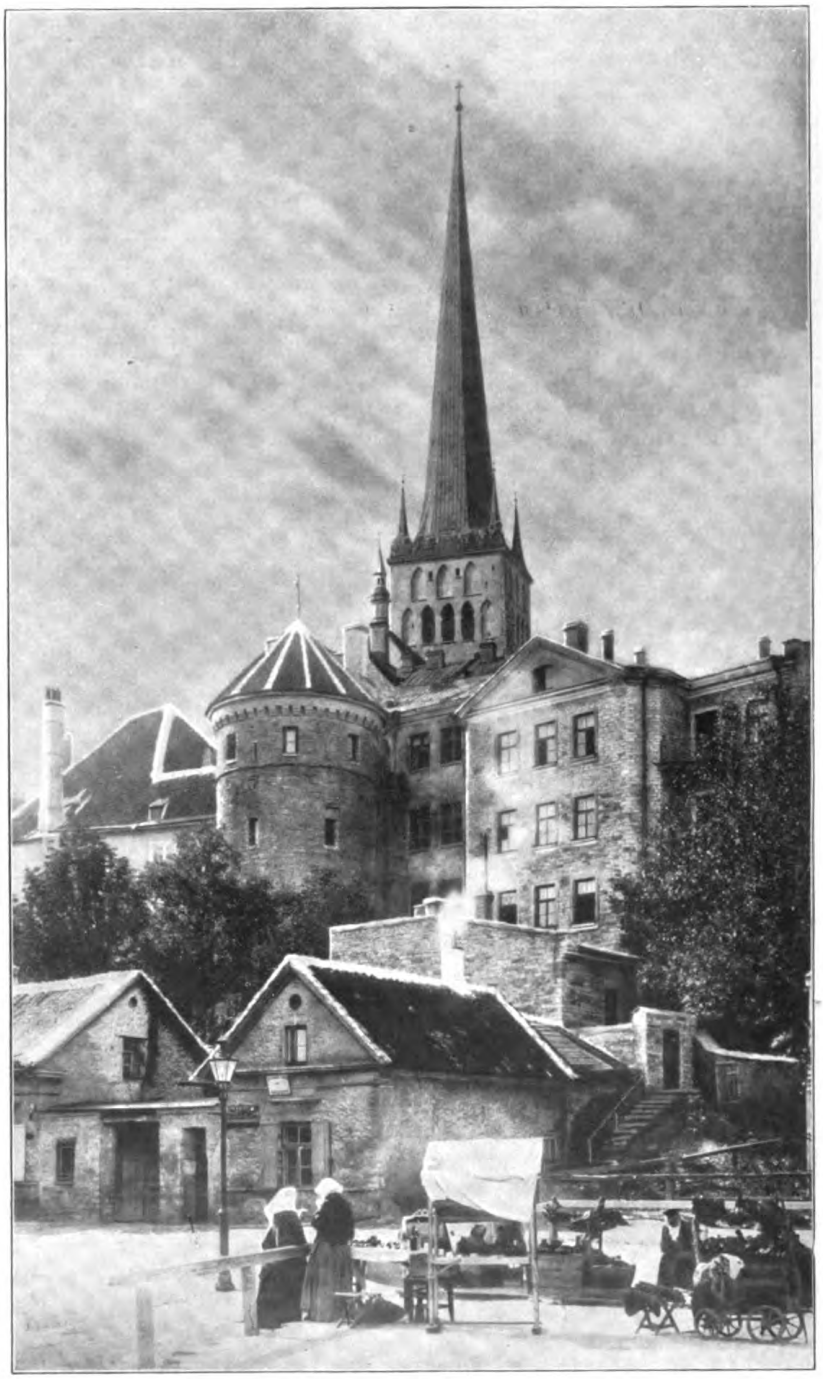
In dieser Zeit der grimmen Not,
Da man die Welt nach Gräbern mißt,
Weiß eines ich, das mehr als Tod
Dem Herzen schwer und bitter ist.

Das ist, daß all das Feld einher
So manche Menschenspur erlischt,
Dem Treuesten nicht findbar mehr
Und wie vom Sturm im Sand verwischt.

Es war, daß einer schrieb und schrieb,
Und eines Tages schweigt er doch.
Weiß niemand, niemand, wo er blieb,
Weiß niemand, niemand, lebt er noch?

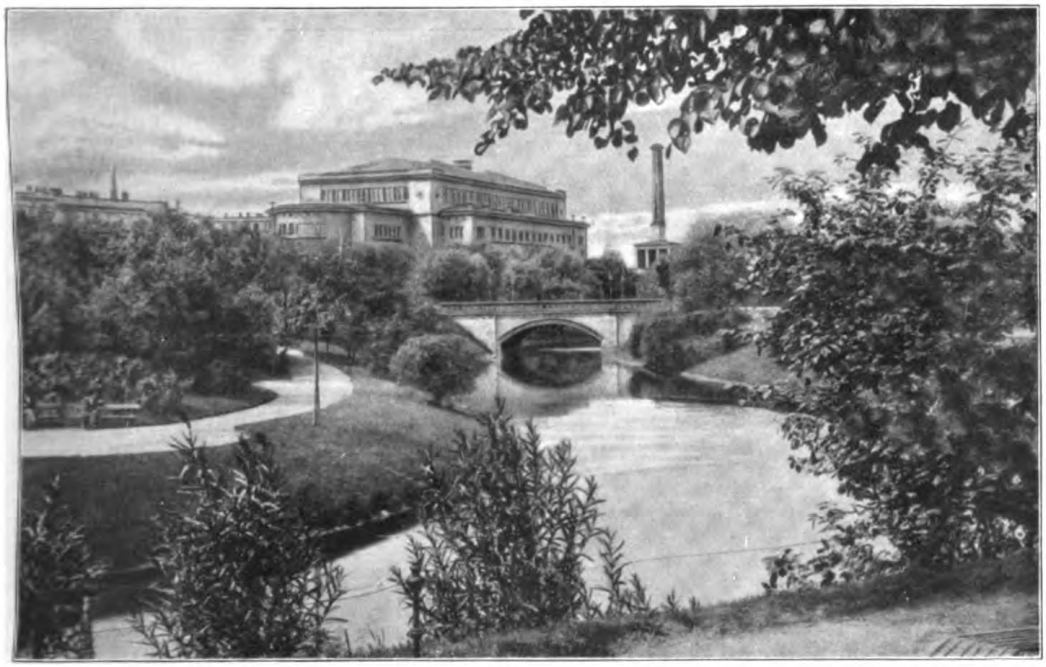
Kein Zeichen, ob er kam zu Leid,
Gewißheit nur, er fehlt im Glied.
Der Mond allein erfährt Bescheid,
Sucht er im Wald, staunt er ins Ried.

In dieser Zeit der grimmen Not
Weint manche Mutter vor sich hin:
Und wär' er tot,
O wüßt' ich, wüßt' ich nur um ihn!



Reval: Die kleine Strandpforte mit der Olaikirche

(Zu dem nachfolgenden Artikel: „Das baltische Deutschtum")



Das Deutſche Theater in Riga

Das baltiſche Deutſchtum

Von

Dr. Richard Bahr

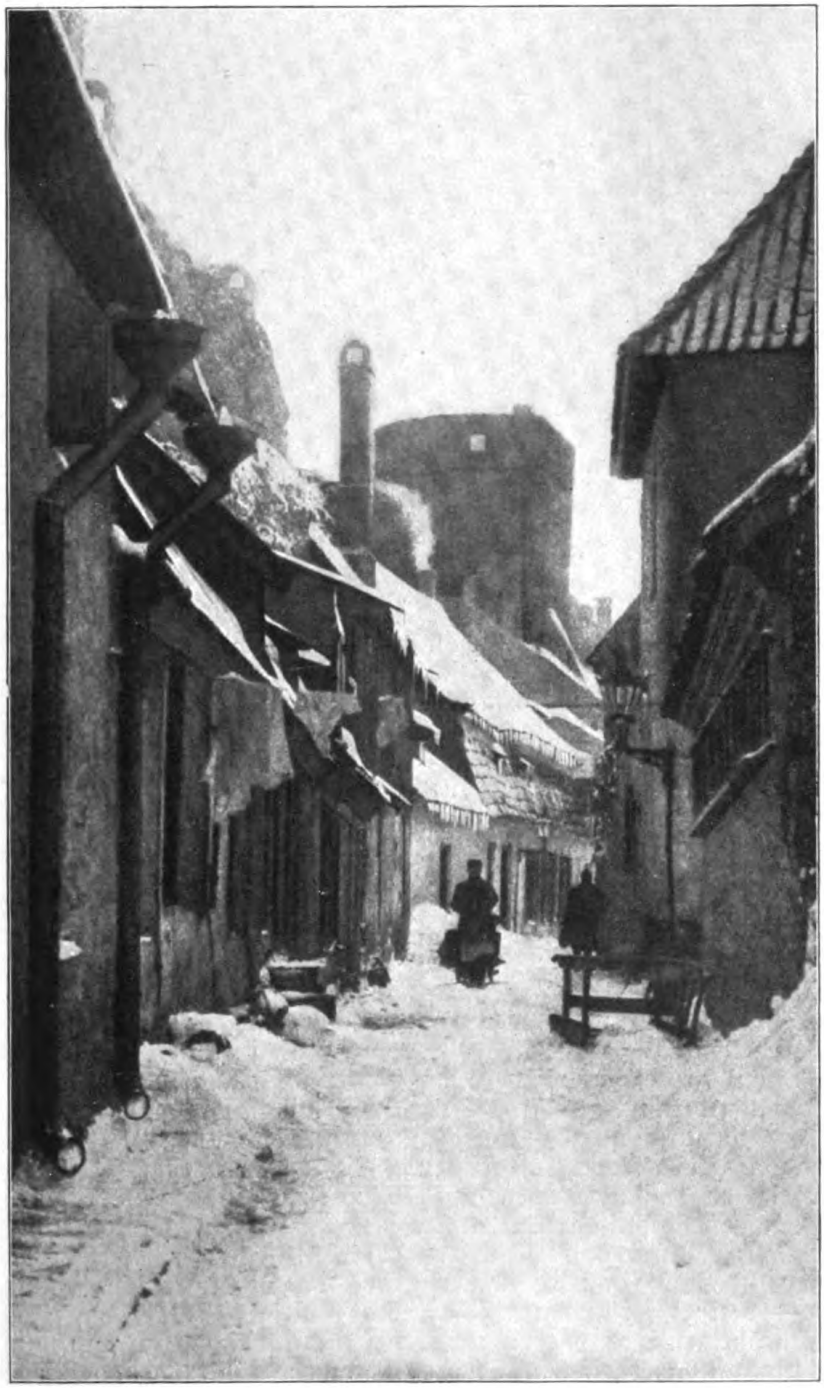
Die baltiſchen Oſtſeelande ſind für die Mehrzahl der Deutſchen im Reich erſt vor acht oder neun Jahren entdeckt worden: damals, als die Stürme der ruſſiſchen Revolution, weil der nationale Haß ſie anblaſen half, dort zwiſchen Memelfluß und Narowa ſich mit am wildeſten austobten. Seither ward es wieder ſtill von ihnen. Man beſann ſich zwar noch ab und zu auf ſie; man wußte jetzt, daß an der Weſtgrenze des ruſſiſchen Reichs in geſchloſſener Gemeinſchaft einige hunderttauſend Deutſche ſiedeln, die ſich Balten heißen. Sie ſtehen, weil der Eid ſie bindet, offiziell im Lager unſrer Feinde. Ihre Ritterſchaften haben ſogar, weil die Henker des Zarismus auf der Lauer ſind, ſich in Ergebenheitsadreſſen an Nikolaus II. gewandt. Aber es gibt außer ein paar Verlorenen und im ruſſiſchen Zivil- oder Militärdienſt Verdorbenen keinen Deutſch-Balten, der dieſen Krieg nicht als Bruderkrieg empfände.

Ich möchte keine ſchiefen Vorſtellungen wecken. Deutſch, wie etwa Tirol bis an die Sprachgrenze, Oberöſterreich und das Salzkammergut, wie der nördliche Teil der Steiermark ſind die baltiſchen Oſtſeelande nicht. Sind es in dem Sinne nie geweſen. Man könnte die Verhältniſſe am eheſten denen in Krain und den jetzt tſchechiſchen Gebieten Böhmens vergleichen. Über eine Urbevölkerung, die in Kurland und dem ſüdlichen Livland aus Letten (einem den Litauern nahe verwandten halb ſlawiſchen Stamm), im nördlichen Livland und in Eſtland aus den zur finno-ugriſchen Völkerfamilie gehörigen Eſten beſteht, hält eine dünne deutſche Oberſchicht die Wacht. Hält dieſe deutſche Wacht im

Oſten unter harten und wechſelvollen politiſchen Schickſalen, während den zuſammengebrochenen deutſchen Orden Dänen, Schweden, Polen und Ruſſen in der Herrſchaft ablöſen, durch volle ſieben Jahrhunderte. Im 16. und 17. Jahrhundert ſind ſie das Schlachtfeld

Die Sandſtraße in Riga

aller Völker, die um das Imperium an der Oſtſee, dem Mare Balticum, ringen. 1721 im Nyſtader Frieden fallen Livland und Eſtland an die Ruſſen. 1795 wird Kurland, das ſich am längſten als deutſches Herzogtum unter polniſcher Lehnshoheit gehalten hat, durch freiwillige Unterwerfung ruſſiſche Provinz. Das ruſſiſche Regiment, das dem gequälten Land endlich Schutz vor dem äußern Feinde gewährt, wird anfangs wie eine Erlöſung empfunden. Peter der Große und ſeine Nachfolger bis auf Alexander I. trachten nicht danach, die Eigenart des Baltikums anzutaſten. Das liefert ihren Kriegszügen die Heerführer, liefert ihnen für die große Politik Diplomaten und Staatsmänner von europäiſcher Kultur und unbeſtechlicher Geſinnung. Erſt unter dem erſten Nikolaus beginnen die Unterdrückungen. Die lettiſchen und eſtniſchen Bauern — die Reformation hat in dieſem hart lutheriſchen Lande Wurzeln geſchlagen wie, von Skandinavien abgeſehen, kaum irgendwo anders — werden durch Verſprechungen an Geld und Gut, die hinterher dann



Reval: An der Stadtmauer

Die Universität in Dorpat

doch nicht gehalten werden, reihenweise zum Übertritt zur griechisch-katholischen Kirche verführt; es wird auch — freilich zunächst nur in der schonenden Form der Empfehlung der russischen Sprache für den Verkehr der Behörden — der Versuch gemacht, das feierlich beschworene Sprachenprivileg zu durchbrechen. Aber im Grunde bleibt es bei diesen Versuchen und gelegentlichen Anläufen. In der Hauptsache führen die drei Provinzen ein beschaulich-behagliches Sonderdasein, in regem geistigen Austausch mit dem Mutterlande. Im achtzehnten Jahrhundert waren die Balten, die Kurländer allen voran, sind als fröhliche, ausdauernde Zecher und kühne Fechter an allen deutschen Universitäten bekannt gewesen. Das hatte seit der Neugründung der einst von Gustav Adolf geschaffenen Universität Dorpat in diesem Umfange aufgehört. Dafür lehrten dort Professoren aller deutschen Stämme, und aus all ihnen floß — nicht gerade üppig, aber stetig und regelmäßig — den Ostseelanden frisches Blut zu. Im übrigen war das Sonderdasein nie zur pflichtvergessenen Sybaritenexistenz ausgeartet. Schon zwischen 1817—1819 hatten diese drei aristokratischen Ständestaaten die Leibeigenschaft aufgehoben und in den sechziger Jahren von sich aus und völlig spontan eine vielfach schlechthin mustergültige Reform der Agrarverfassung zuwege gebracht, wie sie Preußen bis heute noch nicht gelungen ist. Um die nämliche Zeit aber begann die „russische Volksseele" zu erwachen. Allrußland forderte kategorisch, das „russische Staatsprinzip" rücksichtslos durchzusetzen (worunter man damals wie heute noch die geistlose Uniformierung verstand), und der zweite Alexander war zu schwach, solchem Rufe sich zu entziehen. Neue Sprachenverordnungen folgten; man trieb verehrte Männer, an die sich die Hoffnung des geängstigten Landes klammerte, aus Amt und Heimat und säte den Samen der Zwietracht zwischen die deutsche Herrenschicht und die lettische und estnische Urbevölkerung. Noch einmal schien dann das Zerstörungswerk zum Stillstand gekommen zu sein. Bis unter Alexander III., diesem beharrlichen Trinker und finsteren Deutschenhasser, um die Mitte der achtziger Jahre der Feldzug von neuem aufgenommen und nun so gründlich durchgeführt ward, daß nach zwanzigjährigem Wüten nur noch ein Trümmerhaufen, in dem vernichtete Existenzen, zerstörter Wohlstand und niedergemähte Kulturgüter durcheinander lagen, übrig

Ansicht von Mitau

blieb. Trotzdem haben die Balten, als Nikolaus II. zum Dank für die während der russischen Revolution ihm geleisteten Dienste die Fesseln ein wenig lockerte, mit dem unerschütterlichen Optimismus, den ihnen als eine glückliche Stammesgabe das Schicksal an die Wiege band, auf dem vulkanischen Boden von neuem gepflügt, geackert und gebaut. Es war nicht mehr das alte Deutschtum der Ostseelande, das sich wie etwas Selbstverständliches nahm und empfand, aber ein bewußteres, kernhafteres, trotzigeres, das im bitteren Kampf die baltische Art vertieft und geläutert hatte. Um die Existenz dieses Deutschtums wird auf unsern Schlachtfeldern mitgerungen ...

*

Es hat, weil auch die schärfste und am meisten eindringende historische Kritik Geschehenes nicht mehr ungeschehen machen kann, im Grunde nicht viel Sinn, die alte Streitfrage zu erörtern, ob die Deutsch-Balten, indem sie Letten und Esten nicht eindeutschten, sich nicht selber ihr Schicksal bereiteten. Heute gibt es, glaube ich, unter ihnen kaum einen, der das nicht aufrichtig bedauerte und nicht zugleich freimütig eingestände, daß auch gewisse eigennützige Ursachenreihen, der Wunsch zum mindesten, die Deutschen von dem fremden Volkstum unberührt und unvermischt zu halten, dabei mitgespielt haben. Immerhin wird, wer gerecht urteilen will, zu bekennen haben: Eigennutz im alltäglichen gewöhnlichen Sinne war es nicht. Daß die Balten von dem frei waren, hatte ihr Verhalten in der Agrarfrage bewiesen. Kann sein, daß es bis zu einem gewissen Grade der Stolz der älteren Rasse war, was sie von der Germanisierung des durch Jahrhunderte in ihre Hand gegebenen Urvolks abhielt. Ein andres, ein durchaus ritterliches Motiv sprach aber doch auch mit. Diese Balten, die so eifervoll die eigene Nationalität zu wahren trachteten, hatten das natürliche Bestreben, sie auch bei andern zu respektieren. Sie ließen ihre Bauern ja nicht, wie der große russische Nachbar, in Dunkel und Unkultur verderben. Die Ritterschaften schufen ihnen die Grundlagen einer gesicherten materiellen Existenz, die deutschen Pastoren die Schriftsprachen und die Anfänge einer nationalen Literatur; beide im Verein ein blühends Volksschulleben. Es war, alles in allem genommen, ein wohlwollend patriarchalisches System, das sich schon sehen lassen konnte und nur den einen Nachteil hatte, daß es die künftigen Entwicklungs-

möglichkeiten nicht mit in Rechnung ſtellte. — So blieben die Deutſchen, die einſt als Ritter, Kaufherren und Handwerker von Lübeck aus über das Meer gezogen waren, auf dem baltiſchen Kolonialboden im Grunde eine dünne Schicht. Sie gaben dem Lande einen kernhaften und ehrenfeſten Adel, einen idealiſtiſch geſtimmten Gelehrtenſtand, von dem auch wir im Reich bis auf den heutigen Tag profitiert haben, honorige Kaufleute und wackere Gewerbetreibende, von denen mehr als einer ein Original war. Sie gaben ihm auch ein deutſches Angeſicht, von dem, zumal in den beiden Hanſeſtädten Riga und Reval, noch heute prächtige, aus dem Mittelalter herübergerettete Baudenkmäler zeugen. Aber obſchon ſie dieſes Land mit der ganzen Glut ihrer Seele liebten, galten ſie dem Urvolk all die Zeit über doch als die Fremdlinge und Eroberer. Und da der japaniſche Feldzug das Ruſſenreich in ſeinen Tiefen aufgewühlt hatte, ward die ſoziale Revolution hier zum haßerfüllten Vernichtungskriege gegen die deutſchen Kulturbringer, denen ſo heimgezahlt wurde, daß ſie Letten und Eſten vor der ruſſiſchen Barbarei, vor Lotterwirtſchaft und moraliſcher Verſumpfung bewahrt hatten ...

*

Die beiden Kernübel der Deutſchen, von denen die Balten bisweilen heimgeſucht wurden wie alle unſre Volksgenoſſen — die Neigung zum Klaſſenhochmut und zum partikulariſtiſchen Behagen —, waren in der ſchweren Not der Zeit von ihnen abgefallen. Jetzt gingen ſie ins Volk und rangen um jede einzelne Seele. In jeder der drei Provinzen wurde je ein deutſcher Verein begründet. Zweigniederlaſſungen dieſer Vereine überzogen nun das ganze Land und halfen zu ihrem Teil die Stammesgenoſſen zuſammenzuhalten, ſie geiſtig und materiell zu kräftigen und vor dem Verſinken in das fremde Volkstum — weniger das ruſſiſche als das lettiſche und eſtniſche, das Handwerkern und kleinen Leuten oft genug gefährlich geworden iſt — zu bewahren. Die Vereine hatten höhere, mittlere und niedere Schulen geſchaffen, Lehrlingsheime für Handwerker und Kaufleute, hatten Spar- und Leihkaſſen begründet, Arbeitsnachweiſe und Arbeiterkolonien, hatten die Armenfürſorge in die Hand genommen und nebenher noch für geſellſchaftliche Veranſtaltungen aller Art, für Bildungsvorträge, gemeinſchaftliche Wanderungen, Theatervorſtellungen und Konzerte geſorgt. Am höchſten ſtand dabei vielleicht die Arbeit für die deutſche Schule. Am höchſten, weil ſie die meiſten Opfer verlangte. Dieſe Gymnaſien, Real- und Bürgerſchulen konnten nämlich nur durch die vornehme Liberalität der Ritterſchaften erhalten werden.

Ruine Tolsburg (Eſtland)

Das liebliche Städtchen Thann in den Vogesen
(Zu dem nachfolgenden Artikel: „Auf heiß umstrittenem Boden")

Auf heiß umstrittenem Boden

Zu den Kämpfen in den Vogesen

(Mit drei Originalzeichnungen von Erich Nikutowski)

Als der Krieg ausbrach, prangten die Vogesen im Sommerschmuck. Der alte steile Römerweg, der, von der Talsohle aufsteigend, zuerst über die Höhen hin, später durch den dunklen Tannenwald nach dem schon aus den ersten Kämpfen bekannten Donon führt, lohnte die Aussicht, die man an schönen Tagen von der außer dem Odilienberg berühmtesten Höhe der Vogesen genießt. Auf das weite, herrliche Tal, das, von mächtigen Bergrücken umschlossen, mit seinen sich hier und da wie ein silbernes Band schlängelnden Wasserstreifen einen wundervollen Anblick gewährt.

Heute sind die Vogesen tief verschneit. Die Zweige der Edeltannen senken sich unter der weißen Last, über den beschneiten Wipfeln funkeln klar und hell die Sterne.

Aus dem grünen Sommergewand ist nach und nach das weiße Winterkleid geworden. Während jedoch seit langen Jahren das anmutige Winterbild der Vogesen nur durch lustiges Schellengeläute, die Stimmen dem Wintersport huldigender froher Menschenkinder oder dem melancholischen Ruf eines Käuzchens gestört wurde, hallen heute die Täler vom Kanonendonner wider und erbrausen im wilden Kampfesgetümmel. Die weiten Schneeflächen färben sich rot von dem Blut dahinsinkender Helden — Freund und Feind!

Der hohe Schnee verlangsamt wohl die kriegerischen Operationen, aber er unterbindet sie nicht. Flocken und Krieger fallen weiter, und wie so manchem braven Soldaten wird die weiße Schneedecke zum Totenhemd! Das brechende Auge fällt noch einmal auf die ihn umgebenden Bäume und noch einmal geht's dem Wackeren durch den Sinn: „Nein, auch im Winter, wenn es schneit. O Tannenbaum, o Tannenbaum —"

Die Namen Thann, Sennheim und Steinbach, sowie die umliegenden Ortschaften und Höhen wie Niederaspach, Oberburnhaupt, die Höhe 425 und der für die Geologen so interessante Hartmannsweilerkopf sind mit blutigen Buchstaben in der Weltgeschichte verzeichnet. Dörfer, in denen man früher nur geweilt hat, um sich bei einem Glase Landwein von der Fußtour etwas auszuruhen, haben plötzlich einen kriegsgeschichtlichen Namen erhalten.

Den Touristen, die noch Sommersanfang diese Gegend durchstreift haben, wird nicht im entferntesten der Gedanke gekommen sein, daß der Sundgau so bald der Schauplatz blutigster Kämpfe werden würde. Als sie von dem hübschen alten Städtchen Sulz mit seiner gotischen Kirche den Hartmannsweilerkopf erkletterten und von hier wie von der Höhe des benachbarten Signalberges die herrliche Aussicht genossen, als sie in der „Traube" in Sennheim ihr Schöpple Elsässer tranken und dann über Steinbach nach dem Pastetenplatz pilgerten, oder südlich von Sennheim über Aspach, Burnhaupt, Sentheim und so weiter die Tour in das Dollertal unternahmen.

Jeder Krieg nimmt ein Ende. Also werden die Vogesen auch später wieder zu ihren Touristenehren kommen, aber die einst so friedlichen Wege werden dann an Einzel- und Massengräbern vorbeiführen, in denen die Helden des großen Völkerkrieges den ewigen Schlaf schlummern. Die zahllosen Hügel und schlichten Kreuze eine stumme und doch so beredte Erinnerung an das blutige Völkerringen!

Der Sundgau, der im Oberelsaß zum blutigen Kampffeld geworden ist, erstreckt sich von der schweizerischen Grenze bis nach Mülhausen. In der Nähe der Schweizer Grenze sind als Kampforte oft auch die Städtchen Altkirch und Pfirt ge-

Straße in dem jetzt vielgenannten Sennheim

nannt worden. Von dem malerisch auf einem Hügel gelegenen Ort Altkirch mit seinem uralten Kloster zweigt eine Klingelbahn nach Pfirt ab. Die Strecke führt durch idyllische Landschaftsbilder, Szenerien, die den Sundgau als das grüne Vorland des Jura kennzeichnen.

Und Pfirt selbst, welch ein herrliches Idyll! Schon der Blick auf die hochgelegene alte Schloßruine Hohenpfirt offenbart ein wunderschönes Naturbild. Ein Städtchen, wie eingebettet zwischen Wäldern von Edeltannen. Gelten die alten Eichen im Park des gräflichen Lehndorffschen Schlosses Steinort in Ostpreußen für die schönsten ihrer Art, so werden die Edeltannen von Pfirt als, um mit Konrad von Megenberg zu reden, die besten „rechten Tannen" Deutschlands hingestellt.

Grad und schlank nach oben strebend,
Hoch ins Blau ihr Haupt erhebend,
Steht sie da, des Waldes treue
Tochter, die gewalt'ge, Freie.
Über ihre schönsten Glieder
Bis zum Boden fällt das reiche Haar hernieder.

Durch die Geschichte des Elsaß ziehen sich einem roten Faden gleich die Zeiten der französischen Besitznahme. Auch die alte Pfirter Schloßruine weiß davon ein Liedchen zu singen. Was von dem Glanze der ehemaligen Burgherrlichkeit noch übriggeblieben war, fegte die französische Revolutionszeit hinweg.

Von Hand zu Hand ist das einst so mächtige Felsenschloß gegangen. Erbaut von einem Grafen von Habsburg, wurde es bald das Bollwerk der Grafen von Pfirt, die sich der nichts weniger als ehrenvollen Beinamen „Mordbrenner" und „Vatermörder" erfreuten. Durch Verpfändung in den Besitz der Fugger von Augsburg gekommen, ward die Burg während des Dreißigjährigen Krieges ein Raub der Flammen. Im Jahr 1648 wurde sie an Frankreich, 1649 an den Kardinal Mazarin abgetreten.

Die Kämpfe im Oberelsaß wechseln. Denn laut den Berichten unsrer obersten Heeresleitung finden sie auch außerhalb des Sundgaus statt, wie die Gefechte am

Ein charakteristisches Vogesendörfchen: Urbis im St. Amarintal

Buchenkopf südlich Diedolshausen beweisen. Auch Diedolshausen liegt inmitten des Zentrums der Vogesentouristik. Die Ausflüge auf den Col du Bonhomme und nach dem Weißen See und weiter zur weltbekannten Schlucht gehören zu den schönsten Vogesenerinnerungen. Diedolshausen besaß im Mittelalter ein sehr bekanntes „Au bon Homme" genanntes Krankenhaus, weshalb der Ort von den Franzosen die Bezeichnung „Bonhomme" erhalten hat. F. B.

Wiener Landsturm

Nach einer wahren Begebenheit

Von **Leo Heller**

Der Hauptmann zählt die Landsturmleut':
„Mir scheint, es sind zu viel um zehn.
Daß sich mir keins zu melden scheut!
Zehn freiwillig! Die können gehn!"

Der Hauptmann sagt's, der Landsturm schweigt.
Hat auch nicht einer Lust zu gehn.
Sie stehen da, den Kopf geneigt,
Vom Hauptmann lächelnd angesehn.

„Schau, schau," sagt der, „ist's so bestellt,
Dann heißt es keine Zeit verlier'n,
Und wenn sich keiner selber meld't,
So bleibt nur eins: zu kommandier'n!

Wer hat acht Kinder?" — Tiefe Ruh. —
„Wer sieben?" — Drei Mann aus der Reih'. —
„Wer sechs?" — Es treten vier dazu. —
„Wer fünf?" — Es sind die letzten drei.

Der Hauptmann lacht: „Das ging geschwind.
Nun seid ihr in der rechten Zahl.
Die zehn: Kehrt! Marsch! zu Weib und Kind!" —
Die zehn verlassen stumm den Saal.

Ein heller Juchzer. Was ist das?
's reißt einen hoch vor lauter Freun:
„Ihr Brüader, Jessas, so a G'spaß,
Daß er net g'fragt hat: Wer hat neun?!"

Der Schlachtenarm

Von

Wilhelm Schussen

Die Stadt, in der er vor Kriegsausbruch in Garnison stand, war klein und eng, der alte Marktplatz noch kleiner und die Bataillonskaserne, ein ehemaliges Zisterzienserkloster dem einschläfernden barocken Marktbrunnen gegenüber, war nicht immer ein Aufenthalt, von dem man singen konnte: hier ist gut sein. Aber es gab sicher auch viel Anziehendes in dieser kleinen Stadt, wo ein jeder den Ton der Haustüre des andern kannte, wo jedes Mädchen unter dem holdseligsten Lächeln der Welt grüßte: „Guten Morgen, Herr Oberleutnant," und jeder Lausejunge die Mundwinkel ans Ohr verzog, weil er mit den Sperlingen auf den Dächern das lustige Geheimnis teilte, daß der Oberleutnant den Spitznamen „Schlachtenarm" führte. Als vollends kurz nach der Mobilmachung das Bataillon durch einen Regen von Rosen, Wünschen und Tränen über den holprig gepflasterten alten Marktplatz, am barocken Marienbrunnen vorbei, wogte und Oberleutnant Dörtenbach seinen Arm mit gleißendem Degen in die flirrende Augustbläue hinaufstieß, daß man glaubte, er hätte für das nächste Halbjahr von Gott Zeus den Blitz gepachtet, da war das kleine Nest geradezu wundervoll: schöner, größer, herrlicher als die größte Stadt! Und zum erstenmal kam einem jetzt zum Bewußtsein, was es hieß, jedes bewimpelte Fenster, jede menschengefüllte Haustür, alle die in Tränen und Jubel zuckenden Gesichter zu kennen, von den alten, mit Krückstöcken winkenden Spitälern angefangen bis zu den blühenden Mädchen und den staunenden Lausejungen.

Der Major warf ein schalkhaftes Auge herüber. „Na, Herr Schlachtenarm, ein bißchen weniger wäre immer noch genug," sollte das heißen. Doch der Oberleutnant kehrte sich heute nicht daran. Ganz und gar nicht. Und wieder stieß er den Degen in die Bläue. — Ich habe meinen Freund Dörtenbach oft in Gedanken und auch mit Worten verteidigt. Diesmal bedurfte er keiner Rechtfertigung. Aber ein paar aufklärende Worte müssen doch über ihn gesagt werden. Sein Vater war ein unsteter Mann gewesen, der seinerzeit die halbe Welt mit den Stiefeln ausgemessen und in schon höheren Jahren eine blutjunge Ungarin — manche sprachen von einer waschechten Zigeunerin — geehlicht hatte. Ich habe beide noch gekannt. Der Vater besaß zuletzt eine kleine Wechselbank und daneben, im nämlichen Gebäude, einen Kolonialwarenladen mit besonderer Eingangstür, den seine junge Frau, eine Erscheinung von nicht gewöhnlicher Schönheit, versah. Diese Frau starb viel zu früh, und ich kann mich auch noch erinnern, daß sie mir in meinem Knabenherzen auf dem Totenbett fast noch schöner erschien als zu ihren Lebzeiten. Dörtenbach und ich waren durch viele Jahre hindurch unzertrennliche Freunde, was wir zum guten Teil vielleicht der schönen fremden Mutter verdankten, deren Gedächtnis wir tief in der Erinnerung trugen, obwohl wir fast nie davon sprachen. Jedenfalls verstand ich über die Schuljahre den wilden, drolligen Dörtenbach besser als irgendein andrer. Sein betagter Vater wünschte, daß er einmal die Wechselbank und den Kolonialwarenladen übernehme; er sollte das Einjährige abdienen, dann heimkehren und sich so allmählich nach einer Frau umtun. Das war der Plan des Alten. Aber nun fand der Einjährige am Militärdienst Gefallen, und plötzlich hieß es, er wolle Offizier werden!

Man war nicht wenig darüber erstaunt. Auch der eigene Vater war zunächst sehr ungehalten. Was mich anbelangt, so fand ich diesen Schritt keineswegs unverständlich, ohne daß ich mir allerdings genauere Rechenschaft über dessen tiefere Ursachen ablegte.

So wandelte er sich also zu einem Leutnant und späterhin Oberleutnant mit dem Spitznamen „Schlachtenarm".

Und nun stand er draußen im Weltgerichtslärm des Krieges.

Gefecht auf Gefecht, Schlacht auf Schlacht hatte er bereits hinter sich. Durch Rauch, Qualm, Blut und den Geheulregen der Geschosse, durch Hitze, Hunger, Nässe und Frost hatte ihn das Glück getragen. Immer noch haftete ihm der Blitz am unversehrten Schlachtenarm.

Eines Vormittags lag er mit einigen Leuten seiner Kompagnie in weit vorgeschobener Erkundungsstellung auf dem gilbenden, feuchten Rasen einer Bodenvertiefung, neben frischen Maulwurfshügeln, am Rande eines Gehölzes. Vor ihm dehnte sich ein größeres schmuckes Dorf, dessen Häuser in einen Wald von Obstbäumen mit noch grünen Kronen eingebettet waren. Des Oberleutnants Blick schweifte über die wolkenhaften, ferndämmernden Horizontlinien hinweg. Dort irgendwo mußte die Normandie liegen, Dieppe, Rouen . . .

Er lächelte. Herrgott! war man damals noch jung und götterselig gewesen, als man dort zum erstenmal das Weltmeer gegen die steilen Ufer hatte branden sehen und dann das erste Seebad erlebte! Fürchterliche Reisedummheiten hatte man begangen . . . Er mußte darüber laut auflachen. Und er wollte eben dem Unteroffizier Klotzbücher davon erzählen. Aber da krachte unversehens ein Schuß und wieder einer!

„Verflucht!" Sie entdeckten nicht einmal sofort den Ort, von dem die Schüsse kamen. Und plötzlich erhielt der Oberleutnant einen scharfen Schlag gegen den linken Arm. Doch da bemerkte er hinter einer herbstfahlen Buschwelle ein bekanntes Rot.

„Hurra!" schrie er, „Hurra!" Der Schlachtenarm stieg hoch: „Hurra!" Da erhielt er einen stechenden Schlag gegen die Wange . . . Dann einen gegen die Brust. „Hurra!" Aber es klang hohl und heiser. Dann stürzte er zu Boden. Doch er raffte sich noch einmal auf und kroch in der Richtung des gelben Busches. Aber nun krachte es von hüben und drüben, Schüsse auf Schüsse . . . als ob es Felsstücke regnete . . . Er kroch immer weiter, irgendwohin, ein langes rotes Band über den fahlen Rasen nachschleppend, sein eignes Blut . . . Da kollerte er über die Steile eines Raines . . . Der Wald fiel mit ihm nieder, die Wolken verschoben sich unsinnig, das grelle Haus an der Holzbrücke stand umgekehrt gegen den Himmel. Er schlug irgendwo auf. Dann war alles aus. Das wahnsinnige Geknatter erlosch zu einem fernen Knistern. Aus der Nähe rauschte ein Wasser. Warmes Dunkel quoll ihm über die Wange.

So lag er vergraben unter Büschen und blutrotem Himbeerlaub. — — —

Vergebens suchten ihn seine Leute.

Mit zornigen Tränen streiften sie das Gelände ab, ohne der Gefahr zu achten, im nächsten Augenblick entdeckt und die zwanzig Gefangenen samt dem eigenen Leben zu verlieren. Sie riefen, sie gaben Zeichen . . . alles umsonst. Die Erde mußte ihn verschluckt, die Hölle ihn unter ihren Augen weggestohlen haben . . . In grenzenloser Trauer schickten sie sich zum Rückzug an. Der Unteroffizier biß sich in den Arm vor Wut und stieß einen Gefangenen mit dem Knie vor sich her. Aber da hielt sich der Musketier Kilguß auf einmal die Faust vor den Mund, um nicht das Herz aus dem Halse zu brüllen, der Unteroffizier Klotzbücher aber vergaß, daß er zwanzig Gefangene vor sich her führte und die Gefangenen vergaßen, daran zu denken, daß sie jetzt am Ende entwischen könnten, denn dieser Anblick einer grotesken, blitzenden Degenklinge, die aus blutrotem Heckenlaub immerfort zuckte und aufs wildeste agierte, war so überwältigend absonderlich, daß man am hellen Vormittag an Schlachtengeister und alles Entsetzliche glaubte.

Oberleutnant Dörtenbach aber leitete jetzt im Fieber seine verwegenste aller Schlachten. Auf feuerschnaubendem Schimmel stürmte er gegen die zurückflutenden feindlichen Reihen, den Degen bis an die Sterne schwingend, um zu den unglaublichsten Schlägen auszuholen. Mörsergeschosse donnerten mit höllischem Lärm durch die Luft, Infanterieschüsse hagelten dazwischen, Maschinengewehre knatterten, Rauchwolken flogen dahin, brennende Wälder erleuchteten den Himmel, Zeppeline surrten ... Der Kaiser ritt auf ihn zu ... Der Sieg konnte nicht ausbleiben ...

Sie fanden ihn in seinem Blute schwimmend. Unter Gebeten und Flüchen gegen die Rothosen verbanden sie ihn.

Dann trugen sie ihn zurück. — — —

Ich habe ihn nicht besuchen können.

Da sandte er mir nun aus einem belgischen Lazarett seine Photographie nebst Brief: Es sei sein Glück gewesen, daß er immerfort Hurra gebrüllt habe, als er den Wangenschuß erhalten; so sei die Kugel, ohne die Zunge zu verletzen, wieder freiwillig zum Mund herausgefahren. In den nächsten Tagen komme er unter die Hände des Zahnarztes, der die Sache hoffentlich vollends in Ordnung bringe. Zum Küssen schön sehe er allerdings nicht aus, aber das brauche es jetzt auch nicht. Den linken Arm trage er, wie das Porträt zeige, noch in der Binde; aber der rechte sei völlig intakt; er sei sein Glück gewesen, denn ohne ihn wäre er sicher unterm Himbeerlaub verfault! Das Neueste sei, daß er das „Eiserne" erhalten habe und daß sie ihn nun auch im Lazarett den „Schlachtenarm" hießen.

Im Vorzimmer: Vermittlungsstelle der Armeefernsprechleitung

(Zu dem nachfolgenden Artikel: „Beim Generalstab einer Armee")

Photos Hoffmann, München

Beim kommandierenden General

Beim Generalstab einer Armee

Von

Heinrich Binder

Auf den Schlachtenbildern vergangener Zeiten sieht man die Generale an der Spitze ihrer Truppen in den Kampf stürmen. Oft ritten sie, wie Ney vor Waterloo, ohne Kopfbedeckung unter dem Donner der Geschütze in das Feuer des Feindes. Den linken Arm verbunden; aus einer Stirnwunde blutend, in der Rechten den Degen schwingend. Ein Bild des Aufruhrs; ein packendes, anfeuerndes Bild.

Oft aber wurden bei dieser wildromantischen Kriegführung, wie die Geschichte lehrt, die Armeen ihrer Führer beraubt. In den seltensten Fällen aber behielt eine führerlose Truppe ihre Schlagkraft.

Wie anders haben die modernen Verkehrsmittel den Krieg von heute gestaltet!

Der Krieg ist modern und feinnervig geworden. Telephondrähte surren. Drahtlos tragen die Luftwellen Befehle und Nachrichten weiter. Automobile flitzen über das Land, rücken, gepanzert und bewehrt, bis an den Feind vor. Ein Mast wird in die Höhe gekurbelt. Und aus der unendlichen, mit Geisterstimmen

Das Arbeitszimmer der Herren vom Stabe

gefüllten Luft läßt der Führer den Befehl für seine Truppen holen. Nachts fliegen gespenstisch große Riesenkreuzer durch die Wolken. Es rattert und knackt: ein Geschwader von Fliegern rast, zwei-, dreitausend Meter über der Erde, dem Feinde entgegen. Lichter blitzen auf. Rote, grüne, gelbe, blaue, grellweiße. Auf schnellen Wegen rollen Armeen durch die Lande. Werden in wenigen Stunden hundert Kilometer weit verschoben. Hier bohrt man sich in nachtschwarze Bergeshöhlen. Dort steigt langsam ein Fesselballon auf. Signale blitzen zur Höhe, fallen als Leuchtraketen aus dem dunklen Himmel zur Erde. Die technischen Wunder einer unglaublich vorgeschrittenen Zeit, Dampf, Elektrizität, Chemie, Forschung, Wissen und Organisation — alles klingt und wirkt zusammen in tausendfältiger Zweckmäßigkeit.

Ein klarer Gefechtsplan aber steht im Hintergrunde dieses weitschichtigen und vielgestaltigen Lebens. Und dieser Gefechtsplan muß heute einheitlich durchgeführt werden. Unsre Generale können nicht mehr an der Spitze ihrer Kavallerie in den sicheren Tod reiten; sie müssen den vielen Truppenverbänden, die zur Abwicklung des Gefechtsplanes notwendig sind, als Führer, als Seele des Organismus erhalten bleiben. Der General von heute muß, als Krieger und Wissenschaftler zugleich, hinter der kämpfenden Front das Ganze im Auge behalten. Er muß sich den Befehl und Überblick über alle Truppenverbände bewahren. Wohl mag es ihm manchmal im Herzen heiß aufflammen. Rosse wiehern und Standarten wehen. Die Schlacht zieht den Krieger, auch den Krieger von heute, mit tausend Ketten zu sich heran. Sie lockt mit vielen Stimmen, und wer diese Klänge hört, kann ihnen nur schwer widerstehen.

Aber der moderne Kampf, der sich oft auf hundert Kilometer hinzieht, muß vom Ort des Führers, von einer Zentrale aus geleitet werden.

Sobald Truppen vorrücken, folgen ihnen sofort Fernsprechabteilungen, welche die Verbindung mit dieser Zentrale herstellen. Die Telephondrähte können in ganz kurzer Zeit auf kilometerlange Strecken gelegt werden. Wo keine Telephonmasten sind, legt man die Drähte in oder auf die Erde oder leitet sie über Bäume und Hügel fort. Strahlenförmig führen sie von einem Oberkommando aus nach allen Richtungen. Durch die erhöhte Ausnützung des Telephons hat man die Zahl der Ordonnanzoffiziere erheblich einschränken können, die auf diese Weise nicht mehr der Front entzogen werden. Auch die Meldereiter und Radfahrer, die immer in der größten Gefahr waren, abgeschossen zu werden, sind vermindert worden.

Im Oberkommando ist eine Telephonzentrale errichtet. Die dort arbeitenden Offiziere und Mannschaften sind fast ununterbrochen, Tag und Nacht, beschäftigt. Ich traf im Dezember des letzten Jahres in einem Oberkommando einen Hauptmann des Großen Generalstabes, der noch nicht dazu gekommen war, seinen im Monat August mitgenommenen Offizierskoffer auszupacken. Sein Dienst währte Tag für Tag von morgens 6 Uhr bis mittags um 1 Uhr, dann von 2 Uhr durch bis Mitternacht. Aber oft noch, während des Essens und während der kurzen Nachtruhe, wurde er „herausgeklingelt".

Die Nachrichten- und Befehlsübermittlung in einem Oberkommando umfaßt ein Gebiet, dessen Mannigfaltigkeit und Ausdehnung schwer zu übersehen sind.

Man muß bedenken, daß ein einziges Armeekorps aus zwei bis drei Infanteriedivisionen, einer Korpstelegraphenabteilung, aus den Munitionskolonnen und dem Train besteht. Unter Umständen kann dem Korps die schwere Artillerie des Feldheeres angegliedert werden. Und welch großer Verband ist schon eine Division! Zwei bis drei Infanteriebrigaden, von denen eine noch ein Jägerbataillon zugeteilt erhält, die Divisionskavallerie, eine Feldartilleriebrigade mit den dazugehörigen Munitionskolonnen, eine Feldpionierkompagnie, der Divisionsbrückentrain und zwei Sanitätskompagnien.

Ein einzelnes, mit Sicherheitsabständen marschierendes Korps, mit allen Kolonnen, mit Train und Bagage ist allein 60 Kilometer lang.

Und diese Masse muß vom Oberkommando eines Korps geleitet werden. Die Korps unterstehen wiederum den einzelnen Armeen, den Armeeoberkommandos, und deren Meldungen und Nachrichten fließen zusammen und strahlen aus im Großen Hauptquartier, an dem der Sitz der obersten Heeresleitung ist. Die Schilderung des Hauptquartiers mit seiner bewundernswerten Organisation, dieses ungeheuren Zentrums, in dem tausend und aber tausend Fäden zusammenlaufen, muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.

Im kleineren, aber immerhin noch Riesenmaßstab wiederholt sich das gleiche Wollen und Wirken in einem Korpsoberkommando.

Auf den Tischen sind große Karten ausgebreitet. Offiziere, den Hörer des Telephons am Ohr, zeichnen das Ergebnis der eingelaufenen Meldungen sofort in Karten ein. Man sieht, wie jede Division, jede Brigade, jedes Regiment und jedes Bataillon genau eingesetzt, geleitet und auf ihrem Wege verfolgt werden. Dieses ungeheure Netz aufzurollen, zu beherrschen und es im Sinne der Oberleitung des Feldheeres zu führen, ist die Aufgabe des Oberkommandos.

Hier meldet man eine Veränderung in der feindlichen Artilleriestellung. Man ersucht um Erkundung der neuen Stellung durch Flieger. Es werden neue Bewegungen des Feindes durch den Vorpostenkommandeur gemeldet. Seine Patrouillen haben sich bis auf wenige Meter an die feindlichen Linien herangeschlichen. Eine Batterie unserer schweren Artillerie meldet, daß sie mit ausgezeichneter, leicht kontrollierbarer Wirkung geschossen hat; der Erfolg muß festgestellt werden. Eine andre Batterie meldet, daß sie das zwölf Kilometer entfernt gelegene Dorf X., in dem der Gegner liegt, dem Befehl gemäß in Brand geschossen habe. Diese Nachricht muß dem Armeeoberkommando übermittelt werden. Kavalleriepatrouillen

bringen Einwohner, deren Aussagen von großer Wichtigkeit sein können. Der Korpsarzt muß Erhebungen über den Gesundheitszustand von Truppen einholen, die vorgeschickt werden sollen. Dort wogt ein Gefecht. Neue Reserven — vielleicht aus andern Verbänden — müssen herangeleitet und eingesetzt werden. Hier hat eine Brigade Verpflegungsschwierigkeiten, dort muß der Munitionsersatz mit größerer Geschwindigkeit geregelt werden. Befehle und Nachrichten über Munitionsverbrauch kommen und werden ausgesandt. Hier wird eine drahtlose Meldung aufgegriffen, die der Eiffelturm, absichtlich in deutscher Sprache, durch die Luft in alle Winde verbreitet. Zeitungen des Landes werden gebracht und dem Nachrichtenoffizier zur Bearbeitung übergeben. Gefangene müssen verhört werden. Operationsbefehle an Divisionen und Brigaden müssen weitergegeben werden. Nachrichten über den Feind laufen ein. Leere Kolonnen müssen zu einem Schlachtfeld geleitet werden, um Verwundete mit zurückzunehmen.

Es ist eine ins Riesenmaß gesteigerte Arbeit, und es ist gut, wenn Zufall und Glück des Krieges dem Oberkommando ein Quartier bereiten, das wohnlich und trocken ist. Ich habe im Felde Oberkommandos gesehen, in denen das Bett des Kommandeurs sich im Arbeitszimmer befand. Das Bett war eine Strohmatratze, die auf der Erde lag. Der Waschtisch war aus einer Kiste gezimmert. Dann sah ich Oberkommandos in Stuckpalästen und gediegenen Edelsitzen, in uralten Eibenhainen eingebettet. In Schlössern und einmal sogar in einem Holzschuppen. Die „erste Etage“ bewohnte der Stab, der auf einer Leiter durch eine kleine Luke zu seinen Wohnungen kam.

Aber dank der Organisation unsres bewundernswerten Heeres und dank dem Geist, der in unsern Offizieren wohnt, wurden die Operationen hier mit der gleichen Hingabe, Umsicht und Tatkraft geleitet wie im Glanz verträumter Schlösser. In Schlössern, in die der Krieg eine neue Note gebracht und sie aus ihrem Schlaf aufgestört hat. Auf zierlichen Rokokotischchen surren und klingeln ununterbrochen feinhörige Telephone. Auf den Kaminen umrahmen geladene Karabiner die Vasen und goldenen Pendülen. Über dem Schloß, in den Lüften, rauschen und rattern die eisernen Flügel moderner, nie geschauter Riesenvögel. Der General sitzt, gebeugt über sein durchgearbeitete und in jahrelangem Wirken entstandene Karten, an seinem Tisch. Er arbeitet.

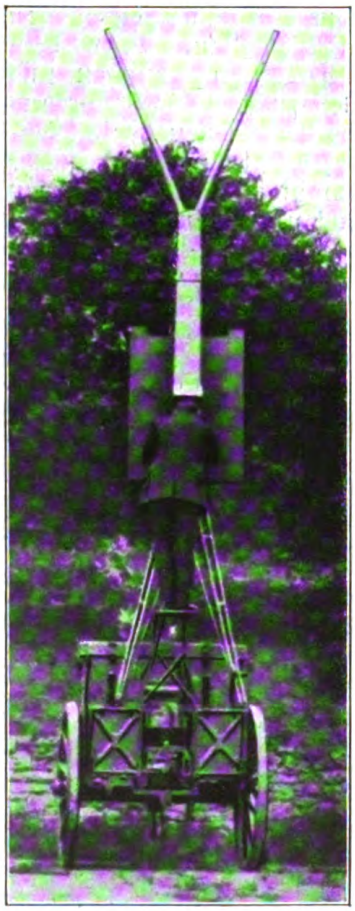
Ein Druck auf den Knopf, und draußen, oft viele Meilen entfernt, brüllen schwere Riesengeschütze ihren vernichtenden Hagel dem Feinde entgegen. Entfernungen gibt es nicht für ihn, darf es nicht für ihn geben.

Das Scherenfernrohr

Von

Alfred Semerau

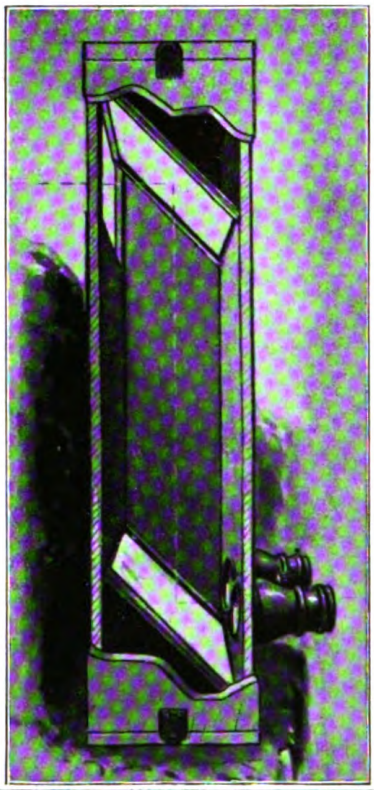
Der Krieg, so erklärte vor kurzem einer der fähigsten Heerführer Österreich-Ungarns, ist ein technisches Problem geworden: die Schlacht bei Roßbach dauerte eine halbe Stunde, die Schlacht bei Gravelotte einen halben Tag, und jeder dieser Kämpfe endete mit einer Katastrophe für den besiegten Teil. Die Schlacht bei Tomaszow dauerte eine Woche, ehe sich die Situation ein wenig lockerte, dagegen sind starke Festungen in wenigen Tagen gefallen, schloß General von Bojoevic, der Sieger von Tomaszow. Wollte man über die Aufgaben und Möglichkeiten der Technik in diesem Kriege schreiben, so hätte man ein großes Material zur Verfügung, und dieses Buch gehörte dann zu den interessantesten dieser Jahre. Denn erst die Technik, wie man ohne Übertreibung sagen kann, gab die Mittel, die heutigen Millionenheere zu unterhalten, zu führen und zu leiten. Zu den wichtigsten technischen Hilfsmitteln gehören die optischen. Die Leistungen unserer Unterseeboote können ohne das sogenannte Periskop, das Seefernrohr, nicht gedacht werden. Von größtem Nutzen und Wert für den Landkrieg ist das Scherenfernrohr, das zu den binokulären Instrumenten gehört, also mit beiden Augen benutzt wird. Über das Sehen mit beiden Augen und die dadurch erzeugte Raumwahrnehmung kann man leicht durch einige einfache Versuche eine richtige Vorstellung gewinnen. Ein senkrecht mitten vor die Augen gehaltener Finger scheint sich, wenn man abwechselnd die Augen schließt, zu bewegen, und zwar, wenn man das rechte Auge schließt, nach links und



Großes Scherenfernrohr auf einem Transportwagen mit Schutzschild für den Beobachter

Das Rundblickfernrohr, dessen Gesichtsfeld nicht nur einen Teil, sondern den ganzen Horizont umfaßt

umgekehrt. Wenn man, so bemerkt W. Scheffer, über den Finger weg nach einem fernen Gegenstand sieht, ist die scheinbare Bewegung des Fingers als des näheren Gegenstandes größer als die des ferneren. Also sehen die beiden Augen die Außenwelt mit verschiedenen Perspektiven, und diese perspektivische Verschiedenheit der rechtsseitigen und der linksseitigen Gesichtswahrnehmung ist die physikalische Ursache der Raumwahrnehmung. Daß man mit einem Auge allein keine Raumwahrnehmung in strengem Sinn hat, kann man auch leicht feststellen. Man kann allerdings auch mit einem Auge eine Tiefenvorstellung bekommen, wenn der Standort des Auges sich ändert.



Man wird bemerken, daß, blickt man aus einem fahrenden Eisenbahnzug in das Gelände, dies sich um einen in weiter Ferne liegenden Punkt zu drehen scheint. Diese scheinbare Verschiebung naher Gegenstände gegen fernere infolge der Ortsveränderung des Betrachtungsortes heißt parallaktische Verschiebung. Die Parallaxe wächst mit der Größe des Abstandes der perspektivischen Zentren, der Betrachtungsstellen, und eine Vergrößerung des Abstandes unsrer

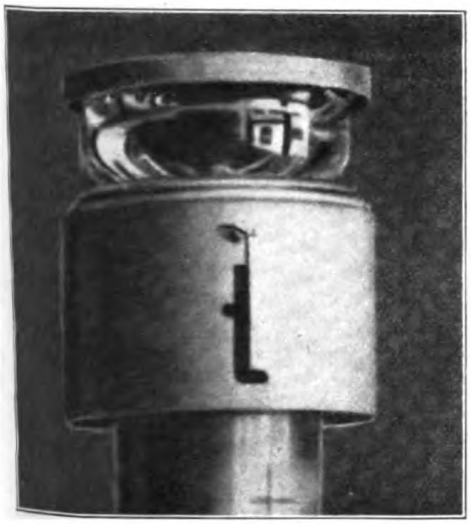
Spiegelfernglas, dessen Gebrauch in der Front den Tod manches Beobachtungsoffiziers, der bei freier Benutzung des Feldstechers dem Feind bekanntlich ein hervorragendes Ziel bietet, verhütet hat

Augen verbessert unsre räumliche oder Tiefenwahrnehmung.

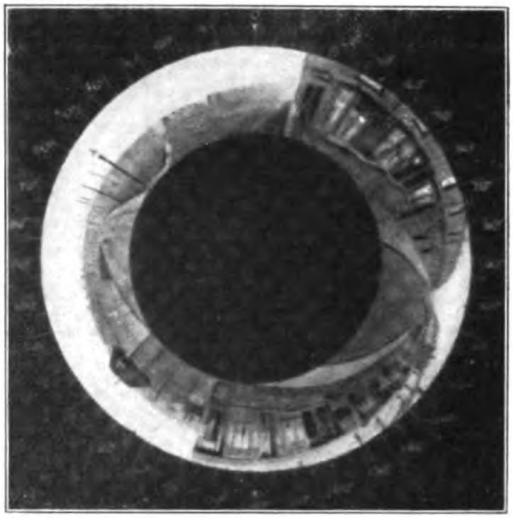
Man kann nun nicht den Augenabstand direkt vergrößern, aber durch Spiegeleinrichtungen etwas dieser Vergrößerung in der praktischen Wirkung Gleiches erzielen, wie das Helmholtz in seinem Telestereoskop geschaffen hat. Wenn man dem dies Instrument vor Augen Haltenden vorn in die Spiegel blickt, sieht man nicht die Augen des Benutzers, sondern zwei weiter auseinanderliegende Spiegelbilder derselben: hier sind also die Augen ein Stück auseinandergerückt, und dadurch wird eine größere Tiefenwahrnehmung erzielt. Ernst Abbe vereinigte nun die Wirkung dieses Instrumentes mit der des Fernrohrs in dem Scherenfernrohr, wo also zu der vergrößernden Wirkung des Fernrohrs die vermehrte Tiefenwahrnehmung durch das Telestereoskop tritt. Statt der Spiegel hat es Prismen. Den Prismenfeldstecher in die Praxis eingeführt zu haben ist auch Abbes Verdienst; er war zwar schon von Porro erfunden, aber vergessen worden. Abbe erfand ihn neu und verbesserte ihn durch Erweiterung des Objektivabstandes, der bei den Scherenfernrohren weit größer als der Augenabstand ist und folglich eine ausgezeichnete Tiefenwirkung bietet. Mit dem Scherenfernrohr, das in der Regel eine zehnfache Vergrößerung hat, gewinnt man ein sehr scharfes Bild des beobachteten Gegenstandes. Seine Schenkel sind gleich denen der Schere beweglich. Ist es wagerecht gestellt, so kann der Beobachter als Deckung einen starken Baum oder dergleichen benutzen, die Objektivgläser sehen dann an dessen Seiten vorbei, während sie, senkrecht stehend, über eine Erddeckung, eine Mauer oder sonst sehen, der Beobachter aber verborgen bleibt und doch das volle Bild aufnimmt, das ihm die an den Enden der beiden langen Arme befindlichen Objektivgläser durch verschiedene im Innern des Rohres befindliche Prismen in das Okular werfen.

Beobachtungsoffizier an einem geschickt maskierten Scherenfernrohr

Transportiert werden die Scherenfernrohre samt ihren Gestellen von den Beobachtungswagen oder von Berittenen auf einem besondern Sattelgestell. In den Festungen werden sie, von noch stärkerer Vergrößerung, in die vorgeschobenen



Wie dem Beobachter am Rundblickfernrohr die Ansicht einer Stadt erscheint



Die Linse an der Spitze des auf Seite 1212 abgebildeten Rundblickfernrohrs

Panzerbeobachtungsstände der Panzerbatterien als sogenannte Turmfernrohre eingebaut. Die höheren Stäbe führen sie alle mit sich als das unentbehrlichste Mittel, ein genaues körperliches Bild vom Schlachtfeld zu gewinnen.

Die Mütter

Von

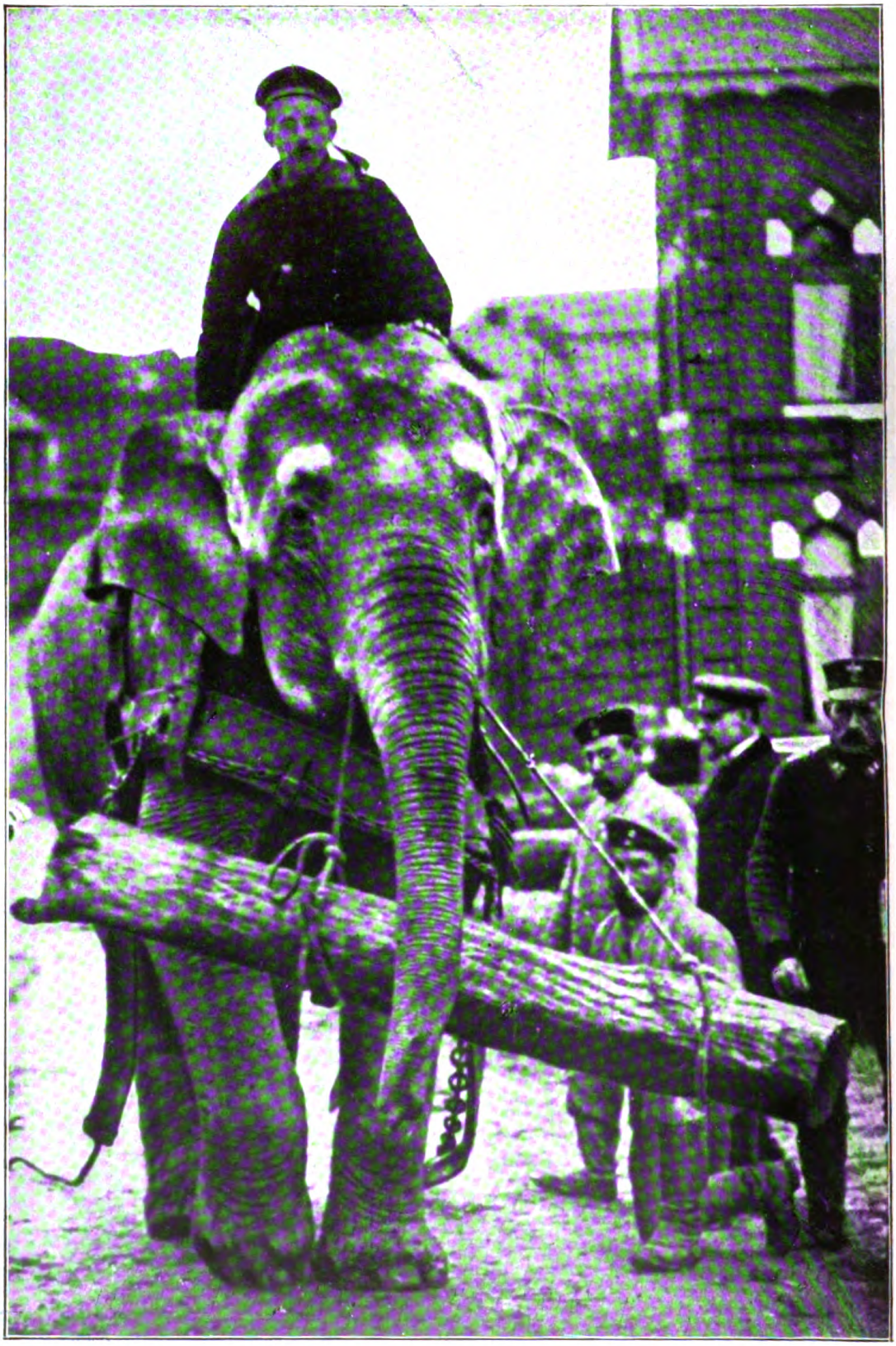
Agnes Harder

Allein die Mütter sind wie jene Fraun,
Die Fackeln tragen in erhobnen Händen,
Daß Flammen ihre armen Augen blenden,
Indessen Funken auf sie niedertaun.

Doch zuckt die Hand nicht, die die Fackel trägt,
Mag auch das überzarte Fleisch verkohlen!
Und weiter schreiten sie auf wunden Sohlen,
Und ihre Züge bleiben unbewegt,

Bis sie die Stufen zum Altar erklommen!
Sind dann die heil'gen Feuer rings verglommen,
Und ist des Dunkels tiefe Nacht gekommen,

Dann trinkt der Schatten ihre Tränenfluten.
Sie lassen still des Herzens Qual verbluten
Und werden Asche, wie erloschne Gluten.



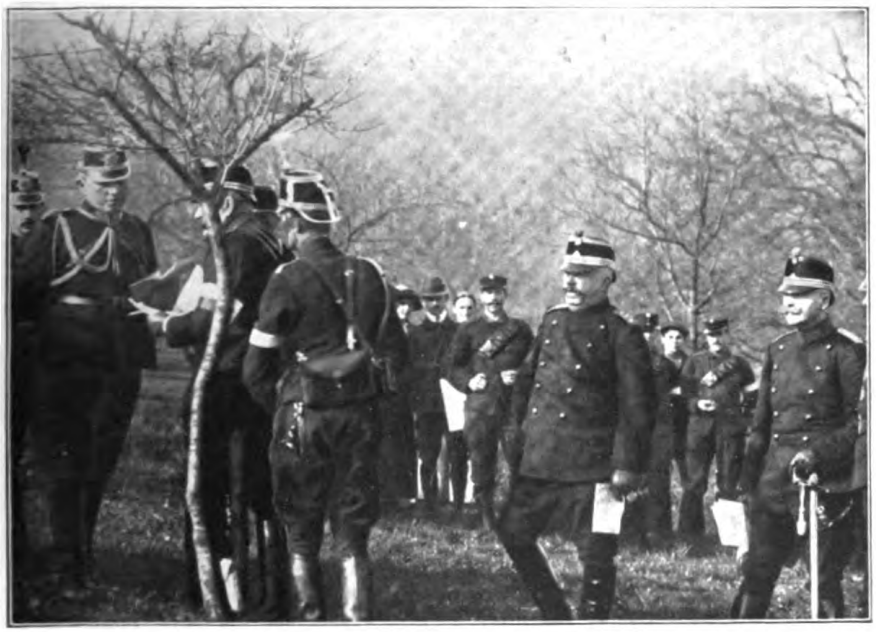
Auch ein Feldgrauer

Einer von Hagenbecks Elefanten beim Wegschleppen von Baumstämmen auf dem westlichen Kriegsschauplatz

Schweizer Reiterei

Schweizer Grenzwacht

Die Lage der Schweiz, einerseits zwischen Österreich, Italien und Deutschland gelegen, anderseits an Frankreich mit Savoyen grenzend, rief bei den Schweizern die Befürchtung hervor, daß in einem großen europäischen Kriege die Armeen des Dreibundes sich gegenseitig zu Hilfe eilen und die Schweiz als Durch-

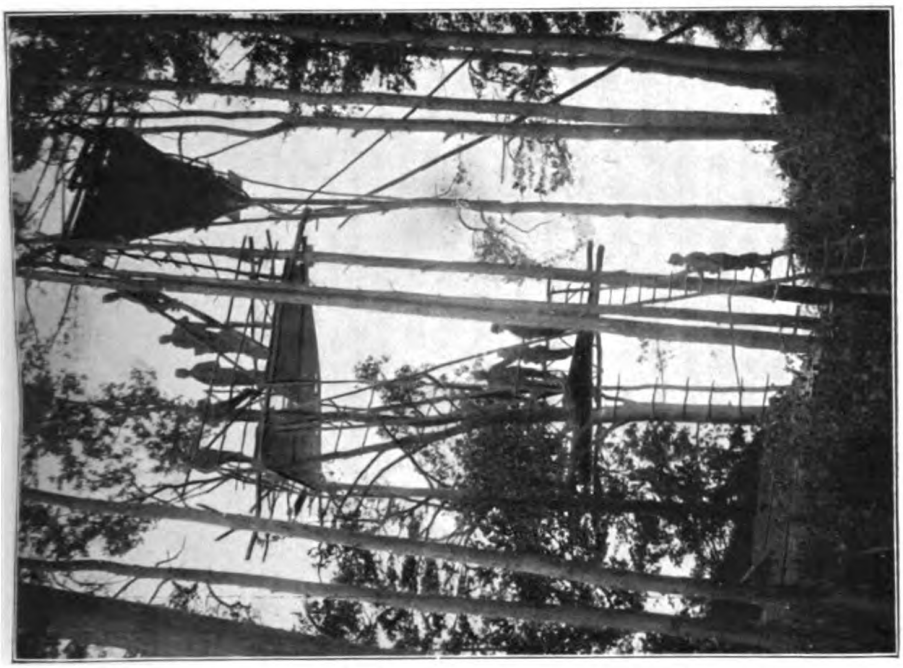


Die Spitzen der Schweizer Bundesarmee bei einer Besprechung
In der Mitte: General Wille

Die Wacht an der italieniſchen Grenze

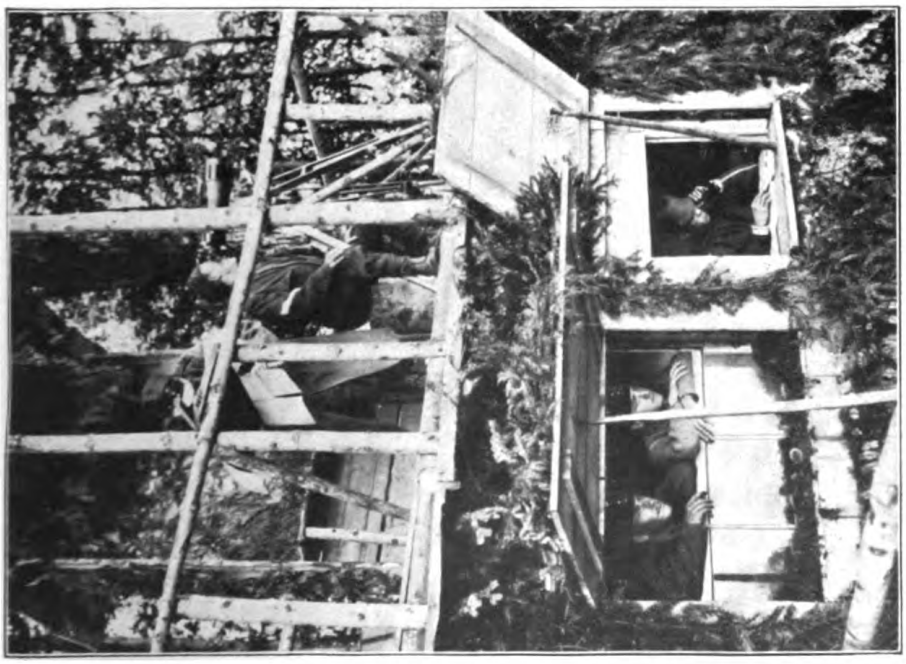
zugsland benutzen könnten. Die Schweizer haben daher in den letzten Jahrzehnten an den ihnen am gefährdetſten dünkenden Grenzpunkten ſtarke Befeſtigungen angelegt, um ihr Land zu ſichern. — In erſter Linie begann man ſein Augenmerk auf die ſüdlichen Grenzen zu richten, weil man einen Marſch der italieniſchen

Scheinwerfer an der franzöſiſchen Grenze, die bei Nacht das Gelände ableuchten



Dreistöckiger Beobachtungsposten

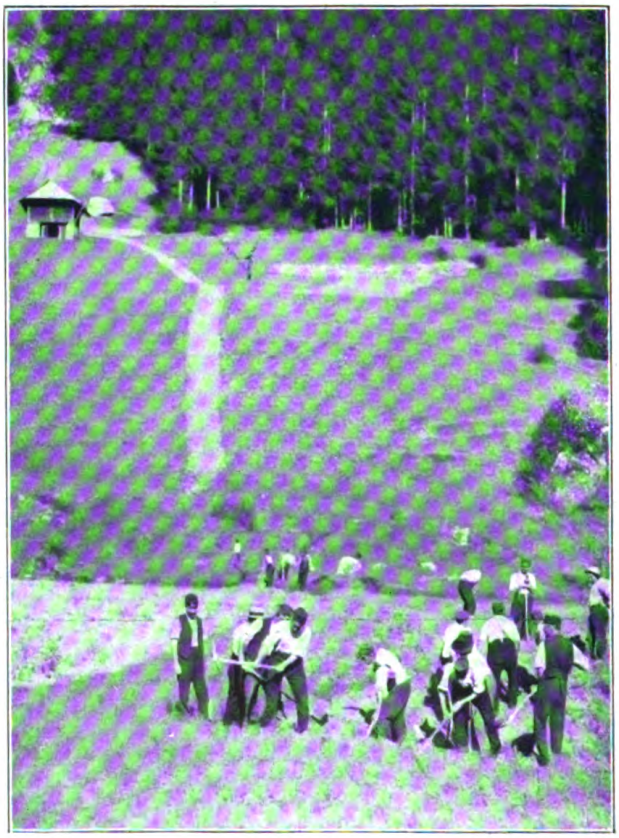
Truppen nach Norden zur Unterstützung der deutschen Streitkräfte nicht für ausgeschlossen hielt. Die Schweizer fürchten vor allem für die Gotthardstraße, die schon im Mittelalter von deutschen Truppen als Durchzugsweg nach Italien benutzt wurde. Da die Schweizer auch die Möglichkeit in Betracht zogen, daß italienische Truppen nach der Überschreitung des Sankt Gotthards, abgesehen von dem nördlichen Wege nach Basel, sich westwärts wenden könnten, um zwischen



Ausgezeichnet mastierter Beobachtungsposten mit Telephon

Drahthindernis mit Wachthäuschen an der Grenze gegen das Kriegsgebiet

Vogesen und Jura vorzugehen, so wurden bei der Anlage der Befestigungen alle Möglichkeiten ins Auge gefaßt. Die Befestigungen am Sankt Gotthard, also die großen Fortifikationen bei Andermatt und die vorgeschobenen Verteidigungswerke am Ober-Alppaß sowie auf der Gotthardhöhe, bei Airolo und an der Furka beherrschen nicht nur die eigentliche Gotthardstraße, sondern auch alle Übergänge, die zu einer Umgehung der Zentralstellung dienen könnten.



Pioniere bei der Arbeit

Die Fortifikationen wurden fast durchweg in die Felsen eingesprengt und mit einer mehrere Meter starken Betondecke überwölbt, aus der nur einige Panzerkuppeln sichtbar werden. Tatsächlich ist die Schweiz eines der ersten Länder gewesen, die moderne Panzerforts erbaut haben. Was es allerdings mit diesen Forts heute für eine Bewendung hat — wenigstens im Falle deutscher 42- und

österreichischer 30,5-Zentimeter-Brummer —, das hat der jetzige Krieg bereits zur Genüge bewiesen.

Um sich gegen einen Durchmarsch einer aus Savoyen über die Montblancpässe und den Großen Sankt Bernhard kommenden Armee zu sichern, wurden im Rhonetal starke Fortifikationen bei dem in dem sehr engen Durchbruch der Rhone zwischen der Dent du Midi und Dent de Morches erbaut. Die Festungswerke von Savaton und Dailly verstärken noch die im Engpaß und zu beiden Seiten der Rhone errichteten Festungswerke. Das starke Schloß mit dem viereckigen Turm von der Rhonebrücke bewacht den Eingang in die natürliche Talsperre.

Von einer Befestigung der zwischen dem Sankt Gotthard und dem Rhonetale liegenden andern Übergänge wurde abgesehen, weil sie nur Saumpfade und für größere Truppenmassen ungeeignet sind.

Da in dem flacheren und ebeneren nördlichen Teil der Schweiz größere Heeresmassen leichter verwendet werden können, ist hier auf die Anlage von Grenzbefestigungen ganz verzichtet worden. Einem Durchmarsch französischer oder deutscher Truppen soll hier die Schweizer Feldarmee ein Ziel setzen. Nur wurden jetzt nach der Mobilmachung der Armee zu ihrer Unterstützung feldmäßige Befestigungen angelegt.

Daher bietet der sogenannte „Schweizer Zipfel", das Stückchen Schweizer Gebiet, das in der Nähe der französischen Grenze in einem ziemlich spitzen Winkel ins elsässische Land hineinragt, zurzeit einen sehr kriegerischen Anblick dar. Der Zipfel ist mit einem starken Drahtzaun umgeben, der mit kleinen weißen, rot bekreuzten Fähnchen behängt ist. Und inmitten des Zipfels erhebt sich ein hoher Mast, von dem — ein beredtes Nolimetangere — die Schweizer Fahne weht. Kürzlich ist eine vollständige Absperrung des Oberelsaß gegen die Schweiz in Kraft getreten. Nur zwischen einer durch den Drahtzaun gekennzeichneten Sperrlinie und der Schweizer Grenze liegt eine für den Verkehr freigegebene neutrale Zone für die Zivilbevölkerung. Der Verkehr über die Sperrlinie ist verboten.

Deutsche, französische und schweizerische Soldaten stehen sich hier einander dicht gegenüber. Um sich gegen etwaige verirrte feindliche Geschosse zu sichern, sind für die schweizerischen Grenztruppen bombensichere Unterstände errichtet worden. Infolge des Erscheinens von Fliegern der kriegführenden Mächte über Schweizer Gebiet wurden luftige Beobachtungsposten in den Baumkronen erbaut. Auch des Nachts ist man auf der Grenzwacht und leuchtet mit den Scheinwerfern das Gelände ab.

Verschiedene Male verlautete bereits, daß die Franzosen einen Durchmarsch durch die Schweiz planen, um nach Deutschland zu gelangen; der Versuch dürfte ihnen schlecht bekommen, denn die Schweizer sind auf ihrer Grenzwacht. Asmodi

Die Musik auf dem Marsch

Leben die Toten weiter?

Von

Hofrat Professor Max Seiling

Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß.
Goethe.

Kann die Frage von der Fortdauer nach dem Tode ohnehin schon als die Kardinalfrage der Menschheit bezeichnet werden, so steht sie in der Zeit des großen, so viele Menschenopfer fordernden Krieges mehr als je im Vordergrunde.

Ist denn aber diese Frage von der modernen Naturwissenschaft in negativem Sinne nicht bereits beantwortet worden? Doch wohl nicht. Abgesehen davon, daß die Naturwissenschaft in Weltanschauungsfragen überhaupt nicht zuständig ist, widerspricht die Unsterblichkeitslehre keinerlei wissenschaftlichen Tatsachen, sondern allenfalls nur materialistischen Deutungen derselben. Wenn die Erfahrung zum Beispiel lehrt, daß das Denken an das Gehirn gebunden ist, dann braucht daraus nicht geschlossen zu werden, daß das Gehirn selbst denkt, daß also das Denken mit dem Tode aufhören muß; sondern es besteht vielmehr die Möglichkeit, daß das Gehirn nur ein Werkzeug zum Denken ist. Geist und Gehirn könnten zueinander etwa im selben Verhältnis stehen wie Tonkünstler und Instrument. Aus der Unbrauchbarkeit des Instrumentes kann aber doch auf die Existenz des Künstlers kein absprechender Schluß gezogen werden. Wenn bei jener Erfahrungstatsache die Unmöglichkeit des Weiterlebens des individuellen Bewußtseins ganz klar zutage läge, dann könnte sich unter den modernen Naturforschern kein Anhänger der Unsterblichkeit finden. Nun gibt es aber — und dies beweist allein schon, daß die Naturwissenschaft in dieser Frage nicht zuständig ist — viele solche Forscher, die von einem Weiterleben überzeugt sind.

Ein strikter Beweis für das Weiterleben läßt sich freilich nicht geben; denn ein solcher gilt nur im Bereich der Erfahrung, er setzt die Verwirklichung des zu Beweisenden voraus. Dies ist aber in unserm Falle für jeden noch Lebenden naturgemäß ausgeschlossen. Die Überzeugung von der Fortdauer kann sich vielmehr nur auf Gründe stützen. Dabei ist vorausgesetzt, daß das Dasein einen Sinn hat. Wer hieran zweifelt, dem wäre allerdings nicht zu helfen.

Vor allem ist nun hervorzuheben, daß das Ich des Menschen auf denkerischem Wege — der freilich nicht für alle Menschen gleich gangbar ist — in einer Weise erfaßt werden kann, daß dessen Unzerstörbarkeit außer allem Zweifel steht. Dies ist der Standpunkt, den Sokrates in Platos „Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele" einnimmt. Der sterbende Sokrates beweist nämlich nicht die Unsterblichkeit; er zeigt vielmehr einfach das Wesen der Seele, wobei sich herausstellt, daß Werden und Vergehen, Geburt und Tod mit dieser Seele nichts zu tun haben. Aus dem von Sokrates eingenommenen hohen Standpunkt erklärt sich einzig und allein das unvergleichliche Verhalten, das er angesichts des Todes an den Tag gelegt hat.

Abgesehen von diesem förmlichen Erleben der Unsterblichkeit sprechen für sie Gründe der verschiedensten Art. Um diesen das nötige Gewicht zu geben, ist es jedoch erforderlich, vorher die Selbständigkeit des geistig-seelischen Prinzips, kurz: der Seele, festzustellen.

Allerdings erscheinen die seelischen Äußerungen in vieler Hinsicht an den Körper gebunden. Damit ist aber, wie bereits bemerkt, für die Frage der Existenz der Seele nichts entschieden. Anderseits besteht aber zwischen der physischen Beschaffenheit des Gehirns und seinen Leistungen durchaus kein Parallelismus. Vielmehr ist die quantitative und qualitative Verschiedenheit der menschlichen Gehirne im Vergleich mit der ungeheuren Verschiedenheit des

Denkvermögens sehr gering. Ferner trifft der von den Materialisten zu fordernde Parallelismus im Entwicklungsgange des physischen und psychischen Lebens keineswegs zu. Während in der frühesten Kindheit die geistige Entwicklung hinter dem Wachstum des Gehirns gewöhnlich zurückbleibt, bei Wunderkindern aber das Gegenteil stattfindet, arbeitet der Geist oft genug ungeschwächt weiter, nachdem die physische Rückbildung des Körpers längst begonnen hat. Es kommt sogar vor, daß das geistige Leben sich gerade beim Eintritt des Todes höher steigert, wie es auch beobachtet worden ist, daß Irrsinnigen kurz vor dem Sterben die Binde vom geistigen Auge genommen wurde. Zudem hat die anatomische Untersuchung zahlreicher Gehirne von Wahnsinnigen nicht die geringste Spur einer Erkrankung des Denkapparates ergeben, während anderseits bei Gehirnsektionen nicht selten Verhärtungen, Erweichungen und andre Unregelmäßigkeiten vorgefunden werden, ohne daß die betreffenden Gehirnbesitzer im Leben irgendwelche Geistesstörung gezeigt hätten.

Zugunsten der Selbständigkeit des seelischen Prinzips spricht ferner der Umstand, daß das leibliche Leben von der Seele beeinflußt werden kann. Gemütsaffekte wirken verstimmend auf leibliche Organe, und bloße Vorstellungen können tief eingreifende, ja vernichtende Wirkung auf den Leib haben. Die Tatsachen der Suggestion sind heutzutage so bekannt, daß es genügen mag, auf die künstliche Erzeugung von Brandwunden und Blutungen hinzuweisen. Bei einem solchen Experiment kann man nun ohne Wunderglauben nicht voraussetzen, daß der Hypnotiseur Nerven und Blut des Patienten direkt beeinflußt: man muß vielmehr annehmen, daß der Patient die ihm eingepflanzte Idee zu seiner eigenen macht, und daß er seine unter gewöhnlichen Umständen unbewußten und unwillkürlichen organischen Funktionen zu beherrschen vermag. Damit ist die Existenz einer Seele gegeben, die nicht nur denkt, sondern ihre Vorstellungen in organisch-plastischer Weise darstellen kann. Die Selbständigkeit der Seele folgt aber auch schon daraus, daß die Sinnentätigkeit durch Suggestion plötzlich aufgehoben und auf abermaligen Befehl gleich wiederhergestellt werden kann. Würde das Gehirn selbst denken, dann würde ein derartiger Versuch die ganz unmögliche Voraussetzung haben, daß es von seinen Nervensträngen plötzlich und vollständig getrennt und ebenso rasch wieder mit ihnen verbunden werden kann. Sehr klar tritt der Einfluß der Seele auf den Leib auch bei der physischen, auf der Willenskraft oder geeigneten Vorstellungen beruhenden Heilweise zutage.

Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt für die Selbständigkeit der Seele ist die trotz des Stoffwechsels ununterbrochene Selbstgewißheit, das Bewußtsein der sich stets als dieselbe fühlenden Persönlichkeit. Ebenso zwingend sprechen für jene Selbständigkeit gewisse Denkleistungen, wie das Erinnerungsvermögen und das Urteil. Bei diesem handelt es sich nämlich um ein Vielerlei von Wahrnehmungen, die nicht von einer Summe einzelner Gehirnfunktionen, sondern nur von einem einheitlichen Beobachter zu einem Gesamtbild vereinigt werden können. Auch der Umstand, daß wir den Wechsel wahrnehmen können, beweist, daß das wahrnehmende Ich kein bloßer Vorstellungskomplex, sondern eine Realität ist.

Endlich würden für die Selbständigkeit der Seele allerhand okkulte Phänomene sprechen, wie der Wahrtraum, das Fernsehen in Zeit und Raum, die Telepathie (namentlich das so häufig festgestellte Erscheinen Sterbender an fernen Orten) und andres, auf die wir hier jedoch, da sich die wissenschaftliche Forschung mit ihnen noch nicht hinreichend beschäftigt hat, nicht zurückgreifen wollen.

Mit der Existenz der Seele ist nun aber die Fortdauer schon im Hinblick auf das Gesetz von der Erhaltung der Kraft so gut wie verbürgt. Diesem Gedanken hat Goethe einmal gegen Fr. v. Müller mit den Worten Ausdruck verliehen, daß es einem denkenden Wesen durchaus unmöglich sei, sich ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken: insofern trage jeder den Beweis der Unsterblichkeit ganz unwillkürlich in sich selbst.

Der Glaube an ein Weiterleben findet sich denn auch bei fast allen Völkern, was wohl zum mindesten als Ausfluß eines untrüglichen Instinktes aufgefaßt werden darf. Von noch größerer Bedeutung ist es, daß die allermeisten Weisen, die

Vertreter der überlegenden Vernunft, sich gleichfalls zugunsten der individuellen Fortdauer ausgesprochen haben. Von wirklich großen Geistern, die sich gegen die Unsterblichkeit erklärt haben (Aristoteles, Spinoza und Hegel tun es nicht entschieden), wüßte ich überhaupt nur Schopenhauer zu nennen. Übrigens hat dieser sich von den Fesseln seines Systems, unter deren Druck er das individuelle Weiterleben leugnen mußte, in späteren Jahren fast befreit.

Ferner kommt in Betracht, daß die Verhältnisse dieser Erde zur Entwicklung unsrer sämtlichen (zumal der unbewußten) Anlagen ganz und gar unzulänglich sind, was im Falle des endgültigen Todes ebenso widerspruchsvoll wie tragisch empfunden werden müßte. Ja selbst die irdische Reife, die das hohe Alter immerhin gewähren kann, bleibt der vor der Zeit aus dem Leben scheidenden Mehrzahl versagt. Die Betrachtung der Natur lehrt jedoch, daß sie kein Bedürfnis hervorruft, das sie nicht zu stillen weiß: sie wird also auch den Wunsch nach Leben, und zwar nach einem besseren und vollkommeneren Leben, zu erfüllen wissen. Müßte doch, wie schon Pascal gesagt, die Sehnsucht nach Vervollkommnung, wenn sie nicht erfüllt werden könnte, als eine Lüge des Daseins bezeichnet werden.

Besonders merkwürdig ist noch der Umstand, daß die wichtigsten Erkenntnisse erst im Alter gewonnen werden, so daß sie eine über den Tod hinausgehende Bedeutung haben müssen, wenn anders das Leben nicht sinnlos sein soll.

Auf den Tod einer edeln Frau

Die Post bleibt aus.
Weich geht die Luft, die Frühlingsvögel schweigen,
Ein blauer Nebel schleicht durchs dicke Dunkel
Des immergrünen Eichenwalds,
Als wie ein schlimmer Bote,
Der nicht reden will.
Was ist nun?
Wie eingehüllt ist Lärm und Leben,
Der Pinienbaum,
Hoch mit dem grünen Haupt in Nebelluft verschwindend,
Will angefragt sein.
Was ist?!
Und alles stellt sich schlafend, tot,
So starr und stumm und steinern still
Als wie Korallenbäume im Grund der Meere. —
Sprecht!
Und der Zypressen lange, grade Reih'
Als wie ein Zug von schwarzen Brüdern
Biegt um den Hügelhang ins grüne Feld. —
Die Todeskunde kam.

Josef Ponten

Hannes Bratts Auferstehung

Von

Kurt Küchler

Als der Mobilmachungsbefehl durch die hunderttausend Telegraphendrähte Deutschlands sauste, und auf den Straßen und Plätzen die Männer und Frauen sich in bebender Erwartung drängten, glühend vor innerer Erregung sich vor den Zeitungsredaktionen zusammenballten, als in den Gängen und Höfen und auf allen wenig belebten Gassen der großen Stadt selbst die Kinder sich in Scharen zusammenrotteten, Fahnen schwangen, Trommeln schlugen, Holzsäbel schulterten und keiner mehr im hitzigen Kampfspiel Franzose oder Russe sein wollte, stand Hannes Bratt, gegen Abend hin, ganz allein am einsamen Hamburger Hafen, hatte die Arme auf das eiserne Geländer am Kai gelegt und schaute stumpfsinnig in das dunkelglänzende, dumpftönig schwappende Wasser.

Ein großer Ozeanfahrer, die Hapagflagge im Topp, mit dicken Schornsteinen und schwarzen Wänden, aus denen die runden, erleuchteten Kabinenfenster wie begehrliche Augen glühten und blitzende Schuppenketten von Licht auf das Wasser warfen, kam von Kuxhaven her und tastete sich vorsichtig, von einem kleinen Schleppdampfer im Tau gehalten, zum Kaiser-Wilhelm-Kai hin. Er warf tüchtige Wogen auf, die liefen rasch und schimmernd über den Hafen und sprangen hoch die Kaimauer hinauf, auf der Hannes Bratt stand. Aber Hannes Bratt sah nichts und hörte nichts. Er starrte in das Wasser und dachte nur immer:

„Nu gifft dat Krieg! Verdammt noch mol ... nu gifft dat Krieg!"

Und er konnte sich durchaus nicht darüber klar werden, was für eine Rolle er selber, Hannes Bratt, spielen würde, wenn der Krieg wirklich über das Land kommen sollte wie ein schreckliches, schnaubendes, stampfendes, rasendes Ungeheuer.

Freilich ... er hatte gedient, der Hannes Bratt. Bei der Marine sogar. Oh ... er verstand etwas von Schlachtschiffen und großen und kleinen Kreuzern, von Torpedowaffen und Unterseebooten, von Minenwesen und Torpedojägern, von Geschützbedienung und Wachestehen, von Patrouillefahrten und Signalwesen ... er wußte schon, wo er hingehörte, wenn es hieß: alle Mann zu den Waffen.

Aber ... aber ...

Was denn: aber?

Hannes Bratt spuckte ins Wasser.

Ob sie ihn überhaupt noch haben wollten, das war die Sache! Denn es muß jetzt endlich ausgesprochen werden: Hannes Bratt war ein bißchen heruntergekommen, unters Fußvolk geraten, wie man so sagt. Was Arbeit war, wußte er nicht mehr, seit er vor zwei Jahren von der letzten Übung heimgekehrt war. Keine Stellung, keine Lust, die Arme zu rühren, die kleinen Kellerwirtschaften mit heißen Grogs und scharfen Schnäpsen, böse Gesellschaft, verlottertes Matrosenvolk, schlechte Kapitäne und Steuerleute, die ihr Patent verloren hatten ... na ja, da war Hannes Bratt denn schließlich einer von denen geworden, die tagsüber am Hafen und auf den Märkten herumlungern, durch Botengänge ein paar Groschen verdienen und sich auch nicht scheuen, gelegentlich mal lange Finger zu machen, wenn's not tut.

Hannes Bratt war also einer jener berühmten Hamburger Hopfenmarktlöwen, wie sie des Abends in den Grogkellern hinter den feuchten und fleckigen Tischen sitzen, so um Mitternacht herum unter irgendeinem Brückenbogen zu Bett gehen oder, bei Kälte und Regen, in den Schlafsälen der Gänge und Höfe mit hundert andern für zehn Pfennig reihenweise auf dem Fußboden liegen, den Kopf auf der zusammengeschlagenen Jacke.

Tja ... und gesessen hatte Hannes Bratt auch. Freilich immer nur acht oder zehn Tage, nur einmal war's ein voller Monat gewesen. Aber was hatte das schließlich zu bedeuten? Tausende waren da wie er, und ein schlechtes Gewissen hatte er nie gehabt. Hamburg und die ganze Welt gingen ihren Gang, gleichgültig, ob er da war oder nicht. So ein winzig kleines Rädchen war er in der ungeheuren Maschinerie des Lebens, so ein Nichts, so ein ganz und gar an die Wand gedrücktes Menschlein. Aber ... verdammt ... die Sache wurde doch gleich anders, wenn nun wirklich der Krieg kam ... wenn der Kaiser jeden tüchtigen Mann heranrief und brauchte. Dann spürte man einen Riß im Herzen ... so etwas wie ... verdammt noch mal!

Ich weiß nicht, ob Hannes Bratt sich das alles in seinem Schädel, der noch von Grogdämpfen rauchte, so zurechtlegte, ich weiß nur, daß er stundenlang trübsinnig und stumpfsinnig am Hafen stand und ab und zu knurrend das eine Wort ins Wasser warf: „Nu gifft dat Krieg! Nu gifft dat Krieg!"

Mit einem Male kam es von der innern Stadt wie ein Rauschen, Schüttern und Flügelschlagen. Als ritte ein Zug wilder Reiter aufgeregt durch die Luft. Und das quirlende Wasser im Hafen hielt einen Augenblick den Atem an, um dann rauschend mit einzustimmen in die gewaltige Melodie. Und der frische Nordwestwind griff jauchzend in die hohen Maste und Rahen der vielen Schiffe und ließ den Rauch über den Schornsteinen flattern wie dunkle Fahnen ... Von Berlin her kamen die wilden, stolzen Reiter und brausten über das Land, über Hamburg, über Köln und Leipzig und Breslau bis ins letzte Dorf.

Mobilmachung ...

Und Hannes Bratt sah, wie die Menschen durch die Straßen zogen ... sah Tücher wehen und hörte hundert Fahnen knattern und zehntausend Stimmen singen: Deutschland, Deutschland über alles!

Wahrhaftig ... nun war der Krieg da!

Hannes Bratt sah die erhitzten Gesichter, die leuchtenden Augen und die zehntausend Münder zu einem Gesang geöffnet, der wie Angriff, Sturm und Sieg war. Und er dachte an sein elendes Leben, an die vielen erbettelten und gestohlenen Groschen, an die schlau erlisteten Grogs, an die vielen, vielen Tage, die er faul durchlümmelt hatte, an die kräftigen Fäuste der Hamburger Polizisten, an die dämmrigen Haftzellen ... und nun sah er ein hingerissenes, herrlich aufbegehrendes, singendes Volk, das Gut und Blut für eine große, heilige Sache hingeben wollte, für Heim und Vaterland, für Ehre und Freiheit ... und er stand da, kläglich am Rande, ausgestoßen, an die Wand gedrückt, ein Lump, ein Bettler, ein Dieb ... und hatte vergessen, was das war: Ehre und Freiheit ... Heimat und Vaterland.

Irgend etwas zog ihn und drängte ihn. Merkwürdig hart schlug ihm das Herz gegen die Rippen. Er biß die Zähne zusammen, um nicht loszuheulen, und wehrte sich wütend gegen das unbekannte Wesen in seiner Brust, das ihn in die strömende Menschenmenge hineinzerren wollte. Er redete sich vor, daß man ihn mit Hohn und Gelächter nach Hause schicken würde, wenn er sich morgen oder übermorgen in Kuxhaven oder Wilhelmshaven als Reservist melden müßte. Aber mit einem Male war er mitten in der fahnenschwingenden Menge, deren Gesang ihn fast betäubte. Und im letzten Winkel seiner verschütteten Seele, da war schon etwas wie Hoffnung, ein ganz schwaches, feines Lichtlein ...

Denn Hannes Bratt war durchaus kein schlechter Kerl. Aber es ist immer schlimm, wenn ein Junge bei trunksüchtigen Eltern in einer elenden und feuchten Kellerwohnung zwischen Schlafburschen und Müßiggängern aufwächst, mit zehn Jahren in die Besserungsanstalt kommt, mit vierzehn auf ein englisches Segelschiff rennt und unter rohem britischem Schiffsvolk keine besonderen Vorstellungen von Sitte und Anstand gewinnt. Vielleicht hätten ihn die drei Jahre Dienst in der Kaiserlichen Marine ... Herrgott, war das ein tätiges, frisches und helles Leben, selbst in den dunkelsten Schiffsbäuchen ... für alle Zeit zu einem ordentlichen Menschen ausrichten können, wenn er nicht bald nachher mit Thomas Thomsen bekannt geworden wäre, dem alten Schauermann, der sich rühmte, seit zehn Jahren keinen Sack und keine Kiste auf dem Rücken gehabt zu haben, und der mit seiner glühend roten Nase die finstersten Hamburger Grogkeller erleuchtete. Dieser Thomas Thomsen hatte dem jungen Hannes Bratt die Kunst gelehrt, wie man durchs Leben kommt, ohne die Hände nach der Arbeit auszustrecken. Und Hannes Bratt war ein gelehriger und williger Schüler gewesen.

— —

Am fünften Tage der Mobilmachung stand Hannes Bratt im blauen Matrosenanzug auf der Reede von Wilhelmshaven. Der steife Nordwest blies ihm den nackten Hals rot und zerrte hartnäckig an den kurzen, schwarzen Bändern seiner Mütze. Man hatte ihn, zu seiner allergrößten Verwunderung, eingestellt und eingekleidet wie all die tausend andern Reservisten, die aus ganz Deutschland zur Wasserkante gekommen waren, Sturm in den heißen Augen, Sturm in den klopfenden Herzen. Herrgott im Himmel, dachte Hannes Bratt, wo nehmen die Leute nur all die Begeisterung her, den frohen Mut, die gewaltige Lust zum Krieg?... Und war doch so eine bitter ernste Sache, der Krieg!

Er sah einen Reservisten, der nahm auf der Reede Abschied von seiner jungen Frau. Der Mann machte ein ernstes Gesicht, und auch die junge Frau machte ein ernstes Gesicht, aber ihre Augen lachten sich an, und als der Mann schließlich in der Schaluppe saß, die ihn zu dem Panzerkreuzer hinübertrug, der unterm strahlenden Sommerhimmel im Wasser lag wie eine ungeheure, herrlich schöne, sonnenüberschüttete Festung aus Stahl und Eisen, da schwenkte er die Mütze und brüllte drei Hurras, und die junge Frau winkte mit beiden Armen und rief Hurra, Hurra, Hurra. Dachten denn diese Menschen nicht an Tod und Untergang ... an zerschossene Arme und zerschmetterte Beine ... an das schwere Ringen im wütenden Wasser und kein Boot, keine Planke in der Nähe?

Wunderlich wurde dem Matrosen Hannes Bratt zumute.

Nein, diese Leute dachten wahrhaftig nicht darüber nach, was der Krieg war. Er, Hannes Bratt, wußte es: auf all diesen grauen Schiffen, auf der vordersten Kanone, da saß der Tod mit schwarzen Augen und lauerte und winkte mit krummem, knochigem Finger:

„Heran, Herrschaften, immer nur heran! Ich weiß Kanonen, schöne, lange Kanonen, die hungrig auf euch warten! Ich weiß Maschinengewehre, schöne, blanke Maschinengewehre, die mähen euch weg wie die Sensen das Korn auf dem Feld ... aber vor der Erntezeit, Herrschaften, vor der Erntezeit!"

Hannes Bratt lachte grimmig.

Wenn die Kanonen oder Maschinengewehre ihn wegputzen würden, den versoffenen Lumpen Hannes Bratt aus Hamburg ... gut, nichts verloren, denn er war nichts und hatte keinen andern Menschen auf der Welt als den alten Thomas Thomsen, der selber nichts wert war, und vielleicht noch die Mutter Sievers aus dem Grogkeller in der Jodutengasse, die ihm aus mütterlicher Freundschaft manchmal einen Grog schenkte, oder einen schönen, saftigen Bückling, oder einen Groschen. Gleichviel ... immer weg mit Hannes Bratt! Aber all die Braven und Tüchtigen,

die fleißigen Arbeiter im Lande, die Väter und Ehemänner, die Tag um Tag in harter, ehrlicher Arbeit das Rechte und Gute taten ...

Hannes Bratt schüttelte den Kopf. Er begriff nicht, warum Krieg sein mußte. Um all die Lumpen im Lande auf rasche und gute Art aus der Welt zu schaffen, das hätte er begreifen können.

„Und dazu gehöre ich ja wohl," sagte er und wurde mit einem Male ganz traurig, und wie ein Blitz fuhr der Neid in seine Seele, der beißende, zwickende Neid gegen den Matrosen, der soeben seine drei Hurras über das Wasser gebrüllt hatte und lachend in den Krieg zog, trotzdem er von seiner jungen hübschen Frau weg mußte.

„Verdammt!" knurrte Hannes Bratt. Was war mit ihm los? Er griff in die Hosentasche, holte einen blanken Taler heraus, blickte ihn verächtlich an, und schwupp ... flog der harte, blanke Taler aufs Wasser. Das gluckste auf und schluckte den Taler gemächlich weg.

Damit aber kein Mensch den Reservisten und Matrosen Hannes Bratt für einen verrückt gewordenen Verschwender hält, muß ich rasch bemerken, daß dieser Taler aus der Kasse von Mutter Sievers in der Jodutengasse stammte. Aber er war nicht über die sorgende Hand der Mutter Sievers in die Tasche des Hannes Bratt geglitten, sondern auf viel kürzerem Weg. Mutter Sievers pflegte ihre Unterstützungen nicht talerweis, sondern höchstens groschenweis auszuteilen ...

Merkwürdig, was alles aus verstaubten und verschütteten Seelen aufsteigen kann!

Als Hannes Bratt über die Laufplanke zum Unterseeboot ging, auf das er kommandiert war, stieg, wie ein Geist aus den nebelbedeckten Wassern der Urwelt, der Satz auf, den er vor vielen Jahren in der Instruktionsstunde über Unterseeboote auswendig gelernt hatte. Ganz klar und scharf standen die Worte vor ihm. Kein Komma fehlte und kein Punkt. „Unterseeboot oder Tauchboot, Fahrzeug, das längere Strecken unter der Oberfläche des Wassers fährt, um feindliche Kriegsschiffe zu überraschen und sie durch Torpedos in die Luft zu sprengen."

„In die Luft zu sprengen," sagte er ganz laut, als er auf Deck war, und lachte hell auf. So hell, daß der Maschinistenmaat, der an einem Handrad beim Kommandoturm herumputzte, erstaunt den Kopf hob und zu ihm hinüberschrie:

„Mensch, bist du verrückt geworden?"

„In die Luft zu sprengen!" rief Hannes Bratt noch einmal.

Da lachte der Maschinistenmaat breit übers Gesicht:

„Tjawoll, mien Jung! In die Luft sprengen! Laß den verdammten Engelsmann nur rankommen! Dunnerlitchen!"

An den verdammten Engelsmann hatte Hannes Bratt natürlich nicht gedacht. Aber besser ist besser, dachte er und rief zustimmend zum Maschinistenmaat hinüber:

„Jawoll... dä verdammichte Engelsmann!"

Statt jeder Antwort hob der Maat die roten, geballten Fäuste und reckte sie hinüber, wo er Englands gewaltige Panzerschiffe vermutete, und seine Augen funkelten, und auf seinen Lippen brannten unausgesprochene Worte des Hasses. Es ging wie ein heißer Strom durch Hannes Bratt. Wer war dieser Mann, der eben noch so seelenruhig den Kommandoturm geputzt hatte und nun hochaufgerichtet dastand wie ein Kapitän, voll Schönheit, voll Zorn, voll Haß, voll bebender Lust zum Angriff?

Und schwer fiel das Bewußtsein über ihn hin, daß er viel, viel versäumt habe — daß er überhaupt nicht mitgelebt habe all die Jahre hindurch... kläglich vertan sein junges Leben, dumpf verschlafen und elend vertrunken seine besten Tage! Was wußte er von all den hohen und feierlichen Dingen, die den letzten deutschen Mann befeuerten — was wußte er vom Haß und von der Liebe der Deutschen?

Und eine dicke blanke Träne stieg aus dem dunklen Schacht seiner Seele in die hellen blauen Augen. Rasch drehte er sich um und wischte sie mit seinem roten Handrücken weg.

Im selben Augenblick wurde er von einem jungen Offizier angerufen, der hielt einen Zettel in der Hand. Hannes Bratt riß sich zusammen.

„Sind Sie der Reservist Hannes Bratt aus Hamburg?"

„Zu Befehl — Herr — Herr — Obersteuermann."

„Warum melden Sie sich nicht, wenn Sie an Bord kommen? Sie sind der einzige Reservist an Bord. Nehmen Sie also Ihre fünf Sinne zusammen, dann wird die Sache schon gehen. Und nun gehen Sie 'runter und lassen Sie sich was zu essen geben, wenn Sie Hunger haben."

„Zu Befehl, Herr Obersteuermann."

Und Hannes Bratt turnte die schmale Eisenstiege hinunter und ließ sich im Mannschaftsraum von einem Maat Brot und Wurst und Kaffee geben. Der heiße Kaffee schoß ihm durch die Adern, machte ihm Mut, und mit einem Mal schlug er mit der Faust kräftig auf den Tisch.

„Dä verdammichte Engelsmann!"

Und dann fragte er den verblüfften Maat:

„Nu sag mal — was ist das mit dem Engelsmann?"

„Mit die Engländer? Mensch! Das weißt du nicht? Na — denn paß mal auf."

Und der Maat fing an, dem aufhorchenden Hannes Bratt ein langes Garn von Politik vorzuspinnen und ihm in großer Rede und unter heftigen Verwünschungen klarzumachen, daß die Kaiserliche Marine keine andre Aufgabe habe, als die ganze englische Flotte so rasch als möglich in den Grund zu bohren.

„Zusammenkrachen muß England, mien Jung, bös zusammenkrachen — und wenn wir selber dabei kopheister gehn!"

Hannes Bratt horchte glühend hin. Und als er eine halbe Stunde später auf dem Rücken lag und schweißtriefend an den Nickelteilen der Gasolinmaschine herumputzte, daß sie in der Dämmerung des Motorraumes bald blitzten wie pures Silber, überdachte er die gewaltige Rede des Maats und kam zu der Überzeugung, daß es doch eine große Sache war, zu der man ihn berufen hatte.

*

Über der grauen Nordsee wölbte sich die blaue Kuppel des Himmels. Die Sonne schüttete eine Säule von Licht auf das Meer, das ganz leer war, bis auf ein schwarzes Unterseeboot, das eilig, die deutsche Kriegsflagge am Heck, mit westwärts gerichtetem Bug durchs Wasser pfeilte. Hundert Millionen silberne Schuppen bildeten eine schimmernde Straße, die von der Flanke des kleinen schwarzen Bootes bis zu der Stelle des herrlich geschwungenen Horizontes hinlief, wo die Lichtsäule der Sonne ins Wasser stürzte.

Hannes Bratt stand an der Reling und schaute gebannt auf die mächtige, silberflüssige Schlange, aus der das Boot nie herauskam, die unermüdlich funkelnde Blitze aussandte, als sei sie eine unerschöpfliche, meilenlange Quelle glühenden Lichtes. Sogar das schwarze Boot war überschüttet davon. Ganz weiß war die Flanke des Schiffes, das aus dem Wasser tauchte wie der Rücken eines Walfisches, wie aus geschmiedetem Silber war der kleine runde Kommandoturm, und die blauweißen Wölkchen, die fauchend aus den beiden Auspuffrohren entwichen, leuchteten auf wie opalfarbenes Feuer, und die öligen Wassertropfen, die aus den Rohren spritzten, wurden auf der Stelle zu köstlich funkelnden Diamanten, die glühend und sprühend ins Wasser sanken.

Herrgott, war das schön!

Hannes Bratt wurde ganz aufgeregt. Wie hatte er das alles vergessen können — das Meer — die stolzen deutschen Kriegsschiffe — die frischen Matrosen? Ach — alles aufgesogen von der dunstigen Luft in den Grogkellern, alles weggefressen von dem giftigen Spott Thomas Thomsens, alles weggewischt von dem faulen Leben in den dunklen Hamburger Gassen. Und nun war alles wieder da, mit einem Schlag hatte die Welt ihre Tore wieder aufgetan, das Leben sang ihm aufrüttelnde Lieder in die Ohren, die Arbeit flog wundersam unter den Händen, und wenn es im Maschinenraum und in der Mannschaftsstube noch so sehr nach Petroleum und Öl roch, in den Augen der Kameraden blieb immer ein merkwürdiges Leuchten — eine glühende Spannung — ein heißes Drohen ...

Kameraden?

Eine Scham flog ihn an. Kameraden? Hatten die andern auch noch vor drei Wochen...?

Aber da riß ihn ein kurzes, klingendes Kommando aus allen trüben Erinnerungen heraus.

„Klar zum Tauchen!"

Beng beng — beng beng beng — beng!

Hell klingelten die Glocken im Maschinenraum.

Drei Minuten lang emsige Arbeit. Maschinisten, Maate und Matrosen wirbelten durcheinander, steuerbord, backbord, im Bauch des Bootes, auf dem Kommandoturm — eine kleine wirbelnde Schar, und doch sinnvoll tätig, ineinandergreifend wie die Kolben und Stangen einer wunderbar arbeitenden Maschine. Auspuffrohre und Luftschornsteine wurden geschlossen, Wasser rauschte in die Ballasttanks, die Ruder an Heck und Bug wurden gerichtet, eiserne Kappen über die Ausgangsluken geschoben — Schrauben knirschten — die Gasolinmaschinen für die Oberwasserfahrt wurden abgekurbelt und die Elektromotoren für die Unterwasserfahrt angestellt — und dann glitt das schwarze Boot schräg ins Meer hinein. Der Zeiger des Tiefenmanometers schnellte von Strich zu Strich — fünf Meter — sechs Meter — sieben Meter — und dann blickte nur noch die Spitze des Sehrohrs, das Periskop, mit blankem, rundem Auge über die unendliche Fläche des Meeres, und wo vorher der schwarze, sonnenüberschüttete Walfischrücken lag, hatte sich die schimmernde Heerstraße von Licht geschlossen.

Weiß Gott — es war nicht bequem im Bauch dieses schwarzen Fisches aus Stahl und Eisen, aus Kammern und Zellen. Aber wer fragte nach Bequemlichkeit? Jeder wußte es, jeder las es von der klaren Stirn des Kommandanten, von den festgeschlossenen Lippen des Obersteuermannes, von den heißen Augen des Ingenieurs, der ab und zu aus der Torpedokammer vorn am Bug herausschaute — jedem rann es glühend ins Herz: wir kommen heran an den Feind! Was machte es, daß man sich gelegentlich beim eisernen Treppenaufgang eine Beule in den Kopf rannte? Man spürte den Schmerz kaum, so fieberte die Aufregung in den Gehirnen der Maate und Matrosen, der Maschinisten und Heizer. Keiner sprach, denn keiner hätte hören können. Die Motoren knatterten und rasten, die Stangen und Kolben der Maschine wirbelten wie besessen — die tausend Schreie des arbeitenden Metalls vereinigten sich zu einem brüllenden Lärm — und von draußen donnerte und schütterte das Meer gegen die Flanken des Bootes.

Hannes Bratts Gehirn tobte. Herrgott, Herrgott! Wie dieses Donnern und Krachen durch die Nerven lief! Aber seltsam schön war's — aufregend — spannend — man war wie herausgerissen aus aller Vergangenheit, herausgerissen aus allem Bewußtsein — man taumelte wie betrunken durch eine brüllende Woge unbegreiflichen Geschehens.

Am Periskop stand der Kommandant. Er war noch jung. Auf seiner schönen, wetterbraunen Stirn war noch keine Falte. Goldrot drängte sich das dichte Haar aus der blauen Mütze.

Mit einem Mal sah Hannes Bratt, wie der Kommandant zusammenzuckte, sich aufrichtete und den Obersteuermann heranwinkte. Der sprang herbei, schaute durchs Periskop, und Hannes Bratt sah, wie sich die Lippen des Obersteuermannes zu einem breiten, mächtigen Lachen verzerrten, wie seine Augen glühten und seine Hände bebten. Und dann sprang er zurück und rief den Ingenieur. Der kam heran, schaute durchs Rohr, klopfte sich mit beiden Händen auf die mächtigen Schenkel und rannte zurück zur Torpedokammer. Und nun durfte jeder Mann einen Blick durchs Periskop tun. Einer nach dem andern. Hannes Bratt kam zuletzt.

Weit dehnte sich im Gesichtsfeld des Rohrs das blanke Meer.

Da lagen, zwei oder drei Meilen entfernt, in schöner Staffellinie sechs eisengraue Schiffe — ein ganzes englisches Geschwader, überschüttet vom Licht der Sonne, still, unbekümmert, wie eine Herde friedlicher Lämmer — nicht ahnend, daß ein schrecklicher Seewolf mit glühendem Rachen tief unter Wasser ihm entgegenraste.

Langsam kamen die englischen Kriegsschiffe auf das deutsche Unterseeboot los. Stolz drängte der Bug der gepanzerten Kreuzer das Wasser beiseite und warf weiße Schaumwellen auf, die rechts und links die Flanken entlang glitten. Wie weiße Schnurrbärte, dachte Hannes Bratt, wie weiße Schnurrbärte. Aus den Schornsteinen stieg schwarzer Rauch, Säule neben Säule, hoch in der Luft zu einer Wolke ineinanderfließend, die finster unterm blauen Himmel lag.

Nie im Leben hatte Hannes Bratt so etwas gesehen. Seine Seele schrie und sang vor nie gekannter Lust. Er konnte sich nicht trennen von dem Bilde. Aber ganz plötzlich, gerade als ihn der Kommandant vom Sehrohr wegdrängte, stieg über alle Lust hinweg ein schmerzhaftes Gefühl in ihm hoch — eine brennende Scham — eine schreckliche Angst, der ungeheuren, heroischen Tat nicht wert zu sein, zu der man ihn, den vertrunkenen und verlumpten Gesellen, mitgenommen hatte in die See und an den Feind. Tränen stürzten aus seinen Augen, ein quälender Jammer zerdrückte sein Herz, wie ein geprügelter Hund verkroch er sich unter der Eisenstiege zum Mannschaftsraum. Keiner achtete auf ihn.

Inzwischen vollzog sich das große Werk.

Der Kommandant stand am Sehrohr wie eine Säule aus Eisen und Stahl.

Der Meldetelegraph spielte zwischen ihm, den Leuten in der Torpedokammer und dem Obersteuermann hin und her. Alle Augen brannten, alle Stirnen fieberten.

Mit einem Mal ging ein Schüttern durch das Schiff, ein kurzes, vibrierendes Aufbäumen. Wie ein metallener Schrei kam es aus der Torpedokammer. Nun wußte jeder: das Torpedogeschoß war aus dem Rohr.

Noch immer stand der Kommandant am Periskop. Ungeheure Spannung trieb ihm helle Wassertropfen aus der Stirn. Er sah, wie eine schnurgerade, quirlende Schaumlinie sich eilig vom Boot aus durchs Wasser zog — die Bahn des Geschosses. Zwanzig Sekunden tropften hin — eine Ewigkeit — zwanzig Ewigkeiten. Dann stieg jäh, wie ein riesenhaft aufbrausender, dampfender Geiser, eine gewaltige Schaumfontäne vor der Breitseite eines feindlichen Kreuzers auf. Die weiß lodernde Fontäne zerbarst, stürzte in spritzenden Wolken zur See zurück — der Kreuzer schwankte — das Meer um ihn herum brodelte kochend auf wie von zehntausend Peitschen geschlagen — der Bug des Kreuzers senkte sich — fünfhundert Menschen rannten auf den Decks durcheinander wie jäh aufgestörte Ameisen — aus einem Geschütz am Heck löste sich ein ziellos herausgejagter Schuß, und dann rannte der Kreuzer steil in die Tiefe. Man sah einen Augenblick die wirbelnden Schrauben, blitzend unter der stürzenden Sonne, triefend von schimmernden Wasserschleiern — und dann war nur noch ein Wirbel da von wühlendem, strudelndem Schaum und mitten darin Trümmer und ringende Menschen.

Und wieder rasselte im deutschen Unterseeboot der Telegraph.

Wieder bebte das Schiff. Und abermals zerbarsten weit hinten unter himmelhoch springenden Schaumfontänen dicke Panzerplatten, und abermals riß die hungrige Nordsee ihr dampfendes Maul auf und verschlang die wehrlose Beute.

Und zum drittenmal geschah das Schreckliche. Entsetzt, mit toll rasenden Schrauben, flohen die drei übriggebliebenen Schiffe vor dem furchtbaren, unsichtbaren Feind.

— —

Heimwärts jagte das Unterseeboot.

Längst war es wieder aufgetaucht. Knatternd sang der Wind in der stolzen deutschen Kriegsfahne am Heck.

Auf dem kleinen Turm stand der Kommandant — ganz nach innen brannte das Licht seiner Augen.

Die Mannschaft war wie toll. Auf dem Rand einer Ausgangsluke saß der Oberheizer mit einer Ziehharmonika. Unermüdlich glitten seine Finger über die elfenbeinernen Knöpfe, bollernd schlugen seine Füße den Takt. Und zwanzig Männerstimmen sangen das Lied der deutschen Flotte. Triumphierend stürzte die Melodie in den prasselnden Lärm der Motoren und vereinigte sich mit dem Gesang des arbeitenden Metalls zu einer donnernden Fanfare.

Dir woll'n wir treu ergeben sein,
Getreu bis in den Tod . . .
Dir woll'n wir unser Leben weihn,
Der Flagge schwarzweißrot!

Dicht neben dem Turm stand Hannes Bratt.

Alle brennende Scham war weg. Seine blauen Augen waren klar wie der Himmel. Entflammt von den Geschehnissen der letzten Stunde, ahnte er eine neue, schöne Zukunft.

Mit einem Mal breitete er wie sehnsüchtig die Arme aus nach der Richtung, in der er das große, mächtige Deutschland vermutete. Und ein jauchzender Schrei fuhr über das rauschende Meer, wurde vom springenden Wind aufgefangen wie ein Ball und dem jagenden Boot weit, weit voraufgetragen.

Der Heizer mit der Ziehharmonika horchte einen Augenblick hin. Da er aber nichts verstehen konnte, glitten seine Finger weiter über die elfenbeinernen Tastknöpfe des Instrumentes.

Untergang eines englischen Truppentransportdampfers im Kanal

Nach einer Originalzeichnung von Robert J. Gleich

Vom Kriegsschauplatz unsrer Bundesgenossen

Das Ringen um die Entscheidung

Von **Ernst Klein**, Sonderberichterstatter im k. u. k. Kriegspressequartier

· 25. Februar.

Vielleicht ist sie, wenn dieser Bericht in Ihrem Blatt erscheint, bereits gefallen. Bei der Entwicklung, die die Kämpfe an der Ostfront der verbündeten Armeen, die ungefähr in einer Ausdehnung von 350 Kilometer vom Duklapaß bis an die Grenze der Bukowina reicht, genommen haben, ist das Prophezeien eine sehr schwierige Sache. Der Krieg hat uns so viele Überraschungen gebracht, daß wir zu der Überzeugung gekommen sind, optimistische Eskontierungen von Zukunftserfolgen unterbleiben besser; aber so viel läßt sich aus den bisherigen Ereignissen bereits heute ableiten, daß diese Riesenschlacht, die gegenwärtig hier ausgekämpft wird, wohl die Entscheidung des ganzen Krieges bringen wird und daß sie sich langsam zu unsern Gunsten neigt.

Man kann diesen Schluß ruhig ziehen, weil die Schlacht in den Karpathen unter den für uns günstigsten Bedingungen eingesetzt hat. Die Russen, die sowohl an der Bzura- als auch der Nida- und Dunajecfront sich dergestalt festgesetzt haben, daß sie sich gegen eine Offensive der österreichisch-ungarischen und deutschen Armeen von dieser Seite aus gesichert glaubten, wurden durch unsern Angriff am Ostflügel, das heißt also in den Karpathen und in der Bukowina, ebenso überrascht wie durch die geniale Offensive Hindenburgs in Ostpreußen. Endlich einmal war es gelungen, die Absichten unsres Generalstabes vor den Russen so zu verschleiern, daß sie nicht rechtzeitig genug ihre Gegenmaßregeln treffen konnten. Südlich der Karpathen fand sich kein Spion, fand sich kein Verräter, der dem Feinde rechtzeitig mitgeteilt hätte, daß hinter dem Schnee- und Eiswall der Karpathen starke Kräfte österreichisch-ungarischer und deutscher Truppen massiert wurden. Daher erklärt es sich, daß die Russen dem Wirbelsturm, mit dem unsre Truppen sie aus der Bukowina wegfegten, nichts entgegensetzen konnten und daß sie der mittleren unsrer Angriffskolonnen, die gegen den 13. Januar über den Jablonicapaß vorbrachen und gleich im ersten Anlauf Delatyn, dann nördlich davon die wichtige Linie Nadworna—Kolomea in Besitz nahmen, erst bei Stanislau nachhaltigen Widerstand entgegensetzen konnten. Um Stanislau wird zur Stunde noch erbittert gerauft, da die Russen mit Hilfe des ziemlich leistungsfähigen Eisenbahnnetzes in diesem Gebiete immer neue Verstärkungen heranbringen, und dieses polnische Städtchen ist damit der welthistorische Punkt geworden, an dem die Entscheidung fällt. Es ist müßig, Kombinationen zu machen, aber ein Blick auf die Karte lehrt auch den Laien, daß mit dem Verluste von Stanislau für die Russen auch Lemberg gefährdet und ihre Stellung am westlichen Karpathenflügel im Raume des Uzsoker und des Duklapasses unhaltbar wird.

An diesen beiden Straßen war es, wo die Russen am allerschnellsten mit ihren Verstärkungen hinkommen konnten, die sie zum Teil den um Sambor stehenden Reserven und sogar zum Teil der Przemysler Zernierungsarmee entnommen haben dürften. Von dieser Zentralstellung aus war es ihnen unmöglich, so weit nach Osten auszuholen, um den Anprall der österreichisch-ungarischen Truppen in der Bukowina rechtzeitig einzudämmen. Das Schicksal der russischen Invasionsarmee war nicht mehr zu ändern, und das russische Armeeoberkommando mußte zufrieden sein, daß es wenigstens seine Reserven noch bei Stanislau einsetzen konnte. Die Russen versuchten dann unsre Offensive, die so überraschend für sie kam, dadurch zu paralysieren, daß sie selbst am Dukla-

Österreichisch-ungarische Patrouille beim Duklapaß

paß, der ihnen räumlich und zeitlich die größte Möglichkeit dazu bot, offensiv wurden.

Ihre Absicht war nichts Geringeres, als an diesem Punkte, an dem sich die zwei Schenkel unsres Frontwinkels treffen, durchzubrechen und so die Nord-Süd-Front und West-Ost-Front auseinanderzureißen. Wäre ihnen das gelungen und hätten sie über die Karpathen hinweg unsern Ostflügel aufrollen können, so wäre die Bukowina heute nicht von den Russen frei, und wir stünden nicht vor Stanislau.

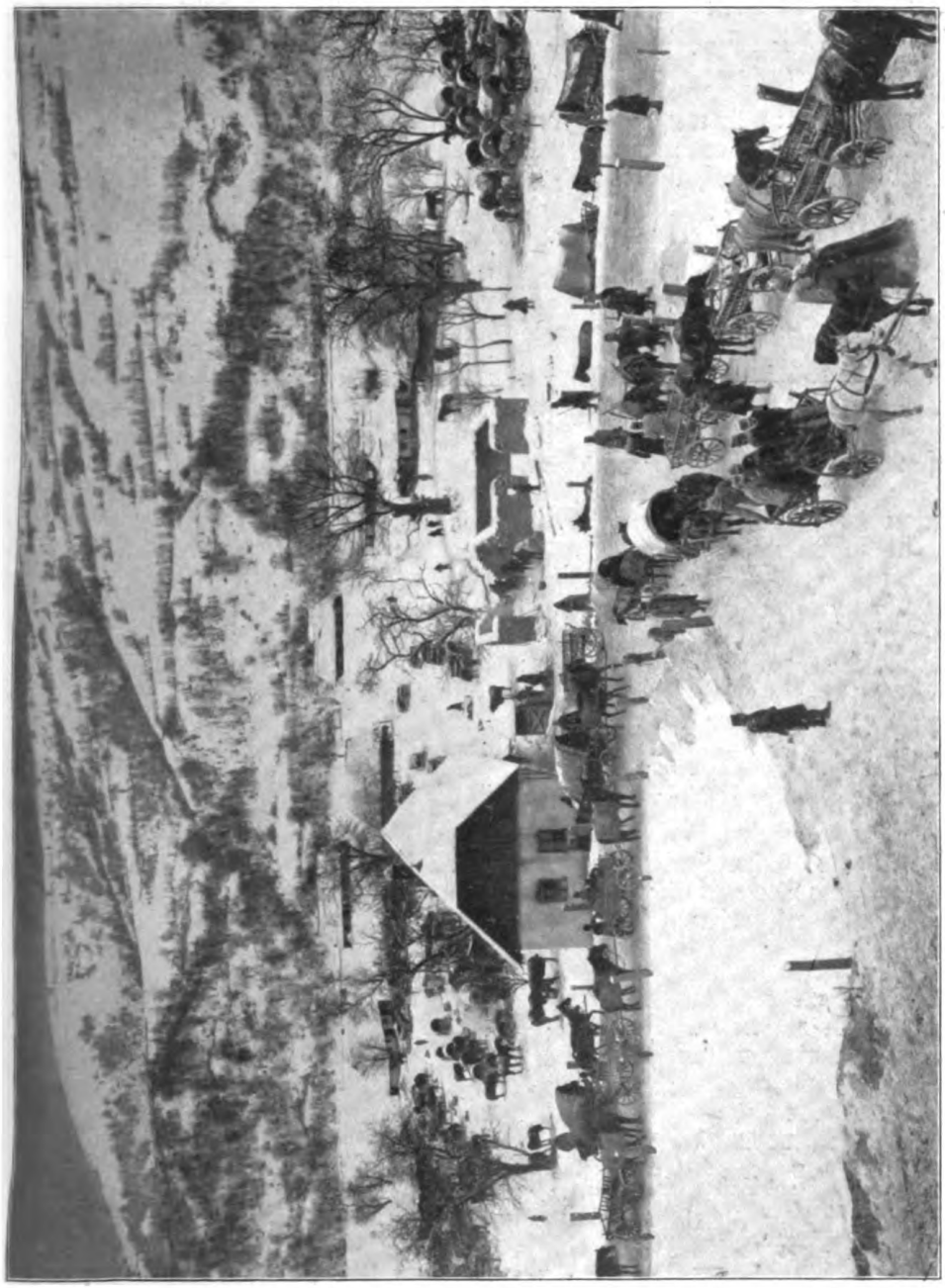
Aber es gelang ihnen nicht, wiewohl sie mit der gewohnten Rücksichtslosigkeit auf ihr Menschenmaterial Regimenter um Regimenter gegen unsre Stellungen vorschickten. Sie stießen hier nicht umsonst auf steierische und ungarische Eliteregimenter, die sich mit heroischer Kraft gegen die heranquellende Übermacht des Feindes stemmten, bis diese zerschellen mußte.

Heute ist die Offensive der Russen in der Gegend des Duklapasses gebrochen — ein zweites Przemysl ist der Duklapaß für sie geworden, denn über 60 000 Tote und Verwundete, die zahlreichen Gefangenen nicht mit eingerechnet, haben sie dort gelassen. Hunderte und Hunderte von Leichen fanden unsre Soldaten, als der Schnee vorige Woche zu schmelzen begann; sie waren dort liegen geblieben, wo sie gefallen waren, tief versunken in den meterhohen Schnee, der ihr Leichentuch wurde.

Heute ist die russische Angriffskraft trotz der Wut, mit der sie einsetzte, geschwunden, und allmählich gehen auch hier die Unsrigen ihrerseits zur Offensive über und schieben langsam die dezimierten russischen Bataillone vor sich her nach Norden.

Die Erbitterung, mit der vom Duklapaß bis nach Stanislau gekämpft wird, übersteigt alles bisher Dagewesene. Die Russen haben hier ihre besten Korps, die sibirischen, die Kiewer und Odessaer eingesetzt, die sich mit einer bewunderungswürdigen Todesverachtung schlagen. Ein Offizier, der an den Kämpfen dort oben teilgenommen hat, erzählte mir, es sei für jeden Soldaten ein gewaltiges Schauspiel gewesen, zu sehen, wie die russischen Angriffslinien immer wieder von neuem gegen die Hölle unsrer Schützengräben anmarschiert kamen. „Kompagnieweise haben wir sie niedergemäht," berichtete der Hauptmann, „zwei, drei Reihen lagen hintereinander, braune, unbewegliche Linien im weißen Schnee. Aber da wühlte

sich schon eine vierte heran, eine fünfte, und ich kann Ihnen sagen, die Ausdauer unsrer Leute wurde mehr als einmal auf eine harte Probe gestellt.“ Aber sie haben



Zum siegreichen Vordringen unsrer Verbündeten in den Karpathen: Dörfchen am Rande der östlichen Gebirgsabhänge

eben diese Probe bestanden, und die Russen haben die Höhen des Duklapasses umsonst mit dem Blute ihrer Soldaten getränkt.

Anderseits wissen aber unsre Leute auch, um was es in dieser Schlacht geht. Es werden dieses Mal die höchsten Anforderungen an sie gestellt, die an eine Truppe überhaupt gestellt werden können. Bis jetzt hat man immer die Winterfeldzüge vermieden; sogar noch im Russisch-Japanischen Kriege gruben sich beide Parteien, als der große Frost kam, in ihre Winterquartiere ein und warteten, bis die warme Jahreszeit kam, in der die Wiederaufnahme der Operationen möglich war.

Wir hatten keine Zeit zu warten. Noch schließt sich der eiserne Ring der russischen Belagerungsarmee um Przemysl, noch seufzt Lemberg unter moskowitischer Despotie.

Wir konnten also unsern Truppen keine Erholung, keine Winterquartiere gönnen, wir mußten sie im Urwalde der Karpathen durch Frost und Schnee vorwärts schicken, mußten ihnen sagen: Wir wissen, daß wir Übermenschliches von euch verlangen, aber wir wissen auch, daß ihr es leisten werdet. Und sie haben es geleistet. Dieser Wintergebirgskrieg, der zum Teil auf Bergen von 1600, 1700, 1800 Meter Höhe durchgekämpft wurde, ist eine der schönsten Leistungen, die je eine Armee vollbracht hat.

Ihr, die ihr daheim im gutgeheizten Zimmer sitzt, die ihr euer bequemes Bett, euer warmes Essen habt — wie wollt ihr es je diesen Braven danken, die durch Not, Entbehrung und Winterfrost hindurch ihre Pflicht für die Monarchie erfüllen? Dort oben, wo in einsamen Gebirgstälern armselige Bauernhütten stehen, wo das Leben mühselig über Saumpfade sich vorwärts quält, dort haben österreichische, ungarische und deutsche Truppen der Welt gezeigt, was Männer zu leisten vermögen, in denen ehrliche und große Begeisterung flammt.

Fünf, sechs Tage lang hintereinander oben auf den Bergeshöhen in der Stellung liegen, keine andre Unterkunft haben als Schneehütten, keinen andern Genuß als Tee aus Schneewasser, dann mit halb erstarrten Füßen und Händen die Höhen hinunter gegen die vom Feinde besetzten wieder hinaufsteigen, mühselig Schritt vor Schritt ein Mann in die Fußtapfen tretend, die der andre im Schnee gemacht hat, und dann doch mit unwiderstehlichem Anprall sich auf den Gegner werfen — wahrlich, das können nur Truppen, die ihr Leben für nichts, die Sache aber, um die sie kämpfen, als das Höchste einschätzen.

Und das ist der große Unterschied zwischen unserm Soldaten und dem russischen. Auch die Russen zeigen Tapferkeit und Todesverachtung, aber nur deshalb, weil sie gehorsame Soldaten sind, vielleicht auch deshalb, weil, wie mir mehr als einer von ihnen erzählte, ihre eignen Maschinengewehre sie an ihre Gehorsamspflicht erinnern; wie dem auch sei, die Begeisterung und die Überzeugung, mit der sich Österreicher, Ungarn und Deutsche schlagen, die haben sie nicht. Sie kämpfen, weil sie kämpfen müssen, aber sie sind glücklich, wenn sie es nicht mehr brauchen und hinter unsrer Front als Gefangene zurückmarschieren.

Nur ein ganz kleines Beispiel, das mir niemand Geringerer als Feldmarschalleutnant von Szurmay, der Kommandant unsrer am Uzsoker Paß kämpfenden Truppen, erzählt hat. Der General fragte einmal einen russischen Gefangenen: „Wenn ich Ihnen zwanzigtausend Rubel gäbe, würden Sie zu Ihrer Kompagnie zurückkehren?“

„Nein, Exzellenz, der Frieden ist mir lieber als das Geld!“ lautete die Antwort des armen Teufels.

Verwundete Russen werden in ein deutsches Lazarett gebracht

Ungarische Patrouille in den Karpathen

Nach einer Originalzeichnung von L. Ehrenberger

Auslandsreisen während der Kriegszeit

Von

Felix Baumann

Wenn Matthias Claudius, dessen hundertjährigen Todestags kürzlich gedacht wurde, noch leben würde, so könnte er sich überzeugen, daß sein zum geflügelten Worte gewordener Ausspruch:

> Wenn jemand eine Reise tut,
> So kann er was verzählen,

besonders während eines großen Völkerkrieges zur Geltung kommt. Ja, man kann schon etwas „verzählen", ehe man seine Reise angetreten hat. Von den Schwierigkeiten, die mit der Erlangung eines Passes für eine Reise ins neutrale Ausland verknüpft sind. In der Friedenszeit ist nur für wenige Länder ein Paß erforderlich. Anders im Kriege. Da kann kein Reichsdeutscher die Grenzen des Vaterlandes verlassen, ohne im Besitze eines vorschriftsmäßigen Reisepasses zu sein.

Wer das 45. Lebensjahr überschritten hat, der kommt mit sechs Paßinstanzen davon, wer sich jedoch noch im militärischen Alter befindet, der hat noch eine siebente Paßklippe, das Bezirkskommando, zu umschiffen. Erhält man nach der Vollendung des 45. Lebensjahres einen Paß auf die Dauer eines Jahres ausgehändigt, so richtet sich die Dauer eines Passes für noch im Militärverbande stehende Personen ganz nach Begutachtung der Militärbehörde.

Der erste Gang führt nach dem Polizeirevier. Von dort geht es nach dem Paßbureau. Hierauf folgen die Gänge nach dem Einwohnermeldeamt, nach der Kriminalpolizei, nochmals nach dem Paßbureau und schließlich nach dem Generalkonsulat des Landes, in das man sich begeben will. Überhaupt ist es ratsam, von vornherein das betreffende Konsulat aufzusuchen, um sich über die diesbezüglichen Bestimmungen eines jeden Landes genau zu unterrichten. Das erleichtert die Sache wesentlich.

Seit Beginn des Jahres bestehen bekanntlich neue Paßvorschriften. Angenehm empfunden wird, daß die notarielle Beglaubigung der Photographien der Paßinhaber, für die eine Gebühr von 15 Mark zu entrichten war, in Fortfall gekommen ist. Die Photographie sowie die eigenhändige Unterschrift des Paßinhabers werden jetzt durch nur zweimaligen Polizeivermerk beglaubigt („Es wird hiermit amtlich bescheinigt, daß die vorstehende Photographie tatsächlich den Paßinhaber darstellt, und daß dieser den Paß eigenhändig unterschrieben hat." Darunter folgt der betreffende Ort, Polizeistempel und die Unterschrift des Polizeipräsidenten beziehungsweise seines Vertreters). Erwähnt sei hier noch, daß eine der neuesten unaufgezogenen Photographien beizubringen ist. Für die Ausstellung eines Passes werden bekanntlich drei Mark erhoben; außerdem ist noch die Visumsgebühr des in Frage kommenden Konsulats zu berücksichtigen.

Pässe mit Photographien sind für Schweden, Dänemark, Holland, die Schweiz und Italien vorgeschrieben. Auch für eine Reise nach Griechenland (über Brindisi) ist ein mit Bild versehener Paß anzuraten. Für den Besuch eines der von unsern Truppen okkupierten Länder ist außer Paß eine Genehmigung des Generalkommandos erforderlich.

An den Grenzen selbst wird deutscherseits die schärfste Kontrolle ausgeübt. Als ich vor kurzem nach Stockholm reiste, wurden wir nicht nur körperlich auf das genaueste untersucht, sondern auch alle Briefschaften durchgesehen und der Koffer bis in die geheimsten Winkel durchforscht. Da Ferngläser, photographische Apparate und Taschenlampen unter das Ausfuhrverbot fallen, so lasse man diese verbotenen Dinge zu Hause. Man darf sie nicht mit über die Grenze nehmen. Vor allem hüte man sich,

irgend etwas zu verheimlichen, weil man dadurch in des Teufels Küche kommen kann. Die Sicherheit unsres Landes erfordert die strengsten Maßnahmen. Erst nachdem die Untersuchung nichts Verdächtiges ergeben hat, erfolgt die endgültige Abstempelung des Passes an der Grenze von seiten der Militärkontrolle.

Die Reise nach den skandinavischen Ländern bietet nach der Paßkontrolle weiter keine Schwierigkeiten. Der Verkehr ist allerdings bedeutend eingeschränkt worden. Auch setzen die Berliner Züge in Saßnitz und Warnemünde nicht mehr mit auf den Fähren nach Trelleburg und Gjedser über, sondern die Passagiere erwarten neue Züge auf schwedischem oder dänischem Boden, wo keine abermalige Kontrolle stattfindet.

Umständlicher gestaltet sich eine Reise über Basel nach der Schweiz oder Italien, weil die Züge nur bis Weil-Leopoldshöhe gehen und man von dort mit einer Droschke oder einem Auto nach der Grenze fahren muß, wo Paß und Gepäck durchgesehen werden. Auch die Wagen dürfen nur bis an die Grenze fahren. Dort muß ein anderer Wagen genommen werden, um nach dem Basler Hauptbahnhof gelangen zu können. Die schweizerische Paß- und Zollrevision ist in unmittelbarer Nähe der deutschen Grenzkontrolle gelegen. Man beachte, daß eine direkte Gepäckbeförderung über Basel sowie eine Aufgabe des Gepäcks nach Italien unter Zollverschluß nicht erfolgen kann, weil das Gepäck durch die Unterbrechung der Reise in Weil-Leopoldshöhe und Wagenfahrt nach der Grenze der Obhut der Eisenbahn entzogen wird. Die Züge auf dem Basler Hauptbahnhof warten auf den Reisenden aus Deutschland, aber die Zeit ist sehr knapp bemessen. Mit den Kutschern oder Autofahrern von Weil nach der Grenze und von dort nach dem Basler Bahnhof muß man vorher seine Vereinbarungen treffen. Eine feste Taxe besteht nicht.

Bequemer ist die Reise nach der Schweiz und Italien über Erzingen—Schaffhausen, weil auf dieser Strecke direkte Karten ausgegeben werden und die deutsche Zoll- und Gepäckrevision wie in Friedenszeiten in Erzingen, die schweizerische in Schaffhausen vorgenommen wird. Man behalte jedoch sein Gepäck im Auge, denn Koffer, die nicht mit dem von dem Reisenden benutzten Zug in Erzingen eintreffen, bleiben dort liegen, bis sich der rechtmäßige Besitzer der Sachen meldet. Beim Verlassen der Schweiz muß der Paß wieder mit dem Visum eines der deutschen Konsulate in der Schweiz versehen sein.

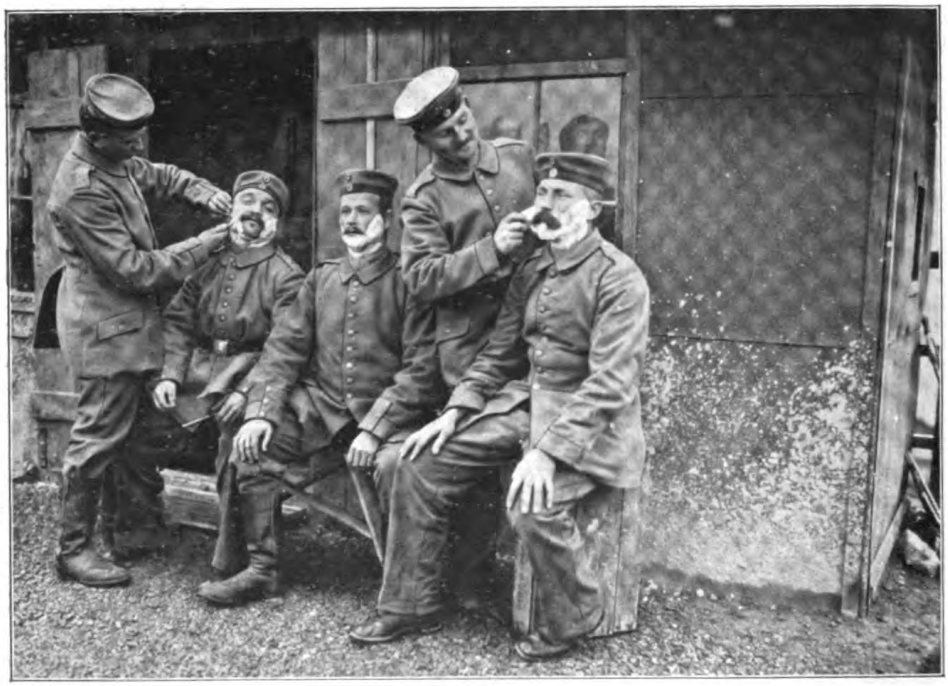
An der italienischen Grenze findet abermals Paß- und Gepäckkontrolle statt. Außerdem wird auf den italienischen Grenzstationen infolge der am 1. November vorigen Jahres eingeführten Preiserhöhung der Fahrkarten ein Zuschlag erhoben.

Für eine Reise nach Österreich-Ungarn ist gleichfalls ein Paß erforderlich. Ungarn hat sogar kürzlich den Paßzwang eingeführt. Ebenso hat Rumänien vor kurzem strenge Paßvorschriften eingeführt.

Wer sich nach der Türkei begeben will, muß im Besitze eines von den Konsulaten der zu durchfahrenden Länder visierten Reisepasses sein. Infolge der Einstellung des Zugverkehrs durch Serbien sowie der Schließung der Dardanellen und des Eingangs der Dampferlinie Konstantinopel—Constanza kann man heute nur über Budapest, Predeal, Bukarest, Giurgewo, Rustschuk, Tirnowo, Stara Zagora und Adrianopel nach Konstantinopel gelangen. Auf der bulgarischen Station Rustschuk wie auf der rumänischen Station Giurgewo (Hafen) gehen die Züge bis zum Anlegeplatz der Dampfer. In Predeal und Giurgewo findet eine scharfe rumänische Paß- und Gepäckrevision statt. Die Überfahrt von Giurgewo (auf rumänischem Dampfer) über die Donau nach Rustschuk dauert ungefähr zehn Minuten.

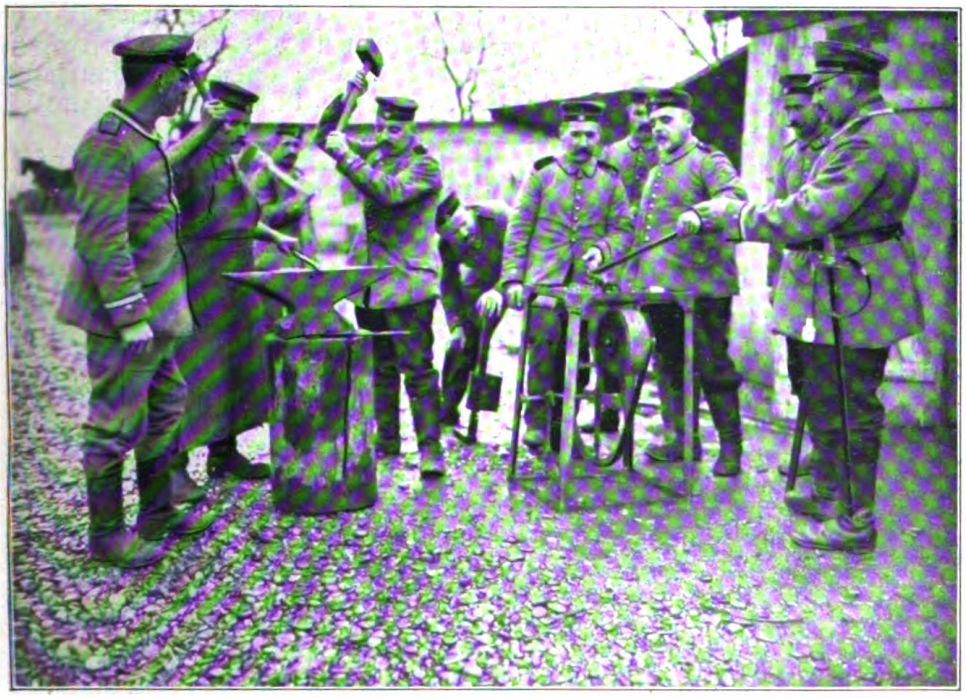
Handwerker in Feldgrau

Der Zahnarzt im Schützengraben



Der Verschönerungsrat

Der Feldtiſchler



Feldſchmiede

Entwischt

Ein Kriegserlebnis

von

Ernst Rudolf

Ein Hundewetter war's! Fürchterlicher Sturm trieb uns Schnee mit Regen vermischt gerade entgegen, grundlos waren die Straßen, und so pechschwarze Finsternis umgab uns, daß selbst die mächtigen Zeiß-Scheinwerfer meines Autos nur wenig nutzten. Vorsichtig, im langsamsten Tempo tasteten wir uns vorwärts. Endlich tauchen Häuser auf, Ruinen, Opfer kürzlich stattgefundener Kämpfe. Ein riesiger Grenadier springt aus einer Toreinfahrt hervor und gebietet uns Halt.

„Sind wir hier richtig nach B.?"

„Zu Befehl! Nach ungefähr zweihundert Metern müssen Sie scharf rechts abbiegen, dann kommen Sie durch den Wald auf die große Straße; dort aber fahren Sie ohne Licht, weil die feindliche Artillerie Sie sonst unter Feuer nimmt."

„Danke! Also rechts ab!"

„Jawohl!"

Mit einem Ruck macht sich mein Benz aus dem Schlamm, der die Räder umklammert, frei, und nach wenigen Augenblicken finden wir auch die Straßenabzweigung nach rechts, der wir folgen. Die Karte sagt mir, daß wir richtig sind und daß nach ungefähr sechs Kilometern unser Ziel erreicht sein muß. In dem großen Walde, der uns bald darauf aufnimmt, ist's womöglich noch schwärzer und dunkler und der schmale Weg noch grundloser. Mein Fahrer flucht halblaut über „solch verdammte Fahrerei", aber ich tröste ihn damit, daß wir bald ins Quartier kommen und uns dort einen steifen Grog brauen würden. Der arme Kerl war trotz seines Lederanzugs naß bis auf die Haut, so daß man ihm seine schlechte Laune nicht verübeln konnte.

Etwas lichter wird's vor uns, der Wald ist zu Ende. Eingedenk der Warnung des Gardemanns lasse ich halten und lösche die Scheinwerfer; dann geht's im Schritt weiter in der ägyptischen Finsternis. Dazu war's unheimlich still, selbst der sonst übliche nächtliche Kanonendonner schwieg heute. Da sehe ich nur undeutlich einen Wegweiser. Sollen wir schon auf der großen Straße sein, die uns nach B. führt? Ich springe aus dem Wagen, und mit Hilfe der Taschenlaterne suche ich die Inschriften an der Eisentafel zu entziffern — da werde ich plötzlich von hinten gepackt, und der Schein meiner Laterne streift zwei lachende Gesichter, über denen das rote Franzosenkäppi leuchtet. Und auch der Chauffeur war von drei Franzmännern blitzschnell überwältigt worden.

In französischer Gefangenschaft, eine nette Bescherung. Doch viel Zeit zum Nachdenken hatte ich nicht, denn einer der Franzosen, übrigens zweifellos ein Mann der gebildeten Kreise, fragte mich, ob ich vorzöge, mit dem Auto zu fahren, oder aber den Wagen zurückzulassen und zu Fuß zu gehen. Ich entschied mich selbstverständlich fürs Fahren und gab dem Chauffeur Weisung, den Angaben des Franzosen, der sich neben ihn setzte, Folge zu leisten. Ich selbst nahm mit dem Führer der Patrouille — eine solche war es — im Innern des Wagens Platz. Nur eine kurze Fahrt, und wir hielten in einem völlig zerstörten Dorfe, von wo wir weitergewiesen wurden nach einem „Schlosse", das heißt einem recht netten Gutshause. Unser Wagen fand Platz im Hofe, wo sich wohl schon zwanzig Autos befanden; wir selbst wurden nach kurzem Verhör in

ein Zimmer im ersten Stock geführt, erhielten ein tadelloses Essen und Wein und wurden dann eingeschlossen.

Unsere anfängliche Bestürzung legte sich etwas, als wir unsre „Zelle" genauer in Augenschein nahmen. Es war ein gut ausgestatteter, ziemlich großer Raum, scheinbar ein Gastzimmer. Im Kamin brannte kein Feuer, dagegen strahlte die Zentralheizung eine behagliche Wärme aus, so daß wir unsre nassen Sachen trocknen konnten. Beim Auskleiden entdeckte ich meine Zigarrentasche im Mantel und — heureka — die Generalstabskarte, die durch einen Zufall bei der Durchsuchung übersehen worden.

„Wo sind wir?" — An der Hand der Karte ist's nicht schwer, unsern Weg zu finden: da ist das Dorf, wo wir den Soldaten um Auskunft fragten, da die Wegteilung, dort der Wald. Und hier, wo der richtige Weg scharf nach rechts sich wendet, sind wir in der Dunkelheit geradeaus gefahren, bis zu der Kreuzung mit der kleinen Straße, wo uns die Franzosen erwischten. Also muß das Dorf, durch das wir eben kamen, L. sein, und wir sind jetzt zweifellos in St. V. Die deutschen Schützengräben können nicht mehr als zehn bis zwölf Kilometer von uns entfernt sein.

Wir halten Kriegsrat, finden aber keinen Ausweg. Zwar aus dem Zimmer zu kommen, vielleicht sogar ein Stück weit weg, das wäre nicht ausgeschlossen. Aber was gewinnen wir damit? Höchstens ein paar blaue Bohnen, die man uns nachschickt. Traurig blicken wir hinab in den Hof, wo bei den Autos zwei Posten auf und ab schritten. Kaum fünf Meter sind's da hinab, und das starke Staket, das einem prachtvollen Formobstbaum als Stütze dient, wäre eine herrliche Leiter, um hinabzusteigen. Aber, wie gesagt, Flucht ist unmöglich, schon unsres Wagens wegen.

Schlafen können wir nicht vor Aufregung, wir dämmern so hin. Da hören wir, so gegen vier Uhr morgens, lebhafte Unterhaltung unten im Hofe, hören, wie an den Wagen gearbeitet wird. Leise öffne ich das Fenster und lausche. Wie dankte ich in diesem Augenblick meinem gestrengen Lehrer, der in der Schule mir die Anfänge der französischen Sprache eingetrichtert, wie dankte ich dem Schicksal, das mich als Student ein volles Jahr in Frankreich leben ließ, so daß ich nun die französische Sprache fast ebenso beherrsche wie meine Muttersprache! Denn nur so war es mir möglich, zu verstehen, daß gegen fünf Uhr ein paar Wagen mit Offizieren nach G. fahren sollten.

Wie ein Blitz durchfuhr es mein Gehirn: sollte man da nicht auskneifen können? Schnell die Karte her, die Taschenlampe. Nach einigem Suchen finde ich G. Um dorthin zu gelangen, muß man den gleichen Weg einschlagen, den wir gestern kamen, bis fast zu der Stelle, wo man uns gefangen.

Noch ein paar Minuten überlege ich. Es ist ein sehr gewagtes Spiel, wenn ich es versuche. Aber Gott verläßt die Deutschen nicht!

„F., wollen wir auskneifen?"

„Ja, wenn's ginge, schon, aber 's geht nich; und der Wagen is sowieso hin."

„Nein, wir fahren mit unserm Wagen."

Der biedere Chauffeur sagt gar nichts mehr, hält mich aber scheinbar nicht für ganz normal.

„F., passen Sie mal auf. Unten steht unser Benz. Wenn um fünf Uhr mehrere Wagen wegfahren, fällt es gar nicht auf, wenn unsrer dabei ist. Wer weiß es denn, daß das ein gefangener Wagen ist; die beiden Posten, die gestern abend hier standen, sind nun längst abgelöst. Die Wagen sollen nach G., müssen also nahe an den Weg heran, den wir gestern nacht verfehlt haben. Wenn wir als letzte fahren, können wir uns vielleicht drücken."

„Na, mir soll's recht sein, ich mache mit; mehr wie totgeschossen wer'n kann mer nich."

Wir verfolgen nun aufmerksam die Vorgänge unten im Hofe. Vier Wagen sind fertig zur Abfahrt; sie stehen nicht beisammen, sondern verteilt, ein Umstand, der für uns günstig ist. Halb fünf Uhr ist vorbei, wir müssen handeln. Leise schwingen wir uns zum Fenster hinaus auf das Staket, das ungefähr einen halben Meter von der Mauer entfernt ist, und steigen hinab. Unbemerkt langen wir unten an und warten hinter dem breitästigen Obstbaum. Noch zehn Minuten vergehen, da nahen Offiziere und begeben sich zu den bereitstehenden Wagen, deren Scheinwerfer blendendes Licht verbreiten.

Jetzt ist unsre Zeit gekommen. Klopfenden Herzens gehen wir frank und frei

hinter den Wagen herum, wo es dunkel ist. Niemand kümmert sich um uns, da alles beschäftigt ist, den Offizieren zu helfen. Mein Fahrer setzt sich an das Steuerrad, ich werfe den Motor an, der gehorsam anspringt, und setze mich dann neben meinen Fahrer. Die Scheinwerfer haben wir nicht angezündet, um nicht erkannt zu werden. Wir warten.

Stunden dünken uns die paar Minuten, bis endlich die Autos sich in Bewegung setzten. Zwei, drei Wagen verlassen das breite Hoftor, da schalten wir die elektrischen Laternen ein und fahren los. Dicht hinter dem vierten französischen Wagen biegen wir durch das Tor hinaus auf die Straße — der erste Teil unsrer Flucht ist geglückt!

In flottem Tempo ziehen vorn die Franzosen los. Aufmerksam vergleiche ich die Karte. Bald müssen die Franzosen rechts ab, wir aber zunächst geradeaus und später halblinks. Und richtig, schon sehen wir die Lichter des ersten Wagens nach rechts zu den Weg verlassen, die drei andern folgen, während wir entschlossen geradeaus steuern. Ein kurzes Stück weiter stehen französische Soldaten. Sie hatten wohl schon von ferne die Lichter der Wagen gesehen und hielten uns natürlich für Franzosen. Wir sausen glatt vorbei.

Es dämmerte, man konnte schon den Weg leidlich erkennen, und so schalten wir unsre Lichter aus, um nicht unnötig Aufmerksamkeit zu erregen. Noch einmal ein kleiner Trupp Rothosen: wir tun gar nicht, als ob wir sie sehen. Nur weiter, weiter!

So jagen wir mit sechzig Kilometer durch die Dämmerung. Sind wir noch nicht bald an den deutschen Linien? Wie lang wird die Zeit in solcher Lage!

„Halblinks!“ rufe ich, als ich einen breiteren Weg den unsern kreuzen sehe. Wir biegen herum — und im gleichen Augenblick springen dunkle Gestalten aus den Straßengräben, die Gewehre schußbereit.

Vorbei, denke ich, die Flucht ist mißglückt, während mein Fahrer mit wildem Fluche den Wagen zum Stehen bringt.

„Hände hoch!“ ruft's uns entgegen, und „Deutsche!“ antworte ich, so laut ich kann. Da springen sie herbei, die grauen Burschen, mächtige Gardemänner.

Wie staunen sie, als sie in uns Landsleute erkennen! Unsre Papiere sind in bester Ordnung; aber trotzdem besteigen zwei von ihnen den Wagen, um uns rückwärts zu ihren Vorgesetzten zu bringen.

Wie hat man da gelacht ob unsrer wohlgelungenen Flucht! Aber los ließ man uns erst, als auf telephonische Anfrage im nächsten Etappenort meine Angaben bestätigt wurden.

Seitdem aber fahre ich nicht mehr bei Dunkelheit so nahe hinter der Front herum, denn ein zweites Mal habe ich vielleicht nicht wieder solch riesiges Glück.

Aphorismen.

Von Otto Weiß

Staunend muß man oft sagen: „So viel Eifersucht — und so wenig Liebe!“

*

Mühselig fristen gar viele Tag für Tag ihr luxuriöses Leben!

*

Vorsicht! Man verliert so leicht die Achtung der Leute, wenn man sich ihnen zu diensteifrig zeigt.

*

Nie werden es gewisse Schriftsteller begreifen: je weiter sich die Literatursprache von der Volkssprache entfernt, desto schlechter wird sie.

*

Not flüchtet oft zum Mystizismus: materielle wie auch geistige.

*

Was vielen an den gesellschaftlichen Vergnügungen mißfällt: die Einförmigkeit ihrer Abwechslung.

Einziehung der Leibeigenen zum Militär

Russische Leibeigenschaft

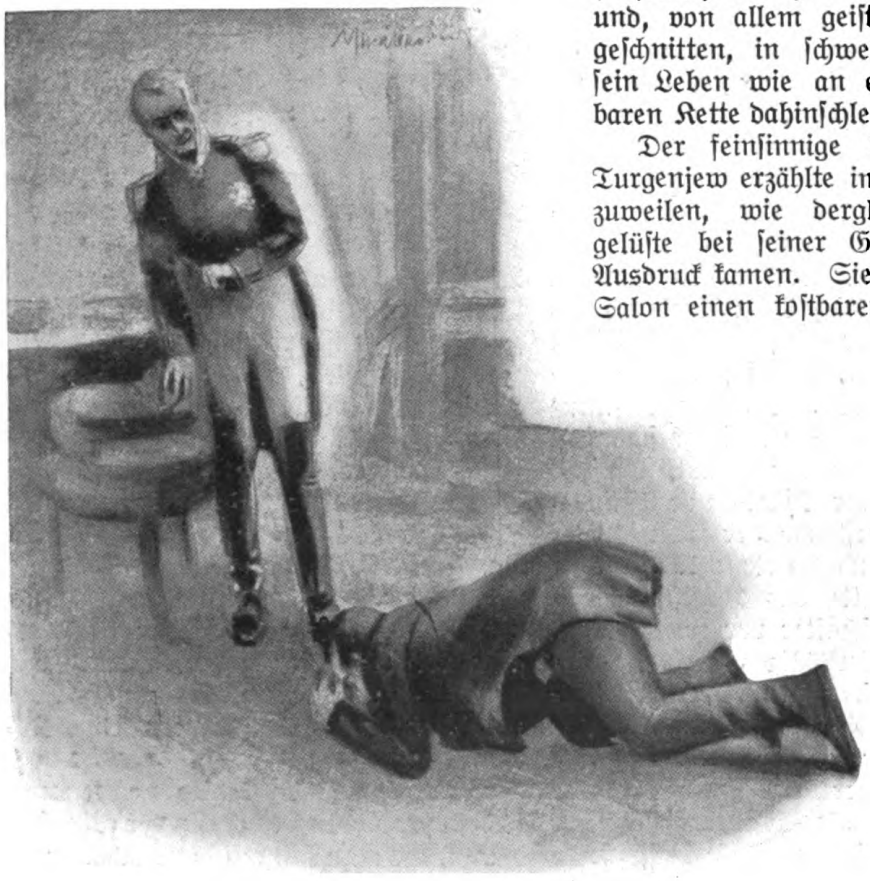
Von Eugen Zabel

Das bekannte, von Napoleon stammende Sprichwort: „Kratzt den Russen, und ihr werdet den Tataren finden!“ hat gleich beim Ausbruch des Völkerkrieges, der ganz Europa in seinen Tiefen erschüttert, eine schauerliche Bestätigung gefunden. In der Residenz des Zaren und an einem ihrer schönsten Plätze im Herzen der Stadt, wo sich der Prachtbau der Isaakskirche befindet und die Reiterstandbilder von Peter dem Großen und Nikolaus I. uns entgegenblicken, hatte das Deutsche Reich für seinen Botschafter vor zwei Jahren ein herrliches vierstöckiges Schloß errichtet. Einer unsrer berühmtesten Architekten, Peter Behrens, hat ihm die edle Rhythmik seiner Formen verliehen, und von dem Berliner Bildhauer Eberhard Encke rühren als kostbarer äußerer Schmuck des Giebels zwei Rassepferde mit markigen Figuren her, die den deutschen Schild tragen. Dieser Palast, der die Aufgabe hatte, die Petersburger an die Macht und Würde unseres Vaterlands und die alten freundnachbarlichen Beziehungen zwischen den beiden Reichen zu erinnern, ist von dem aufgehetzten Pöbel überfallen, mit seinen kostbaren Kunstwerken völlig ausgeraubt und in Brand gesteckt worden, wobei der allgemein beliebte Dolmetsch der Deutschen Botschaft und der treue Pförtner einen gräßlichen Tod erlitten. Diese Schandtat, die nur im Kriege mit asiatischen Horden ihresgleichen findet, wurde von der Polizei ruhig geduldet, und erst als alles vorüber war, ließ man durch das Anrücken von Sicherheitsmannschaften und Feuerwehr eine widerwärtige Komödie aufführen.

Mit einem jähen Schlag wurden wir in dem prunkvollen Kaisersitz der russischen Zaren, wo man sich auf die Nachahmung verfeinerter Pariser Sitten so viel zugute tut, in die Zeiten des dunkelsten Mittel-

alters zurückversetzt. Glichen diese Horden, welche jeder europäischen Kultur Hohn sprachen, nicht in allen Stücken den schlitzäugigen Asiaten, die dort vor sieben Jahrhunderten mit den Hufen ihrer Rosse alles zerstampften, die Bevölkerung, die sich zur Wehr setzte, erbarmungslos niedermetzelten, die Besitzenden zu schwerem Tribut zwangen und die Besitzlosen als Sklaven zu niederen Fronarbeiten fortschleppten? Kein Zweifel, daß die russische Nation, von der wir annahmen, daß Ordnung und Kultur sich allmählich herausbilden würden, durch den von ihr heraufbeschworenen Krieg wieder in den Zustand ärgster Barbarei zurückgeworfen ist.

An deutlichen Anzeichen, daß wir mit solchen Ausbrüchen tierischer Verwilderung rechnen müssen, hat es wahrlich nicht gefehlt. Hat einer der wüstesten russischen Heerführer, Skobelew, der während des letzten türkischen Krieges seine Truppen ohne Sinn und Überlegung massenhaft hinschlachtete und später in der Gesellschaft von Dirnen sein Leben schmachvoll endigte, nicht beständig mit dem Säbel gegen uns gerasselt? Hat er seine Kosaken nicht stets ermuntert, beim Einbrechen ins deutsche Land sich an Brand und Mord nach Herzenslust zu berauschen, weder Weiber noch Kinder zu schonen und unsere Provinzen an den Ostgrenzen bis auf das letzte Dorf völlig zu verwüsten? Um dergleichen bestialische Instinkte zu verstehen, denen die Farbe der westlichen Kultur nur als dünne Schminke aufgetragen ist, müssen wir uns erinnern, daß der weitaus größte Teil der Bevölkerung im Zarenreiche sich bis vor zwei Generationen noch im Zustand der Leibeigenschaft befand, keinerlei persönliches Recht und Eigentum besaß und, von allem geistigen Leben abgeschnitten, in schwerem Frondienst sein Leben wie an einer unzerreißbaren Kette dahinschleppte.



Ein kleiner Beamter und sein Vorgesetzter

Der feinsinnige Novellist Iwan Turgenjew erzählte im Freundeskreise zuweilen, wie dergleichen Herrengelüste bei seiner Großmutter zum Ausdruck kamen. Sie hatte für ihren Salon einen kostbaren orientalischen Teppich erstanden, auf den der Diener beim Einheizen ein Stück glühende Kohle fallen ließ. Darüber wurde die alte Dame so wütend, daß sie aus dem Kamin ein brennendes Holzscheit ergriff und es dem vor Angst zitternden Bur-

Typus eines russischen Gutsbesitzers: Der Prasser

schen an den Kopf schleuderte, so daß er regungslos auf der Erde liegen blieb. Das liebe „Mütterchen" war damit aber nicht zufrieden, sondern schleppte den Unglücklichen auf einen Polstersessel, legte auf seinen Kopf ein Kissen und bearbeitete ihn so lange mit ihrem Schwergewicht, bis er keinen Ton mehr von sich gab. „Sie saß ihn zu Tode!" schloß der Dichter mit ingrimmigem Lächeln seine Erzählung aus der „guten alten Zeit". Aber zugleich beschloß er die

Typus eines russischen Gutsbesitzers: Der Geizhals

Auf der Jagd für den Herrn

fluchwürdige Leibeigenschaft als einen Feind zu behandeln, den er mit allen Mitteln bekämpfen müsse, ohne sich mit ihm je auszusöhnen: „Das war für mich der Schwur Hannibals!“

Wie treu er ihn gehalten hat, beweisen seine „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers“, ohne Zweifel eines der wirksamsten Bücher der Weltliteratur, in dem er uns eine ganze Galerie dieser willenlosen, in Armut und Unwissenheit verkommenen Wesen vorführt.

Ein begabter Künstler, Sokolow, hat dazu Illustrationen geliefert, die bei uns bisher unbekannt geblieben sind, aber einen deutlichen Einblick in die nichtige, armselige Welt der Leibeigenschaft gewähren.

Da sehen wir einen halb verhungerten Greis, der vor seinem Herrn jammernd in die Knie sinkt, weil der brutale Gutsverwalter ihm die letzte Kuh aus dem Stall geschleppt, seine Frau geprügelt und seine Söhne, ohne daß die Reihe an ihnen war, als Rekruten abgeliefert hat. Wie Hunde müssen diese Menschen bei der Entenjagd bis an den Hals im Wasser einherwaten und die schwimmenden Leiber der getöteten Vögel greifen.

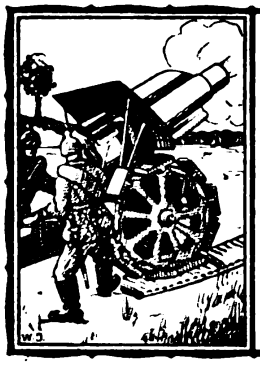
Schauerlich berührt uns der Auftritt in der Hütte des „Werwolfs“, wie man den finstern Waldvogt nannte, der eben einen jammervoll abgezehrten Wilddieb

Das „Heim“ eines Waldaufsehers

gefangen hat. Zum tiefsten Mitleid rührend ist die Skizze „Der Tod", worin wir die Bemerkung lesen: „Merkwürdig stirbt der russische Bauer... als ob er eine Zeremonie zu vollziehen hätte — einfach und kalt." Auch das Bild eines Pferdemarkts mit dem feilschenden Fürsten gibt den Eindruck russischen Volkslebens wieder. Zu jener Zeit schätzte man das Vermögen des Gutsbesitzers nach der Zahl der Bauern, die er besaß, und sprach dabei von der Menge „Seelen", für die er eine bestimmte Summe an die Staatskasse abzuliefern hatte.

Die Nachtruhe des Leibeigenen

Niemand hat den verkommenen und lächerlichen Provinzadel vor Aufhebung der Leibeigenschaft unerbittlicher und schärfer geschildert als Gogol in seinem satirischen Roman „Tote Seelen". Man betrachte, wie auf einem originell entworfenen Bild auf der ausgefahrenen, versumpften Landstraße im Innern Rußlands die betrunkenen Kutscher ihre Gespanne zu einem wirren Knäuel ineinander gefahren haben. So recht bezeichnend für die in Rußland herrschende „Ordnung"! Wir lernen einen Menschen kennen, der eigentlich mehr an einen in Frack und Beinkleider gesteckten Bären erinnert, dann einen tollen Aufschneider, Verschwender, Spieler und Trinker, der in wenigen Tagen seine halbe Jahreseinnahme durchbringt, und einen alten Geizhals, gegen den Molières Harpagon nur ein harmloser Knauser ist. In der Seele des russischen Volkes, wo fünfzig von hundert Menschen weder lesen noch schreiben können, brodeln Leidenschaften, die niemals vernünftig gezügelt, sondern gerade jetzt von Hetzern und Kulturfeinden aller Art wüst aufgepeitscht worden sind. Uns bleibt keine andere Wahl, als den Schrecken, der gegen uns in unerhörter Weise heraufbeschworen wird, mit der schimmernden Wehr und Waffe überlegener Zivilisation siegreich niederzuschlagen.



In Nacht und Schnee an der Aisne

Von einem Berichterstatter in der französischen Front

In der Aisne sagt mir der Winter guten Tag.

Unser Auto kommt direkt von Amiens über Compiègne. In dichten Flocken schneit es, und wir gleiten wie ein Schlitten über die Schneedecke. Die hohen Pappeln am Wege sehen uns im Schneegestöber wie graue Wachtposten an. Dunkle Wälder tauchen auf und verschwinden in Blitzeseile hinter unserm Rücken. Zwei Franzosengräber im weißen, weichen Schnee!

Wir nähern uns Pierrefonds. Die wenigen zurückgebliebenen Bewohner stehen teilnahmlos und stumpf vor sich hinblickend in den Straßen und erwecken tiefes Mitleid. Wir kommen der Aisne näher. Das Schneegestöber hört auf, und durch die Fetzen des grauen Himmels bahnt sich die Sonne einen Weg. Sie will auch noch etwas vom Schlachtfeld sehen, bevor sie sich zur Ruhe begibt. Soldatengräber, Massengräber! Dann Wald, Hügel und endlich ein Blick ins Weite. Das Tal der Aisne liegt vor uns. Alles verschneit! Und durch dieses weiße Einerlei sucht eine graue Schlange ihren Weg. Es ist die Aisne. Jenseits von ihr hat der Winter Zuckerberge aufgeschüttet. Sie sind nicht süß, denn sie starren in Waffen aus deutschem Stahl. Seit dem 13. September hausen sie — die Feldgrauen — dort in ihren von der Natur ausgezeichnet geschützten Felsenfestungen. Die französische Artillerie muß schweigen, und die Franzosen warten geduldig ab, bis die Deutschen sich bequemen, aus ihren Adlerhorsten zu gehen. Eine Beschießung dieses Teiles erachtet General Joffre als eine Vergeudung von Munition, mit welcher heute Frankreich recht haushälterisch zu Werke gehen muß.

Es beginnt kälter zu werden, denn die Sonne hat uns im Westen gute Nacht gewünscht. Der hellrote Abendhimmel geht über unsern Köpfen in ein glasiges Gelb über. Südwestlich zittert der schon dunkle Horizont blutrot. Ein Dorf steht in Flammen, um welches heiß gekämpft wird. Die Dämmerung kommt rasch und leise, wie immer an solchen Wintertagen.

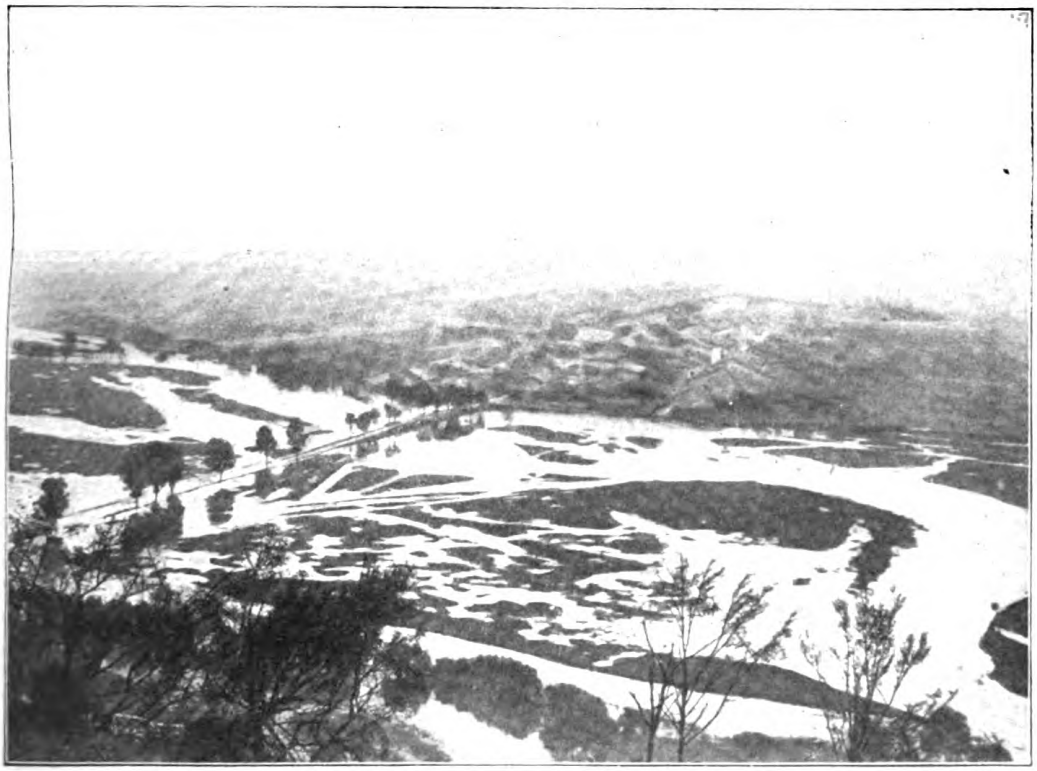
Unser Ziel ist erreicht. Wir sind in Attichy. Hinterm Ort liegen die Schützengräben der Franzosen, wo wir in einem die nächste Nacht verbringen werden. Unser Führeroffizier, ein äußerst liebenswürdiger Mensch, führt uns an und stellt uns dem Kommandanten des 161. französischen Infanterieregiments vor, welches zurzeit vor Attichy liegt.

*

Die Nacht fällt nieder, und am nächtlichen Himmel beginnt der volle, rotlachende Mond aufzusteigen. Ganz langsam! Er ist der stille Freund aller. Silbern flutet sein Licht übers Schlachtfeld, so hell, daß man weit ins Bereich des Feindes blicken kann. Niemand verläßt heute seinen Graben. Erst wenn der Mond sich anschickt, sich schlafen zu legen und der Nebel aufsteigt, dann heißt es die Ohren spitzen.

Alle Unterhaltung bricht ab. Man schläft oder man wacht! Der freudige Vollmond rollt wie ein ungeheurer Ball über die hohen Spitzen der Tannen hin, drüben auf den Höhen der Aisne. Dort schlafen und wachen die tapferen Feldgrauen. Und immer höher strebt unser nächtlicher Begleiter dem Zenitpunkt zu, so daß er schon in die Schützengräben hineinblicken kann. Sein fahles Licht spiegelt sich im Glanze der aufgepflanzten Bajonette. Tief in den Kasematten schnarcht mancher im Traum, andre wieder husten von Zeit zu Zeit, wieder andre erheben sich und zünden ihre Pfeife an.

Die Nachtkälte legt sich fröstelnd um unsre Glieder, und blau reflektiert der glitzernde Schnee im Mondschein. Ein leichter, schneidender Nordwind setzt ein und fährt geheimnisvoll raschelnd durch die dünnen Zweige eines nahen Buchenwaldes. Sonst ist alles still um uns wie in der Wüste. Der Mond springt von Bergspitze zu Bergspitze, und die Stunden schleichen im Schneckengang dahin. Wie lang nur die Nacht ist!



Das unter Wasser gesetzte Gelände der Aisne, aufgenommen von einem deutschen Fliegeroffizier aus einem Fesselballon

Der Mond verschwindet hinter einem Tannenwald, und der Schatten taucht alles um uns in Dunkelheit. Nicht auf zehn Schritte kann man seine Umgebung mehr unterscheiden. Gespensterartig ergreift der Nebel alles und hüllt es in ein weißes Tuch. Jetzt ist die Stunde des deutschen Angriffs gekommen! Aber nichts regt sich, und das Auge ist in der Schwärze der Nacht wie geblendet. Und in dieser gespensterhaften Ungewißheit soll der Soldat kämpfen, wenn er den Feind auch nicht sieht. Er muß kämpfen — und er ist so allein — gegen viele Dinge: Schlaf, Kälte, Ruhe, Nacht, Mattigkeit, Einbildung und Geheimnis! — Plötzlich, was ist das, wird die Ruhe noch unheimlicher? Was geht in der tiefen Schwärze vor sich, in der Schwärze, die mysteriös vor uns liegt? Ohren und Augen schärfen sich, und nichts vermögen sie zu erkennen. Ein kurzer Hauch streicht über unsre Köpfe, dann wieder Stille. Alles Sein konzentriert sich von neuem im Auge und im Ohr. Aber vergebens! Der Puls jagt wie eine anstürmende Truppe durch Nacht und Nebel. Plötzlich knackt es im nahen Wäldchen wie das Aufschlagen eines Nachtvogels. Dann wieder Stille, Stille, die die Nerven tötet. Den Wald hat aber die Nacht und der Nebel noch im Arm, den Wald, der in Waffen starrt.

Schnarchend recken sich die Franzosenleiber in den Kasematten drunten. Langsam trippelt die frierende Wache den langen Grabengang entlang. Sie ahnen nichts, die Guten! Aber draußen schleicht sich vorsichtig Schritt für Schritt durch den Nebel der Nacht ein deutsches Regiment gegen die französische Front heran.

Eine Wolke deutscher Flintenschüsse faucht über unsre Köpfe. Die Grabenwache antwortet und pufft ihre blauen Bohnen ins Dunkel der Finsternis. Im Hallo erwachen die Schläfer in ihren Kasematten und stürzen zu ihren Waffen. Welch Durcheinander! Soldaten tauchen ihre Bajonette in ein Gefäß vergifteter Fette,* dann setzen sie noch einmal die Kognak- oder Branntweinflasche an den Mund, um sich Mut anzutrinken, denn ohne Rausch ist auch der tapferste Franzose ein Waschlappen. Die Salven tönen herüber und hinüber, und der kleine Buchenwald vor uns, aus dem es wie aus der Hölle blitzt, gibt das Echo wider.

„C'est bien une attaque," sagt der schmächtige Kommandant zu uns. „Sie stürmen vor!"

„Sie sind kaum zwanzig Meter von uns entfernt," gibt sein Stellvertreter zurück.

„Vielleicht nur fünfzehn," antwortet sein Vorgesetzter, „hören Sie, wie ihre Kugeln um unsre Ohren fauchen!"

„Leur balles sont nombreuses!"

„Voilà, ihre Siebenundsiebziger treten in Tätigkeit," ruft der Kommandant freudig, fast siegesstrahlend aus, „und unsre Fünfundsiebziger antworten."

„Das wird ernst: La grande musique!"

„Tirez, tirez! Feu à volonté!" läuft kommandierend ein Hauptmann die Schützenlinie entlang.

Gefaßt laden sie, schießen sie, laden und schießen wieder. Und wenn ich an all die vielen Tausende von Franzosen denke, die hier einer neben dem andern im Schützengraben wohlverschanzt liegen, so bange ich sehr um die tapferen heranstürmenden Feldgrauen. Zwischen dem Geknatter der Gewehre höre ich ganz deutlich das deutsche Kommando „Vorwärts!" Aber es war nichts! War es eine Täuschung? Plötzlich hört die Schießerei von der deutschen Seite her auf. Und ich erwarte nun den Ansturm der Feldgrauen, nicht ohne Zittern, denn ungern will ich als Berichterstatter in deutsche Hände fallen, weil mir dann der Umweg durch die Schweiz nicht erspart bleiben würde.

„Feu à répétition!" befiehlt der Hauptmann, und die Unteroffiziere erteilen diese Order weiter. Doch der erwartete Ansturm kommt nicht; ein neuer Befehl: „Cessez le feu!"

Endlich! Ermüdet sinken die Mannschaften hin, die Kehle trocken, die Hände an den heißen Flintenläufen verbrannt; die Finger zittern und die Augen tränen. Ein jammerwerter Anblick! Wie Säue stürzen sie sich auf die mit zweifelhaftem Wasser gefüllten Behälter und leeren sie aus. Der Typhuskrankheit, die in den französischen Schützengräben so arg grassiert, wird dadurch noch Vorschub geleistet. In meinem deutschen Herzen frage ich bangend: Geschieht dies auch in den deutschen Schützengräben? Während des Kampfes verschoß der französische Soldat zweihundert Patronen. Vier-, fünftausend Soldaten nahmen an diesem Kampfe teil. Nun heißt es von neuem Flinten reinigen. Die Bajonette werden ebenfalls vom vergifteten Fett befreit. Eine kleine Kolonne ist beauftragt, aus einem zwanzig Meter von uns entfernten Loch den „Parc de réserve" zu heben. Dort liegt neue Munition, denn man weiß nicht bestimmt, ob die Deutschen einen neuen Ansturm noch vor Tagesgrauen aufnehmen werden. Meine Uhr zeigt halb drei Uhr morgens. In den Schützengräben wird emsig gearbeitet. Sie wollen den deutschen Ansturm, der sicher kommen wird, gut abschlagen. Aus der Stille der Finsternis der Nacht klingen traurig die Klagen der deutschen Verwundeten und Sterbenden zu uns: „Kamerad, Kamerad! Trinken, trinken!" Wie möchte ich ihnen helfen, den armen Draußenliegenden! Ein roher Franzose schreit ihnen als Trost zu: „Nous verrons cela, quand il fera jour! — Wir werden sehen, wenn es hell wird!"

Die Franzosen haben sich nicht getäuscht. Von neuem beginnen über unsern Köpfen deutsche Kugeln zu pfeifen, und das Geknatter kommt von Minute zu Minute immer näher. Diesmal schleichen sie sich nicht lautlos mehr heran, sondern mit dem kräftigen Gesang: „Deutschland, Deutschland über alles!" stürmen sie uns entgegen.

Oh, welche Minuten! Sie werden mir zur Ewigkeit! Plötzlich gibt es einen hellen Schein am nächtlichen Himmel, und die französische Feuerlinie ist in Sonnenhelle getaucht. Das tut für die Franzosen nicht gut, wenn ihre heim-

* In Friedens- wie in Kriegszeiten werden die Bajonette mit einem giftigen Fett, „graisse empoisonnée", wie es in französischen Militärkreisen genannt wird, beitrichen. D. Verf.

tückischen schwarzen Augen vom glanzvollen Strahl eines deutschen Scheinwerfers getroffen werden. Sie sind geblendet und sollen jetzt noch kämpfen?

„Feu par salves!" kommandiert der Hauptmann. Zwischen den Reihen erblicke ich Sanitätsgehilfen, die Binde der Genfer Konvention am Arm, auf die Deutschen schießen.

„Feu à volonté! Feu à répétition!" kreischen die Führer.

„Dem Feind müssen wir zuvorkommen! Der Wald da drüben muß gewonnen werden!" sagt ernst der Kommandant.

Das ist ein böser, bitterer Befehl. Den Wald da drüben wollen sie erstürmen.

Ist es Angst, ist es Entschlossenheit, daß sie auf diesen Sturm sich freuen?

Der Major eilt noch einmal durch die Reihen, erteilt kurze Befehle: „Nicht schießen! Bei jedem Halt sich auf den Boden werfen. Nach jedem Geschoßregen auf und vorwärts, gegen die Maschinengewehre zuerst! Mut, meine Kinder, und euren Mund halten bis zum Wald."

Die Krankenträger haben nun auch den letzten Verwundeten aus dem Graben gebracht. Und mit einem Male steht das Regiment dem Sensenmann gegenüber, der Wirklichkeit des Todes. Darüber denken sie nicht nach, dazu läßt die Phantasie keinen Raum mehr.

„Nicht mehr feuern! En avant à la baïonnette! Pour la France!" ruft der Major. Die Gesichter der Franzosen sind blaß, verzerrt. Wie Teufel rennen sie, durch Schnaps betrunken,* der feldgrauen Menschenmauer entgegen. Ihnen voran der schmächtige Oberst. Sie alle rennen das tolle Rennen des Sieges! Das gewohnte Summen der Kugeln über unsern Köpfen: die Feldgrauen schießen zu hoch. Hier und da krepieren einige Granaten, und dann setzt das rhythmische, aber schreckliche Ta-ta-ta-ta der Maschinengewehre ein.

Die Franzosen liegen platt auf dem Bauch und versuchen weiterkriechend an den Feind heranzukommen. Aber vergebens! Die Reihen lichten sich bedenklich, mancher strauchelt und mancher bleibt stumm liegen. Was für ein Hagel von deutschen Kugeln! Und welch schrecklicher, höllischer Granatentanz in der Nachtluft! Immer wieder fahren sie dahin und säen dort und da den unerbittlichen Tod. Kriechend und schießend winden sich die Franzosen über den blutigen Schnee, über bereits erkaltete Kameraden.

Verwundete schleppen sich zum Graben oder buddeln sich im Schnee ein; das alles unter einem Geschoßhagel. Groß ist der Tumult der Schlacht, schrecklich der Geruch des Pulvers und des Blutes. Das Donnern der Kanonen, das Platzen der Geschosse und das Keuchen der Kämpfenden wirkt auf die Sinne mehr, als es armselige Worte zu schildern vermögen. Siegen oder Sterben ist die Losung beider Parteien. Siegen oder sterben!

Der Wald, der Wald! Er starrt in Waffen. Dort liegen die unsichtbaren Deutschen. Nur die blitzenden Bajonette und das unaufhörlich sprühende Feuer verraten ihre Stellungen, sonst nichts.

Da plötzlich schweigt das Feuer. Deutsche Trompeten blasen zum Sturm. „Auf! Marsch! Marsch! Marsch!" bricht es mit Hurra und Hoch aus dem dunklen Wald hervor. Voran ein Hauptmann, dann zehn, hundert, tausend Feldgraue. — „Hurra!" — „Sprung! Auf! Marsch! Marsch!" — Nichts vermag den deutschen Ansturm zu brechen. Ein furchtbarer Nahkampf beginnt. Mann gegen Mann ermorden sich unter Flüchen, Wehklagen und Röcheln.

„Zurück! Zurück!" brüllt fliehend der Rest der Franzosen. Blutige Bajonette durchdringen ihre Leiber, Gewehrkolben prasseln wie Keulenschläge über ihre Köpfe. In Blitzeseile vollenden deutsche Bajonette ihr blutiges Werk. Blaß vor Aufregung und Wut, ohnmächtig im Zorn jagt ein Häuflein Rothosen auf Attichy zu.

Ein donnerndes „Hurra der Kaiser!" fliegt aus dem eroberten Graben wie rauschende Wogen zu uns hinüber.

*

Im Osten dämmert es licht! Durch die Frostluft des Wintermorgens zieht eine Schar krächzender Raben dem Schlachtfeld zu. Unser Auto rast auf weißer, fester Straße zwischen Waldungen dahin. Dann öffnet sich der Blick, und vor uns liegt Soissons im Schnee und Morgenschein.

* Jeder französische Krieger erhält täglich 1 Liter Rotwein und ½ Liter Branntwein, Kognak oder Rum ausgehändigt. Obgleich die Heeresleitung den Absinth als Genußmittel verboten hat, so wird er als Arzneimittel in die Schützengräben eingeschmuggelt. D. Verf.

Kriegschronik

Der Weltkrieg 1914

X

31. März 1915.

Dem Blick, der am Äußeren haften bleibt, mag es scheinen, als habe der soeben zu Ende gehende achte Kriegsmonat Entscheidung und Abschluß des großen Völkerringens wieder in weite Ferne hinausgeschoben. Von Ypern bis zu den Vogesen, von Memel bis zur Bukowina, in den Gewässern um England und in den Dardanellen — überall wird so heftig und erbittert gekämpft wie nur je in diesem Weltkrieg; aber nur langsam, ganz unbekümmert darum, daß jeder einzelne Tag jedem der kämpfenden Völker Millionen kostet, Tausende von Menschenleben vernichtet, sachliche Werte zerstört und die Kluft zwischen den heute verfeindeten Nationen weiter vertieft — unbekümmert um all das geht der Kriegsgott mit zögernden, schwer ausholenden Schritten der uns noch verhüllten Zukunft entgegen. Und doch reifen unter seinem Glutatem die Schicksale der Völker vielleicht rascher dem Tag der Ernte entgegen, als wir denken. Die noch immer um sich greifenden Streiks in England, die bevorstehende Aushebung der Achtzehnjährigen in Frankreich — das können

Graf S. J. Witte †

Kriegschronik

Leben und Treiben im besetzten Belgien: Deutsche Kürassiere bei der Rückkehr von einer Übung vor dem königlichen Schloß in Brüssel

Zeichen einer Entwicklung sein, die sich unaufhaltsam vollzieht. Aber ob sie bis zum äußersten führt? Und vor das Äußerste müssen sich die heutigen Machthaber in den uns feindlichen Ländern gestellt sehen, wenn sie sich dazu entschließen sollen, das verhaßte und gefürchtete Deutschland nun als eine Macht anzuerkennen, die sich einmal nicht vernichten läßt, sondern in ungebrochener Kraft den gegen sie geführten Kampf zu überdauern vermag. Diese Machthaber

Wir lassen uns nicht aushungern!
Deutsche Soldaten pflügen den eroberten französischen Boden

Die Offiziere der heldenm

Von links nach rechts: Obere Reihe: Oberleutnant Alois Zimmermann, Oberleutnant
Mittlere Reihe: Oberleutnant Andreas Puchner, Oberleutnant Felix Hölzer, Hauptmann
Hugo Freiherr de Pont, Leutnant Rudolf Mossig, Fähnrich Gustav Schnabl. Untere Reihe:
Hermann Kusmanek von Burgneustätten, Oberstleutnant Otto

Besatzung von Przemysl

Phot. Carl Seebald, Wien

, Leutnant Herbert Schlegel, Leutnant Alfred Nechuta, Leutnant Georg Auspitz, Leutnant Schanzer. Unterintendant Josef Freiherr von Tkalczewich, Hauptmann Josef Kurz von Traubenstein, Rittmeister Dr. Wlodzimierz Ritter von Blazovsky, Hauptmann Hubert Kurz, Intendant Alois Rausch, Exzellenz auptmann Friedrich Zwiedinek, Hauptmann Gustav von Kubik.

Kriegschronik

Antwerpen, der größte Handelshafen, in deutschen Händen: Die durch den Krieg am Auslaufen verhinderte Handelsflotte liegt im Hafen

die Regierung hat, die es verdient; sie werden aber den Krieg, den sie gewissenlos und kurzsichtig entfesselt haben, den sie weiterführen unter Mißachtung internationaler Rechte und nationaler Ehrenpflichten, durchzuhalten suchen, wenn er auch von den ihrer Leitung anvertrauten

sind nicht die Völker selbst, wenn auch mit Recht gesagt wird, daß jedes Land Völkern wahrhaft selbstmörderische Opfer an Gut und Blut fordert. Keiner der

Hervorragende Leistung unsrer Pioniere in Flandern

Deutsche Pioniere bauten in dem überraschend kurzen Zeitraum von fünf Tagen eine Brücke, die über das ganze Überschwemmungsgebiet der Yser führt

Kriegschronik

Kämpfer will dieſe Opfer umſonſt gebracht haben, jeder ſagt ſich, daß es diesmal ums Ganze geht. Dazu kommt, daß jede Partei nach zwei oder mehr Fronten kämpft, keine alſo ihre ganze Kraft auf einen Punkt zu entſcheidendem Stoß verſammeln kann. So erklärt es ſich, daß immer wieder Zeitſtrecken eintreten, in denen das Hin und Her der gegeneinander wirkenden Kräfte eine Art von labilem Gleichgewicht ergibt.

In einem ſolchen Augenblick unentſchiedenen und doch entſcheidungsſchweren Verharrens begeht das deutſche Volk den hundertſten Geburtstag Bismarcks. Es iſt der gewaltigſte Nachklang, der dem gewaltigen Leben des erſten Kanzlers beſchieden ſein konnte, daß dieſer Gedenktag umbrauſt iſt von den Stürmen des Weltkriegs. Wie ein Symbol iſt es uns früher erſchienen, daß in die erſten Lebenstage des Mannes, der endgültig das napoleoniſche Zeitalter überwinden ſollte, der Donner der Kämpfe von fern hineinhallte, in denen Napoleon I. für immer niedergeworfen wurde. Und nun, bei der hundertſten Wiederkehr jenes Frühjahrs, iſt die Welt wiederum aufgewühlt von einem Völkerkrieg, gegen den der Feldzug der „hundert Tage“, bei aller geſchichtlichen Bedeutung, faſt winzig in den Maßſtäben anmutet. In dieſem Völkerkrieg ſollte Bismarcks Lebenswerk vernichtet werden; wir dürfen ſchon heute ſagen, daß es nicht vernichtet werden, und hoffen, daß es nach außen ſtärker, im

Erſtürmter, mit Sandſäcken befeſtigter Schützengraben wird von uns durch Drahtverhaue neu in Verteidigungszuſtand geſetzt

Kriegschronik

Innern noch fester und einheitlicher aus der ungeheuren Kraftprobe hervorgehen wird.

Leute, die mit dem Wörtchen „Wenn" Geschichtsphilosophie treiben, haben wohl manchmal behauptet, Deutschland würde allmählich eine politische Einheit geworden sein, auch wenn Bismarck nicht gelebt hätte. So unwahrscheinlich diese Möglichkeit ist, als eine Möglichkeit kann sie immerhin gelten. Das jedoch ist ganz sicher: einem Deutschland, das ohne Bismarck entstanden wäre, hätte neben unzähligem andern etwas Unwägbares, aber auch Unersetzliches gefehlt: der Glanz und die Weihe, die von der Persönlichkeit Bismarcks auf seine Schöpfung überstrahlten. Es wäre ein unpersönliches Gebilde geworden. Das Deutschland, das Bismarck geschaffen hat, ist ein individuelles Wesen, soweit man das überhaupt von einem Staat sagen kann; „kein ausgeklügelt Buch", sondern fast „ein Mensch mit seinem Widerspruch". Die deutsche Reichsverfassung ist bekanntlich ein verfassungsrechtliches Unikum, das sich in den überlieferten Begriffen dieser Wissenschaft nicht unterbringen läßt: es ist die kunstvolle Umformung deutscher Klein- und Vielstaaterei in ein organisches Gebilde, in dessen Gesamtheit sich das Vielerlei der Richtungen, Kräfte und Gaben zu einheitlichem Willen und einheitlicher Stärke zusammenschließt. — Die Reichsverfassung, in ihrer Eigenart durchaus eine Schöpfung Bismarckschen Geistes, ist das eine Element der dreifachen Grundlage, die der Erbauer des Reichs seinem Werk gegeben hat und die sich in dem ungeheuren Ernstfall dieses Krieges so wunderbar bewährt. Die beiden andern Elemente sind die deutsche Wirtschaftspolitik, wie Bismarck sie Ende der siebziger Jahre begründet hat, und das Bündnis mit Österreich-Ungarn, dessen Möglichkeit und Notwendigkeit er schon erwog, als er zunächst als die Forderung des Tags die Aufgabe vor sich sah, den Kaiserstaat aus dem Deutschen Bund auszuscheiden, der sonst durch die Rivalität Preußens und Österreichs zu ewiger Ohnmacht verurteilt geblieben wäre.

Maschinengewehrabteilung in den verschiedenen Stockwerken eines Bauernhauses in Stellung

Wie ein festsitzendes und doch elastisches Gewand umschließt die Reichsverfassung den deutschen Volkskörper, jedes Glied

Fischfang an der Aisne, eine beliebte Beschäftigung unsrer Feldgrauen während ihrer Mußestunden

Deutsche Ordnung — deutsche Weltmacht! Waffenappell einer Landsturmkompagnie in Feindesland

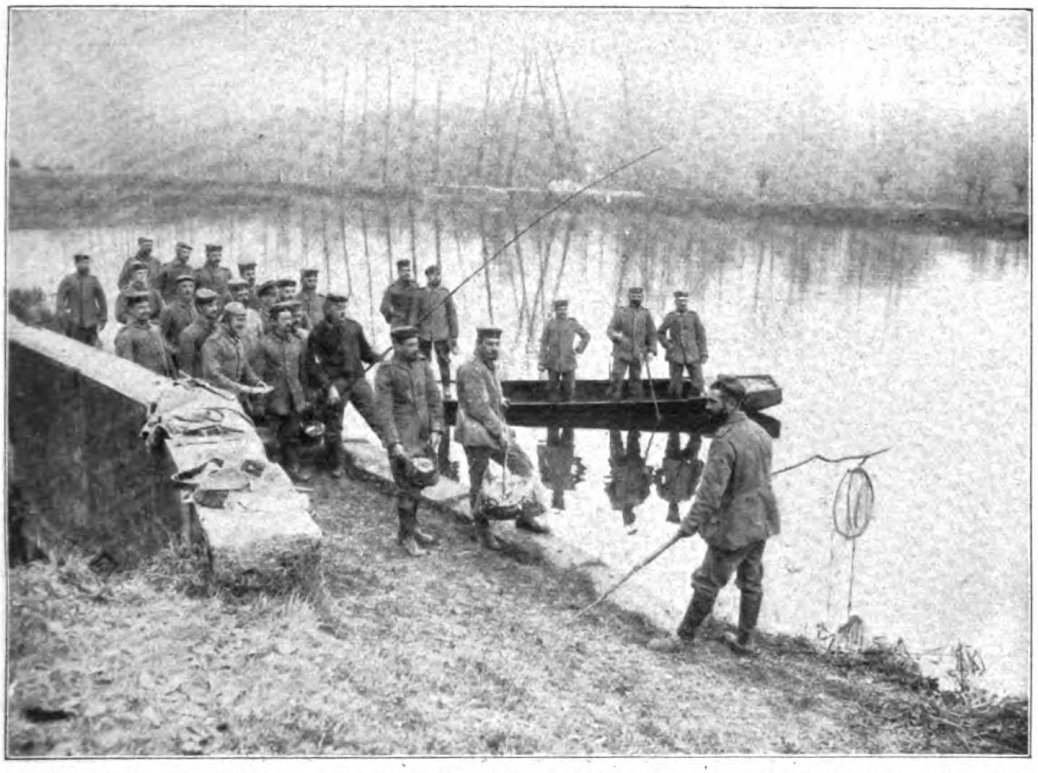
Kriegschronik

Innern noch fester und einheitlicher aus der ungeheuren Kraftprobe hervorgehen wird.

Leute, die mit dem Wörtchen „Wenn“ Geschichtsphilosophie treiben, haben wohl manchmal behauptet, Deutschland würde allmählich eine politische Einheit geworden sein, auch wenn Bismarck nicht gelebt hätte. So unwahrscheinlich diese Möglichkeit ist, als eine Möglichkeit kann sie immerhin gelten. Das jedoch ist ganz sicher: einem Deutschland, das ohne Bismarck entstanden wäre, hätte neben unzähligem andern etwas Unwägbares, aber auch Unersetzliches gefehlt: der Glanz und die Weihe, die von der Persönlichkeit Bismarcks auf seine Schöpfung überstrahlten. Es wäre ein unpersönliches Gebilde geworden. Das Deutschland, das Bismarck geschaffen hat, ist ein individuelles Wesen, soweit man das überhaupt von einem Staat sagen kann; „kein ausgeklügelt Buch“, sondern fast „ein Mensch mit seinem Widerspruch“. Die deutsche Reichsverfassung ist bekanntlich ein verfassungsrechtliches Unikum, das sich in den überlieferten Begriffen dieser Wissenschaft nicht unterbringen läßt: es ist die kunstvolle Umformung deutscher Klein- und Vielstaaterei in ein organisches Gebilde, in dessen Gesamtheit sich das Vielerlei der Richtungen, Kräfte und Gaben zu einheitlichem Willen und einheitlicher Stärke zusammenschließt. — Die Reichsverfassung, in ihrer Eigenart durchaus eine Schöpfung Bismarckschen Geistes, ist das eine Element der dreifachen Grundlage, die der Erbauer des Reichs seinem Werk gegeben hat und die sich in dem ungeheuren Ernstfall dieses Krieges so wunderbar bewährt. Die beiden andern Elemente sind die deutsche Wirtschaftspolitik, wie Bismarck sie Ende der siebziger Jahre begründet hat, und das Bündnis mit Österreich-Ungarn, dessen Möglichkeit und Notwendigkeit er schon erwog, als er zunächst als die Forderung des Tags die Aufgabe vor sich sah, den Kaiserstaat aus dem Deutschen Bund auszuscheiden, der sonst durch die Rivalität Preußens und Österreichs zu ewiger Ohnmacht verurteilt geblieben wäre.

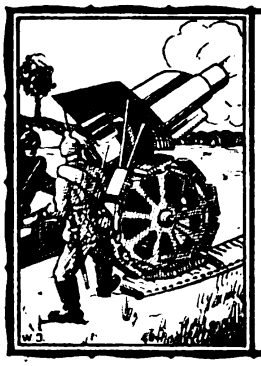
Maschinengewehrabteilung in den verschiedenen Stockwerken eines Bauernhauses in Stellung

Wie ein festsitzendes und doch elastisches Gewand umschließt die Reichsverfassung den deutschen Volkskörper, jedes Glied



Fischfang an der Aisne, eine beliebte Beschäftigung unsrer Feldgrauen während ihrer Mußestunden

Deutsche Ordnung — deutsche Weltmacht! Waffenappell einer Landsturmkompagnie in Feindesland



In Nacht und Schnee an der Aisne

Von einem Berichterstatter in der französischen Front

In der Aisne sagt mir der Winter guten Tag.

Unser Auto kommt direkt von Amiens über Compiègne. In dichten Flocken schneit es, und wir gleiten wie ein Schlitten über die Schneedecke. Die hohen Pappeln am Wege sehen uns im Schneegestöber wie graue Wachtposten an. Dunkle Wälder tauchen auf und verschwinden in Blitzeseile hinter unserm Rücken. Zwei Franzosengräber im weißen, weichen Schnee!

Wir nähern uns Pierrefonds. Die wenigen zurückgebliebenen Bewohner stehen teilnahmlos und stumpf vor sich hinblickend in den Straßen und erwecken tiefes Mitleid. Wir kommen der Aisne näher. Das Schneegestöber hört auf, und durch die Fetzen des grauen Himmels bahnt sich die Sonne einen Weg. Sie will auch noch etwas vom Schlachtfeld sehen, bevor sie sich zur Ruhe begibt. Soldatengräber, Massengräber! Dann Wald, Hügel und endlich ein Blick ins Weite. Das Tal der Aisne liegt vor uns. Alles verschneit! Und durch dieses weiße Einerlei sucht eine graue Schlange ihren Weg. Es ist die Aisne. Jenseits von ihr hat der Winter Zuckerberge aufgeschüttet. Sie sind nicht süß, denn sie starren in Waffen aus deutschem Stahl. Seit dem 13. September hausen sie — die Feldgrauen — dort in ihren von der Natur ausgezeichnet geschützten Felsenfestungen. Die französische Artillerie muß schweigen, und die Franzosen warten geduldig ab, bis die Deutschen sich bequemen, aus ihren Adlerhorsten zu gehen. Eine Beschießung dieses Teiles erachtet General Joffre als eine Vergeudung von Munition, mit welcher heute Frankreich recht haushälterisch zu Werke gehen muß.

Es beginnt kälter zu werden, denn die Sonne hat uns im Westen gute Nacht gewünscht. Der hellrote Abendhimmel geht über unsern Köpfen in ein glasiges Gelb über. Südwestlich zittert der schon dunkle Horizont blutrot. Ein Dorf steht in Flammen, um welches heiß gekämpft wird. Die Dämmerung kommt rasch und leise, wie immer an solchen Wintertagen.

Unser Ziel ist erreicht. Wir sind in Attichy. Hinterm Ort liegen die Schützengräben der Franzosen, wo wir in einem die nächste Nacht verbringen werden. Unser Führeroffizier, ein äußerst liebenswürdiger Mensch, führt uns an und stellt uns dem Kommandanten des 161. französischen Infanterieregiments vor, welches zurzeit vor Attichy liegt.

*

Die Nacht fällt nieder, und am nächtlichen Himmel beginnt der volle, rotlachende Mond aufzusteigen. Ganz langsam! Er ist der stille Freund aller. Silbern flutet sein Licht übers Schlachtfeld, so hell, daß man weit ins Bereich des Feindes blicken kann. Niemand verläßt heute seinen Graben. Erst wenn der Mond sich anschickt, sich schlafen zu legen und der Nebel aufsteigt, dann heißt es die Ohren spitzen.

Alle Unterhaltung bricht ab. Man schläft oder man wacht! Der freudige Vollmond rollt wie ein ungeheurer Ball über die hohen Spitzen der Tannen hin, drüben auf den Höhen der Aisne. Dort schlafen und wachen die tapferen Feldgrauen. Und immer höher strebt unser nächtlicher Begleiter dem Zenitpunkt zu, so daß er schon in die Schützengräben hineinblicken kann. Sein fahles Licht spiegelt sich im Glanze der aufgepflanzten Bajonette. Tief in den Kasematten schnarcht mancher im Traum, andre wieder husten von Zeit zu Zeit, wieder andre erheben sich und zünden ihre Pfeife an.

Die Nachtkälte legt sich fröstelnd um unsre Glieder, und blau reflektiert der glitzernde Schnee im Mondschein. Ein leichter, schneidender Nordwind setzt ein und fährt geheimnisvoll raschelnd durch die dünnen Zweige eines nahen Buchenwaldes. Sonst ist alles still um uns wie in der Wüste. Der Mond springt von Bergspitze zu Bergspitze, und die Stunden schleichen im Schneckengang dahin. Wie lang nur die Nacht ist!

Das unter Wasser gesetzte Gelände der Aisne, aufgenommen von einem deutschen Fliegeroffizier aus einem Fesselballon

Der Mond verschwindet hinter einem Tannenwald, und der Schatten taucht alles um uns in Dunkelheit. Nicht auf zehn Schritte kann man seine Umgebung mehr unterscheiden. Gespensterartig ergreift der Nebel alles und hüllt es in ein weißes Tuch. Jetzt ist die Stunde des deutschen Angriffs gekommen! Aber nichts regt sich, und das Auge ist in der Schwärze der Nacht wie geblendet. Und in dieser gespensterhaften Ungewißheit soll der Soldat kämpfen, wenn er den Feind auch nicht sieht. Er muß kämpfen — und er ist so allein — gegen viele Dinge: Schlaf, Kälte, Ruhe, Nacht, Mattigkeit, Einbildung und Geheimnis! — Plötzlich, was ist das, wird die Ruhe noch unheimlicher? Was geht in der tiefen Schwärze vor sich, in der Schwärze, die mysteriös vor uns liegt? Ohren und Augen schärfen sich, und nichts vermögen sie zu erkennen. Ein kurzer Hauch streicht über unsre Köpfe, dann wieder Stille. Alles Sein konzentriert sich von neuem im Auge und im Ohr. Aber vergebens! Der Puls jagt wie eine anstürmende Truppe durch Nacht und Nebel. Plötzlich knackt es im nahen Wäldchen wie das Aufschlagen eines Nachtvogels. Dann wieder Stille, Stille, die die Nerven tötet. Den Wald hat aber die Nacht und der Nebel noch im Arm, den Wald, der in Waffen starrt.

Schnarchend recken sich die Franzosenleiber in den Kasematten drunten. Langsam trippelt die frierende Wache den langen Grabengang entlang. Sie ahnen nichts, die Guten! Aber draußen schleicht sich vorsichtig Schritt für Schritt durch den Nebel der Nacht ein deutsches Regiment gegen die französische Front heran.

Eine Wolke deutscher Flintenschüsse faucht über unsre Köpfe. Die Grabenwache antwortet und pufft ihre blauen Bohnen ins Dunkel der Finsternis. Im Hallo erwachen die Schläfer in ihren Kasematten und stürzen zu ihren Waffen. Welch Durcheinander! Soldaten tauchen ihre Bajonette in ein Gefäß vergifteter Fette,* dann setzen sie noch einmal die Kognak- oder Branntweinflasche an den Mund, um sich Mut anzutrinken, denn ohne Rausch ist auch der tapferste Franzose ein Waschlappen. Die Salven tönen herüber und hinüber, und der kleine Buchenwald vor uns, aus dem es wie aus der Hölle blitzt, gibt das Echo wider.

„C'est bien une attaque," sagt der schmächtige Kommandant zu uns. „Sie stürmen vor!"

„Sie sind kaum zwanzig Meter von uns entfernt," gibt sein Stellvertreter zurück.

„Vielleicht nur fünfzehn," antwortet sein Vorgesetzter, „hören Sie, wie ihre Kugeln um unsre Ohren fauchen!"

„Leur balles sont nombreuses!"

„Voilà, ihre Siebenundsiebziger treten in Tätigkeit," ruft der Kommandant freudig, fast siegesstrahlend aus, „und unsre Fünfundsiebziger antworten."

„Das wird ernst: La grande musique!"

„Tirez, tirez! Feu à volonté!" läuft kommandierend ein Hauptmann die Schützenlinie entlang.

Gefaßt laden sie, schießen sie, laden und schießen wieder. Und wenn ich an all die vielen Tausende von Franzosen denke, die hier einer neben dem andern im Schützengraben wohlverschanzt liegen, so bange ich sehr um die tapferen heranstürmenden Feldgrauen. Zwischen dem Geknatter der Gewehre höre ich ganz deutlich das deutsche Kommando „Vorwärts!" Aber es war nichts! War es eine Täuschung? Plötzlich hört die Schießerei von der deutschen Seite her auf. Und ich erwarte nun den Ansturm der Feldgrauen, nicht ohne Zittern, denn ungern will ich als Berichterstatter in deutsche Hände fallen, weil mir dann der Umweg durch die Schweiz nicht erspart bleiben würde.

„Feu à répétition!" befiehlt der Hauptmann, und die Unteroffiziere erteilen diese Order weiter. Doch der erwartete Ansturm kommt nicht; ein neuer Befehl: „Cessez le feu!"

Endlich! Ermüdet sinken die Mannschaften hin, die Kehle trocken, die Hände an den heißen Flintenläufen verbrannt; die Finger zittern und die Augen tränen. Ein jammerwerter Anblick! Wie Säue stürzen sie sich auf die mit zweifelhaftem Wasser gefüllten Behälter und leeren sie aus. Der Typhuskrankheit, die in den französischen Schützengräben so arg grassiert, wird dadurch noch Vorschub geleistet. In meinem deutschen Herzen frage ich bangend: Geschieht dies auch in den deutschen Schützengräben? Während des Kampfes verschoß der französische Soldat zweihundert Patronen. Vier-, fünftausend Soldaten nahmen an diesem Kampfe teil. Nun heißt es von neuem Flinten reinigen. Die Bajonette werden ebenfalls vom vergifteten Fett befreit. Eine kleine Kolonne ist beauftragt, aus einem zwanzig Meter von uns entfernten Loch den „Parc de réserve" zu heben. Dort liegt neue Munition, denn man weiß nicht bestimmt, ob die Deutschen einen neuen Ansturm noch vor Tagesgrauen aufnehmen werden. Meine Uhr zeigt halb drei Uhr morgens. In den Schützengräben wird emsig gearbeitet. Sie wollen den deutschen Ansturm, der sicher kommen wird, gut abschlagen. Aus der Stille der Finsternis der Nacht klingen traurig die Klagen der deutschen Verwundeten und Sterbenden zu uns: „Kamerad, Kamerad! Trinken, trinken!" Wie möchte ich ihnen helfen, den armen Draußenliegenden! Ein roher Franzose schreit ihnen als Trost zu: „Nous verrons cela, quand il fera jour! — Wir werden sehen, wenn es hell wird!"

Die Franzosen haben sich nicht getäuscht. Von neuem beginnen über unsern Köpfen deutsche Kugeln zu pfeifen, und das Geknatter kommt von Minute zu Minute immer näher. Diesmal schleichen sie sich nicht lautlos mehr heran, sondern mit dem kräftigen Gesang: „Deutschland, Deutschland über alles!" stürmen sie uns entgegen.

Oh, welche Minuten! Sie werden mir zur Ewigkeit! Plötzlich gibt es einen hellen Schein am nächtlichen Himmel, und die französische Feuerlinie ist in Sonnenhelle getaucht. Das tut für die Franzosen nicht gut, wenn ihre heim-

* In Friedens- wie in Kriegszeiten werden die Bajonette mit einem giftigen Fett, „graisse empoisonnée", wie es in französischen Militärkreisen genannt wird, bestrichen. D. Verf.

tückischen schwarzen Augen vom glanzvollen Strahl eines deutschen Scheinwerfers getroffen werden. Sie sind geblendet und sollen jetzt noch kämpfen?

„Feu par salves!" kommandiert der Hauptmann. Zwischen den Reihen erblicke ich Sanitätsgehilfen, die Binde der Genfer Konvention am Arm, auf die Deutschen schießen.

„Feu à volonté! Feu à répétition!" kreischen die Führer.

„Dem Feind müssen wir zuvorkommen! Der Wald da drüben muß gewonnen werden!" sagt ernst der Kommandant.

Das ist ein böser, bitterer Befehl. Den Wald da drüben wollen sie erstürmen.

Ist es Angst, ist es Entschlossenheit, daß sie auf diesen Sturm sich freuen?

Der Major eilt noch einmal durch die Reihen, erteilt kurze Befehle: „Nicht schießen! Bei jedem Halt sich auf den Boden werfen. Nach jedem Geschoßregen auf und vorwärts, gegen die Maschinengewehre zuerst! Mut, meine Kinder, und euren Mund halten bis zum Wald."

Die Krankenträger haben nun auch den letzten Verwundeten aus dem Graben gebracht. Und mit einem Male steht das Regiment dem Sensenmann gegenüber, der Wirklichkeit des Todes. Darüber denken sie nicht nach, dazu läßt die Phantasie keinen Raum mehr.

„Nicht mehr feuern! En avant à la baïonnette! Pour la France!" ruft der Major. Die Gesichter der Franzosen sind blaß, verzerrt. Wie Teufel rennen sie, durch Schnaps betrunken,* der feldgrauen Menschenmauer entgegen. Ihnen voran der schmächtige Oberst. Sie alle rennen das tolle Rennen des Sieges! Das gewohnte Summen der Kugeln über unsern Köpfen: die Feldgrauen schießen zu hoch. Hier und da krepieren einige Granaten, und dann setzt das rhythmische, aber schreckliche Ta-ka-ta-ka der Maschinengewehre ein.

Die Franzosen liegen platt auf dem Bauch und versuchen weiterkriechend an den Feind heranzukommen. Aber vergebens! Die Reihen lichten sich bedenklich, mancher strauchelt und mancher bleibt stumm liegen. Was für ein Hagel von deutschen Kugeln! Und welch schrecklicher, höllischer Granatentanz in der Nachtluft! Immer wieder fahren sie dahin und säen dort und da den unerbittlichen Tod. Kriechend und schießend winden sich die Franzosen über den blutigen Schnee, über bereits erkaltete Kameraden.

Verwundete schleppen sich zum Graben oder buddeln sich im Schnee ein; das alles unter einem Geschoßhagel. Groß ist der Tumult der Schlacht, schrecklich der Geruch des Pulvers und des Blutes. Das Donnern der Kanonen, das Platzen der Geschosse und das Keuchen der Kämpfenden wirkt auf die Sinne mehr, als es armselige Worte zu schildern vermögen. Siegen oder Sterben ist die Losung beider Parteien. Siegen oder sterben!

Der Wald, der Wald! Er starrt in Waffen. Dort liegen die unsichtbaren Deutschen. Nur die blitzenden Bajonette und das unaufhörlich sprühende Feuer verraten ihre Stellungen, sonst nichts.

Da plötzlich schweigt das Feuer. Deutsche Trompeten blasen zum Sturm. „Auf! Marsch! Marsch! Marsch!" bricht es mit Hurra und Hoch aus dem dunklen Wald hervor. Voran ein Hauptmann, dann zehn, hundert, tausend Feldgraue. — „Hurra!" — „Sprung! Auf! Marsch! Marsch!" — Nichts vermag den deutschen Ansturm zu brechen. Ein furchtbarer Nahkampf beginnt. Mann gegen Mann ermorden sich unter Flüchen, Wehklagen und Röcheln.

„Zurück! Zurück!" brüllt fliehend der Rest der Franzosen. Blutige Bajonette durchdringen ihre Leiber, Gewehrkolben prasseln wie Keulenschläge über ihre Köpfe. In Blitzeseile vollenden deutsche Bajonette ihr blutiges Werk. Blaß vor Aufregung und Wut, ohnmächtig im Zorn jagt ein Häuflein Rothosen auf Attichy zu.

Ein donnerndes „Hurra der Kaiser!" fliegt aus dem eroberten Graben wie rauschende Wogen zu uns hinüber.

*

Im Osten dämmert es licht! Durch die Frostluft des Wintermorgens zieht eine Schar krächzender Raben dem Schlachtfeld zu. Unser Auto rast auf weißer, fester Straße zwischen Waldungen dahin. Dann öffnet sich der Blick, und vor uns liegt Soissons im Schnee und Morgenschein.

* Jeder französische Krieger erhält täglich 1 Liter Rotwein und ½ Liter Branntwein, Kognak oder Rum ausgehändigt. Obgleich die Heeresleitung den Absinth als Genußmittel verboten hat, so wird er als Arzneimittel in die Schützengräben eingeschmuggelt. D. Verf.

Kriegschronik

Der Weltkrieg 1914

X

31. März 1915.

Dem Blick, der am Äußeren haften bleibt, mag es scheinen, als habe der soeben zu Ende gehende achte Kriegsmonat Entscheidung und Abschluß des großen Völkerringens wieder in weite Ferne hinausgeschoben. Von Ypern bis zu den Vogesen, von Memel bis zur Bukowina, in den Gewässern um England und in den Dardanellen — überall wird so heftig und erbittert gekämpft wie nur je in diesem Weltkrieg; aber nur langsam, ganz unbekümmert darum, daß jeder einzelne Tag jedem der kämpfenden Völker Millionen kostet, Tausende von Menschenleben vernichtet, sachliche Werte zerstört und die Kluft zwischen den heute verfeindeten Nationen weiter vertieft — unbekümmert um all das geht der Kriegsgott mit zögernden, schwer ausholenden Schritten der uns noch verhüllten Zukunft entgegen. Und doch reifen unter seinem Glutatem die Schicksale der Völker vielleicht rascher dem Tag der Ernte entgegen, als wir denken. Die noch immer um sich greifenden Streiks in England, die bevorstehende Aushebung der Achtzehnjährigen in Frankreich — das können

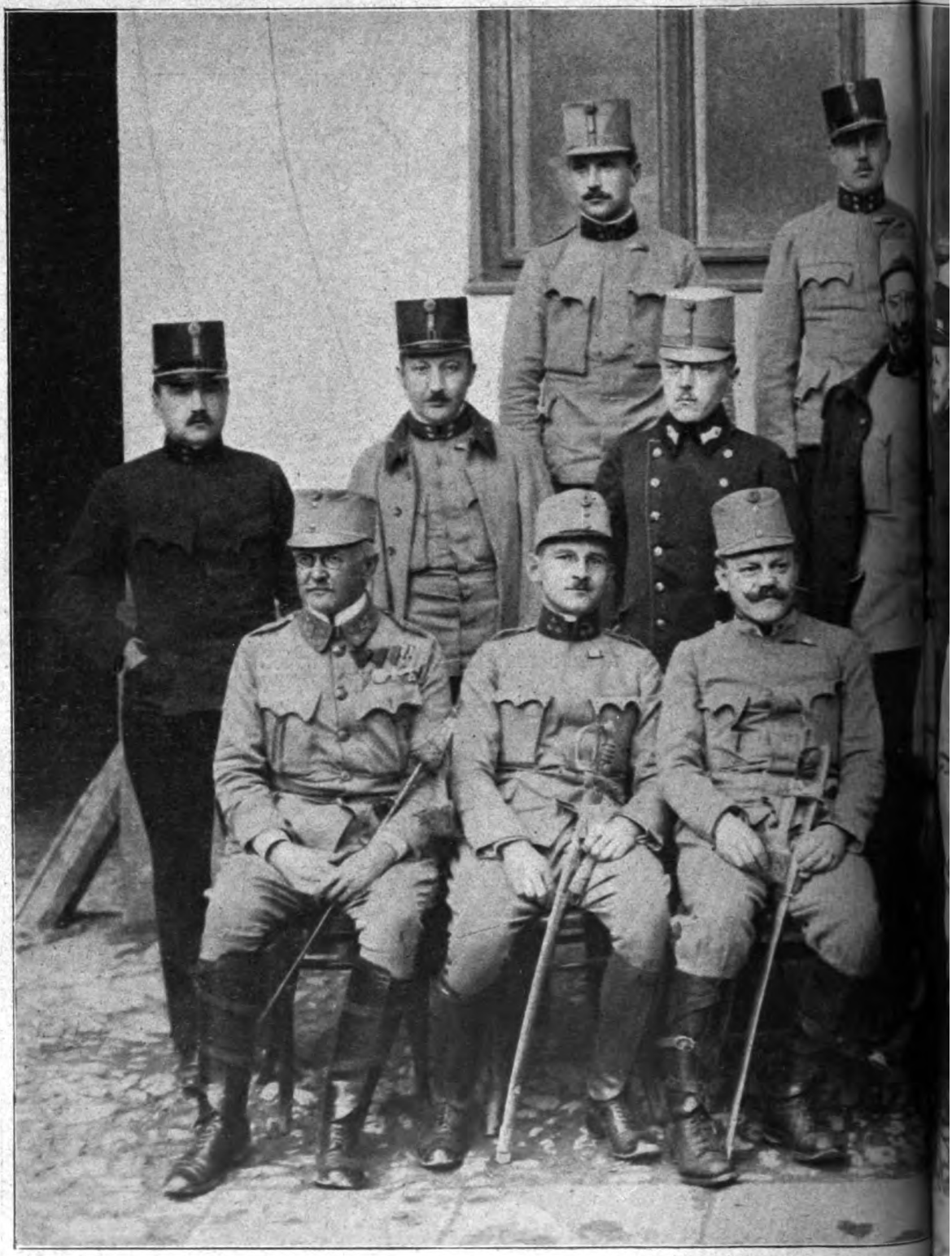
Graf S. J. Witte †

Kriegschronik

Leben und Treiben im besetzten Belgien: Deutsche Kürassiere bei der Rückkehr von einer Übung vor dem königlichen Schloß in Brüssel

Zeichen einer Entwicklung sein, die sich unaufhaltsam vollzieht. Aber ob sie bis zum äußersten führt? Und vor das Äußerste müssen sich die heutigen Machthaber in den uns feindlichen Ländern gestellt sehen, wenn sie sich dazu entschließen sollen, das verhaßte und gefürchtete Deutschland nun als eine Macht anzuerkennen, die sich einmal nicht vernichten läßt, sondern in ungebrochener Kraft den gegen sie geführten Kampf zu überdauern vermag. Diese Machthaber

Wir lassen uns nicht aushungern!
Deutsche Soldaten pflügen den eroberten französischen Boden



Die Offiziere der heldenm

Von links nach rechts: Obere Reihe: Oberleutnant Alois Zimmermann, Oberleutnant L
Mittlere Reihe: Oberleutnant Andreas Puchner, Oberleutnant Felix Hölzer, Hauptmann A
Hugo Freiherr de Pont, Leutnant Rudolf Mossig, Fähnrich Gustav Schnabl. Untere Reihe: D
Hermann Kusmanek von Burgneustätten, Oberstleutnant Otto

. Phot. Carl Seebald, Wien

Besatzung von Przemysl

, Leutnant Herbert Schlegel, Leutnant Alfred Nechuta, Leutnant Georg Auspitz, Leutnant Schanzer. Unterintendant Josef Freiherr von Tkalczewich, Hauptmann Josef Kurz von Traubenstein, Rittmeister Dr. Wlodzimierz Ritter von Blazovsky, Hauptmann Hubert Kurz, Intendant Alois Rausch, Exzellenz auptmann Friedrich Zwiedinek, Hauptmann Gustav von Kubik.

Kriegschronik

Antwerpen, der größte Handelshafen, in deutschen Händen: Die durch den Krieg am Auslaufen verhinderte Handelsflotte liegt im Hafen

die Regierung hat, die es verdient; sie werden aber den Krieg, den sie gewissenlos und kurzsichtig entfesselt haben, den sie weiterführen unter Mißachtung internationaler Rechte und nationaler Ehrenpflichten, durchzuhalten suchen, wenn er auch von den ihrer Leitung anvertrauten

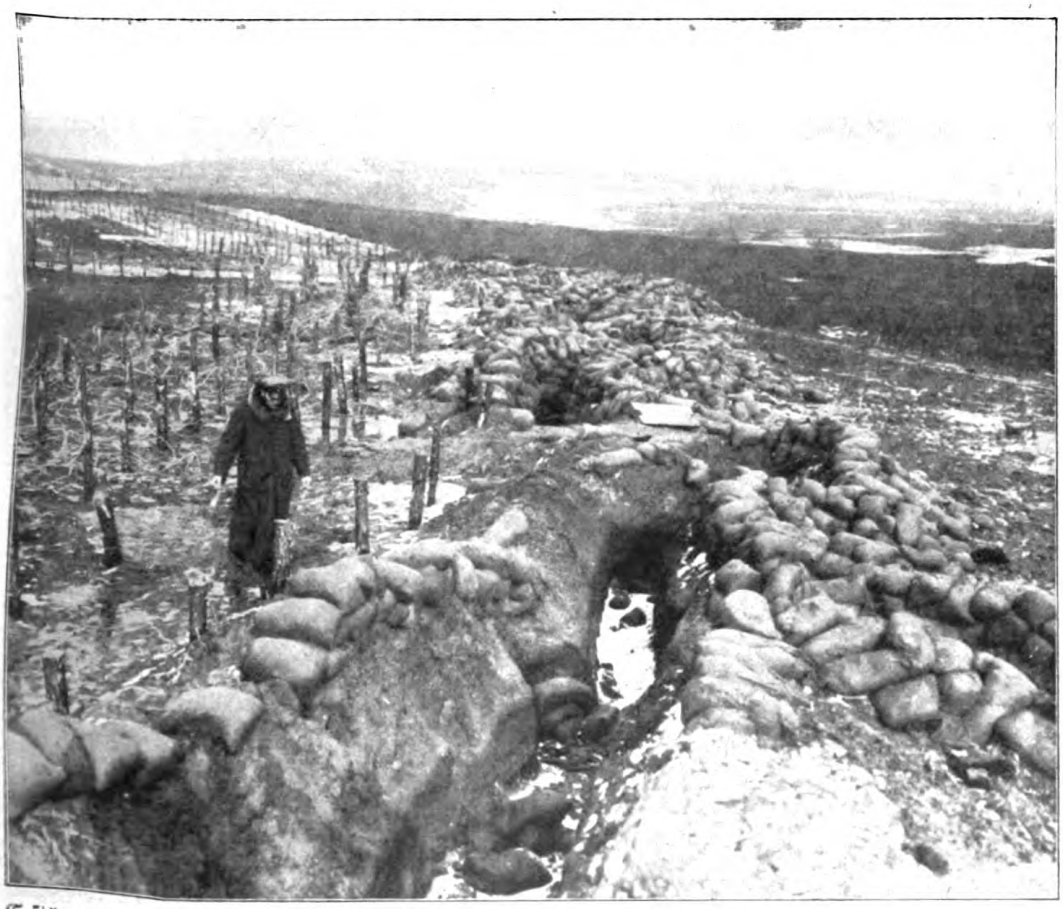
sind nicht die Völker selbst, wenn auch Völkern wahrhaft selbstmörderische Opfer mit Recht gesagt wird, daß jedes Land an Gut und Blut fordert. Keiner der

Hervorragende Leistung unsrer Pioniere in Flandern

Deutsche Pioniere bauten in dem überraschend kurzen Zeitraum von fünf Tagen eine Brücke, die über das ganze Überschwemmungsgebiet der Yser führt

Kriegschronik

Kämpfer will dieſe Opfer umſonſt gebracht haben, jeder ſagt ſich, daß es diesmal ums Ganze geht. Dazu kommt, daß jede Partei nach zwei oder mehr Fronten kämpft, keine alſo ihre ganze Kraft auf einen Punkt zu entſcheidendem Stoß verſammeln kann. So erklärt es ſich, daß immer wieder Zeitſtrecken eintreten, tag umbrauſt iſt von den Stürmen des Weltkriegs. Wie ein Symbol iſt es uns früher erſchienen, daß in die erſten Lebenstage des Mannes, der endgültig das napoleoniſche Zeitalter überwinden ſollte, der Donner der Kämpfe von fern hineinhallte, in denen Napoleon I. für immer niedergeworfen wurde. Und nun, bei



Erſtürmter, mit Sandſäcken befeſtigter Schützengraben wird von uns durch Drahtverhaue neu in Verteidigungszuſtand geſetzt

in denen das Hin und Her der gegeneinander wirkenden Kräfte eine Art von labilem Gleichgewicht ergibt.

In einem ſolchen Augenblick unentſchiedenen und doch entſcheidungsſchweren Verharrens begeht das deutſche Volk den hundertſten Geburtstag Bismarcks. Es iſt der gewaltigſte Nachklang, der dem gewaltigen Leben des erſten Kanzlers beſchieden ſein konnte, daß dieſer Gedenk- der hundertſten Wiederkehr jenes Frühjahrs, iſt die Welt wiederum aufgewühlt von einem Völkerkrieg, gegen den der Feldzug der „hundert Tage“, bei aller geſchichtlichen Bedeutung, faſt winzig in den Maßſtäben anmutet. In dieſem Völkerkrieg ſollte Bismarcks Lebenswerk vernichtet werden; wir dürfen ſchon heute ſagen, daß es nicht vernichtet werden, und hoffen, daß es nach außen ſtärker, im

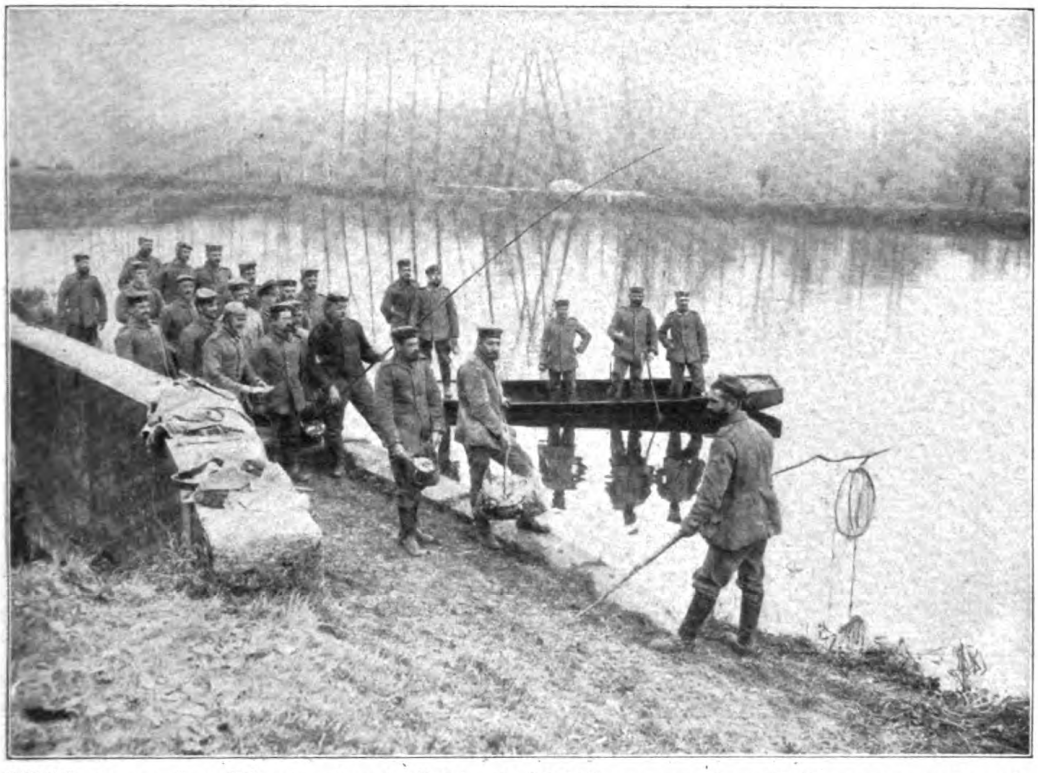
Kriegschronik

Innern noch fester und einheitlicher aus der ungeheuren Kraftprobe hervorgehen wird.

Leute, die mit dem Wörtchen „Wenn“ Geschichtsphilosophie treiben, haben wohl manchmal behauptet, Deutschland würde allmählich eine politische Einheit geworden sein, auch wenn Bismarck nicht gelebt hätte. So unwahrscheinlich diese Möglichkeit ist, als eine Möglichkeit kann sie immerhin gelten. Das jedoch ist ganz sicher: einem Deutschland, das ohne Bismarck entstanden wäre, hätte neben unzähligem andern etwas Unwägbares, aber auch Unersetzliches gefehlt: der Glanz und die Weihe, die von der Persönlichkeit Bismarcks auf seine Schöpfung überstrahlten. Es wäre ein unpersönliches Gebilde geworden. Das Deutschland, das Bismarck geschaffen hat, ist ein individuelles Wesen, soweit man das überhaupt von einem Staat sagen kann; „kein ausgeklügelt Buch“, sondern fast „ein Mensch mit seinem Widerspruch“. Die deutsche Reichsverfassung ist bekanntlich ein verfassungsrechtliches Unikum, das sich in den überlieferten Begriffen dieser Wissenschaft nicht unterbringen läßt: es ist die kunstvolle Umformung deutscher Klein- und Vielstaaterei in ein organisches Gebilde, in dessen Gesamtheit sich das Vielerlei der Richtungen, Kräfte und Gaben zu einheitlichem Willen und einheitlicher Stärke zusammenschließt. — Die Reichsverfassung, in ihrer Eigenart durchaus eine Schöpfung Bismarckschen Geistes, ist das eine Element der dreifachen Grundlage, die der Erbauer des Reichs seinem Werk gegeben hat und die sich in dem ungeheuren Ernstfall dieses Krieges so wunderbar bewährt. Die beiden andern Elemente sind die deutsche Wirtschaftspolitik, wie Bismarck sie Ende der siebziger Jahre begründet hat, und das Bündnis mit Österreich-Ungarn, dessen Möglichkeit und Notwendigkeit er schon erwog, als er zunächst als die Forderung des Tags die Aufgabe vor sich sah, den Kaiserstaat aus dem Deutschen Bund auszuscheiden, der sonst durch die Rivalität Preußens und Österreichs zu ewiger Ohnmacht verurteilt geblieben wäre.

Maschinengewehrabteilung in den verschiedenen Stockwerken eines Bauernhauses in Stellung

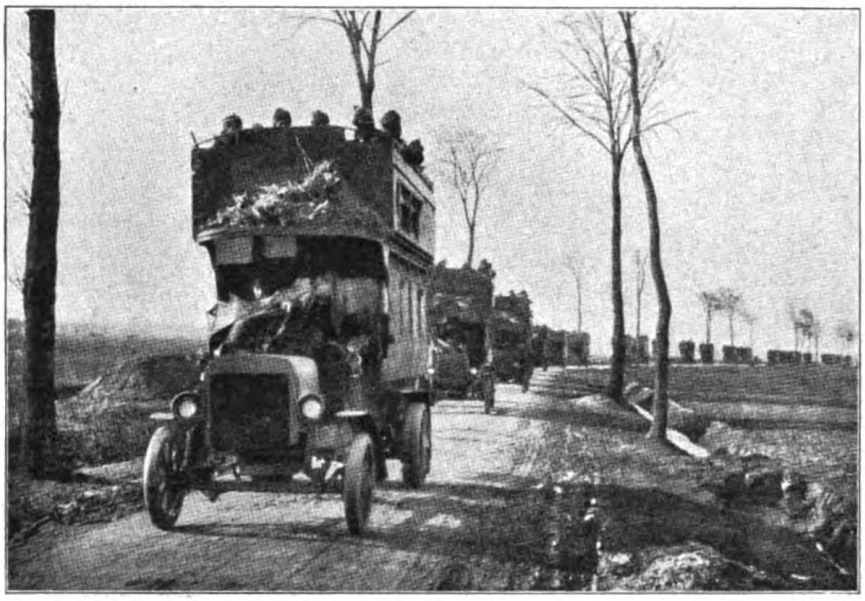
Wie ein festsitzendes und doch elastisches Gewand umschließt die Reichsverfassung den deutschen Volkskörper, jedes Glied



Fischfang an der Aisne, eine beliebte Beschäftigung unsrer Feldgrauen während ihrer Mußestunden

Deutsche Ordnung — deutsche Weltmacht! Waffenappell einer Landsturmkompagnie in Feindesland

Kriegschronik



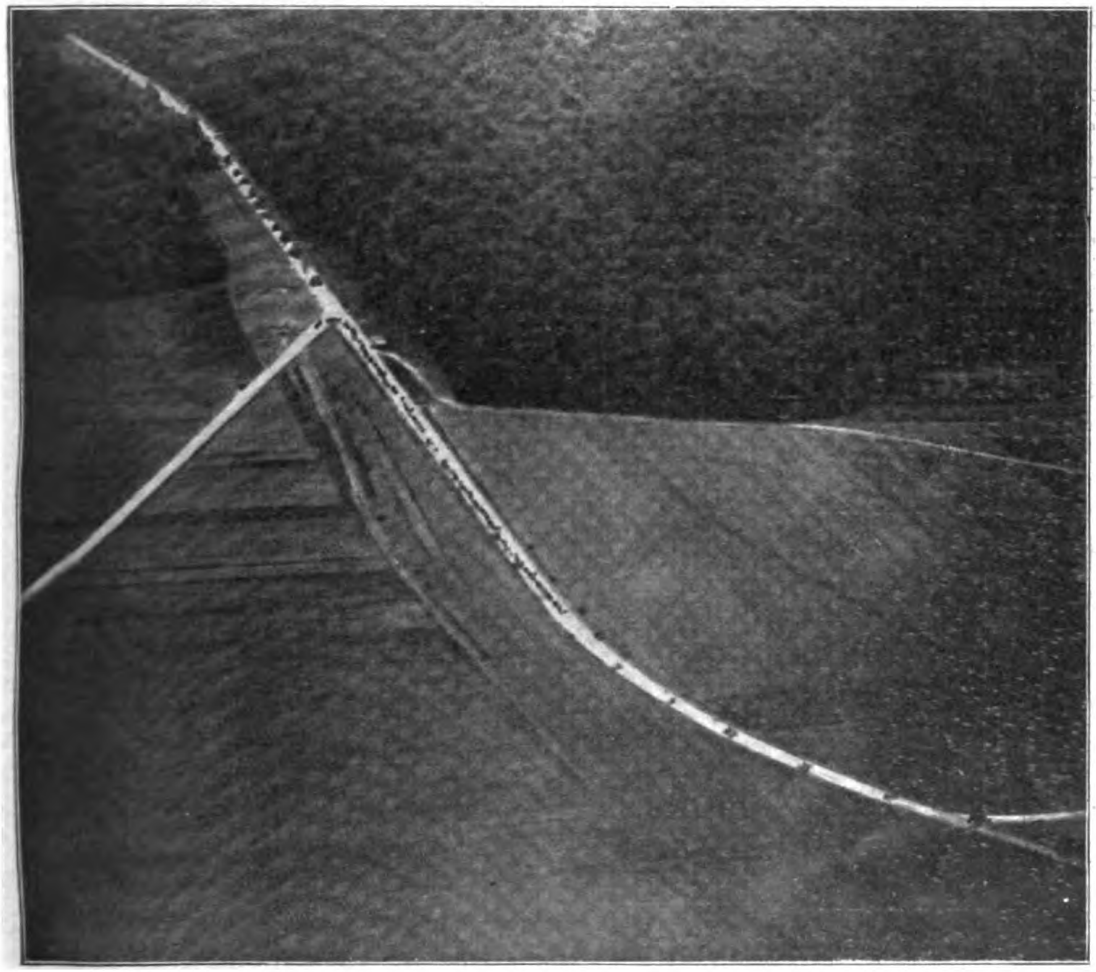
Transport indischer Truppen auf einer nordfranzösischen Straße

schützend und stützend, keines belastend und einschnürend. Jeder der Einzelstaaten hat Spielraum genug, die ihm eignen Sonderzweige des deutschen Wirtschaftslebens, seine besondere Art und Begabung im deutschen Geistesweſen zu pflegen und zu entwickeln; jeder hat sein Wort mitzu-

Ein feindlicher Flieger wird von unsern Soldaten beschossen

Kriegschronik

sprechen in den Dingen, die das ganze Reich angehen. Ellbogenfreiheit schafft Verträglichkeit; und so haben die einzelnen Staaten und Stämme, deren jeder doch dem Gesamtverband Opfer bringen mußte, sich zu einer Einheit zusammengelebt, die für die törichten Hoffnungen der Feinde ihrem geschichtlich begründeten Stammesempfinden oder in der Freiheit wirtschaftlicher Betätigung sich gekränkt und eingeengt hätten fühlen dürfen. Und eine losere, das Föderalistische noch stärker betonende Verknüpfung der Einzelglieder hätte nur zu leicht die Gefahr mit sich ge-



Der Aufklärungsdienst unsrer Flieger:
Feststellung französischer Truppen, auf der Landstraße marschierend

auf Ausbruch neuen Bruderzwistes nur ein verächtliches Lachen hat. Gewiß wäre auch unter einer „strammen" zentralistischen Reichsverfassung das deutsche Volk einig gewesen gegenüber dem äußeren Feind; aber mit so bedingungsloser Hingabe, mit so freudigem Opfermut hätte nicht das ganze Volk in den Kampf ziehen können, wenn die einen oder andern in bracht, daß die Rüstung nach außen nicht lückenlos schloß, daß der innere Zusammenhalt gegen den furchtbaren Druck, den die Anforderungen dieses Krieges ausüben, sich nicht widerstandsfähig genug erwies.

Was dann im Rahmen der Verfassung das Fortschreiten der inneren Vereinheitlichung Deutschlands am wesentlichsten

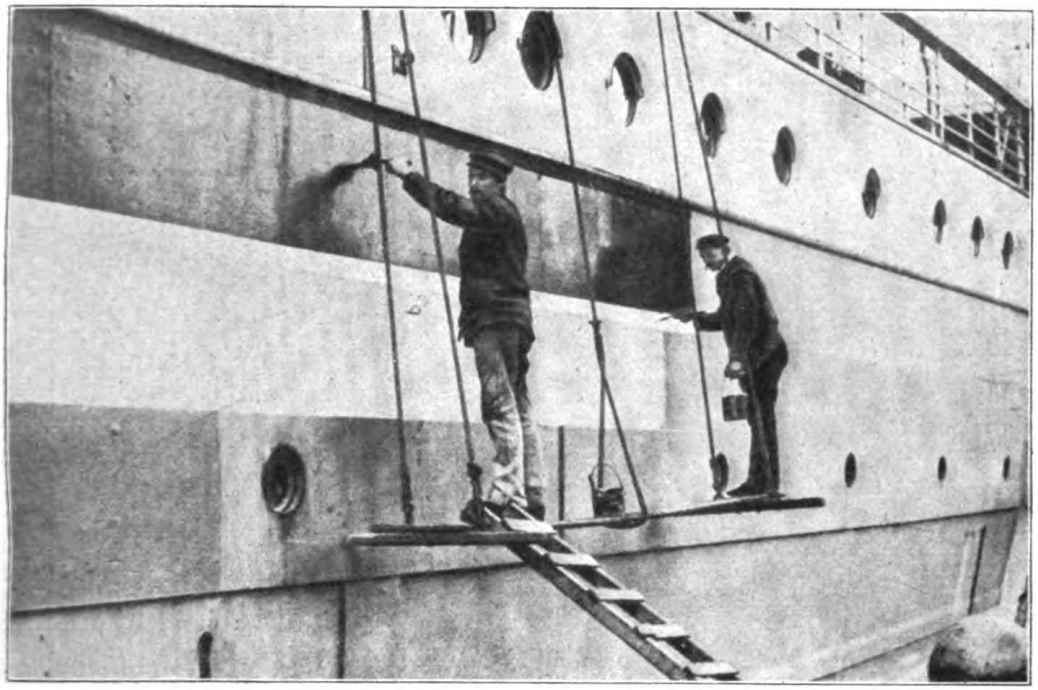
Kriegschronik

förderte, war neben dem modernen Verkehr, der Tag für Tag von und nach allen Richtungen des Reiches Menschenmassen in friedliche Bewegung setzt, deren Zahl die für die germanische Völkerwanderung anzunehmenden Mengen sehr weit übertrifft, die Tatsache des allgemeinen Gedeihens, das vor der Reichsgründung nur von ganz wenigen prophetischen Köpfen geahnte Aufblühen von Handel und Industrie, von Ackerbau und Gewerbe. Dies Aufblühen setzte nicht unmittelbar mit dem Jahr 1871 ein, dem zunächst recht kritische Jahre im deutschen Erwerbsleben folgten; es wurde vielmehr geweckt und gefördert durch jene Wendung in unsrer Wirtschaftspolitik, durch die Bismarck an Stelle des Freihandels den erzieherischen Schutzzoll setzte. Mag in einzelnen, oder gar in vielen Punkten und zu verschiedenen Zeiten, unter und nach Bismarck, diese Zollpolitik anfechtbar gewesen sein, im großen ganzen erscheint sie mit dem Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens zeitlich und ursächlich so eng verknüpft, daß es auch hier wieder nur ein Philosophieren mit dem Wörtchen „Wenn" bedeutet, zu behaupten, daß dieser Aufschwung auch dann eingetreten wäre, wenn Bismarck sich nicht dem Schutzzoll zugewandt hätte. So gewiß ein unbeschränkter, alles befruchtender Austausch der Erzeugnisse des Bodens und des menschlichen Fleißes von Land zu Land rings um die Erde hin ein schönes, lockendes Idealbild ist, so ist nicht minder

Die Zeppelinfurcht in Frankreich: Paris bei Nacht einst (oben) und jetzt (unten)

Phot.-Verlag der Neuen Photogr. Gesellschaft, Berlin-Steglitz

Ulanen-Attacke. Nach einem Gemälde von Professor Anton Hoffmann



Ein holländiſcher Handelsdampfer wird mit den Landesfarben am Rumpfe bemalt, um nicht infolge des engliſchen Flaggenſchwindels von unſern U-Booten torpediert zu werden

Tauwetter auf dem Kriegsſchauplatz in Ruſſiſch-Polen: Deutſche Soldaten durchſchreiten eine Straße in Mlawa, die vollſtändig unter Waſſer ſteht

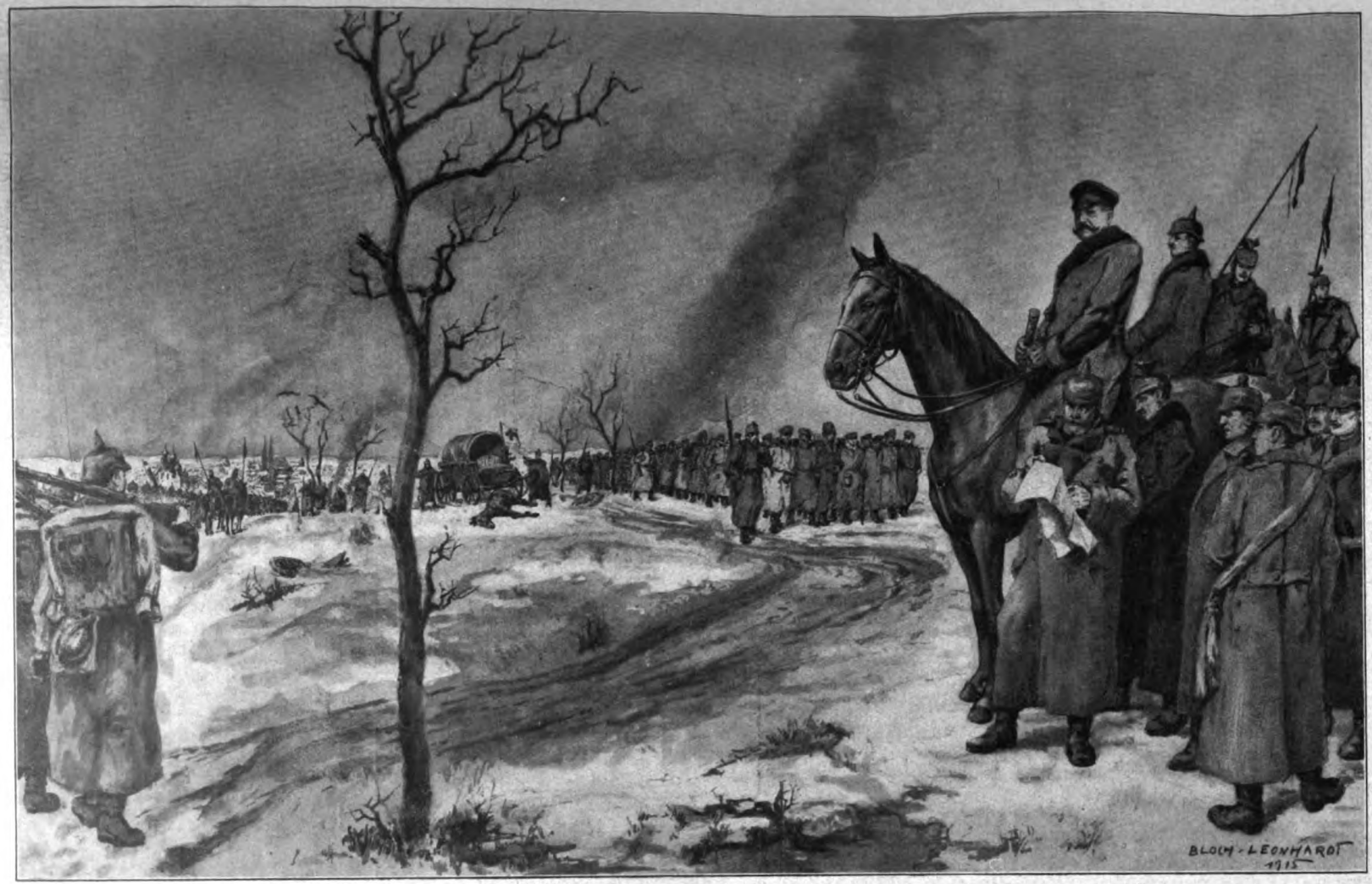
Kriegschronik

Man muß sich zu helfen wissen

Erbeuteter russischer Wagen wird von unsern wackeren Landsturmmännern zur Unterkunft eingerichtet

erfreulich und achtunggebietend der Anblick eines Volkes, das aus eigner Kraft den eignen Bedarf zu decken vermag, wenn die Notwendigkeit ihm diese Beschränkung auferlegt. Diesem Ideal der „Autarkie", der volkswirtschaftlichen Unabhängigkeit und Selbstbegnügung eines Staates, ist Deutschland in den acht Kriegsmonaten, die ihm fast alle Türen des Welthandels verschlossen, in bewundernswerter Weise nahe gekommen. Von der lebenden Mauer unsrer unvergleichlichen Heere treulich behütet, hat die Arbeit auf der heimischen Erde sich verdreifacht und verzehnfacht. Deutschland schmiedet in der eignen Werkstatt für sich und seine Bundesgenossen Waffen, während die Feinde ihre Waffen dem „neutralen" Ausland abkaufen müssen; es nährt mit dem Erträgnis der eignen Felder, das sorgsam bemessen und verteilt wird, das Volk, das die Engländer auszuhungern gedachten; es bringt dem Staat aus den Ersparnissen seiner eignen Bürger Summen dar, die in dem berühmten, aber unproduktiven Wollstrumpf der französischen Sparer sich nie hätten aufhäufen lassen und die das Reich noch auf lange hinaus gegen jede dringende Geldsorge sicherstellen.

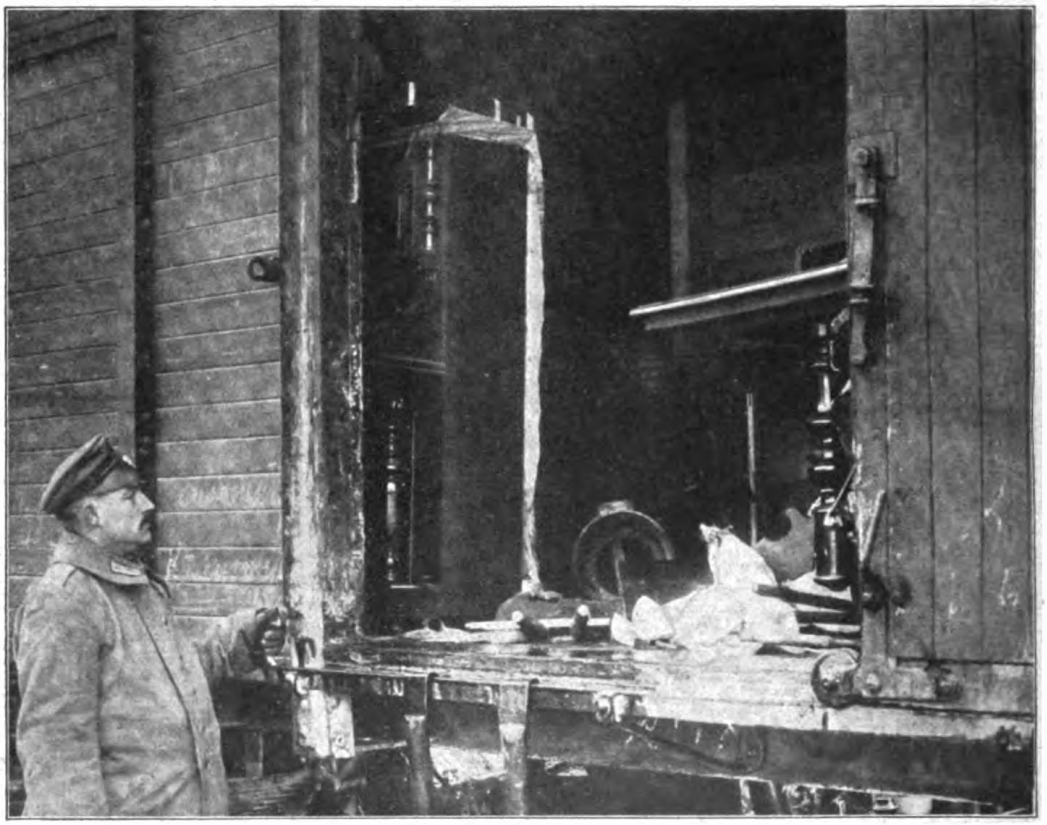
Zu alle dem hat Bismarck den Grund gelegt in klarer Voraussicht, daß Deutschland in Lagen kommen könne, die seine Unabhängigkeit von äußerer Zufuhr notwendig machten. Ihm war es ja eine Gewißheit, daß Deutschland seine junge Großmachtstellung über kurz oder lang gegen eine Welt von Feinden werde verteidigen müssen. Der cauchemar des coalitions, der ihm den Schlaf mancher Nacht raubte, war keine nervöse Zwangsvorstellung, sondern eine Lehre, die ihm die Geschichte Preußens gab — ihm, als einem der wenigen Geschichte-Macher, die etwas von der Weltgeschichte wußten und aus ihr zu lernen und immer wieder zu lernen bereit waren. So sah er im Geiste das neue Deutsche Reich, wie einst Friedrich der Große das von ihm zur Großmacht erhobene Preußen, von einem Ring natürlicher Feinde umgeben, denen er zunächst nur einen natürlichen Bundesgenossen entgegenzustellen wußte: die habsburgische Monarchie. Und diesen



Unser Generalfeldmarschall auf dem östlichen Kriegsschauplatz: Vorbeimarsch gefangener Russen
Nach einer Originalzeichnung von Bloch-Leonhardt

Kriegschronik

natürlichen Bundesgenossen hatte er zunächst als Feind bekämpfen und besiegen müssen! Es bleibt doch vielleicht der wunderbarste Beweis für die unerschütterliche Besonnenheit, die olympische Sicherheit geschichtlichen Weitblickes, die sich in diesem Genius mit loderndem Temperament in einzigartiger Mischung vereinten, wie Bismarck in dem besiegten brüderschaft zusammen; ohne Überschwenglichkeit, ohne pathetische Beteuerungen, aus der ganz kühlen und eben darum zwingenden Erwägung heraus, daß gemeinsame Lebensinteressen das einzige wirklich feste Band zwischen zwei Staaten bilden können. — Gar manchen der Fäden, die Bismarcks Hand gleichzeitig festzuhalten wußte, mußten sich



Ein Dokument der russischen Ehrlichkeit. Blick in den Wagen eines auf der Flucht von den Russen zurückgelassenen Raubzuges

Österreich schon am Tage des Sieges nur noch den für später zu gewinnenden Freund und Kampfgefährten sah; wie er seinem König in beinahe tragischem Ringen die Schonung des österreichischen Empfindens abzwang. Immer darauf bedacht, den ihm selbst unvermeidlich dünkenden Kampf mit Rußland soweit wie irgend möglich hinauszuschieben, schloß er die beiden Reiche, für die Rußland den gemeinsamen Feind, die gleiche Lebensgefahr bedeutete, zur Waffen- seine Nachfolger entgleiten sehen (gewiß nicht alle durch eigne Schuld!); es sei darum dankbar anerkannt, daß der Zweibund auch ihnen immer ein „rocher de bronze“ geblieben ist, dessen Unerschütterlichkeit der manchmal etwas zu schwungvollen Beteuerungen der Bundestreue nicht bedurft und sie darum vielleicht besser ganz entbehrt hätte.

Der bisherige Verlauf des Weltkriegs hat gezeigt, wie unlösbar Deutschland und Österreich-Ungarn aufeinander an-

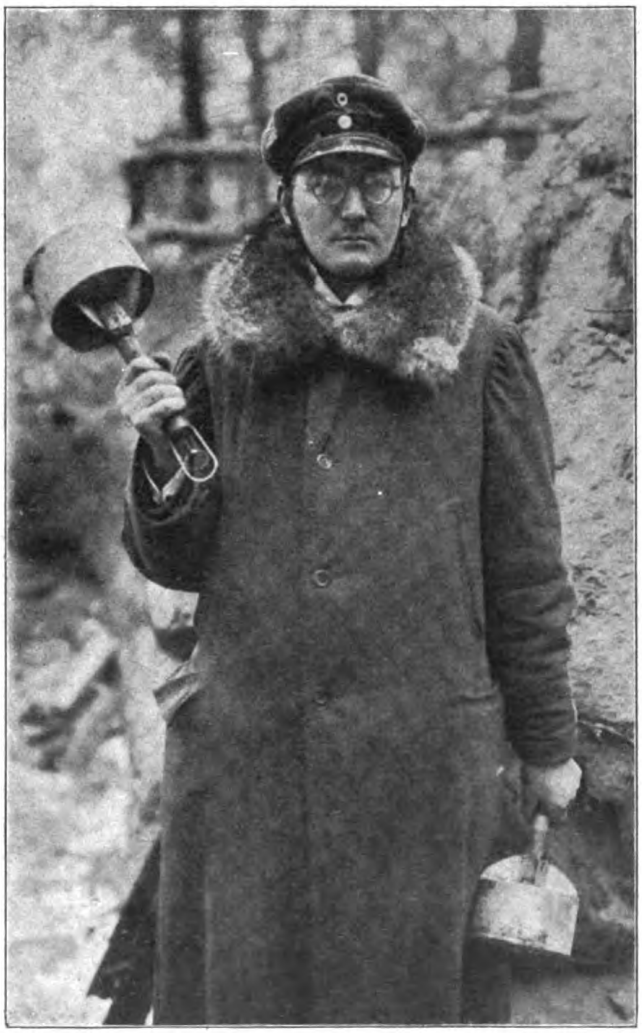
Durstige gefangene Russen erfrischen sich während des Abtransportes

Gefangene Russen zeigen, wie sie schießen

Nilophot, Wien

Kriegschronik

gewiesen sind; wie sie einander gegenseitig helfen müssen und können in der Abwehr der ungeheuerlichen, brutalen Zahlenübermacht des nordischen Kolosses. In diesem auf gewaltiger geschichtlicher Notwendigkeit gegründeten Bund ist kein Raum für kleinliches Nachrechnen und Eifersüchteln, ob der eine oder andere mehr getan habe oder mehr habe tun können. Heute wie bei den zwei Belagerungen Wiens, 1529 und 1683, ist die Hauptsache, den gemeinsamen Feind vom eigentlichen Europa fernzuhalten. Der Feind heißt heute Rußland, damals war es die Türkei, die jetzt an Stelle des zurzeit inaktiven Bundesgenossen Italien die beiden Zentralmächte zum Dreibund ergänzt. Von der Haltung, die Italien seit dem Kriegsausbruch gegen die beiden Verbündeten eingenommen hat, werden wir einst, nach Beendigung des Krieges, ein an Untertönen reiches meminisse juvabit sagen können. Über dreißig Jahre hat der Dreibund bestanden, und Italien hat bei ihm sein reichliches Auskommen gefunden. Es konnte sich unter seinem Schutze zu einer modernen Großmacht entwickeln, soweit dies einem Lande ohne Kohle, ohne Eisen und mit rein parlamentarischer Regierung möglich ist, und das einzige, was diese Entwicklung vernichtet haben würde, den Krieg gegen Österreich-Ungarn, den die unverantwortlichen Politiker je eher, je lieber vom Zaun gebrochen hätten, konnten die Verantwortlichen oft nur eben dadurch hintanhalten, daß nun einmal dieser „Todfeind" Italiens sein Verbündeter war. Es ist heute nicht der Augenblick, zu untersuchen, ob die deutsche Diplomatie psychologisch richtig handelte, als sie den berühmten „Extratouren" mit onkelhaft nachsichtigem Lächeln zusah, statt bei dem ersten derartigen Versuch die donna mobile in eine stille Ecke des europäischen Tanzsaales zu winken und ihr da unter vier Augen ein paar väterlich ernste Worte zu sagen. Wir Deutschen von heute dünken uns unendlich erhaben über die Hohenstaufen, die immer wieder über die Alpen zogen und deren glorreicher Stamm im Süden entwurzelt zusammenbrach. Immerhin war das höchste staatliche Ziel, das sie jenseits des Gotthard



Zurückgelassene russische Handgranaten

Kilophot, Wien

Österreichisch-ungarische Infanterie im Schützengraben

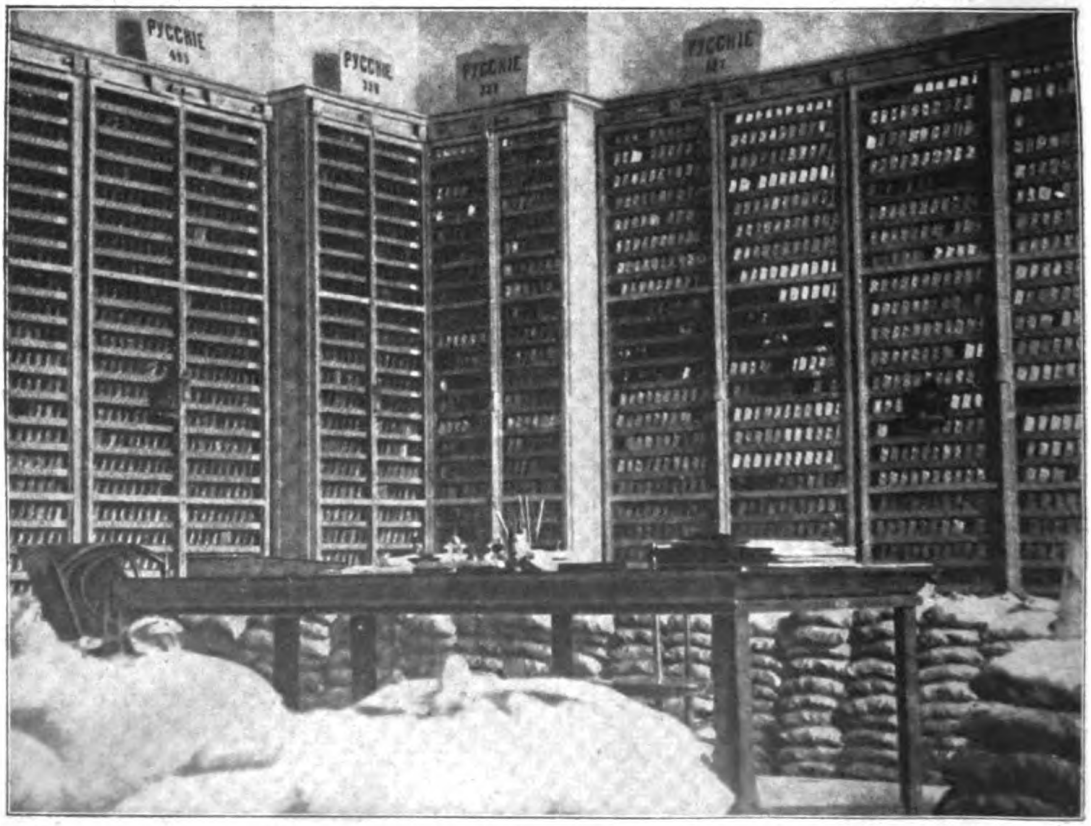
Auf diesem Bilde sind die Sappen (Verbindungsgänge zwischen zwei Schützengräben) besonders deutlich zu sehen

und Brenner suchten, das römische Kaisertum, damals durchaus nicht das blutlose Phantom, als das wir modernen Menschen es erkannt haben, sondern eines der bedeutendsten Imponderabilien mittelalterlicher Politik. In Wahrheit sind wir heute noch nicht aus der Gefühlspolitik Italien gegenüber herausgekommen, nur ist das Symbol dieser Gefühle nicht mehr, wie in jenen Jahrhunderten, die Krone der römischen Cäsaren, sondern — gestehen wir es uns einmal offen — der Baedeker. Ein Land mit solch sprichwörtlich blauem Himmel, solch klassischer Landschaft, so berühmten Kunstschätzen, ein Volk mit so wohllautender Sprache, solch glänzenden Augen und so reizend kindlichem Herzen — solches Land und Volk verdient doch wahrhaftig unsre selbstlose, opferbereite Liebe, nicht wahr?

Wenn Deutschland und Italien sich einmal ernsthaft verfeindeten, was sollte aus unsern Hochzeitsreisenden, aus

Phot. R. Fuchs, Berlin

Das Denkmal
der Konvention von Tauroggen 1812



Der russische Goldschatz in der Staatsbank in Petersburg

Kilophot, Wien

Verteilung von Liebesgaben an österreichisch-ungarische Truppen

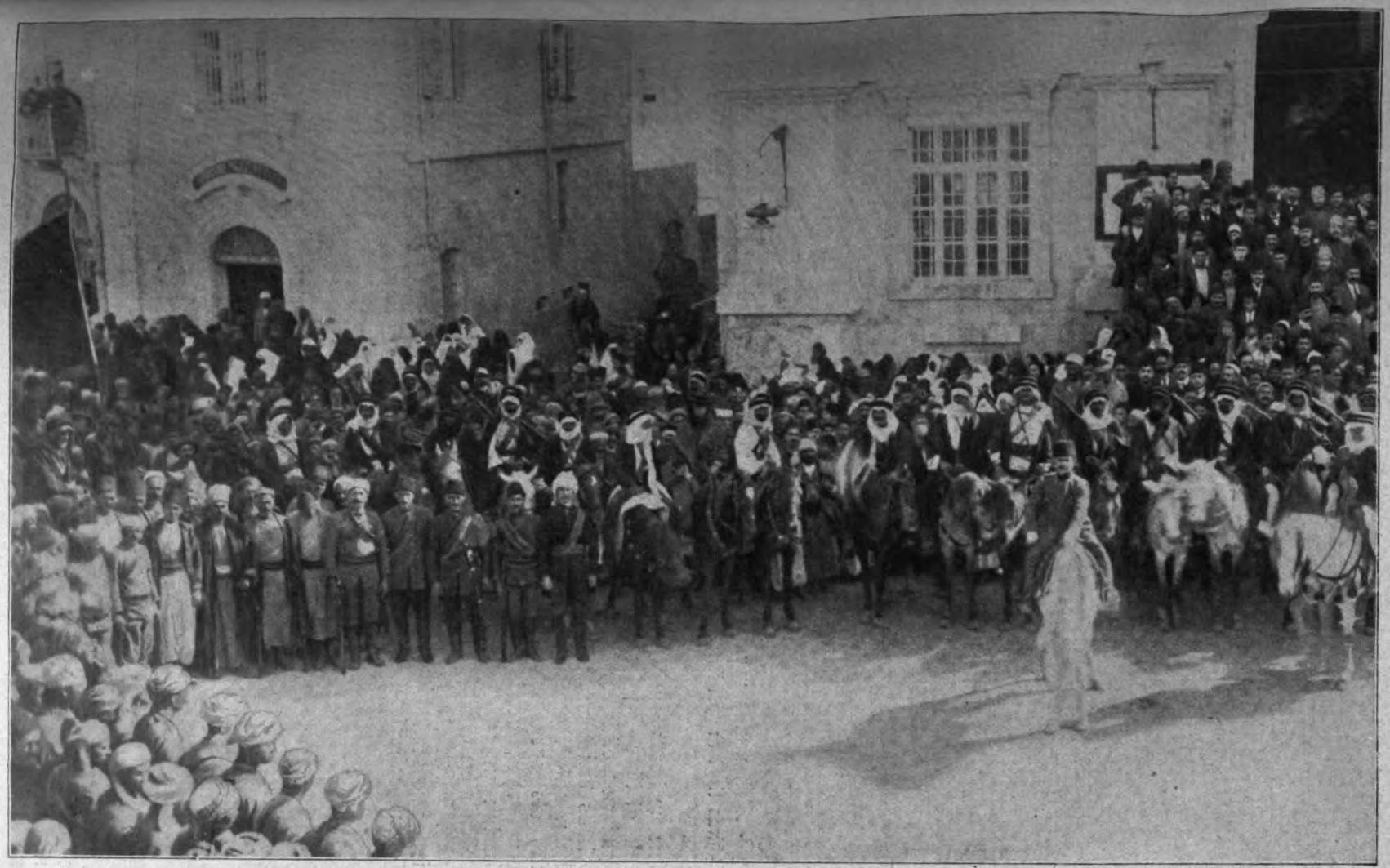
Kriegschronik

unsern Bildungsphilistern mit italienischen Sprachkenntnissen, aus unsern Archäologen und Kunsthistorikern werden? Und dabei war unsre Liebe zum „süßen Lande, drin das „Si“ erklingt“, so rein und unirdisch, daß wir es durchaus verschmähten, uns seine öffentliche Meinung, die gegen Barzahlung schreibende wie die analphabetische, durch jene klug angebrachten Schmeicheleien und klingenden Argumente

In einem Kaffeehaus zu Damaskus

Eiko-Film, G. m. b. H., Berlin

zu gewinnen, in deren Verwendung Herr Barrère, der französische Botschafter in Rom, sich als Meister bewährt hat. Wir begnügten uns mit den mehr oder minder starken Sympathien einer dünnen Oberschicht von Bildung und Einsicht, die in der Politik Crispische Überlieferungen hütet und in Wissenschaft und Literatur die deutsche Geistesarbeit schätzt. Diese deutschfreundlichen Intellektuellen wurden seit Kriegsbeginn überschrien von den bezahlten oder mitfortgerissenen Lärmmachern der Gasse, den Irredentisten und sonstigen „Interventionisten“. Die italienische Regierung, die zu Anfang des Krieges ihre wohlwollende Neutralität erklärt hatte, ließ die Gasse lärmen, soviel sie — die Gasse — wollte, vielleicht auch soviel s i e , die Regierung, wollte. Neben dem groben Machiavellismus mit kurzem Blick, aber desto weitertragender Stimme, der die unter dem schrecklichen Joch Habsburgs schmachtenden Stammesbrüder endlich erlösen und die bittere Adria in einen rein italienischen Süßwassersee umwandeln will, könnte es auch einen feineren Machiavellismus geben, der sich auf Regie versteht und der, wenn er merkt, daß alte Theaterkenner im Zuschauerraum sitzen, auf die das empörte Stimmengewirr „hinter der Szene“ seine Wirkung verfehlt, den „Rhabarber! Rhabarber!“ rufenden und murmelnden Statisten abwinkt, um lieber mit feiner Dialogführung zu arbeiten. Man darf von den Herren Salandra und Sonnino



Mohammedanische Freiwillige in kriegsmäßiger Ausrüstung in Jaffa

Phot. Leipziger Presse-Bureau

Kriegschronik

Mohammedaner zu Schiras beten um den Sieg der türkischen Waffen
(Schiras liegt in Persien; es ist wegen seiner schönen Frauen und Rosengärten hochgepriesen)

ohne weiteres annehmen, daß sie bei sonst gleicher Erfolgsaussicht einer anständigen Politik vor einer unanständigen weitaus den Vorzug geben und daß sie nicht nur als kluge Staatsmänner, sondern auch als vornehm denkende Menschen gern darauf verzichten, einen kleinen Gewinn zu erpressen, wenn sie einen großen ohne Erpressung machen können. Leicht haben sie es bei alle dem gewiß nicht, und man mag es ihnen immerhin gönnen, daß plötzlich in einer ganz unerwarteten Weise auch die dreibundfeindlichsten Italiener darüber aufgeklärt werden, was Italien an Liebe und Entgegenkommen vom Dreiverband zu erwarten hat.

In vier Punkte faßten die „gemäßigten" Irredentisten zusammen, was sie an Entschädigung für Italiens Neutralbleiben verlangten: die Abtretung des Trentino und des Isonzogebietes (auf Triest, das derjenige hat, der das Isonzogebiet hat, verzichten sie zunächst großmütig), die Überlassung Valonas und eine Garantie gegen die Slawisierung der auch fernerhin unerlöst bleibenden Italiener in Istrien und Dalmatien. Diese letzte Forderung, die in ihren Konsequenzen die dauernde Frischhaltung eines Casus belli bedeutet, weckte aber ganz anderswo als in Wien ein überraschendes Echo. Die Russen, die schon längst ungeduldig geworden waren, weil Italien sich immer noch neutral hielt, waren natürlich tief gekränkt, daß die Italiener in der Slawisierung ihrer Stammesgenossen so etwas wie eine nationale Deklassierung erblicken. Außerdem belehrte sie aber die italienische Absicht auf Valona darüber, daß das berühmte Fenster nach der Adria, durch das sie, über Serben und Montenegriner hinweg, den Kopf nach dem warmen Meer hinausstrecken wollten, vor ihrer Nase zugenagelt werden sollte. Mit einer Offenheit, die für den nicht unmittelbar beteiligten Zuhörer etwas Erfrischendes hat, die aber zugleich auf eine schon ziemlich verzweifelte Gemütsstimmung schließen läßt, sagen sie jetzt den bisher liebenswürdig umworbenen Italienern ins Gesicht, sie hätten im Osten der Adria gar nichts zu suchen; von Triest angefangen, sei das alles altslawischer heiliger Boden, auf dem sich die Römer und ihre Nachfahren nur als

Kriegschronik

ganz unliebsame Eindringlinge festgesetzt hätten.

Diese tatarischen Deutlichkeiten werden vielleicht die Irredentisten, soweit sie überhaupt noch belehrbar sind, rascher zur Vernunft bringen als die Urbanität des Fürsten Bülow. Sie erinnern alle, die überhaupt in Italien politisch zu denken vermögen, nachdrücklich daran, daß Crispi nicht aus selbstloser Bewunderung für Bismarck, sondern im wohlbedachten Interesse seines eignen Vaterlandes den Beitritt Italiens zum Zweibund bewirkt hatte. Und wir sehen aufs neue, wie Bismarck seine politischen Kombinationen immer so traf, daß auch der andre Teil dabei auf seinen Vorteil kam und schon um des eignen Wohles willen den geschlossenen Abmachungen treu bleiben mußte. Heute weiß Italien aus dem Mund unsrer Feinde, was es uns, seinen Verbündeten, nicht geglaubt hat oder nicht glauben zu wollen schien: daß es sein eignes Grab grübe, wenn es mit jenen gemeinschaftliche Sache machen und den alten Verbündeten in den Rücken fallen wollte. Der grobe Machiavellismus, der die unanständigen Mittel an sich liebt, in der Hoffnung, es werde sich schon irgendein Mittel oder Erfolg finden, der sie nachträglich heilige, wird nun vielleicht dem feineren, recht verstandenen Machiavellismus unterliegen, der zuerst das Verhältnis zwischen den eignen Kräften und den erwünschten Zielen abmißt und der auch den Ruf politischer Zuverlässigkeit zu den Imponderabilien zählt, deren Vernachlässigung sich früher oder später rächen muß. Es wäre also nicht völlig ausgeschlossen, daß sogar der Dreibund den jetzigen Krieg überlebt. Daß wir Deutschen dabei das gute alte Wort: „Trau, schau, wem!“ Italien gegenüber etwas mehr als bisher beherzigen und uns etwaige neue „Extratouren“ ein wenig energischer verbitten

Eiko-Film, G. m. b. H., Berlin

In einem türkischen Proviantamt:
Die Zählung der Brote für die Truppenteile unter Kontrolle eines Beamten

Kriegschronik

würden, dürften uns ehrlich denkende Italiener am wenigsten verdenken.

Neben Italien haben Rumänien, Griechenland und Bulgarien die Ehre, vom Dreiverband umschmeichelt zu werden, der sie von dem schmalen, aber sicheren Weg der Neutralität weglocken und zu Reisläuferdiensten gegen die Zentralstaaten anwerben möchte. Am aussichtslosesten sind wohl die Bemühungen um Bulgarien, dessen kluger König sein Volk nur an die bitteren Erfahrungen des zweiten Balkankrieges zu erinnern braucht, wenn die russischen Versprechungen gar zu verführerisch klingen. Mit Festigkeit und Energie hat auch der griechische König die Hellenen vor dem Aufgeben der Neutralität bewahrt, indem er den Dreiverbandsfreund Venizelos zum Rücktritt veranlaßte — bei der Volkstümlichkeit des Mannes, der Kreta an Griechenland gebracht hat, ein gewagter Schritt, den aber das Volk, dessen Vertrauen der als Kronprinz einst vielgeschmähte König jetzt in vollem Maße genießt, würdigte und billigte. Wichtiger noch für den unmittelbaren Verlauf des Krieges ist die Richtung der rumänischen Politik. Auch hier kommt in dem Widerstreit der Parteien und Sympathien dem Herrscher selbst die ausschlaggebende Bedeutung zu; und hier ist dem Nachfolger König Karols schon dadurch die Bahn vorgezeichnet, daß der Begründer des Königreichs die stets von ihm vertretene Politik: Unabhängigkeit von dem räuberischen Rußland, Freundschaft mit den Zentralmächten, geradezu mit seinem Tode besiegelt hat; füllte und endete doch seine letzten Lebenstage ein heroisches Ringen gegen die Majorität seiner Minister und seines Volkes um die Rettung seines Lebenswerkes und der Grundlinien seiner Staatskunst. Sein Tod brachte viele zur Besinnung und machte dem König Ferdinand das Festhalten an der Politik seines Oheims fast zu einer Ehrenpflicht.

Wie Rußland die Italiener durch unbedachte Offenherzigkeiten und taktlose Drohungen von sich abschreckte, so die Rumänen gleichfalls durch unzeitgemäße Aufrichtigkeit, aber auch durch noch viel wirksamere Mittel. Man sagte ihnen, sie hätten sich nicht die geringste Hoffnung auf Bessarabien zu machen, das reiche, ganz rumänische Land, das die Russen nach dem Türkischen Kriege ihren rumänischen Errettern in edler Dankbarkeit wegnahmen; Rumänien solle sich nach der Zertrümmerung Österreich-Ungarns an der Bukowina und Siebenbürgen schadlos halten. Zugleich aber erteilten die Russen ihren Freunden drastischen Anschauungsunterricht über Wesen und Wert echt russischer Kultur, indem sie in der Bukowina die ärgsten Schandtaten gegen die Bevölkerung ohne Ansehen der Nationalität begingen. Die Hilferufe und das Sterberöcheln der Gemarterten und Geschändeten drangen über die Grenze hinüber und löschten wohl die Liebe zu den Russen, soweit sie nicht auf Bestechung, sondern auf altüberlieferten Gefühlen beruhte, in den Rumänen des Königreichs aus. — Die Bukowina war aber nicht nur der Schauplatz russischer Greuel, sondern auch militärischer Niederlagen: Schritt für Schritt wurden die Truppen des Zaren von den Verbündeten von der Südecke des Landes her bis nach Galizien, ja bis über die russische Grenze tief nach Bessarabien hinein zurückgedrängt.

Dieser doppelte Eindruck war so stark, daß er auch durch den Fall von Przemysl nicht mehr verwischt werden konnte. Am 22. März erlag die Festung nach der zweiten, vier Monate währenden Belagerung — nicht dem Heldenmut der Feinde, sondern dem Hunger. Die auf anderthalb Jahre berechneten Vorräte hatten zwischen der ersten und zweiten Belagerung zum großen Teil den in der Nähe kämpfenden kaiserlichen Heeren zur Verfügung gestellt werden müssen und in der kurzen Pause vor dem erneuten Heranrücken der Russen nicht mehr ergänzt werden können. Die eingeschlossene Besatzung trug die furchtbarsten Qualen mit wahrem Heldenmut, bis zuletzt, als die ausgehungerten Leute sich kaum mehr von der Stelle schleppen konnten, mit Ausfällen den Feind beschäftigend und schädigend. Erst als Hunger und Krankheit schon viele Tausende hingerafft, ergab sich die Festung, nachdem sämtliche Forts, alle Geschütze und Munitionsvorräte durch Sprengung vernichtet waren.

Eingang in die Dardanellenstraße. Nach einer Zeichnung von F. Perlberg

Kriegschronik

Diesmal ehrten die Russen sich und ihre Gegner, indem sie der Besatzung und ihrem heldenhaften Kommandanten freiwillig die ehrenvollsten Bedingungen gewährten.

Auf den weiteren Gang der kriegerischen Ereignisse hatte der Fall von Przemysl keinerlei entscheidenden Einfluß; der Zuwachs, den die in den Karpathen kämpfenden russischen Truppen durch das freiwerdende Belagerungsheer erhielten, war unbedeutend im Vergleich zu der schon vorher bestehenden Überzahl, die sich, nach wie vor unter ungeheuerlichen Menschenopfern, bisher vergeblich bemüht, durch die Gebirgspässe, auf denen sie schon nach der galizischen Ebene zu heruntergedrängt worden sind, wieder nach Ungarn hineinzudringen. Hier kämpfen, eng verbunden, die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen, sich gegenseitig durch das Beispiel der Tat anspornend, in aufopferndem Mut gegen den zweifachen Feind: den furchtbaren Gebirgswinter und die immer wieder wie aus dem Boden wachsenden, fast unerschöpflichen Scharen der Russen.

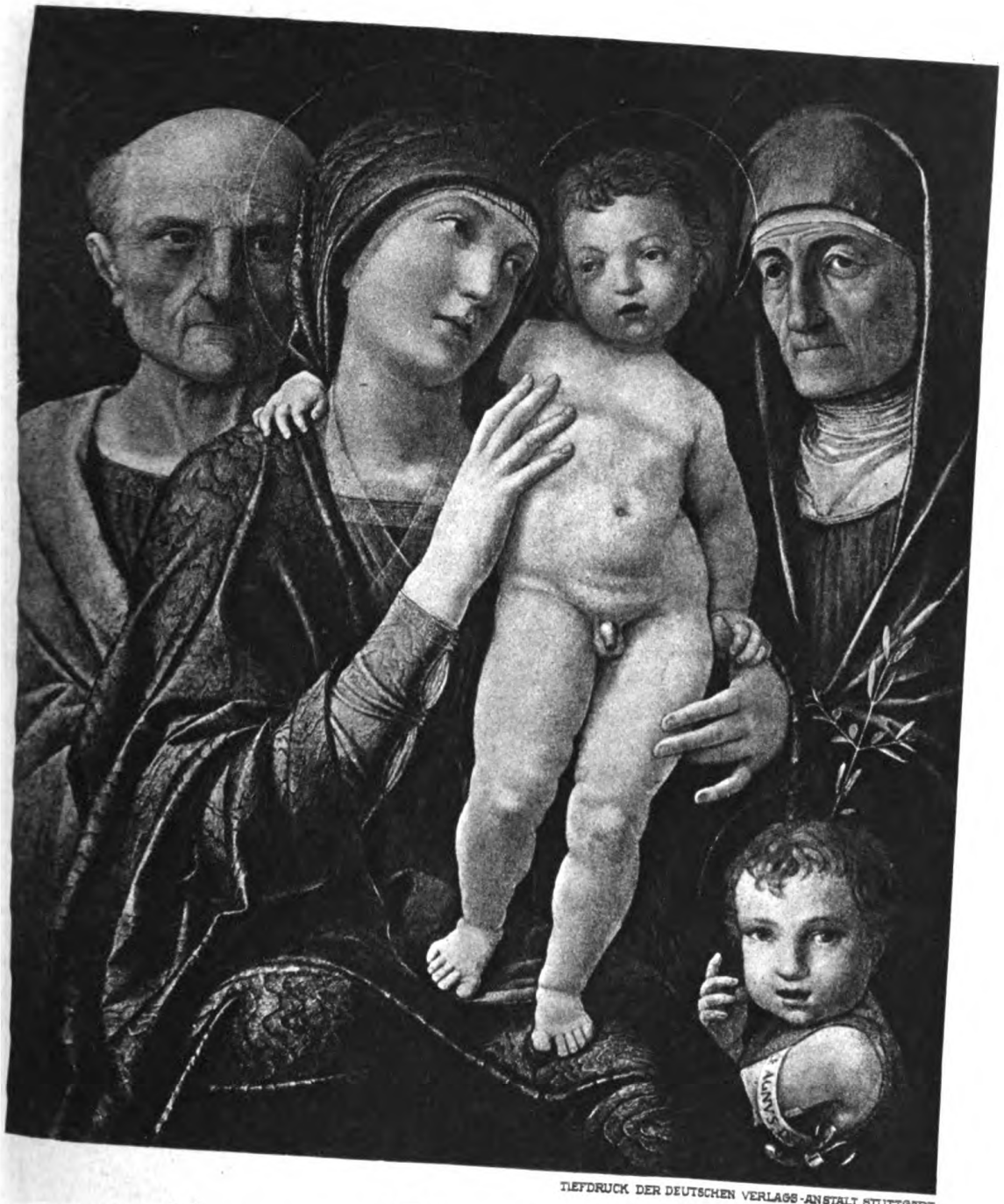
Aus dem nördlichen Teil des Kriegsschauplatzes im Osten kommen schon seit einigen Wochen der Hauptsache nach Meldungen, die an das berühmte: „Nichts Neues vor Paris" erinnern. Immerhin hat auch dieser Monat März die Russen, neben den ungezählten Verlusten an Toten und Verwundeten, 100 000 Gefangene, zu etwa gleichen Teilen an die Deutschen und an die Österreicher, gekostet. Und wir warten in Ruhe, bis Hindenburg, der Meister des ehernen Schachspiels, wieder zu einem entscheidenden Zug ausholt, mit dem auch der Einfall, den die russische sogenannte Reichswehr, ein halb militärisches Gesindel von Mordbrennern, in den nördlichsten Zipfel von Ostpreußen unternommen, die letzte gründliche Sühne finden wird.

Konnte die Einnahme von Przemysl den Ruhm der Russen nicht erhöhen, so hat das Ansehen ihrer Verbündeten einen neuen, vielleicht den schwersten Stoß erhalten durch die vergeblichen Versuche der englisch-französischen Flotte, den ehernen Riegel aufzubrechen, den die Dardanellen vor Konstantinopel schieben. Die tiefgreifenden Verluste, die hier die Engländer und Franzosen erlitten, haben aber nicht nur wesentlich dazu beigetragen, die neutralen Staaten von dem bewaffneten Beitritt zum Dreiverband abzuhalten; die ganze Aktion vor den Dardanellen hat auch die unüberbrückbaren Interessengegensätze grell ans Licht gestellt, die in der Frage der Meerengen und des Besitzes von Konstantinopel zwischen Rußland einerseits, den Westmächten anderseits heute noch bestehen, wie sie im Krimkrieg bestanden. Auch diese Enthüllung schwächt natürlich das Prestige des Dreiverbands.

Dazu kommt, daß der deutsche Unterseekrieg gegen England immer schärfere und wirksamere Formen annimmt, daß die Verstimmung der Seehandel treibenden Neutralen — sogar des albionfrommen Herrn Wilson — über die Rücksichtslosigkeiten der englisch-französischen Seekriegführung wächst; daß das englische Landheer bei Neuve-Chapelle einen Pyrrhussieg erlitt, bei dem ein belangloser Erfolg mit unerhörten Opfern erkauft ward; daß Japan mit seiner Einbrecher-Politik gegen China den europäischen Bundesgenossen kaltlächelnd beiseite schiebt und so das englische „Gesicht" auch in Ostasien aufs schwerste beeinträchtigt.

Das alles sind Dinge, die noch keine Entscheidung bedeuten oder unmittelbar vorbereiten. Aber wir dürfen ihnen die ruhige Zuversicht entnehmen, daß der schließliche Ausgang den stolzen Erwartungen entsprechen wird, mit denen uns die ersten Kriegsmonate erfüllten. Und in dieser Zuversicht feiern wir dankbar das Andenken des Mannes, ohne den das Deutsche Reich nicht wäre oder doch nicht das wäre, als das es sich in diesem Weltkampf erwiesen hat. xy.

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur a Adresse der Redaktion. Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.

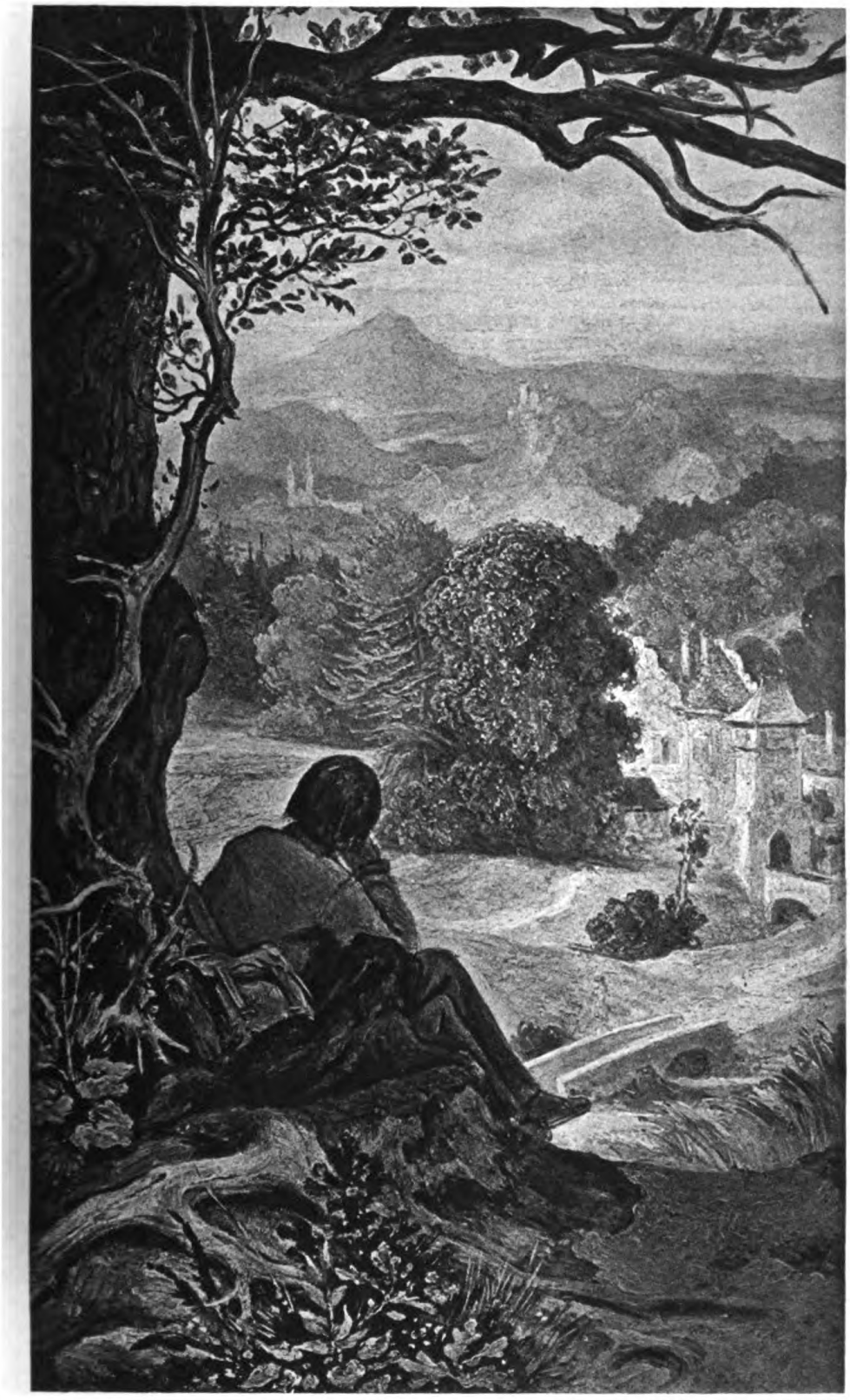


TIEFDRUCK DER DEUTSCHEN VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

Mantegna: Die heilige Familie

Mantegna: Markgraf Lodovico

(Aus dem Freskenzyklus in Mantua)

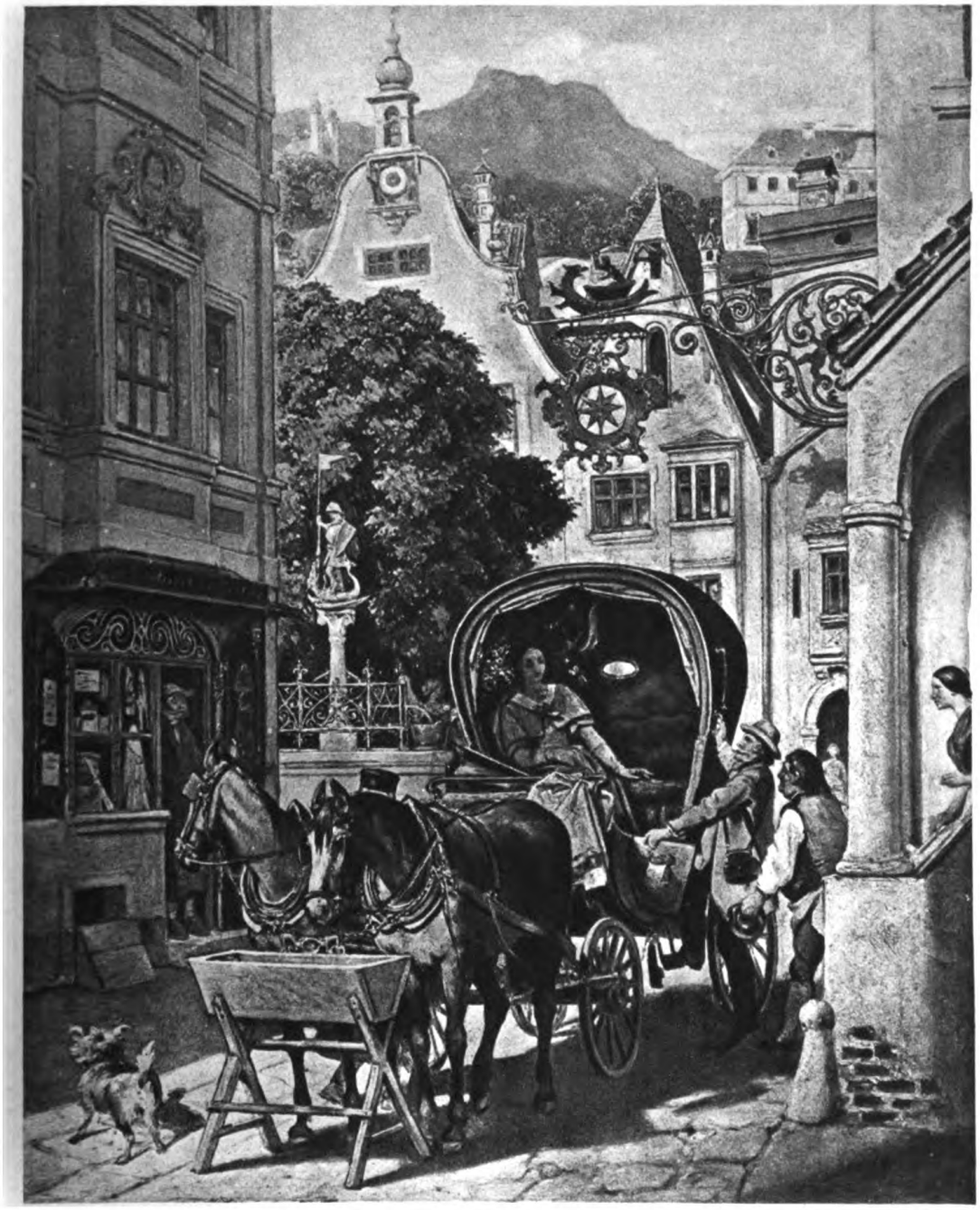


PHOTOG. GESELLSCHAFT BERLIN

Schwind: Auf der Wanderschaft

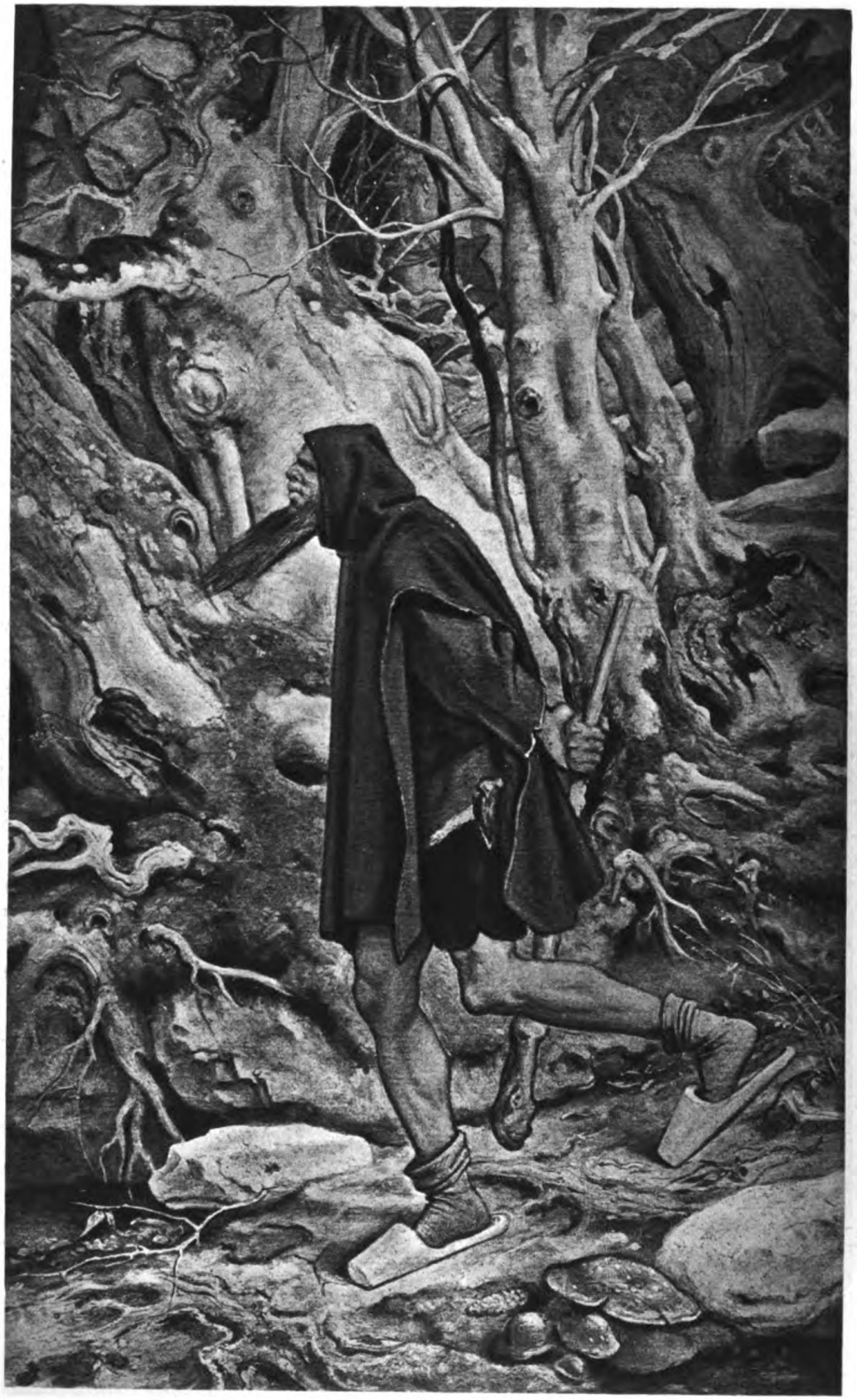
PHOTOG. GESELLSCHAFT BERLIN

Schwind: Der Traum des Gefangenen



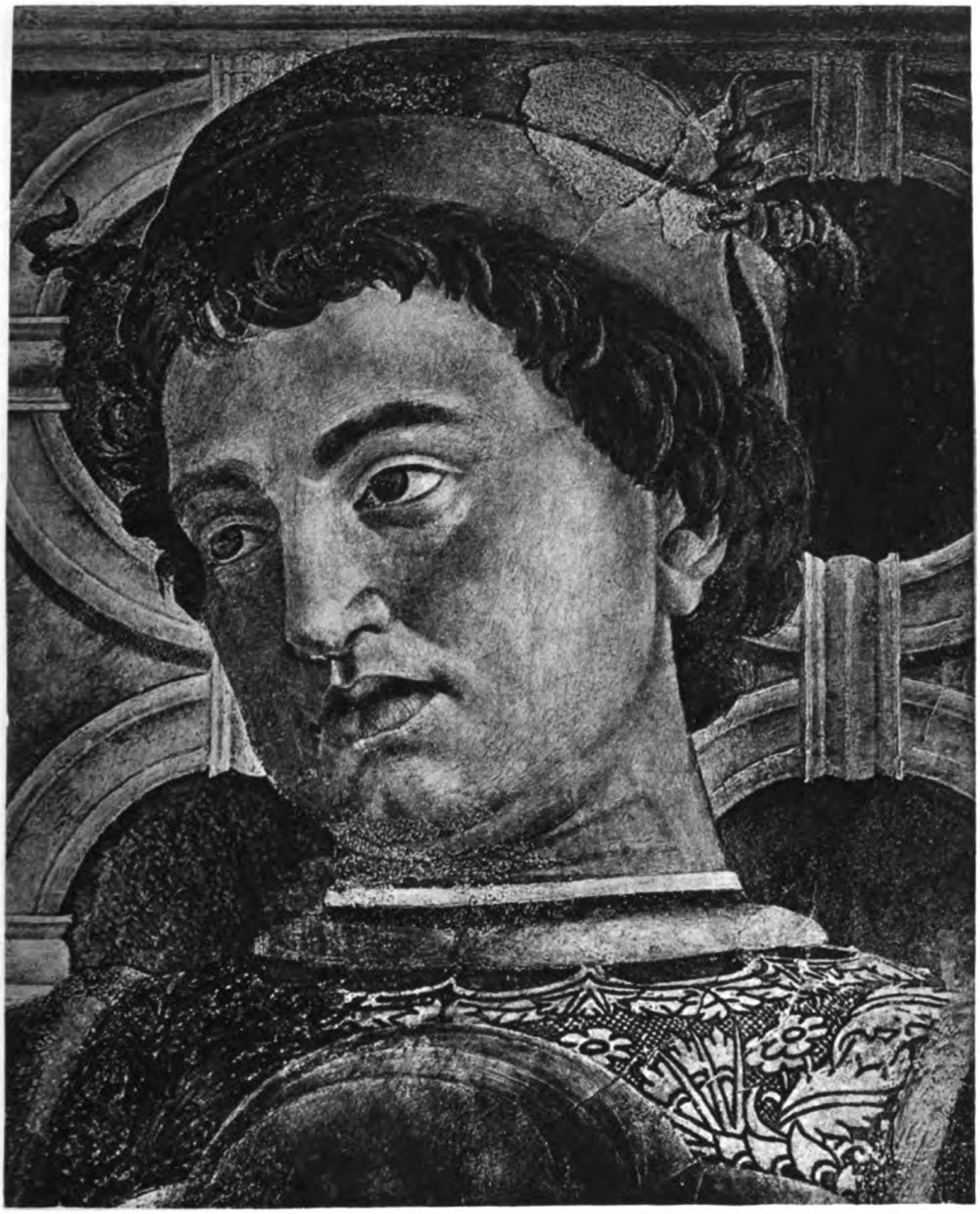
PHOTOG. GESELLSCHAFT BERLIN

Schwind: Die Hochzeitsreise



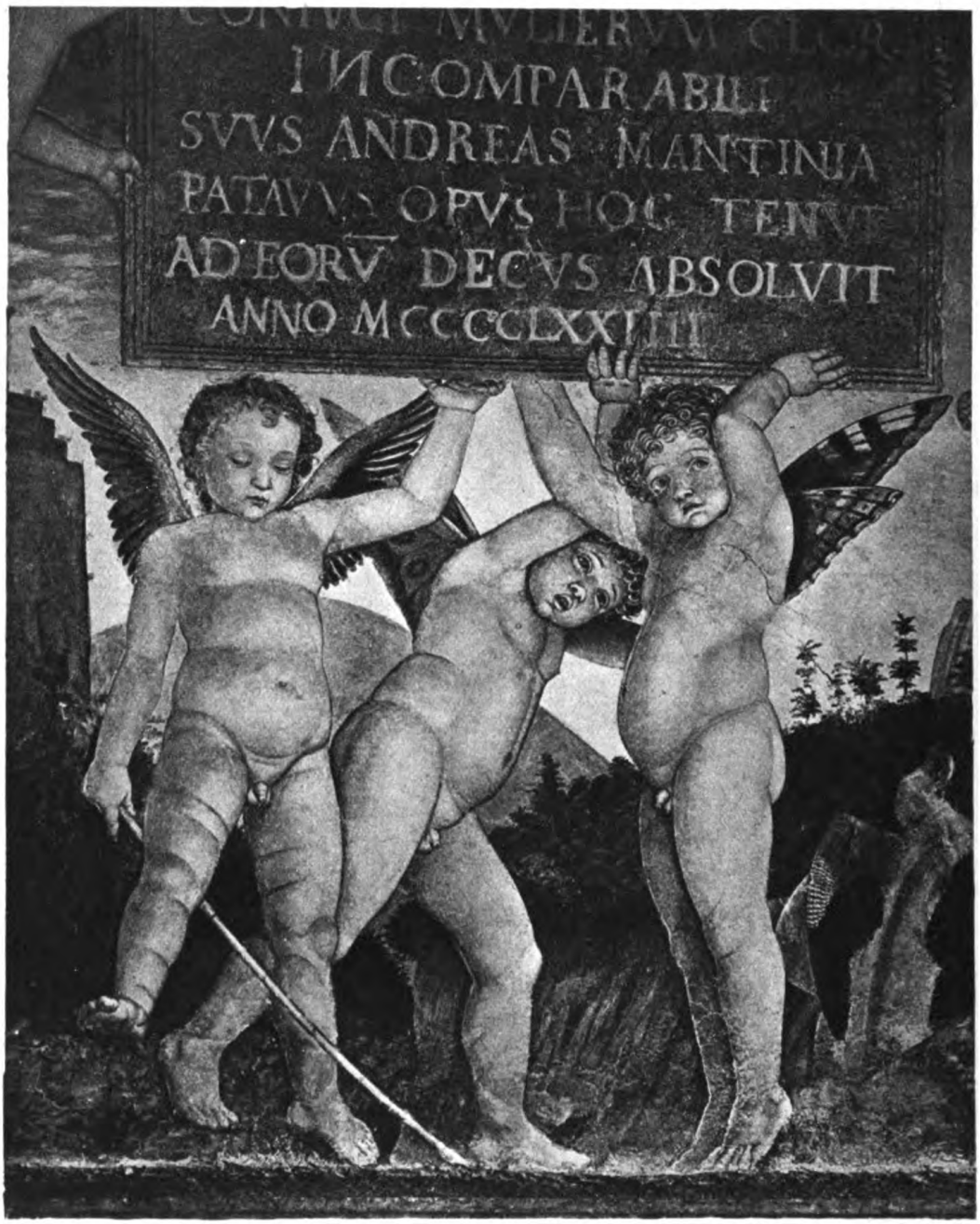
PHOTOG. GESELLSCHAFT BERLIN

Schwind: Rübezahl



Mantegna: Gian Francesco Gonzaga

(Aus dem Freskenzyklus in Mantua)



Mantegna: Putten aus dem Freskenzyklus in Mantua

Durch!
(Ungarische Honved-Husaren im Kampfe mit russischer Infanterie)
Nach einem Gemälde von Professor A. Jank

[illegible]

Arena
Oktav-Ausgabe von Über Land und Meer

Der Rubin der Herzogin

Roman

von **Rudolf Presber**

(Fortsetzung)

Es ist die Vision des heiligen Felix von Cantalicio," erklärte Erich, seine Stimme dämpfend. „Auch mir eins der liebsten von des Meisters Bildern. Sehn Sie nur, wie fein der Kopf des beglückten Alten, dem der Traum seines frommen Glaubens für einen seligen Augenblick das Christkind in den Arm gegeben. Wie rührend die Mütterlichkeit in dem edlen Kopf der Madonna ... und dann — schauen Sie auf die schlanken Hände ... ist es nicht, als wäre sie doch — ganz menschlich, irdisch, mütterlich — ängstlich und wollte sagen: Laß nur mein geliebtes Kindchen, mein erstes, mein einziges, nicht fallen, alter zitternder Mann! ... Dort sehen Sie den heiligen Thomas von Villanueva — die leuchtende Bischofsmütze auf dem leidvollen Haupt — der dem knienden Bettler das Almosen spendet — den hat Murillo selbst für sein bestes Werk erklärt. Vornehm und groß find' ich das Bild — aber bei Murillo such' ich immer — was hier gerade fehlt — die Frau, die Mutter. Kein Maler, selbst Raffael nicht, hat die Gottesgebärerin so menschlich, so rein in ihrer Güte dargestellt, ohne ihrer Hoheit etwas zu vergeben, wie der Sevillaner Meister. Er hat in seiner ehrlichen Frömmigkeit auch mit dem Glanz des Himmels nicht gespart, aber was uns zwingt und besiegt in seinen Bildern, ist doch die Anmut der Erde. Ist die Lieblichkeit, die wir kennen und verstehen, die wir aus einer fernen Kindheitserinnerung vielleicht noch mitnehmen durchs Leben, als ein dämmerndes Gedächtnis an die eigene Mutter, die sich, da sie noch jung war, über uns beugte in Dank und Glück und Angst und Hoffnung — und die gewiß nie schöner war, nie menschlicher und nie dem Himmel näher, als da sie uns anlachte in unsrer Hilflosigkeit."

„Wie lieb Sie das sagen!"

Hilde fühlte ihre Hand ganz sanft umsponnen von Erichs Fingern. Aber sie ließ ihm die Hand. Sie hatte das Gefühl, daß er nur aussprach, was sie

 Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

dachte; was diese in all ihrem Ernst so heiteren Bilder selbst auch ihr sagten, ohne daß sie die rechten Worte dafür gefunden hätte.

„Es ist Harmonie in diesem Künstlerleben gewesen —" sie hörte wieder Erichs Stimme, und sie wunderte sich, wie sanft und feierlich dieser Mann reden konnte, der noch vor kurzem da draußen im Wagen ganz Scherz und Lachen und Oberfläche war — „er ist dem Leiden immer ausgebogen in seinen Bildern. Hat aus der Geschichte der Heiligen, die doch voll Blut und Marter und Not und Aussatz und Wunden ist, nur das Schöne, Sanfte, Anmutige gesucht und geschildert. Die Visionen, in denen die Engel oder das Christkind selbst den Heiligen erscheinen, die Gläubigen trösten; und vom Leidenswege des Herrn nur die lichten, beglückenden Momente. Die andern — vielleicht größere darunter — haben Christum immer wieder verraten, gefangen, gegeißelt, bespien — haben den Haß seiner Feinde fast eifriger gemalt als des Schuldlosen Menschenliebe und sein Opfer. Sie haben ihm immer wieder die Dornenkrone ins blutige Haupt gedrückt, haben ihm die Nägel durchs Fleisch der Hände und Füße getrieben und seinen Leichnam tausendmal wieder, dürr, blaß und mit den Totenflecken, vom Kreuze genommen. Murillo ist der Leiche ausgewichen, die jahrhundertelang die Kunst beherrscht hat. Er hat den Glauben nicht im Schrecken und in den Greueln des Martyriums gesucht, die als Legende in Chroniken erstöbert werden müssen; er hat ihn aufgedeutet in der himmlischen Liebe, von der uns — bescheiden, gebrochen — irdische Strahlen doch immer noch umgeben. Wenn eine Mutter ihr Kind anlacht, wenn ein Großvater den Enkel wiegt und ein kräftiger Sohn den gebrechlichen Vater tröstet — das alles ist Erde von unsrer Erde und doch Himmel vom Himmel Murillos. Ich bin durch Italien gereist — als Laie gewiß, aber schließlich gut vorbereitet und mit offenen, suchenden Augen — ich war am Ende, Weihrauch in allen Kleidern, matt und krank von all den geschundenen Heiligen, den pfeilgespickten, lanzenzerstochenen, an Marterpfählen blutenden Opfern der Demut, des Glaubens an einen Lohn da drüben. Von diesen auf Holzstößen Brüllenden, in Höhlen Eingemauerten, unter Pöbelfüße getretenen, angstvoll Verzerrten. Von all diesen unsagbar Elenden, die erst gemartert, geschunden, zerquetscht, aller Menschlichkeit entkleidet sein müssen, ehe sie in Feiertagsgewändern, belohnt für erlittene Brutalitäten bestialischer Zeitgenossen, in den Himmel einziehen dürfen. Hier aber — auf der Erde und im Himmel Murillos — sehen Sie immer wieder die still webende, schenkende, göttliche Liebe. Sie strahlt aus der leichten Anmut der Frauen — sehen Sie dort nur den Kopf der Santa Rufina — aus der süßen Sorglosigkeit der Kinder — beachten Sie dort das entzückende Baby der Kapuzinermadonna — und aus den visionären Blicken der verzückten Greise. Die Engel stehen nirgends mit flammenden Racheschwertern vor den verschlossenen Paradiesen. Sie dienen als kleine, liebe himmlische Pagen der Lieblichkeit ihrer Madonnen. Sie schweben und purzeln kindlich, fröhlich, neugierig in den goldnen Wölkchen herum — sehen Sie nur hier das einzig schöne Bild des heiligen Antonius von Padua mit dem Christkind! Der fromme Mann hat so lange in der Bibel gelesen, bis das heilige Bübchen ihm selber herausspringt, greifbar im Fleisch, aus dem herrlichen Weihnachtsevangelium. Nun sitzt's, von einem Himmelsstrahl

beleuchtet, lieb und zutraulich auf dem Buch der Bücher. Und innig und ohne Scheu hat der Heilige seinen Arm um das nackte Kinderkörperchen gebogen ... Und dort — in der schönen Allegorie der Weltentsagung des heiligen Franz von Assisi, hat selbst der dornengekrönte Christus, der die eine Hand vom Kreuze freigemacht hat und sich ohne Schmerz und Schwere niederbiegt zu dem verzückten Mönch, nichts, gar nichts von einer durch Gottes Wunder erweckten Leiche; nichts von einem Gekreuzigten, der in Qualen verdurstend am Marterholz starb, um ewig zu leben. Dahinten im grauen Nebel des göttlichen Zornes liegt wohl das fluchbeladene Jerusalem; aber dieser Heiland, der sich vom Kreuze herabbeugt, ist immer noch von dieser Welt, ist immer noch der Sohn der gütigen, mütterlichen Maria, die Sie hier im Saal immer wieder in ihrer milden, traulichen Menschlichkeit sehn — dort zart jungfräulich in der Verkündigung der Kapuziner — hier glücklich-stolz, eben Mutter geworden, in der Anbetung der Hirten, und hier — den Fuß auf dem Monde, von Englein geleitet — als Purissima in die strahlenden Himmel aufschwebend ..."

Hilde war, den Weisungen Erichs folgend, mit den Blicken von Bild zu Bild gewandert. Jetzt streifte sie den Redenden mit einem scheu bewundernden Blick. War's möglich, daß ein junger Weltmann, der ihr so als der Typ des sorglos und auch geschmackvoll genießenden modernen Reisenden erschien, so freudig in den Himmel der Kunst schaute, so klug und so innig zugleich reden konnte von dem, was ihre Kindheit erfüllt hatte? Sie sah wieder ihren Vater aus der mit Plüsch ausgeschlagenen Kiste, seinem „Museum", die Visitphotographien der geliebten Meisterwerke nehmen. Nüchterner, volksschulmäßiger, lehrerhafter hatten seine Erklärungen geklungen, wenn er, den dünnen blonden Vollbart in der ein wenig zittrigen Hand, zu ihr sagte: „Murillo — mit zwei „l", Hilde, das sprechen aber die Spanier Muriljo — hat in Sevilla gelebt — auch mit zwei „l" — in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Er hat immer wieder die Madonna gemalt, siehst du, und das Jesuskind und die Heiligen — und all die schönen Bilder hier, die in Farben noch viel schöner sein müssen, hängen in der Stadt Sevilla am Guadalquivir in Andalusien ..." Und es war ihr, als ob ihr armer Vater, dessen ganze Schönheitswelt aus einer Zigarrenkiste stieg und aus ein paar alten Büchern, heute hier in ihr mitgeehrt würde und in ihrem dankbaren Schauen wieder erstünde vor diesen gemalten Madonnen, zu deren schlechtem kleinem Abbild er gebetet hatte.

Langsam, leise auf den Zehen gehend, als ob hier eine Andacht stattfände, die sie nicht stören dürfe, war sie Erich, immer noch von seinen Fingern sanft an der Hand gehalten, von Bild zu Bild gefolgt, die Wände entlang. Niemand hatte gestört. Aber hier, vor der Madonna aus dem Kloster der Mercenarier, stand unbeweglich, wie eingerammt in den Boden, die hagere Gestalt eines jungen Herrn.

Erich und Hilde bogen, um nicht zu stören, um den reglosen Besucher, der starr zu dem aus dem tiefen Dunkel des Hintergrundes schmal und vornehm mit gesenkten Augen aufleuchtenden Kopf der Maria in die Höhe sah.

„Bergemann, der alte Sanitätsrat, Sie wissen —" sagte Erich halblaut, sich zu Hildes Ohr beugend, „behauptet, das Gesicht dieser Madonna ähnle

stark einer Schwester von ihm, die ... die wohl früh gestorben ist. Ich kann mir's wohl denken; es ist ein fast moderner Kopf in seiner schmalen, etwas kühlen Vornehmheit ..."

In diesem Augenblick wandte der vor dem Bild stehende Herr den beiden sein blasses, spitzes Gesicht zu. Ein Glas funkelte im rechten Auge. Es war Arthur Mücke.

Er streifte die beiden mit einem erstaunten Blick, dann zuckte es ironisch um seine hängenden Mundwinkel, und er ging grußlos mit hochgezogenen Schultern zum Ausgang.

Erich sah ihm nach. „Seltsam! Herr Mücke — er war doch vorhin schon mit unsrer ganzen Gesellschaft hier. Was kommt er zurück, der Gent —? Hat er sich in der Geschwindigkeit hier verabredet mit jemand: „— vor der Mercenarier-Madonna, Kennzeichen: rote Kamelie im Knopfloch, Scherbe im Auge und süffisante Visage" ... oder —?"

Hilde drückte ein wenig seine Hand. „Sie müssen nicht immer das Schlimmste von den Menschen denken ..."

„Das tu' ich ja auch wirklich sonst nicht. Aber dieser unausstehliche Bengel ..."

„Nun ja, er ist ja nicht sehr sympathisch. Aber wer weiß, wer seine Kindheit gelenkt hat und was er um sich gesehen hat, bis ..."

„Vermutlich Bügelfalten, Hosenstrecker, Modejournale und Affentheater!"

Hilde unterdrückte ein Lächeln und machte ihre Hand los: „Sie müssen nicht so reden! Hier nicht! ... Vorhin, wie Sie von der Madonna zu mir sprachen, waren Sie so nett!"

„War ich?" Erich hatte wieder den alten leichten Ton. „Nun ja: Madonna und Murillo — obschon sie, durch denselben Anfangsbuchstaben bevorzugt, mit Herrn Mücke mal, wenn er Glück hat, im selben Band des Konversationslexikons stehen werden — haben mit diesem Patentekel wirklich wenig zu tun. Aber ... Was sagen Sie?" Diese Frage war an den krummbeinigen alten Museumsdiener gerichtet, der aus einer Wolke von Knoblauch und Tabaksgeruch lebhaft gestikulierend auf Erich einsprach.

„Nu werden Sie sich wundern, Fräulein, was ich bereits andalusische Dialekte verstehe," nickte Erich, seine Uhr ziehend. „Es ist drei Uhr, sagt der brave Mann. Und er hätte jetzt genug von den Murillos, denn er würde nur bis drei hier für die Aufsicht bezahlt und das schlecht genug. Nicht wahr, alter würdiger Hüter der Heiligen und Märtyrer, das hast du mir in der Sprache des Cid eben erzählen wollen?"

Da diese Frage von einer Silbermünze begleitet war, die in des Alten runzlige blasse Affenhand fiel, so nickte der Wächter grinsend und griff an die Mütze. Er begleitete sie noch, die Mütze in der Hand, bis zu dem Ausgang und redete dienstbeflissen in sie hinein.

„Jetzt verlassen mich meine andalusischen Kenntnisse," lachte Erich, indem er Hilde in den Wagen half; „es ist möglich, daß er gesagt hat: wir sollten doch ja bald wiederkommen. Es ist aber auch möglich, daß er gesagt hat, das Silberstückchen sei nicht echt gewesen, das ich ihm zum Dank für seine Ansprache anvertraut."

„Das wäre —!"

„Sehr möglich, Fräulein Hilde. Je weiter man sich vom lieben Deutschland entfernt, je unechter werden die Münzen. Was man Sammlern nicht oft genug wiederholen kann. Übrigens — wenn ich nun den knoblauchduftenden Kastellan vorhin nicht verstanden hätte ... und er hätte uns eingeschlossen mit allen den Madonnen und Heiligen im alten Kloster der Mercenarier? Und wenn... Im „Roman d'un jeune homme pauvre" von Feuillet kommt, glaub' ich, so eine spannungsreiche Szene vor. Da wird der furchtbar edle Marquis, der nischt hat als seinen Edelmut, mit der schönen — ja, wie heißt sie? — also, eben mit der Schönen wird er in einem alten Aussichtsturm eingeschlossen. Und dann springt er, um die geliebte Dame nicht zu kompromittieren, drei oder fünf Stock hoch aus dem Fenster."

Hilde sah ihn lustig von der Seite an. „Hätten Sie das auch getan?"

„Ich? Nein. Das Museum liegt übrigens Parterre. Aber ich wär' doch nicht gesprungen. Ich hätte vielmehr ..."

Was er vielmehr getan hätte, erfuhr Hilde nicht, so interessant es ihr in diesem Augenblick war. Denn der Kutscher hatte einen kürzeren Weg genommen, und der Wagen hielt schon vor dem Hotel de Inglaterra.

Der Manager, der entgegenkam, meldete, der Herr von Nummer 71 habe schon mehrfach heftig geklingelt und sich sehr aufgeregt nach dem Fräulein erkundigt. Auch die Damen auf Nummer 81 und Nummer 102 hätten bereits nach ihr gefragt.

„O weh!" klagte Hilde in komischer Verzweiflung. „Rasch, nehmen Sie Ihre Mantilla zurück und vielen Dank —"

„Den Dank will ich gnädigst annehmen, obschon ich die genossenen Bilder wirklich nicht gemalt habe. Immerhin — der Einfall, sie rasch nochmal zu suchen, war von mir. Einer meiner besseren Einfälle sogar. Aber die Mantilla wiedernehmen — nein. Die müssen Sie nun schon behalten, liebes Fräulein Hilde, als bescheidene Erinnerung an Sevilla und seine Madonnen. Und nun — retten Sie Kloppenbusch vom Tode!"

Und mit einem lustigen Gruß und Nicken verschwand er in den Lesesaal.

Der kurze Rest des Aufenthaltes in Sevilla war für die meisten Fahrtgenossen nicht besonders ergötzlich. Die Damen litten sehr unter der Hitze, die das gewissenhafte Thermometer mit vierzig Grad angab. Die Herren hantierten geheimnisvoll mit Kognakgläschen und Opiumtropfen. Die Oltzendorffs aber hatten ihre paar Brocken Spanisch, die sie auf der Meerfahrt aus einem Gesprächsbüchlein erlernt, dazu benutzt, von wetterkundigen Sevillanern in Erfahrung zu bringen, daß für den Abend bestimmt Schirokko zu erwarten sei. Die dunstig gewordene Luft, die gelbliche Färbung des Himmels deute darauf; und die Mattigkeit der Hunde und Pferde seien ein sicheres Zeichen. Schwammerl aber hatte gehört, daß der Schirokko gar feinen Sand aus der Sahara mitführte; was Pilzheimer, der eben von der Oasenreise kam, zu einem schmerzlichen Ausruf veranlaßte. Wüstensand hatte er für eine längere Lebensspanne genug genossen; Sand in den Kleidern und Stiefeln, in den Augen, Nasenlöchern und Ohrmuscheln. Er hatte sich auf die Meerfahrt gefreut, und jetzt gab's schon wieder Sand!

So stand die Rückfahrt nach Kadiz nicht gerade unter dem Gestirn lauter Fröhlichkeit. Kam hinzu, daß Grabusch sein Reisehandbuch in dem

„Hause des Pilatus“ vergessen hatte, wo er es ausruhend vor die Büste irgendeines der römischen Kaiser niedergelegt hatte, die sich dort in den Nischen langweilten. Die Oltzendorffs waren wortkarg, weil sie in der Ansicht übereinstimmten, daß sie nicht so viel von dem ekelhaften Opium hätten schlucken müssen, wenn sie direkt nach England gefahren wären. Reubke ärgerte sich über die schlechte Behandlung von seiten Tilly Schuchs, die ihm noch immer die photographischen Studien in Tanger nicht verzeihen konnte. Bergemann war ehrlich müde von dem heißen Tag und dem ewigen Klettern aus dem Landauer, dessen sonnengewärmte Kissen wie glühende Steine auf die Sitzpartien wirkten, und von dem Kriechen um dunkle Altäre in kühlen, kahlen Kirchen. Zwingenberg hatte sich für zwei Pesetas ein Fläschchen Mineralwasser gekauft, das erst nicht aufging, dann plötzlich explosionsartig den Stopfen herausschleuderte und Elisabeth Hunneberg übersprudelte, und schließlich auf dringenden Rat des Doktor Lux, ungenossen aus dem Fenster in die Landschaft flog. Kloppenbusch saß wie ein Häufchen Unglück, Zusätze zu seinem vorhin entworfenen Testament überdenkend, im Wageneck und hörte kaum auf Hilde, die dem Ungläubigen für morgen völlige Genesung für seine beunruhigten Gedärme in Aussicht stellte.

Nur Erich war eigentlich ganz vergnügt. Die kleinen, schwarzen Schweine, die dem Zuge nachglotzten, freuten ihn nicht minder wie die hellblühenden Bäume, die an der Station ihre Äste in die Fenster stecken wollten. Und als die Salzpyramiden, links und rechts auf roter Erde geschichtet, die Nähe des Meeres, des Hafens von Kadix anzeigten, spürte er den Wind, der durchs Coupé wehte, die Federn auf den Damenhüten bewegte und mit dem dünnen Haupthaar Oltzendorffs sein verwirrendes Spiel trieb, wie eine Garantie einer gewiß bewegten, aber fröhlichen Überfahrt. Und da niemand Lust hatte, sich mit ihm zu unterhalten, so nahm er einen der kleinen Papierfächer, die sich alle Reisenden am Bahnhof von Sevilla für ein paar Kupfermünzen gekauft, und die in Nummern und Bildern ein wenig geistreiches Wahrsagespiel auf dem grellblauen Papier zeigten; und er begann die Zahlen der ihm bekannten Geburtstage aus der Familie zusammenzusuchen. Dabei erfuhr er, wenn ihn sein Spanisch nicht trog, daß er bald eine sehr alte, steinreiche Dame zum Altar führen und seine Mutter demnächst in einem Stiergefecht siegreich sein werde. Was ihm beides nicht sehr wahrscheinlich erschien.

Kadiz war schon in Dunkel gehüllt. Wüste Staubwolken fegten über den Kai. Weit draußen zuckten die Lichter der ankernden Schiffe. Das Meer warf weiße Kämme wider die Mauern und Treppen.

Der zweite Offizier der „Astarte“ stand plötzlich unter den am Kai gegen Wind und Staub Ankämpfenden. Er war mit Landurlaub in Kadiz gewesen und hatte eine alte Freundin besucht, wie er sie überall in den besseren Häfen besaß. Es war ein hochgewachsener, muskulöser Levantiner, braun und runzlig wie 'ne Walnuß, immer vergnügt und zuversichtlich, viele Sprachen sprechend, aber jede in einem wunderlichen Dialekt, der durchaus seine eigene Erfindung war.

„Jo,“ sagte er jetzt und dehnte seinen gewaltigen Thorax, „a bissal noß wird es wärden ... Vorausg'setzt nämlich, daß sie uns 's Dampfbarkasserl von der „Astarte“ überhaupt noch einmal schicken tun.“

„Wieso? Ist die Barkasse denn schon einmal gefahren?"

„Jo, jo. Schon, schon. Die Ungarn sind mit hinüber g'fahrn. Grad vorhin. Halt a bissal noß. No, sie wer'n „Eljen!" g'rufen hab'n, und nix wie durch!... Aber 'is scho nit ganz ruhig hait — nein, das is nit. Aber nix zum fürchten, meine Damen, nix zum fürchten. Wann's halt kommt, 's Barkasserl, nachha fahr'n wer, und wann's halt nit kommt, 's Barkasserl, nachher gibt's hier auch Hotels in Kadiz. Jo, jo. Schon, schon. An der Place de Breto hamm's eins nei baut, jo. Und dann gibt's a ganz guts in der Calle Isaak."

„Um Gottes willen!" stöhnte Oltzendorff, in dem die Zusammensetzung von Isaak mit der von ihm mißverständlich gedeuteten Calle die Vorstellung an ein streng koscheres Restaurant erweckte.

Kloppenbusch knickte zusammen und klammerte sich an Hildes Arm, die ihn, ein verschmitztes, glückliches Lächeln um den hübschen Mund, vom Bahnhof wie einen Schwerkranken geführt hatte. „O weh," klagte er, „und hier kochen sie gewiß wieder alles mit Olivenöl anstatt mit Butter."

Erichs Vorschlag, in einem Café am Hafenplatz bei einem Vermouth di Torino zu warten, ob die Barkasse noch einmal geschickt würde, fand Anklang. Man saß an verstaubten Tischen mit wackelnden Stühlen und bekam nach langen Gesprächen mit einem einäugigen Herrn in Hemdsärmeln, den ein schmutziges Tuch unter dem Arm als Kellner kennzeichnete, allerlei Dinge gebracht, die man nicht gewünscht hatte. Kognak, der nach dem Stopfen schmeckte, Biskuits, die aus Sägemehl hergestellt schienen, und in Stengelgläsern gelblich gefärbtes Wasser, in dem Zitronenscheiben und tote Fliegen schwammen.

Schließlich, nachdem man eine Stunde gewartet hatte, kam die Barkasse der „Astarte", von dem halb zugekniffenen Auge des Offiziers schon weit draußen im Hafen erkannt und mit rühmenden Worten begrüßt.

„Ah, jo, jo — da is nix gegen zu sagen — a bravs Schifferl is scho, das Barkasserl — und an Mut hat's. Bei Jaffa hamm mir auch amal so ein G'spaß g'habt. Da is das Barkasserl auf einen Felsen a bisserl hart..."

„Herr des Himmels, wenn das heute..." Tilly Schuch fühlte bereits, wie sie in die feuchte Tiefe sank.

„Aber nei —" der Levantiner lachte zutraulich. „Felsen sind hier schö nit. Überhaupt — nix zum fürchten. Wann keine Wellen einschlagt in die Feuerung und die verlöscht, nachher..."

Wortlos und resigniert schleppten die Herren das Handgepäck nach der Kaitreppe zurück, der das Meer einen feuchten, weiß gezackten Teppich nach dem andern über die Stufen warf, das eben gebreitete Schaummuster sofort wieder zurückziehend.

Die Einbordung gab einen Vorgeschmack der kommenden Genüsse. So sicher auch die zwei wetterharten Matrosen zugriffen, hoben, stützten und herüberzogen — Oltzendorff hatte doch Wasser in beiden Stiefeln, als er glücklich, den Hut im Genick, den Schirm zerbrochen, an der Kajütentüre lehnte; und Grabusch hatte sich an irgendeinme metallischen Gegenstand das Schienbein so heftig gestoßen, daß er die Engel im Himmel pfeifen hörte. Schwammerls Steirerhütl aber schwamm auf einer spitzen Welle davon;

eine andre deckte es tückisch zu, und nur die Spielhahnfeder tauchte noch einmal für ein Augenblickchen, wie um ein letztes Lebenszeichen zu geben, aus dem zerrinnenden Schaum.

„Also — das Barkasserl hat scho für alle Platz. Die Damen, bittä, in die Kajüten ... die Herren, bittä, obben auf die Bankerl und — ein bisserl festhalten, bittä! Ein wenig glitschig vielleicht wird es sein — — von wägen den Wasser ... Holla! Achtung — ein kleiner Sprützer!"

Sch—sch—scht — eine Welle kam breit, groß und kalt über Backbord. Grabusch, Zwingenberg und Pilzheimer, die hier, eingehakt, die Rümpfe vorgeneigt, die Füße gegen die Feuerungsluke gestemmt, wie drei Begrabene aus der Steinzeit hockten, zogen die Köpfe wie die geneckten Schildkröten tief in den Kragen. Aber schon waren sie naß wie die Katzen. Das Wasser troff ihnen nur so von Hut und Nase und Pelerine.

Wie eine wahnsinnig gewordene Nußschale — dachte Bergemann, der, in sein Plaid gewickelt, mit einem seitlichen Blick den Kampf des kleinen Fahrzeugs gegen diese Wellen betrachtete, die sich bald wie glatte Mauern vor seiner Spitze türmten, bald tiefe Täler plötzlich vor seinem Weg rissen. Zuweilen sah man die Lichter der wartenden Schiffe weit, verzweifelt weit da draußen. Dann wieder entzogen sie die Wogenberge den ängstlich unter tropfenden Hutkrempen spähenden Blicken, und man schien planlos in den grausamen Sturm des lichtlosen Ozeans zu steuern.

Irgendwo sprach oder rief jemand etwas. Von andrer Seite antwortete Gebrüll. Keiner verstand ein Wort. Das ratternde Getöse der Maschine, das Zischen der Wellen, der Atem des Windes, der um die kalten Ohren und durch die nassen Haare pfiff, gab ein abscheuliches Konzert, gegen das Menschenstimmen nicht ankonnten.

In der engen Kajüte unten zitterten die Damen. Sie wurden durcheinander geworfen wie die Hühner, die ein Bauer in einem Korbe zum Markt fährt. Elisabeth Hunneberg machte durchaus keinen heroischen Eindruck mehr. Sie hatte ihren ehemals prächtigen Sommerhut wie eine Serviette platt und unansehnlich unter dem Arm und krampfte die Hände um eine alte Bürste, die zur Schiffsreinigung diente und die sie irgendwo auf der engen schmalen Treppe im angstvollen Hinabgleiten gegriffen hatte. Sie hielt dieses Kleinod, ohne sich über den Zweck Rechenschaft zu geben, mit langsam erstarrenden Fingern fest, während sie, unsanft geworfen, mit den Schultern bald die Wand, bald die kleine eiserne Mittelsäule der ungastlichen Zuflucht berührte. Viktoria von Oltzendorff, weiß wie ein Handtuch, hatte sich krampfhaft in Selma eingehakt, die gewiß unter andern Umständen und auf festerem Boden sehr beglückt über die ehrenvolle Vertraulichkeit der sonst so hochmütigen Dame mit den vielen Ahnen gewesen wäre. Heute und in der gegebenen Situation machte ihr die Sache aber um so weniger Spaß, als ihr Viktoria bereits zweimal bei allzu plötzlichen Schaukelstößen ins Ohr gestöhnt hatte, daß ihr jetzt gleich schlecht werde.

Maruschka Tiegs war da die einzige, die einige Haltung bewahrte. Was zum Teil an einem neuen, in Sevilla gekauften Korsett liegen mochte, das in seiner panzerartigen Struktur nun einmal keinerlei rasche oder energische Bewegung des Körpers zuließ. Aber dieses neue Korsett, das sie in den

Hüften sehr schmerzte, gab auch ihrem nicht beweglichen noch bedeutenden Geist eine verhältnismäßig straffe Haltung. Und während sie sich an dem wie schlechte Musik klirrenden Geschirrschrank festhielt, nahm sie durchaus nicht wie die andern Damen innerlich Abschied von den ihr lieben Menschen, deren es auch für ihre Indolenz nicht allzuviele gab. Sie stellte vielmehr einige vergleichende Beobachtungen an, die für die davon Betroffenen nicht sehr günstige Resultate ergaben. Zum Beispiel erinnerte sie sich, daß Selmas unter den Damen mehrfach besprochener Teint in Sevilla noch blühend und vorbildlich gewesen, während jetzt der schweigsam gewordenen Wienerin, die beim Einsteigen noch gerade eine Welle übers Gesicht bekommen hatte, eine Art Himbeersauce von den Wangen in den Blusenausschnitt und eine dunkle Tintenbrühe aus den blassenden Augenbrauen über den kräftigen Nasenrücken lief. Und Viktoria von Oltzendorff betreffend stellte sie fest, daß diese edle Frau hinter Genua ein bißchen bewegte See dringend gewünscht hatte, da nach ihrer Ansicht der gesellschaftliche Wert der Passagiere, die wahre Beziehung und die gute Kinderstube sich erst in den Prüfungen solcher Sonderfälle, wie die Seekrankheit einen darstelle, erweisen könne. Wenn Viktoria von Oltzendorff, dachte Maruschka Tiegs so bei sich, während ihr selbst der kalte Angstschweiß auf der Stirne stand und die Hüften schmerzten, diese Ansicht auch jetzt noch aufrecht hielt, so mußte sie über die eigne Kinderstube nicht eben hoch denken. Denn Viktoria befand sich nicht nur sehr schlecht, sondern sie verhehlte diesen Zustand auch keineswegs und machte Selma, an der sie sich wie ein Ertrinkender an einen schwimmenden Schiffstrümmer festhielt, zum unmittelbaren Zeugen ihrer menschlichen Schwäche.

Als Frau Maruschka Tiegs noch mit einer ihr sonst fremden Geistesklarheit diese vergleichenden Beobachtungen anstellte, fiel ihr Auge ganz zufällig unter die gegenüberliegende Bank, von der ein grüner Plüschsitz zu Boden gefallen war. Auf diesem unansehnlichen grünen Plüschsitz aber hockte — so wahr sie lebte — ein kleines Mäuschen und verzehrte unbekümmert um Sturm und Wogengang und drohendes allgemeines Verderben, zierlich die Vorderpfötchen gebrauchend, ein Stückchen Biskuit, das hier irgendein Schmausender in glücklicherer Stunde hatte fallen lassen.

In diesem Augenblick aber verlor Frau Maruschka Tiegs vor Entsetzen alle ihre Fassung. Ihr stattlicher Busen sank, atemberaubt, in das Sevillaner Korsett. Was die wilde See, was der Gedanke an die Nähe eines feuchten und für die Zurückbleibenden unbekränzbaren Grabes in ihr nicht zu wirken vermochte, das hatte dieses kleine Nagetier mit dem harmlosen Spiel seiner Pfoten und seines Schwänzchens plötzlich erreicht. Ihre Lippen wurden weiß, ihre zuckenden Hände ließen den stützenden Schrank los; Frau Tiegs fiel, soweit das ihr neuer Sevillaner Schnürleib erlaubte, nach vorn und schrie mit einer Stimme, die für die Meldung eines Großfeuers genügt hätte: „Eine Maus — eine Maus!“

Die Wirkung dieses Alarms war unerhört. Selma riß ihre Röcke bis übers Knie in die Höhe und brüllte auf, als ob ihre Füße in spanische Stiefel gesteckt würden. Viktoria von Oltzendorff vergaß, wie übel ihr zumute war, und retirierte kreischend auf die schmale, nasse Treppe, wo sie mit einem Sonnenschirm Lufthiebe nach unten schlug. Tilly Schuch aber

kletterte mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte auf die Bank und hielt sich krampfhaft an einem verbogenen Kleiderhaken fest, während sie unausgesetzt rief: „Wo ist sie denn, die Maus? ... So jagen Sie sie doch hinaus, die Maus! ..."

Der Gegenstand dieser allgemeinen Unbeliebtheit aber, die kleine zierliche Maus, hatte im Schrecken über dieses wilde Getrampel ihr Stückchen Biskuit im Stich gelassen und war schleunigst in einem Häuflein Werg und Schnüre verschwunden, das unter der Bank lag.

So fuhren die Damen der „Astarte", durch eine kleine Maus von ihren Todesgedanken und der quälenden Beschäftigung mit allen Sterbensmöglichkeiten befreit, im Schirokko durch das empörte Hafengewässer von Kadiz ...

Oben aber saßen die Herren, reglos, zusammengeballt, wie nasse alte Säcke in den Sturzwellen, die in immer kürzeren Abständen eine gründliche Abkühlung besorgten. Reubke und Mücke hatten sich, ihren Groll vergessend, um fester zu sitzen, ineinander eingehakt. Schwammerl hatte sich sein Taschentuch wie eine weiße Konditorsmütze über den triefenden Kopf gebunden und versuchte mit der teuflischen Lust eines Unbußfertigen sich klarzumachen, wie beschaffen für den unwahrscheinlichen Fall seiner Rettung aus dieser Elendsfahrt sein Schnupfen, und was dies Nasenübel die Versicherungsgesellschaft kosten würde. Scupinsky und Oltzendorff lagen bäuchlings über dem durch Eisenstäbe geschützten Fenster des Lichtschachts, der nach der arbeitenden Maschine in die Tiefe führte. Doktor Lux und der zweite Offizier, die, breitbeinig an den kleinen Schornstein gelehnt, just die Aussicht auf diese beiden wie Opfer einer Schlacht Hingemähten hatten, kamen, ohne sich durch Worte zu verständigen, in der Ansicht überein, daß diese nicht zu beneidenden Herren, denen die Wellen in jeder Minute drei bis viermal gründlichst den Rücken und seine Fortsetzung von oben nach unten bespülten, der Gesellschaft keinen schlechten Dienst taten. Sie halfen nämlich die einzig ernste Gefahr dieser üblen Fahrt vermindern, die Möglichkeit, daß in seiner Wut das empörte Wasser die Scheiben des Schachts durchschlage, in die Feuerung eindringe und die Maschine zum Stehen bringe; wodurch dann allerdings das Barkasserl sofort den Wert eines alten Knopfes im Waschbecken gewonnen hätte.

Nur ein Fröhlicher, nur ein Zufriedener, ja Glücklicher war an Bord der kleinen Dampfbarkasse, die den immer näher, immer heller blinkenden Lichtern der verankerten „Astarte", sich eigensinnig in die schwere See einbohrend, langsam zuschaukelte: Erich. Auf die Mitte der kleinen Querbank hatte man den kranken Kloppenbusch gesetzt. Von links stützte ihn nach einer beim Einborden rasch getroffenen Verabredung der Bankdirektor Tiegs, an dessen elegantem, seidengefüttertem Raglan längst kein trockner Faden mehr war. Rechts neben ihm stützte Hilde. Die Laterne am Schornstein warf unsichere Lichter über ihre Figur. Das dünne Mäntelchen klebte, von den Wellen reichlichst getränkt, an Brust und Arm und modellierte ihren ganzen jungen, knospenden Körper, so gewissenhaft jede Linie zur Geltung bringend, jeden Atemzug registrierend, daß dies alles zu sehen für einen Künstler hätte eine wirkliche Freude sein müssen. Erich stützte sie, wie Tiegs den bresthaften Kloppenbusch, von der andern Seite mit dem Rücken, während er die aus-

gestreckten Füße trotzig gegen die emporsteigende und rasch wieder sinkende Bordwand stemmte, wo sie in regelmäßigen Abständen im Wasser verschwanden. In all der Nässe und Kälte fühlte er wohlig die Wärme ihres runden Oberarms, glaubte manchmal ihren Atem zu spüren und hatte das selige Gefühl, indem er immer nässer und kälter wurde, einer hübschen Frau, die ihm wohlgefiel, Halt und Schutz zu sein. Obschon das Wasser in seinen Stiefeln gurgelte, wenn er die Zehen bewegte, obschon er das linke Ohr voll Wasser hatte und seine rechte Hand erstarrte, mit der er sich beim jähen Niederstürzen in die Wellentäler an der Bank festhielt, wäre er noch gern eine Stunde so, hin und her geworfen und durchnäßt, nach fernen Lichtern gefahren, all sein Denken und Fühlen mit glückseliger Energie konzentrierend in die aufmerkenden Nerven seines Rückens, die warm und weich von Hildes jungem, vollem Arm berührt wurden ...

Der Kapitän stand mit ernstem Gesicht oben an der Treppe, als endlich die „Astarte" erreicht war und die Passagiere der Barkasse, unansehnlich, unkenntlich, zerzaust und verwaschen, wie gerupfte, begossene Hühner, von geschickten starken Matrosenarmen auf die schwanken Stufen gerissen wurden. Oben auf dem Promenadendeck standen die Ungarn, „Eljen" und andere nicht ganz der Situation angepaßte Begrüßungsworte rufend. Auch die andern schon heimgekehrten Passagiere widmeten sich mit dem Behagen der in Sicherheit und in trocknen Kleidern Befindlichen dem wenig imponierenden Schauspiel dieser späten und glücklichen Heimkehr aus Andalusien.

Auf der Schiffstreppe, hinter Kloppenbusch und Hilde emporsteigend, sah Erich zufällig dem schnaufend ein wenig hinter ihm Kletternden ins nasse Gesicht. Mühsam erkannte er Scupinsky, den die Bartlosigkeit doch sehr verändert hatte. Während Erich lächelnd die Lästerallee der mühsam den Respekt bewahrenden Matrosen und Stewards durchschritt, um sehnsuchtsvoll zu seiner trocknen und warmen Kabine zu eilen, dachte er bei sich, wie merkwürdig zurückhaltend sich der sonst so laute Edle von Scupinsky doch auf diesem Sevillaner Ausflug benommen. Man hatte ihn eigentlich nirgends gesehn, und seine vordringliche Art hatte sich weder im Hotel noch bei den Murillos oder in der Kathedrale störend bemerkbar gemacht.

... Beim Diner, das mit einer Stunde Verspätung serviert wurde, erschienen alle Herren, bis auf Kloppenbusch. Die Damen fehlten sämtlich. Herr von Oltzendorff meldete überflüssigerweise, seine Schwester ziehe es vor, an ihrem Tagebuch zu schreiben. Grabusch, den sein Weg vorhin an Viktorias Kabine vorbeigeführt hatte, überlegte, warum sie wohl zu dieser geistigen Arbeit so gräßliche Würgtöne hören lasse.

Das allgemeine Gespräch drehte sich nur um Abenteuer und Gefahr der überstandenen Überfahrt; und während die andern detailliert ihre Eindrücke und Empfindungen — darunter bemerkenswerte und heroische — bei diesem Kampf mit den Elementen darlegten, versicherte Schwammerl nur immer wieder: „I hab halt nix denkt, als: aus is!"

Erich redete wenig, aber lächelte vergnügt vor sich hin und aß zerstreut ein Weißbrot nach dem andern. Gefahr und Sturm und Wellengang, das alles war ihm auf seinem Hilde schützenden Sitz kaum anders zum Bewußtsein gekommen, denn als eine Fortsetzung jenes Gangs durch die Klosterkirche,

in der die lieblichen Madonnen Murillos sich zu Heiligen und Bettlern und Hirten freundlich niederbeugten.

Mücke am Nebentisch hörte nicht auf Reubkes Schilderungen seines farbigen Unterzeugs, das er in Genua für teures Geld gekauft und das nun in der abscheulichsten Weise die Farben gelassen, so daß er, wie er eben beim Umkleiden mit Entsetzen entdeckt, Schenkel so blau wie Volksschulhefte habe. Mücke riet ihm, ein Bad zu nehmen — ein Einfall, auf den Reubke selbst schon gekommen war —, und starrte mit provozierendem Lächeln zu Erich hinüber. Dazu trank er sehr viel würzigen Chablis, den er bevorzugte, ohne ihn recht vertragen zu können.

„Mahlzeit!" Der Kapitän hob die Tafel auf. Die Herren zerstreuten sich mit der Zigarre auf dem Promenadendeck, um die Vorbereitungen zur Abfahrt mit anzusehn.

Mit einem raschen Entschluß war Bergemann, da er Erich im Rauchzimmer verschwinden sah, auf Mücke zugetreten. „Herr Mücke, ich möchte Sie um eine kleine Unterredung bitten."

„Mich?" Der Gent sah etwas erstaunt von seinem Kaffeetäßchen auf. „Bitte, gern."

„Ja, aber nicht hier."

„Vielleicht gehn wir ein bißchen herum —? — Oder im Rauchzimmer?"

„Ich wäre Ihnen dankbar, Herr Mücke, wenn Sie mir in meiner oder Ihrer Kabine ein paar Augenblicke ..."

Mückes Augen wurden klein, seine Zunge leckte die Zahnspitzen. Er überlegte. „Vielleicht bei mir — es ist, denk' ich, etwas geräumiger als bei Ihnen." Und da er Bergemanns zustimmendes Kopfnicken sah, ließ er den Sanitätsrat vorangehen und bemerkte noch in seiner nichts betonenden, näselnden Art: „Es ist allerdings wohl schon für die Nacht gerichtet... Und ein wenig dumpf, da die Luke geschlossen war bis vorhin ..."

„Herr Mücke," begann Bergemann in der Kabine, die angenehm nach allerlei Toilettenwasser und Essenzen roch und auf dem Tischchen die elegante und raffinierte Ausrüstung eines verwöhnten Reisenden in Leder, Silber und Elfenbein aufgereiht zeigte, „es handelt sich nicht eigentlich um meine Angelegenheit — sondern um — um meinen jungen Freund ..."

„Ach, um diesen Herrn Erich Eckardt — Doktor und Assessor?"

Bergemann hörte den ironischen Ton auf den nachschleppenden Titeln. Er wollte aufbrausen, aber er bezwang sich in der Erwägung, daß er ja hier war, um Skandal zu vermeiden, nicht um welchen zu machen.

Mücke bot aus monogrammgeschmückter Dose Zigaretten an, die Bergemann dankend ablehnte, und sagte ohne sonderliches Interesse, während er seine Ägypterin lässig entzündete: „Ich darf mich wohl erkundigen, Herr Sanitätsrat, ob Sie in irgend jemandes Auftrag ...?"

„Nein. Es ist lediglich mein eigner aus allerlei Erwägungen und Beobachtungen entspringender Entschluß, der mir den Wunsch nahelegt, mit Ihnen zu reden, ehe —"

„Ehe?" Die dürftige Gestalt des Gents richtete sich aus ihrer affektierten Schlappheit auf. Es war ersichtlich, er posierte den Kavalier, der irgendeine versteckte Drohung wittert und an seiner eisernen Ruhe abprallen lassen will.

Bergemann betrachtete ihn wie ein fremdartiges, wenig sympathisches Tier. Dieser Jüngling ohne Jugend, dieser Poseur der Noblesse ohne die leichte, angeborene Liebenswürdigkeit des wirklich Vornehmen, erschien ihm als der peinliche Typ, der die Kultur Mitteleuropas einem natürlichen Empfinden zum Ekel macht. Und doch lag, wie versteckt und geheim gehalten, in den zur Gleichgültigkeit dressierten Zügen dieses jungen Mannes etwas, das ihm zu raten gab, das ihn an ein fernes Erlebnis, vielleicht an eine ähnlich geartete Menschlichkeit, die seine Jugend gekreuzt, dunkel erinnern wollte.

„Ich darf wohl —" die Worte fielen Mücke ohne jede Betonung aus dem linken Mundwinkel, während im rechten die Zigarette hing — „darf wohl um das interessante Resultat der Beobachtungen und Erwägungen bitten?" Und gewissermaßen um anzudeuten, daß seine Zeit kostbar sei, zog er dabei seine flache Taschenuhr, an deren schwarzem Chatelaineband ein kleines mattgoldnes Medaillon baumelte.

„Ich werde sehr kurz sein, Herr Mücke. Ich habe mit — ja, wie soll ich sagen — mit einigem Erstaunen beobachtet, daß Sie schon auf der Rückfahrt von Granada, dann in Tanger und jetzt auch wieder auf der Tour nach Sevilla meinen jugendlichen Freund — den Assessor —"

„Wenn er ebenso Ihr Freund ist, wie Assessor — so ist die Sache in Ordnung."

Bergemann wurde ungeduldig. Er fühlte, wie die Nervosität in seinen Fingerspitzen kribbelte. „Wenn Sie vielleicht Ihre pythischen Äußerungen zurückdrängen könnten, Herr Mücke, bis ich ausgeredet habe, so wäre ich Ihnen aufrichtig dankbar. Ich wollte also sagen: Sie haben in letzter Zeit, was mir auffiel, meinen jungen Freund, Doktor Eckardt ..."

„Ach — Doktor ist er auch?"

„Allerdings, Doctor utriusque juris. Haben Herrn Doktor Eckardt mit einer Art — nennen wir's: satirischer Vertraulichkeit behandelt — um nicht zu sagen: zudringlicher Ironie — die in Ihrem Alter und in Ihrer wechselseitigen Beziehung wirklich kaum die rechte gesellschaftliche Begründung hat."

„Soll das —" Mücke runzelte die Stirn und wurde offiziell — „soll das etwa auf eine von mir nicht erbetene Belehrung hinauslaufen?"

„Vielleicht auch das! Auf eine Belehrung, die nur die Form einer ebenso höflichen wie energischen Warnung annehmen möchte."

„Ich sehe hierzu weder eine Veranlassung noch eine Berechtigung."

„Die Entscheidung darüber müssen Sie schon mir überlassen, Herr Mücke. Ebenso wie die Verantwortung. Ich habe — und das sage ich auf Grund des zwar vorzüglichen, aber nicht allzu geduldigen Charakters meines jungen Freundes —"

„Ach — einen vorzüglichen Charakter hat dieser Doctor utriusque auch?"

„Herr Mücke!" Um Bergemanns sonst so gutmütige Augen bildeten sich seltsame Fältchen. Er stand auf und trat, wie es die Enge des Raumes erheischte, ziemlich dicht vor den fast andachtsvoll mit dem Brand seiner Zigarette beschäftigten Gent hin. „Sie belieben nun auch mich zu ironisieren. Das ist mir gleichgültig. Ich spreche hier nicht, um Streit zu suchen — am wenigsten mit ... nun mit sehr jungen — sehr unfertigen Leuten, die noch kaum so etwas wie eine Persönlichkeit zu verteidigen haben ..."

„Herr Sanitätsrat!"

„Pardon, jetzt rede ich." Bergemann sagte es ganz leise, aber in einem so energischen Ton und mit einem so stahlharten Blick, daß Mücke seine gespielte Gleichgültigkeit verlor und das nervöse Zucken seiner Mundwinkel nicht mehr beherrschen konnte.

Eindringlich und den Gent fest im Auge behaltend, fuhr Bergemann fort: „Ich will Ärgerlichkeiten vermeiden — für meinen jungen Freund, für unsre Reisegesellschaft, für dieses gastliche Schiff. In letzter Linie für mich. Und in allerletzter Linie — auch für Sie."

„Ich bitte, um mich nicht besorgt zu sein."

„Ich bin nicht besorgt um Sie. Aber wenn Sie Herrn Doktor Eckardt weiter in dieser Weise reizen und provozieren, so ..."

„So —? Bitte?"

„So würde er Sie, wie ich ihn kenne, spätestens morgen zur Rede stellen in einer so nachdrücklichen Weise —"

„Würde er?... Nun denn, Herr Sanitätsrat, so würde ich ihm — wenn ich diesem empfindlichen Kavalier nicht noch ganz anders zuvor komme — kühl bedeuten, daß ich mich mit einem Hochstapler ..."

„Mit — was?"

„Ich sagte: daß ich mich mit einem ganz gewöhnlichen Hochstapler — auf nichts einlasse."

„Mein — Herr! Haben Sie denn den Verstand verloren?"

„Ich wüßte nicht. Fragen Sie doch gefälligst einmal Ihren famosen Herrn „Doktor" Eckardt, wo der Rubin der Herzogin ist!"

Bergemann stand wie erstarrt; aber das Blut schoß ihm in die Augen, und er fühlte, daß seine Hände irgend etwas zerbrachen, das er vom Tisch gerafft hatte.

„Sie wollen damit doch nicht etwa ausdrücken — —"

„Ich will immer ausdrücken, was ich sage. Den in Barcelona „verlorenen" und von uns allen aufgeregt gesuchten Ring der Frau Tilly Schuch hat am Abend in Granada, spät — als er allein war oder dies zu sein glaubte — Herr Erich Eckardt seelenruhig am Finger getragen."

„Wer — wer sagt das?"

„Ich!"

Bergemann wußte nicht, daß er's getan hatte. Er hatte das im Triumph doppelt hochmütige Gesicht des Gent dicht vor sich gesehen, höhnisch, provozierend. Da war plötzlich die Hand des im Zorn Überkochenden wie von selbst rasch und schwer und klatschend dem jungen Menschen auf die blasse rechte Backe gefahren.

Das Monokel sprang aus dem Auge und fiel auf den Boden. Bergemann trat es mit dem Absatz in Splitter.

Ein kurzer, unterdrückter Schrei, gepreßt aus Verblüffung, Schmerz und Wut. Mücke beugte sich blitzschnell über den Tisch, suchte und griff zu. Der kleine Revolver in seiner Hand funkelte, und die Sicherung knackte zurück.

Mit eiserner Faust hatte Bergemann die Hand gefaßt, die die Waffe drohend nach seiner Stirn richtete. Mit der Rechten griff er, Weste, Hemd und Krawatte zusammenreißend, dem Gent in die Brust, hob und warf ihn wie

ein Bündel über das Bett. Dann flog in weitem Bogen die Waffe durch die Luke über das schmale Bootsdeck hinaus in das unruhige Hafenwasser.

„Ein dummer Affe sind Sie," keuchte Bergemann wütend, „und ein elender Verleumder obendrein! Danken Sie Gott, daß die Kraft eines rüstigen Sechzigers Ihre ausgemergelte, disziplinlose Blödigkeit verhindert hat, auch noch einen feigen Mörder aus Ihnen zu machen!"

Mücke lag, schwer nach Atem ringend, in den Kissen. Die niedrige Lächerlichkeit der Situation erwürgte ihn fast. Es war mehr ein Schluchzen, als eine Kette von Worten, was sich aus seiner zitternden Kehle rang. „Das — das — werden Sie — bereuen!"

„Ich glaube kaum." Bergemann richtete sich auf und zwang sich, einen Augenblick die Augen schließend, zur Ruhe. „Wir werden das Gespräch fortsetzen — morgen. Bis dahin werde ich Stillschweigen bewahren darüber, daß ich Sie züchtigen mußte und das in Bubenhänden gefährliche Spielzeug ins Meer warf."

Mücke stöhnte wie ein Tier.

Bergemann lauschte nach dem Korridor, wo er Stimmen hörte. Es waren die Ungarn, die lachend ihre Kabinen aufsuchten.

Er nahm seine Mütze vom Tisch. „Sie werden selbstverständlich auch strenges Stillschweigen bewahren . . ."

„Sie werden mir . . . werden mir Satisfaktion geben." Mücke vergaß, daß er durch Scupinskys schwarze Kugel seit jenem Abend in Nizza ein toter Mann war.

„Ihnen? Nein."

Mücke hörte die Tür seiner Kabine öffnen und wieder schließen. Aber ihm kam vor, das alles ginge ihn nichts mehr an.

Bergemanns ruhige Schritte verhallten auf dem Korridor.

Dann vernahm man des Kapitäns Stimme, der einen Steward anwies: „Nehmen Sie Hänschen herein! Wir fahren gleich."

Von der Schwemme her hörte man lachende Männerstimmen. Pilzheimer gab eine Feuerzangenbowle zum besten.

Mücke biß vor Scham und Wut in das Kissen. Seine Hände zerrten an dem Leintuch des Bettes. Er war geschlagen worden . . . sein Monokel war zertreten — sein Revolver aus der Luke ins Meer geworfen — — er war geohrfeigt, geohrfeigt! . . . Und sollte eigentlich schon tot sein! Eine Leiche mit Maulschellen! Also dafür hatte ihn das Leben aufgespart, dafür! —

Bergemann hatte in seiner Kabine das Licht angeknipst. Da sein Zorn sich in Handlung umgesetzt hatte, seine Wut verraucht war, schob sich etwas wie Mitleid vor die Verachtung. Wie einen Schulbuben hatte er ihn behandelt . . . Freilich — hätte er nicht so rasch zugepackt, wäre er selbst ein toter Mann gewesen. Geschossen hätte der miserable Gent; gewiß, er hätte geschossen!

Mechanisch wollte sich Bergemann auskleiden. Da sah er zufällig, wie er den linken Arm hob, daß an seiner Manschette etwas herabhing. Ein schwarzes Band und daran etwas Blinkendes. Mückes Chatelaine war, als Bergemann den Rasenden packte und über das Bett warf, an der Uhr abgerissen und an seinem Manschettenknopf hängen geblieben. Er nestelte das Band nicht ohne Mühe los.

Überlegend, ob er Mücke in einem Kuvert Band und Medaillon noch jetzt durch den Zimmersteward zurückschicken sollte, öffnete er die goldne Kapsel.

Er sah hinein — stutzte — erschrak.

Bergemann trat ganz nah an das Licht, das vor dem Spiegel des schmalen Waschschrankes aus verzierter Birne leuchtete. Das Medaillon zitterte in seiner Hand. Seine Augen wurden starr und groß.

Da war kein Zweifel möglich ...

Nicht mehr so jung, wie er sie noch gekannt, war sie auf diesem Miniaturbild ... älter und müder blickten ihre schönen, großen, einst Trotz, Energie und Lebenslust sprühenden Augen ... aber das Oval des feinen Gesichtes mit der geraden Nase, die Ähnlichkeit mit Murillos Mercenarier-Madonna, vor der er heute früh in der Klosterkirche Sevillas, erschreckt von der Ähnlichkeit, gestanden ...

Und nun fiel ihm wieder ein, daß ihm Erich bei Tisch beiläufig erzählt: er habe zu seiner Verwunderung Mücke am Nachmittag ganz allein vor dem Bild der Madonna gefunden ...

Nun wußte er's, was den Gent noch einmal zurückgetrieben! Er war mitten in seiner unnützen Liederlichkeit, in seinem hohlen, interesselosen Dasein seiner toten Mutter begegnet.

Bergemann saß noch lange angekleidet auf seinem Bett und betrachtete mit feuchten Augen im Medaillonbild das feine, kühle, müde Antlitz seiner einzigen Schwester ...

Siebentes Kapitel

Bergemann stand ganz allein in der Spitze des Schiffes und wartete auf Doktor Lux. Er hatte nach dem Diner den Arzt gebeten, wenn möglich eine Zigarre mit ihm ganz vorn in der Spitze zu rauchen, wo er ungestört mit ihm sprechen zu können hoffte.

Er war schon eine Weile hier. Aber das Warten wurde ihm nicht lang. Er überlegte. Kap Finisterre hatte man heute früh umschifft; man mußte bald in den Golf von Biskaya kommen. Er hätte das Wichtigste gern erledigt, ehe die Tücke des gefürchteten Golfs vielleicht neuen Aufschub erzwang.

Der Sanitätsrat zog die Uhr. Es war wenige Minuten nach acht und noch hell. Ein zarter goldner Schimmer lag ausgegossen über Himmel und Meer. Links im Westen hinter einem breiten glühenden Wolkengürtel, der den Horizont säumte, rüstete die Sonne majestätisch zum Untergang.

Ganz dicht an die Flaggenstange im Schiffsschnabel tretend und hinunterblickend in die Tiefe, freute sich Bergemann über das alte, oft genossene Spiel. Jetzt schien der Boden unter ihm zu weichen, und er sank; sank weich, gleitend, wie gezogen; sank, den schäumend aufzischenden Wellen ganz, ganz nah — und jetzt hoben sich die Planken wieder unter ihm und nahmen ihn mit hinauf aus den niedergekämpften, ohnmächtig nachdrängenden Wassern, als wollten sie ihn gleich in den Himmel hinaufreichen. Bis das Merkwürdige kam, ähnlich dem Anhalten in einem Lift — kein Heben mehr, kein Senken und doch das Bewußtsein, daß diese Ruhe nur ein ganz vorübergehender Moment ist, in dem der Atem unwillkürlich stockt und jeder Nerv gespannt auf den schnellen Weg bergab wartet, der nun wieder beginnen muß.

Wieder daheim!

Nach einer farbigen Zeichnung von Professor Ernst Liebermann

Vom Rücken her ein leises Klirren. Bergemann glaubte, der Doktor käme. Aber es war nur der Wind, der durch das Tauwerk fuhr. Die schweren rostigen Ankerketten lagen wie schlafende Ungetüme gestreckt über den schwarzen Rollen. Die endlos sich dehnenden Wogen bewegten sich gleichmäßig, wie schwere dunkelgrüne Tücher, unter denen ein eingeschnürtes, unheimliches Leben aus dem Kerker der Tiefe an den Abend drängt, an die Luft. Es ward rasch dunkler. Von den weißen Geländern, von Brückendeck und Kommandobrücke leuchteten die runden Rettungsgürtel wie festlich aufgehängte Kränze an einer Museumswand. Die grünbeschirmten Lämpchen im Schreibsalon wirkten zwischen den behaglichen kleinen Vorhängen wie festliche Lichter einer Bourgeoiswohnung, die ihre Sonntagsgäste erwartet. Bergemann erkannte am geraden Rücken die Silhouette Viktoria von Oltzendorffs, die nun wohl wirklich dort an ihrem Tagebuch schrieb, ihre antirepublikanischen Gefühle ausströmte bei verärgerter Schilderung des Besuchs von Lissabon und ihr Naturgefühl im enthusiastischen Lobe der Pinien und immergrünen Eichen in den schattenkühlen Wäldern um Cintra ...

Oben auf der Kommandobrücke bewegten sich langsam die dunklen massigen Gestalten zweier Offiziere. Am Mast kletterte die Signallampe hoch. Der Schornstein stieß mürrisch ein paar schwarze Wolken in den tiefblauen Abendhimmel. Aus den Küchenluken hatten die Köche Küchenabfälle und Konservenbüchsen geworfen. Das tanzte jetzt alles, Gemüse, Federn, Orangenschalen, verschönt, geadelt vom Glanz des Abends, hinter dem Schiff her; und das Meer warf seine weißen Krönchen dazwischen.

Wie das Gemeinste sich verschönt und veredelt im Lichte der Kunst! dachte Bergemann, dem zurückbleibenden Abfall nachsehend; und dann dachte er, daß er diesen Satz Viktoria von Oltzendorff schenken müßte für ihr Tagebuch, und sie hätte eine Trivialität mehr.

Da war aber der Doktor wirklich! Bergemann roch seinen scharfen englischen Tabak früher, als er die Schritte und die Stimme des leise fluchend über Ankerketten und Taue Stolpernden hörte.

„Sie haben befohlen, Herr Oberkollege ..." Der Doktor legte die Hand salutierend an die Mütze. Seine sonst blassen Wangen waren ein wenig gerötet. Die dunklen Äuglein funkelten vergnügt hinter dem Zwicker.

„Sie sind guter Laune, Doktor."

„Immer, wenn's hineingeht in die Biskaya. Da bekommt unsereiner mal ein bißchen zu tun. Na, und nun arbeitet mir der angenehme neue Passagier, dieser Herr Pilzheimer, noch kräftig in die Hände. Direkt Agent provocateur, der gute Mann. Unbekümmert um das Wimmern seiner Eheliebsten, die nebenan im Stuhle lag, zugedeckt wie für 'ne kleine Südpolentdeckung, hat er doch von den Schrecken der Biskaya Wunderdinge erzählt! Wie's da mit dem Schaukeln und Stoßen und Schlingern noch gar nicht genug sei, sondern daß es — erwiesenermaßen — eine eigne „Biskayabewegung" gebe. Die setzt sich — nach Pilzheimer — aus all den andern angenehmen Attacken kunstvoll und lieblich zusammen ... Ich werde aus dem Unglückspropheten nicht klug. Ob er nur verrückt ist, wie Hamlet, bei Nordnordost, oder —"

Bergemann interessierte Pilzheimer und sein Geisteszustand bei Nordnordost gar nicht. Er hatte den Arzt auch nicht hierhergebeten, um mit ihm

über die Nöte der Biskayabucht zu verhandeln, die er ja schon mehrfach selbst durchfahren und allemal gut bestanden hatte. „Sagen Sie mir, mein lieber Herr Doktor — wie steht's nun eigentlich mit unserm Herrn Mücke?"

Der Doktor klopfte seine kurze englische Pfeife aus und begann sofort umständlich eine neue zu stopfen, wobei ihm der Wind das Geschäft nicht gerade erleichterte. „Mit — unserm Herrn Mücke? Wunderlich, was sich auf einmal für ein Interesse für diesen Unglücksmann kundgibt. Herr Doktor Eckardt hat mich eben nach ihm gefragt und jetzt Sie ..."

Bergemann fühlte einen neugierig forschenden Blick der listigen dunklen Augen auf sich gerichtet. Er wünschte durchaus nicht, seine kaum erkannten Beziehungen zu Arthur Mücke irgendwie preiszugeben oder ahnen zu lassen, dämpfte daher seine innere Erregung zu möglichster Gleichgültigkeit und sagte, während er sein Glas aus dem Futteral nahm und daran herumschraubte, als ob er auf der dunklen See noch Flaggensignale fahrender Schiffe zu erspähen hoffe: „Na schließlich, wenn man mit einem Herrn zusammen reist, und auf einmal verschwindet der — von Kadiz bis Kap Finisterre ... kommt die anderthalb Tage in Lissabon nicht aus der Höhle und rafft sich nicht mal auf, Cintra anzuschauen ... ja, also — —"

„Tja — ich weiß nicht, ich vermisse nie einen Menschen. Meinetwegen kann jeder in seiner Höhle bleiben. Die Welt ist doch nun mal so eingerichtet, daß immer ein andrer zum Ersatz schon auf dem Sprunge steht. Als meine Tante Erna starb, bei der ich in Pension war, kam ich sofort zu einer andern Tante — Adele —, die noch viel unausstehlicher war. Und als der Zoologe, der mich im Physikum prüfen sollte und mich sicher elend schikaniert hätte, drei Wochen vorher zu seinen Vätern versammelt wurde, schwupp, war ein andrer Ordinarius der Zoologie da, der mich auch durchfallen ließ. Und nun gar einen Herrn Mücke vermissen —? So was ist doch wie sein Name — eine Mücke mehr oder weniger — was liegt daran? Wie ein Wassertropfen ist der Mann. Wer vermißt einen Wassertropfen nach dem Regen?"

Bergemann war diese abfällige Kritik der unerheblichen Qualitäten Mückes, wie die Verhältnisse lagen, nicht angenehm. Auch brachte sie ihm seinem Ziel um nichts näher. Er versuchte also von andrer Seite. „Nun, Sie müssen doch zugeben, lieber Kollege, man hat als Arzt —"

„Ach, so — als Arzt? Ja, das ist wieder etwas andres. Als Arzt würde mich jedes kranke Schwein, jeder epileptische Maulwurf interessieren. Also selbst solcher Herr Mücke. Und wie der Fall liegt — interessiert er mich sogar sehr. Denn sehen Sie, als ich — wann war's doch? Ja richtig: als ich am Morgen nach der Abfahrt von Kadiz vom Zimmersteward — gegen des Patienten Wissen und Willen — zu diesem Patentjüngling gerufen wurde, da hatte der Patient doch ganz seltsame Erscheinungen! Kein Fieber — bei hochgradiger Erregung. Keinen Appetit — bei normalen Temperaturen und gesteigertem Puls. Und auf der linken Wange bis zum Halse eine ziemlich kräftige Schwellung, die auch das Auge etwas verkleinerte. Druckempfindlich — nein. Ich stellte die Diagnose: Ziegenpeter — Parotitis — Schwellung der Oberspeicheldrüse und der Lymphdrüsen ... Immerhin unangenehm — weniger für den Patienten als für das Schiff, da die Sache infektiös ist. Also — Ansteckungsgefahr vorhanden ..."

„Hm!“ Bergemann dachte bei sich, daß die Ansteckungsgefahr bei den ihm bekannten Ursachen dieser halbseitigen Schwellungen nicht eben groß sei. „Und — haben Sie Ihre Diagnose bestätigt gefunden?“

„Natürlich nein. Unter uns: die erste Diagnose ist nie richtig. Man sollte immer gleich mit der zweiten anfangen. Der Vorteil und Erfolg der meisten berühmten Konsultationsärzte besteht eben darin, daß sie das tun; daß sie gleich die zweite Diagnose stellen. Denn die erste, falsche hat eben der biedere Hausarzt schon pflichtschuldigst geleistet. Der Laie weiß das nicht so und honoriert — instinktiv logisch — die zweite Diagnose willig weit höher als die erste.“

„Und Ihre zweite Diagnose im Fall Mücke?“

„Da baue ich noch daran. Die Schwellung ist — nach Anwendung einiger harmloser Umschläge — von denen ich sogar vermute, daß er sie bloß an die Wand geschmissen hat — merkwürdig rasch verschwunden. Spurlos. Oberspeicheldrüse, Lymphdrüse — normal. Aber die allgemeine Indisposition besteht. Denken Sie doch, wenn ein immerhin den Jahren nach junger Patient, der doch die Reise vermutlich zu seinem sogenannten Vergnügen unternommen hat, Lissabon schwimmen läßt! Lissabon und Cintra! Als ob sich's um die Besichtigung von Neutomischel handelte ... Kennen Sie übrigens Neutomischel? Ich war tatsächlich mal dort. Maschinendefekt zwischen Frankfurt a. O. und Posen. Riecht gräßlich nach Hopfen da.“

Bergemann hatte für Neutomischel und seine Gerüche augenblicklich kein Interesse. Der Doktor hatte da so ganz beiläufig eine Frage angeregt, die ihn selbst schon all die Tage beschäftigt und bekümmert hatte; die mit ihm an die portugiesische Küste gestiegen war, die er im Belem-Kloster und in der Kathedrale Lissabons nicht zur Ruhe bringen konnte; die ihn durch die verlassenen, aus Pracht und Spießbürgertum seltsam gemischten Räume des Palacio Real bei Cintra geleitet hatte: warum, zu welchem Zweck, in welcher Eigenschaft machte der sichtlich verwöhnte junge Mann, der sich Artur Mücke nannte und unzweifelhaft sein Neffe, der Sohn seiner verstorbenen Schwester war, diese Reise um Spanien nach England? Und dann: wie kam er zu dem seltsamen Namen Mücke? Wie waren seine Verhältnisse? Was waren seine Aussichten, Pläne und Pflichten ...? Noch in jener Nacht, die der üblen Szene in der Kabine Mückes folgte, hatte Bergemann an dem wackelnden Kabinentischchen einen langen Brief an den Neffen geschrieben, den er am andern Morgen ganz früh durch den Steward abgeben ließ. Der Brief war eine seltsame Mischung gewesen von wehmütiger Freude, eine Spur, ein Zeugnis, ein Kind seiner einst geliebten Schwester wiedergefunden zu haben; von mühsam beherrschtem Zorn, diesem Kind just als erwachsenem Sohn mit Lebemannsallüren und unverantwortlichen Prätensionen begegnet zu sein; und von ehrlichem Ärger, sich diesem neu entdeckten Neffen in einer Weise genähert zu haben, die mit frohen Regungen des verwandten Bluts nichts gemein hatte. In herzliche Gefühlstöne mischte dieser Brief wunderliche Dialektik, die es doch noch als eine gnädige Fügung des Schicksals deutete, daß der Temperamentsausbruch des Onkels das Medaillon an der Uhr des Neffen löste. Und was diesen Temperamentsausbruch selbst anbetreffe — so führte der Brief etwas sophistisch aus — so

habe eben ein erzürnter Onkel ein jüngeren Jahren gegenüber sogar von den Gesetzen zugegebenes Züchtigungsrecht — in instinktiver Wallung — etwas verspätet geltend gemacht. Und wenn er auch die unerfreuliche Szene in der Kabine selbst, die immerhin gar glückhafte Folgen gehabt habe, nicht durch diese Zeilen aus der Welt schaffen wolle oder könne, so bitte er doch, die Erinnerung daran zeitlich etwas zurückzuschieben, gewissermaßen umzudatieren ... Bergemann hatte selbst im Schreiben bei diesem Passus nicht das Gefühl gehabt, sich sehr überzeugend auszudrücken. Aber schließlich — Blut ist ein ganz besonderer Saft. Das gemeinsame Blut mußte über diese Klüfte, Erregungen und Irrungen hinweghelfen ... Diesen gewunden beginnenden, in warme Herzlichkeit ausklingenden Brief hatte Mücke wohl angenommen. Vielleicht nur, weil er das bereits vermißte Medaillon darin fühlte. Beantwortet aber hatte er ihn mit keiner Silbe; und den mehrfach angebotenen Besuch Bergemanns hatte er wortkarg, aber energisch abgelehnt.

Im Wagen auf der Fahrt nach Cintra hatte dann Bergemann seinem jungen Freund Erich, mit dem er allein fuhr, sein besorgtes Herz geöffnet. So hatten die beiden — der eine leidenschaftlich bewegt, der andere durchdrungen vom Wunsche, zu raten und zu helfen — immer das Seltsame dieser Begegnung und ihrer Folgen beredend, wenig gesehen von der Schönheit der über dem Städtchen trotzig ragenden Maurenburg, von der wunderbaren Aussicht von der Kuppel des Castello da Pena über die Zedern, Platanen und Thujas der Gärten und Wälder hinüber nach der Tajoebene und nach der blauen, friedlich sich breitenden Fläche des Atlantischen Ozeans. Erich hatte vorgeschlagen, daß er Mücke um eine Unterredung bitten lasse. Er hatte das auch nach der Rückkehr an Bord sofort getan. Hatte aber die Antwort erhalten, Herr Mücke fühle sich krank und wünsche niemand zu sehen. Aus dem Zimmersteward, einem wortkargen rothaarigen Irländer, der außerdem noch durch gute Trinkgelder zur Diskretion verpflichtet schien, war gar nichts herauszubekommen. Er hatte immer nur die stereotype Phrase: „Herr Mücke ist nicht seekrank, aber er befindet sich noch wenig wohl. Er hofft aber in Amsterdam gleich an Land gehen zu können.“ So bestand für Bergemann nur die Möglichkeit, mit dem in freiwilliger Gefangenschaft Trotzenden in eine gewisse Verbindung zu treten, in einer vorsichtigen Bestellung durch den Schiffsarzt.

Bergemann war deshalb auch herzlich froh, als Doktor Lux nach einer längeren Abschweifung über Posen, Neutomischel, Frankfurt a..O. und das wenig gute Wagenmaterial der Königlich Preußischen Eisenbahnen im Osten der Monarchie endlich in den Golf von Biskaya und auf die „Astarte“ zurückkehrte.

„Und haben Sie denn Anzeichen, daß der üble Zustand — ich meine die seelische Depression, die offenbar mitspielt — sich bei dem Patienten bessern wird?“

„Gewiß, Neurastheniker ist der Mann auch. Sogar nicht zu knapp. Schade, daß er keinen Beruf daraus machen kann. Allerdings, abnorme Sensationen fehlen; Neurasthenia spinalis scheint nicht vorzuliegen. Aber Kopfdruck, Mattigkeit, Ohrensausen — besonders im linken Ohr — deuten auf ...“

„Hm! Im Ohr —?“ Bergemann wurde unruhig. „Haben Sie das linke Trommelfell untersucht?“

„Nein. Aber am Trommelfell ist natürlich nichts. Es sind die ganz gewöhnlichen Symptome der zerebralen Form der Neurasthenie. Auch die üblichen Todesgedanken fehlen natürlich nicht. Und sogar, hm ... Pardon, daß ich das konstatiere: ich fasse das Gespräch als eine Art Beratung unter Kollegen auf ...“

„Ich bitte darum!“

„Sonst dürfte ich natürlich nicht ... Ja, denken Sie, er hat mich allen Ernstes schon zweimal um Beschaffung eines Revolvers gebeten ... Nur die Waffe selbst braucht er — Patronen hat er ... Wunderlich, der ganze Kerl. Geht mit drei Schachteln Patronen auf die Reise, bloß den zugehörigen Revolver vergißt er.“

Bergemann dachte bei sich, wie gut es war, daß er nach der Ohrfeige noch Gelegenheit hatte, den Revolver aus dem Kabinenfenster weit hinaus ins Meer zu werfen. Dann aber stieg ihm die Angst heiß in die Schläfe. Schließlich war der Tod, den ein Lebensüberdrüssiger suchte, doch nicht an den Besitz einer Pistole gebunden. Ein Schnitt mit dem Rasiermesser durch die Pulsadern, ein Sprung über Bord taten's auch.

Als ob der Arzt seine Gedanken lesen könnte, hörte er jetzt den Doktor in kühler Sachlichkeit äußern: „Man wundert sich als Arzt immer wieder, was für Kapricen die Leute haben, die durchaus sterben wollen. Wie's ihnen sozusagen auf die Nuancen der letzten Abreise ankommt. Anstatt einzig auf das Ende selbst. Im Krankenhaus in Triest hatten wir mal einen rabiaten Schmuggler, dem eine alte Schußwunde scheußlich zu schaffen machte. Er beschwor uns um einen Strick, eine Wäscheleine, einen Leibriemen, daß er sich aufhängen könnte. Er wolle, er müsse sterben. Ein Assistenzarzt vergaß eines Abends das Morphiumfläschchen mit der Spritze auf dem Nachttisch des Patienten. Der Schmuggler wußte ganz genau, daß er die Spritze nur gut zu füllen brauchte, ein Stich in den Oberarm — und er schlummert hinüber. Schmerzlos, angenehm. Aber es war eben kein Strick, keine Wäscheleine — war nichts, um sich aufzuhängen. Acht Tage später hat er sich heimlich eine Zuckerschnur verschafft und sich prompt an einem alten Gasarm, der ihn so gerade noch aushielt ...“

„Sie meinen,“ unterbrach Bergemann, der für lebensmüde Schmuggler in Triest eben gar keinen Sinn hatte, „meinen also, Herr Mücke hat ernstliche Selbstmordgedanken?“

„So ernstlich, wie so ein auf G'schnas gestellter Dandy überhaupt ernste Gedanken hat. Aber nur mit der Pistole. Wäscheleine verschmäht er bestimmt. Alle andern Todesarten, als die Kugel, scheinen ihm entweder nicht standesgemäß oder nicht sicher — oder es spielt da irgend etwas andres mit. Etwas Mystisches oder so 'ne Blödigkeit. Ich komme nicht recht dahinter. Jedenfalls — der Irländer, der bei ihm ist als Zimmersteward, ist zur Vorsicht mal auf meinen Antrag vom Kapitän jeden andern Dienstes entbunden. Der Mann ist früher mal Preisboxer gewesen — eine Hand wie 'n Fußsack — dann war er Irrenwärter ... ganz gute Qualitäten und Vorübungen für so 'nen Stewardposten auf einem Luxusdampfer, der ... Pardon!“

„Bitte — bitte. Ganz Ihrer Ansicht, Herr Kollege."

„Ich habe dem Irländer einen Wink gegeben. Sie wissen, wenn solch ein Neurastheniker mal seinen krampfartigen Anfall von Energie bekommt und sich heroisch aufrafft — Also im Notfall: mal lieber den Respekt vor der ersten Klasse verletzen — lieber mal ein bißchen niederschlagen, hab' ich gesagt, als die Unannehmlichkeiten für die Gesellschaft riskieren, daß der Mann sich an Bord was antut ... Nachher, wenn wir ihn erst glücklich am Lande haben und der Familie gegenüber die Verantwortung los sind ... Auf die Familie wär' ich übrigens bei dem Windhund neugierig!"

Bergemann schien nicht neugierig. Er sah nachdenklich über das Meer. Aus der Ferne blinkten die Lichter eines Dampfers.

„Na —" der Doktor zuckte die Achseln, „dann — dann kann er immer noch tun, wozu er lustig ist. Auf der Calwerstraat in Amsterdam — gleich links — ist, soviel ich mich erinnere, ein ganz hübscher Waffenladen."

Bergemann aber dachte, daß diese gemütvolle Erlaubnis des Arztes keinesfalls ausgenützt werden dürfe. Er mußte eben die Möglichkeit finden, bis zur Landung in Amsterdam sich dem Neffen zu nähern und, seinen gekränkten Stolz behutsam aufrichtend, sein Vertrauen zu gewinnen.

„Möglich, daß eine unglückliche Liebe mitspielt. Sogar nicht unwahrscheinlich. Da hab' ich ihn neulich überrascht, wie er ein Damenbild — so ein winziges Ding in einem Medaillon — betrachtete. Und geweint hatte er auch. Auf Seereisen sehr häufig. Ist den Pessimisten und den Weltschmerzlern wunderlicherweise noch entgangen, findet sich weder bei Schopenhauer noch bei Byron. Bei Leopardi hab' ich nicht nachgesehen; der wird's aber auch nicht gefunden haben. Daß nämlich die sogenannte unglückliche Liebe und der Brechreiz irgendeine innige physiologische Beziehung haben müssen. Ich forsche in dieser Richtung schon, so lange ich auf See fahre. Diese Reise hat mir prächtige Beispiele geliefert; und nun hoffe ich noch stark auf den famosen Golf von Biskaya. Und, sehn Sie, das macht mich vergnügt. Wir werden — Sie erkennen's dort an den violetten Streifen im Himmel, und auch der Wind hat sich gedreht, wir kriegen die Wellen schon von vorne ... wir werden schwere See haben. Morgen. Da wird's mir dann nicht an Material fehlen ..."

„Glauben Sie?" Bergemann sagte das ganz zerstreut. Er hätte das auch gesagt, wenn Doktor Lux behauptet hätte, er vermute, daß es heute nacht Mondkälber regnen werde, oder der Oberstewart werde wohl um Mitternacht nach Korallen tauchen. Er dachte nur daran, wie er dem Neffen eine Botschaft zukommen lassen könnte, die ihm den gesunkenen Lebensmut höbe.

Aber der Doktor war in seinem Fahrwasser. Er wickelte sich fester in seinen blauen Mantel, lehnte sich, die Hände in den weiten Taschen, gegen die Bordwand und kramte seine frohen Erwartungen aus. „Und ob ich glaube! Ein Schiff, sehen Sie, ist immer eine schwimmende Liebesinsel. Die Leute kriegen tagelang keine Post und somit keine Unannehmlichkeiten. Das Telephon rasselt nicht und ärgert nicht mit falschen Verbindungen, mit Gleichgültigkeiten, mit Zwangsgesprächen. Die Gefahren der Automobile, der plötzlich auftauchenden „Jugendfreunde", die man nicht ausstehen kann, der herrenlosen Hunde und der irrsinnigen Radler, die ohne Klingel fahren

sind ausgeschaltet. Das Meer erweckt große Gedanken, weil kein Gebirge, keine Stadtmauer dicht vor der Nase schon den Horizont begrenzen. Irgendwo taucht ein Eiland auf, das scheue Sehnsucht erweckt — oder besser und moderner: Sehnsüchte. Denn die Schönheit des sinnlosen Pluralis ist eine Erfindung der Neuzeit und ihrer Gefühlspoeten. Man denkt sich: es muß herrlich sein auf solcher Insel — weltverloren, verträumt, ohne Nachbar und Späher, ohne Wecker, Rohrpost, ja vielleicht sogar ohne Uhr — mit einem geliebten Wesen zu wohnen. Und vergißt, daß es dort vielleicht nur einen schmierigen Bäcker gibt, der nachts im Backtrog schläft, und gar keinen Schlächter. Und daß man selber Hühner halten und die Eier aus dem Mist suchen muß; daß man Talglichter brennen muß und im Sommer von den Ameisen schier gefressen wird in dem undichten Holzbau, während im Winter die Ratten Gesellschaftsspiele arrangieren um die angenagten Bettpfosten ... Egal, Logik und Kenntnisse und Erwägungen gehören nicht zu einer Seefahrt für Vergnügungsreisende. Mithin — Sehnsüchte. Und da das süße Traumspiel einen holden Gegenstand braucht, um den sich's dreht; und da das Essen vortrefflich und reichlich ist; und da die Schiffsmusik — wenn kein von des Himmels Zorn auf See verschlagener Balzer sie dirigiert — schmelzende und neckische Weisen zu guten Weinen spielt, so kommen aus dem Herzen nicht arge, aber heiße Gedanken. Die Phantasie wird unterstützt durch den Wind, der die frivole Gewohnheit hat, die Gewänder dicht an den weiblichen Körper zu legen und Formen anzudeuten, nachzuzeichnen, die auf dem Lande nur in Singspielhallen und Nachtlokalen zu erspähen sind ... Kommt hinzu, die Männlein und Weiblein — sicher gemacht durch das flotte, ungewohnte Schiffskostüm, die Mütze, den wehenden Schleier — kommen sich verwegen, abenteuerhaft vor. Sie glauben Besonderes, Unerhörtes erleben zu müssen unter diesen helleren Sternen, zu der Musik der Wellen und im Angesicht von weiß und gespenstisch aus dem Meer aufsteigenden Häfen. Sie sehen grelle Blumen auf dem Tisch, von denen sie nicht einmal die Namen wissen. Sie essen Früchte zum Dessert, denen sie daheim tief mißtraut hätten. Sie schauen — wie selbstverständlich — Fahrtgenossen aller Schattierungen als Diener oder Passagiere um sich — Neger, Chinesen, Malaien, Kabylen — denen sie, jedem einzelnen, daheim in ihrer Vaterstadt minutenlang mit offenem Munde nachgeglotzt hätten. Fühlen sich losgelöst von Sorgen, Berufen, Verwandtschaften, die auf dem festen Lande, wie in einem lächerlichen Gefängnis, weit dahinten wo zurückgeblieben sind. Hören Sprachen um sich, deren Wortlaut sie nicht verstehen; die für sie, je nach dem Klang, nur Stimmungen, Gefühle, Leidenschaften an sich bedeuten — Zorn, Demut, Haß, Jubel, Zärtlichkeit. Der Nüchternste unter ihnen erlebt — und wenn er's tausendmal durch Betonung lächerlicher Landgewohnheiten abzuwehren sucht — sein zwingendes Märchen des Meeres. Dem einen beginnt's, wenn die ulkigen Delphine hinter dem Schiffe her, silbrige Kreise schlagend, ihr Spiel treiben; dem andern weckt's das feierliche Meeresleuchten oder das schreckende Nebelhorn im verdunkelten Kanal. Irgendwo, irgendwie packt es ihn, krempelt ihn um, bläst ihm den dicken Landstaub aus der Seele; zwingt seine Träume in die Schaukelbewegung, die ihm auf dem Lande lächerlich vorkäme, ein Kinderspiel, ein Jahrmarkts-

witz. Und dann ist der Boden bereit für den Flirt, für die Liebe, für die Leidenschaft. Sie kommt nicht, sie ist da; irgendwo steht's in einem blöden Theaterstück. Und dann ... ja, dann kommt eben das physiologisch Interessante, über das ich eine wissenschaftliche Abhandlung zu schreiben denke. Dann kommt die Seekrankheit und verwischt zunächst alle zärtlichen Regungen, erstickt alle Liebesbedürfnisse. Denn wer glaubt, er habe einen alten Fußsack verschluckt, in seiner Gurgel liege eine vergessene trockene Serviette und in seiner Hirnschale werde ein Pferderennen veranstaltet, der hält natürlich keine nennenswerten Beziehungen zum andern Geschlecht aufrecht. Aber wenn dann das Übel nachläßt, wenn das Gefühl dämmert, du bist wieder was, du wirst wieder wer ... Der Zustand der Rekonvaleszenz ist immer gefährlich. Die größten Dummheiten des Herzens werden gemacht oder doch geplant, wenn eben die Schwester die erledigten Zettel mit den Fieberkurven des Patienten verbrennt und der Arzt sagt: „So, nun werd' ich in zwei, drei Wochen wieder mal nachschauen!" Das Gefühl der Wiedergeburt ist das Gefährliche. Zu jeder Blödigkeit muß man geboren werden; zu den allergrößten Blödigkeiten aber muß man unbedingt eine Wiedergeburt hinter sich haben. Wer nie krank war, hat sich viel Blamagen erspart. Viel Eseleien, die nur der Genesende bezahlt. Es ist, als ob das Gemüt dem Körper nicht nachstehen wollte an Extravaganzen. Jetzt hat der Körper seine Irrung, seine Dummheit hinter sich — nun kommt das Herz daran. Aber schlimmer als alles, tückischer als Angina und Beinbruch, als Nierenkolik und Milzschwellung ist hierin — nach meiner Erfahrung — die Seekrankheit. Die nervöse Affektion des Magens, als welche sich der Brechreiz darstellt, wird meist ausgelöst von einer nervösen Affektion jener Triebzentren, die zu törichten Liebeshandlungen, zerbrechlichen Schwüren, vorschnellen Verlobungen und solchen Übertreibungen des Affekts führen. Und deshalb sage ich: wenn die guten Ehen im Himmel geschlossen werden und die praktischen auf dem Lande, die blödesten werden allemal auf dem Meere geschlossen oder doch verabredet."

Durch die Eindringlichkeit seines Vortrags hatte sich der Schiffsarzt doch schließlich die Aufmerksamkeit Bergemanns erzwungen, der, halb belustigt, halb erstaunt über die Beredsamkeit des Doktors, zuhörte.

Ist das wirklich Ihr Ernst, Herr Kollege?" fragte Bergemann, indem er sich auf eine der eisernen Rollen setzte.

„Mein heiligster Ernst. Und Sie werden sehen — die Biskaya wird mir recht geben. Oh, wir haben gutes Material an Bord. Reiches und vortreffliches. Da haben wir erst die schöne Blondine, die mollige Witwe, die mit dem kindlichen Vertrauen die Geschichte von dem treuen ersten Gatten zum besten gibt, der doch offenbar mit der Herzogin da hinten in Indien nicht bloß Petroleum gesucht hat. Diese Dame ist fällig in der Biskaya. Für wen wird sie sich entscheiden? Herr Schwammerl, der Servus- und Küß-die-Hand-Mann, hat Chancen, seit er endlich seinen versicherten Schnupfen los ist. Aber auch Herr von Reubke ist nicht aussichtslos, da es ihm gelungen ist, die Geschichte mit den nicht salonfähigen Bauchtanzbildern ganz auf Mücke abzuwälzen, dem im freiwilligen Exil seiner Kabine doch schon alles egal ist. Die üppige Selma — die sich die ganze Zeit nicht zeigt, weil der gute

Beppo Marlettino ihre Haarfarbe schnöderweise nicht in seinem Kram mitführt — wird vielleicht auch dem Ritter und ganz Edlen von Scupinsky den Abschied geben — denn daß er ihr angetrauter Gatte ist, glaubt doch nur Fritzchen, der liebe Junge. Wenn der's noch glaubt. Da käme also Zwingenberg in Frage, der Pilsner Urquell, wie ihn die Stewards nennen; der bis jetzt wenig Gefühl, aber viel Hundertmarkscheine gezeigt hat. Und Elisabeth Hunneberg — ich habe gerade vorhin gehört, wie ihr der pfiffige Hobsen eine scheinbar ganz harmlose Vorlesung darüber hielt, daß die Ehe die Stimme verderbe. Die meisten großen Sängerinnen hätten sich denn auch prompt wieder scheiden lassen — gewissermaßen ihre Gatten geopfert auf dem Altar der Musik. Worauf die Walküre schlagfertig erwiderte, daß es dann — da sie doch das Liebesleben vieler ihrer Kolleginnen kenne — nur der Priestersegen oder das zugige Standesamt sein könne, das solche stimmvernichtende Wirkung übe. Hobsen redete weise und energisch. Er redet eben für die Firma, die ihn als Wächter bestellt; und sieht die Biskaya kommen und — Grabusch."

„Sie glauben, daß der Amtsgerichtsrat —"

„Das hängt von der See ab, die wir morgen haben werden. Vorerst prüft er Fritzchen auf Herz und Nieren. Als ich vor dem Diner an seinem Liegestuhl vorbeiging, hatte er den Buben onkelhaft umgefaßt und befragte ihn gerade in treuherziger Neckerei: „Und wenn nun, mein Junge, deine liebe Mama doch mal eine Reise ohne dich machen würde ...?" Da spürt man doch die ausgestreckten Fühler ... Und Agnes — Agnes aus Magdeburg mit den schmachtenden Augen und dem Fröbelsystem — liest Chamisso. Aus der Schiffsbibliothek. Natürlich nicht Sala y Gomez, sondern „Frauenliebe und -leben". Die Biskaya wird die Angelegenheit mit Chamisso und Hobsen klären. Die Biskaya, unterstützt von der Gewißheit, daß in Amsterdam alles zu Ende ist. Na, und ähnliche Erwägungen werden dann wohl Ihren jungen Freund, den Assessor, auch zum Ziel irgendwelcher Wünsche treiben ..."

„Wie meinen Sie das?" Bergemann hatte, durch die Sorgen um den plötzlich gefundenen, rasch wieder verlorenen Neffen beschäftigt und verwirrt, schon einige Tage lang versäumt, sich um Erichs Herzensangelegenheit zu kümmern. Er hatte es schon in Tanger wohltuend empfunden, daß Erich ganz ohne Bitterkeit und ohne jeden Rest schmerzlicher Ironie über Eugenie sprach. Dann nach dem bösen Abend der Abfahrt von Kadiz hatte er keine Beobachtungen mehr in dieser Richtung gemacht oder angestrebt.

„Na," lachte der Schiffsarzt, „ein jeder Jüngling hat einmal ... sagt Wilhelm Busch so schön wie richtig. Aber nein — die kleine Stewardeß ist wirklich ein famoses Mädel, ein netter Kerl. Ist auch entschieden aus besserer Familie — oder die bessere Familie fängt — wie bei Napoleon — mit ihr an. Wenn das Mädel zufällig in der Luxuskabine reiste und hätte Rubinringe zu verlieren wie die blonde Frau Tilly, dann sollten Sie mal sehen, was die Biskaya erlebte! Na, auch so kann ... Übrigens scheint mir mein Neurastheniker, der edle Herr Mücke, in dieser Richtung etwas Lunte gerochen zu haben. Er machte gestern oder vorgestern aus seiner Matratzengruft heraus so eine wunderliche Bemerkung. Und da er den Assessor überhaupt nicht gerade innig schätzt, wie mir scheint, so kann auch da die Biskaya ..."

Diese leise und lächelnd andeutende Rede des Doktors entschied. Bergemann war entschlossen, die Unterredung mit dem Neffen zu erzwingen.

„Sie besuchen Ihren Patienten heute nochmal, lieber Doktor?"

„Ja. Ich will ihm ein leichtes Schlafpulver einflößen — Bromural, denk' ich ..."

„Ich habe eine Bitte: nehmen Sie mich mit. Zunächst als Arzt. Sagen Sie, ich hätte darum gebeten — da mich der Fall interessiere ..."

„Ja — aber ... Das ist doch ungewöhnlich und ..."

„Geb' ich zu. Aber ich übernehme jede Verantwortung."

„Aber — es ist gewiß gegen den Willen des Patienten."

„Zuversichtlich. Er wird auch aufbrausen. Dann aber lassen Sie mich mit ihm allein und ..."

Lux wurde mißtrauisch. „Sie — mit ihm? Heute abend? Sie wollen doch nicht mit Hypnose und solchen Scherzen ...?"

„Nein." Bergemann überlegte. Dann sagte er: „Geben Sie mir mal Ihr Ehrenwort, daß ich das, was ich Ihnen jetzt sage ..."

„Gemacht!"

„Bis Amsterdam?"

„Bis ins ewige Leben, wenn Sie wollen."

„Die Mutter dieses — hm, sagen wir: dieses in seinem Gemüt verwirrten jungen Mannes war meine Schwester."

„War Ihre — was?"

„Mein einzige Schwester. Ja. Ich erfuhr das erst vor wenigen Tagen. In Kadiz. Ich wußte es auch nicht bis zu jenem in mehr als einer Beziehung seltsamen Abend."

Der Doktor sah sinnend vor sich hin. „Wunderlich. Und das hat ihn ... Mir scheint, Sie hätten mehr Grund, von dieser Entdeckung erschüttert zu sein, als er. Aber am Ende — das geht mich nichts an. Sie sind Arzt, Sie repräsentieren die Familie. Kommen Sie, Sanitätsrat, besuchen wir unsern Patienten!"

Die Nacht vom letzten Mai auf den ersten Juni war nicht schön gewesen. Die „Astarte" kämpfte tapfer gegen Wind und Wellen. In den Kabinen der Zimmerstewards und Stewardessen war viel geklingelt worden. Die Biskaya neckte ihre Opfer.

Beim Frühstück blieben viele Tassen unberührt. Und die appetitlichen Töpfchen, die Eingemachtes aus Portugal enthielten, fanden wenig Liebhaber.

Dafür hatten die Deckstewards früh zu tun. Die Sonne schien so golden und harmlos, als gelte es den friedlichsten Tag zu beleuchten. Aber die See kam schwer in breiten Wellen von vorn, und man konnte Bergpartien machen beim Deckspaziergang und gleich wieder ins Tal fallen.

Auf Bootsdeck in den Schutz der „Schwemme" und der Schornsteine hatten sich die Ungarn niedergelassen, heute ohne rechte Lebhaftigkeit und allen Zwiegesprächen abgeneigt. Die Engländer saßen hinter den Luxuskabinen, mit heftig karierten Schals zugedeckt, und ein Buch in der Hand. Penelope stickte heute nicht. Sie seufzte viel und steckte manchmal aus einem silbernen Döschen ein geheimnisvolles Kügelchen in den Mund, das, nach ihrem

gottsjämmerlichen Gesicht zu urteilen, einen sehr üblen Geschmack haben mußte und nur von ihr gekannten Zwecken diente.

Auf dem Promenadendeck — „gereiht wie die Weihnachtspuppen", lachte der Kapitän, der mit Peterle, vergnügt salutierend, nach der Kommandobrücke ging — streckten sich die deutschen und österreichischen Passagiere in ihren Liegestühlen. Kleine Gruppen, ein wenig gesondert und doch für Zurufe und lautes Wort zu erreichen. Die Deckstewards servierten gerade, höflich ein Kennerlächeln unterdrückend, das zweite Frühstück.

„Bäh — Bouillon!"

„Sandwichs? Nicht um einen Wald voll Affen!"

Die Stimmung war auch diesem Frühstück nicht günstiger als dem Eingemachten aus Portugal.

Unter dem sanften Zwang jenes Zufalls, dem sinnvolle Absicht nicht abzusprechen ist, hatten sich vier Gruppen zusammengefunden, alles Leid, das der Tag bringen konnte, zu erwarten. Elisabeth Hunnebergs sorglich mit Decken versehener Liegestuhl war von Hobsens und Grabuschs Stühlen flankiert. Pilzheimer lag, rauchte und redete zwischen Zwingenberg und Kloppenbusch. Tilly Schuch, blonder, blasser und hübscher denn je, empfing von links Schwammerls wienerisch weichen Trost; während von rechts Kreuzwendedich von Reubke norddeutsch akzentuierter in ihren Fatalismus hineinredete. Durch den Gang getrennt, der zum Treppenhaus und in den Rauchsalon führte, standen die Stühle von Bergemann und Erich, neben dem sich mit allerlei Briefen, Zeitungen, Büchern, Fläschchen und Schreibzeug als die letzten dieser ansehnlichen Reihe die Oltzendorffs, Bruder und Schwester, niedergelassen und wie für eine Überwinterung eingerichtet hatten.

In der Gruppe, die von Elisabeth Hunnebergs energischem Walkürenhaupt als Mittelstück beherrscht war, las Grabusch in seinem Schopenhauer. Zuweilen sandte er einen forschenden Blick zur Seite: ob die Augenlider der Diva noch, Schlummer markierend, geschlossen seien. Sie waren noch geschlossen. Grabusch las:

„Schon der Anblick der weiblichen Gestalt lehrt, daß das Weib weder zu großen geistigen noch körperlichen Arbeiten bestimmt ist. Es trägt die Schuld des Lebens nicht durch Tun, sondern durch Leiden ab, durch die Wehen der Geburt, die Sorgfalt für das Kind, die Unterwürfigkeit unter den Mann, dem es eine geduldige und aufheiternde Gefährtin sein soll."

Grabusch sah auf. Die aufheiternde Gefährtin — deren er sich nach dem Entschluß der letzten Nächte zu versichern dachte — lag mit einem Gesicht, das eine versteinerte Mißvergnügtheit schien, in ihrem Stuhl. Und was die Sorgfalt für das Kind betraf — eben hatte Fritzchen, der liebe Junge, sein Sandwich mit der geschmierten Seite auf Grabuschs italienische Seidendecke gelegt, bevor er zu einem Spiel mit dem wieder auf der Bildfläche aufgetauchten Peterle sich aufmachte. Grabusch entfernte das Sandwich durch kräftigen Wurf über Bord und las stirnrunzelnd weiter:

„Für die Propagation des Menschengeschlechtes zu sorgen, sind von Natur die jungen, starken und schönen Männer berufen; damit das Geschlecht nicht ausarte. Dies ist hierin der feste Wille der Natur, und dessen Ausdruck sind die Leidenschaften der Weiber."

Grabusch dachte nach, wie er sich persönlich — theoretisch und praktisch — zur Propagation des Menschengeschlechtes zu stellen habe. Heute nacht war er zwischen zwei und drei Uhr, als Zwingenberg in seinem Bett so jämmerlich stöhnte, viel mutiger und entschlossener gewesen; woran die halbe Flasche Pommard, die er sich als Abwehr gegen die Biskaya mitgenommen, ein wenig mitgewirkt haben mochte. Er war jetzt fast froh, daß Elisabeth Hunneberg schlief und daß Hobsen, dessen Anwesenheit ihm noch vorhin sehr überflüssig vorgekommen, dabeisaß. Grabusch las weiter in seinem Schopenhauer:

„Das niedrig gewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht das schöne nennen konnte nur der vom Geschlechtstrieb umnebelte männliche Intellekt: in diesem Triebe nämlich steckt seine ganze Schönheit. Mit mehr Fug, als das schöne, könnte man das weibliche Geschlecht das unästhetische nennen. Weder für Musik, noch Poesie, noch bildende Künste haben sie wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit; sondern bloße Afferei, zum Behuf ihrer Gefallsucht, ist es, wenn sie solche affektieren und vorgeben."

Grabusch ließ das Buch sinken und erwog, ob er im gedachten Sinne umnebelt war. Er beantwortete die Frage nach reiflicher Prüfung mit nein. Und daß der Sinn Elisabeth Hunnebergs für Musik bloß Afferei sei, konnte er um so weniger zugeben, als Hobsen ihm gestern mitgeteilt hatte, daß die Diva in Amerika für jeden Gastspielabend fünfhundert Dollar bekomme. Auch daß sie niedrig gewachsen und schmalschultrig sei, war entschieden ein Irrtum des Philosophen.

So geschah es, daß Grabusch auf seiner achten Seereise ernste Zweifel an der Richtigkeit der Schopenhauerschen Werturteile aufstiegen, die ihm auf sieben Seereisen maßgebend gewesen waren. Grabuschs Gedanken waren nicht mehr ganz bei der Philosophie, als er weiterlas:

„Daß Witwen sich mit der Leiche des Gatten verbrennen, ist freilich empörend; aber daß sie das Vermögen, welches der Gatte, sich getröstend, daß er für seine Kinder arbeite, durch den anhaltenden Fleiß seines ganzen Lebens erworben hat, nachher mit ihren Buhlen durchbringen, ist auch empörend."

Der Gatte, der für die Kinder arbeitete ... Für Fritzchen hatte ja wohl die Mutter gearbeitet. Mit ihrer gottbegnadeten Kehle. „Hoiotoho" — und so. Der Vater — ja, wer war Fritzchens Vater? Darüber mußte Grabusch doch auch erst klarsehen eigentlich, ehe er — Donnerwetter, schaukelte der Kasten! — ehe er das feierliche, bindende Wort sprach. Er hatte sich — mit griechischen Buchstaben, wie es seine Gewohnheit war in wichtigen und diskreten Fällen — alles gewissenhaft notiert, was Elisabeth Hunneberg damals im Löwenhof der Alhambra, als er mit nassen Beinkleidern zum Trocknen in der Sonne saß, über einen ehemaligen Freund, den Bildhauer, geäußert hatte. Über sein Denkmal der Freiheitskriege, über elende Intrigen mißgünstiger Kollegen. Das Reisehandbuch mit diesen Notizen lag nun leider im Hause des Pilatus in Sevilla; und die Eintragungen gaben gewiß dem Finder unlösbare Rätsel auf, ja, schienen auf Blödigkeit des Verlierers dieses Buches zu deuten.

„Um Gottes willen —!" Die Diva hatte die Augen weit geöffnet, das Haupt vorgeneigt und starrte entsetzt, als sehe sie Gespenster, die Reihe entlang.

„Was ist?" Grabusch ließ erschrocken den Schopenhauer fallen; während Hobsen, an Plötzlichkeiten im Verkehr mit der Diva schon gewöhnt, nur den Kopf leicht wendete und, sein glattrasiertes Kinn streichend, bemerkte: „Have you any inconvenience, madame?"

„No, Sir, but I fear that we will be thirteen in this row!"

Grabusch, dessen Englisch nicht seine starke Seite war, wußte nicht recht, wie er sein Interesse betätigen sollte. „Was fehlt unsrer Freundin?" fragte er Mister Hobsen.

„Oh — Missis Hunneberg meinte, wir sind vielleicht gerade dreizehn, die hier in der Reihe liegen. Dann geht — meint Missis Hunneberg — das Schiff allemal unter. Oder so was."

Grabusch teilte diesen Glauben nicht. Aber er beeilte sich, nachzuzählen, und berichtete das Resultat: „Allerdings — dreimal drei und vier dazu — dreizehn."

„O Gott — o Gott! Elisabeth Hunneberg machte den energischen Versuch, sich aus den Decken auszuwickeln und aufzuspringen.

Mister Hobsen hatte sich ruhig erhoben. „Do not bother yourself — ich gehe schon."

Und Mister Hobsen verschwand grüßend, seinen Tauchnitzband unter dem Arm, in der Richtung des Musiksalons, in dem er jetzt Agnes aus Magdeburg mit dem Durchblättern des Schumannalbums und der Lektüre der Texte beschäftigt glaubte. Er hätte längst gern diesen Weg eingeschlagen. Aber die seiner Gesellschaft gegenüber übernommene Verpflichtung bannte ihn in seinen Sessel an Elisabeths Seite. Nun, da sie die Zahl dreizehn mit besonderem Schrecken bedrohte — mit einem Schrecken, der ihrer Stimme mehr schaden konnte als die von Hobsen gefürchtete Liebeserklärung des Amtsgerichtsrats — glaubte Mister Hobsen seiner Gesellschaft durch schleunige Entfernung am besten zu dienen und mit reinem Gewissen Fräulein Agnes aufsuchen zu können, die gewiß durch die Unruhe des Meeres in ihrem Gemütsleben etwas aufgewühlt war.

Elisabeth Hunneberg sah Hobsen mit einem dankbaren Lächeln nach und ließ ihr edles Heroinenhaupt wieder in das violette Luftkissen zurücksinken.

„Ein angenehmer Mann — Mister Hobsen," sagte sie, „wenn man ihn nicht zu oft sieht."

„Sehr angenehm," bestätigte Grabusch, die Einschränkung innerlich dahin erweiternd, daß ihm persönlich nichts fehle, wenn er den angenehmen Mann überhaupt nicht mehr sehe.

Aber nun war er ja weg, der Impresario — sein Stuhl war leer, sein Schritt verhallt. Eine heiße Welle stieg Grabusch nach dem Herzen.

Er dachte: jetzt oder nie! Setzte sich mit einem energischen Ruck auf, stellte die Füße links und rechts vom Stuhl auf den Boden, nahm seine karierte Mütze ab und sagte: „Meine gnädigste Frau ... verehrte Freundin — wenn ich Sie so nennen darf ..."

„Sie dürfen." Elisabeth Hunneberg hatte die Augen schon wieder geschlossen und lächelte wie jemand, der im warmen Bade sitzt und noch weitere Annehmlichkeiten erwartet. Aber da nach der gegebenen Erlaubnis nichts weiter erfolgte, so öffnete sie die Augen wieder und sah sehr erstaunt, daß mit Grabusch eine große Veränderung vorgegangen.

War es nun der Schreck über das Englisch und die Dreizehn, war es die Freude über Hobsens Fleiß und den eigenen Entschluß gewesen — oder war es nur die eigentümlich unsympathische Schlingerbewegung, mit der die „Astarte" jetzt ihre Passagiere ergötzte — jedenfalls hatte Grabusch plötzlich vom Magen her etwas wie einen heißen Kloß aufsteigen gefühlt; und gleichzeitig war ihm der Angstschweiß an den Schläfen ausgebrochen. Ein heftiges Zittern in den Beinen vervollkommnete den wenig angenehmen Zustand, der ihm für den Augenblick die verpflichtende Formulierung edler und dauerhafter Gefühle durchaus unmöglich machte.

Er legte den Kopf zurück, zog die Beine wieder unter die italienische Seidendecke, faltete die Hände über dem Magen und sagte nichts mehr.

„Ja, ja, die Biskaya!" Doktor Lux äußerte das mit einem Lächeln der Befriedigung im Vorüberwandeln zum zweiten Offizier, dessen Dienst auf der Brücke zu Ende war und der ein bißchen schlafen ging.

... Die Gruppe nebenan pflegte eine lebhafte Konversation. Das kam hauptsächlich daher, daß Kloppenbusch so guter Laune war und die beiden Herren Pilzheimer und Zwingenberg aufs angenehmste unterhielt.

Hilde war gleich hinter Kadiz auf den hübschen Einfall gekommen, dem langsam sich Erholenden in milder Rede zu suggerieren, daß ein Mann, der solch schweren Anfall von „Landkrankheit" — wie er in Sevilla — durch seine robuste Natur und die Vortrefflichkeit seiner Konstitution sieghaft bestanden, gegen alle weietren Tücken des Meeres durchaus gefeit sei. In diesem beseligenden Gefühl hatte sich Kloppenbusch mit dem Meer und seinen ohnmächtigen Tücken abgefunden und war geradezu ein Barde des Wassers, ein Lobsänger der Schiffsreisen geworden.

„Sehn Sie, Wertgeschätzter," sagte er jetzt und schlug den ihm zunächst liegenden Pilzheimer vertraulich aufs Bein, „so ein Schiff ist, weiß Gott, die einzig richtige Sache. Keine Autos, kein Bettel, keine Mücken, keine Belästigung durch Leute, die einen nach dem Weg fragen. Einbruch — unmöglich. Sie können nachts Ihre Fenster auflassen — was hereinkommt, ist allenfalls Wasser. Schönes, klares Meerwasser. Mord — ausgeschlossen. Der Kerl wäre morgen gefaßt. Wie soll er hier entkommen, he? Rings herum Wasser. Keine Kaschemme, keine Bouillonkeller, keine Schlupfwinkel. Aber nun nehmen Sie mal das feste Land, nehmen Sie mal eine Großstadt! Sieben Prozent aller Menschen sind Verbrecher — hab' ich neulich mal in einer Statistik gelesen. Wie diese sieben Prozent nachts über die Stadt verteilt sind, und wer ihnen da so ahnungslos begegnet — das entscheidet. Es ist nur ein glücklicher Zufall, daß unsereiner noch nicht ermordet ist. Nichts andres. Man geht abends spät nach Hause — sagen wir: ein, zweimal in der Woche. Nun lassen Sie mal von den sieben Prozent einen zufällig des Weges kommen. So ein angenehmer Mitbürger sieht Sie — Sie haben nur ein Spazierstöckchen oder gar einen Schirm. Er fragt Sie, wieviel Uhr es ist. So 'ne Konversation fangen die Kerle immer zunächst an. — Egal: sagen Sie's ihm oder sagen Sie's ihm nicht — er haut Ihnen mit'n Schlagring eine über die Nase — Ihr Geschrei nützt gar nichts; denn ein andrer von den sieben Prozent is schon da mit einem Knebel — meist ein gräßlich dreckiges Taschentuch — und nichts wie rein in die Zähne, in die Gurgel, in ..."

„Um Gottes willen —“ stöhnte Zwingenberg. „Ich schlaf schon so nicht mehr gut —“

„Ja, bitte, das bin ich nicht.“ Kloppenbusch war verletzt. „Das ist die Statistik. Beklagen Sie sich bei der. Oder freuen Sie sich vielmehr, daß uns hier das Gesindel für 'ne Weile nichts angeht. Daß wir auf dem schönen, sauberen Wasser sind, wo wir staubfreie Luft atmen, mti lauter anständigen Menschen reden, gut essen —“

„Oh!“ Zwingenberg stöhnte noch heftiger. „Gut essen —!“ Das war ja seit Lissabon der nagende Schmerz seiner Seele. „Was sagt denn darüber Ihre Statistik, verehrter Herr Kloppenbusch? Ist es recht, daß Köchinnen in der Lotterie spielen? Und daß ausgerechnet meine gewinnt!“

„Sagen Sie nichts gegen die Lotterien!“ wehrte Kloppenbusch. „Ich habe auch immer Glück. Zum Beispiel diese schöne Reise —“

„Ich weiß, ich weiß!“ Zwingenberg weinte fast. „Wenn sie bloß auch so 'ne Reise gewonnen hätte, meine Köchin! Nach Spitzbergen meinetwegen oder um Schottland 'rum. Gut, ich hätt' mal vier Wochen bei Kempinsky oder in der „Traube“ gegessen. Aber nein — zwanzigtausend Mark — schreibt sie mir doch nach Lissabon — zwanzigtausend Mark hat sie in der verdammten Lotterie gewonnen. Ich bitte Sie, das ist doch ein Vermögen für so ein Mädel — nun is se doch 'ne Partie! Und sie hat da 'nen älteren Bäckerburschen an der Hand — ich hab' Ihnen doch erzählt — mit dem sie immer in Halensee tanzt ... Nu machen die natürlich 'ne sogenannte Feinbäckerei auf — und ich bin der Reingefallene und kann sehen, wer mich nun mit norddeutscher Küche langsam vergiftet.“

„Und wir haben noch in Sevilla auf das Wohl von der Dame getrunken,“ bemerkte Kloppenbusch nachdenklich. „Es war doch die —?“

„Aber ich hab' doch nur eine! Und jetzt, wenn ich nach Hause komme, hab' ich gar keine.“

„Ich geh' nachher hinunter und erzähl' das meiner Frau.“ Pilzheimer war sehr vergnügt und rieb sich die Hände. „So Dienstbotengeschichten hat sie zu gern. Sogar mit den Scheichs in der Oase hat sie — durch den Dolmetscher — immerzu solche Dienstbotensachen und Sklavengeschichten verhandelt. Und wenn sie das hört von der Köchin, die Lotterie spielt — und gewinnt — meine Herren, gewinnt, da ärgert sie sich bucklig. Wissen Sie, auf See kann ich sie ärgern — ohne jede Gefahr — da ist sie ganz klein.“

„Wenn man so in die Intimitäten des Ehelebens schaut, könnt man ordentlich Lust kriegen, noch zu heiraten,“ sagte Zwingenberg malitiös. „Und wenn man so was erlebt mit seiner Köchin, die man zwölf Jahre gehabt und die zwölf Jahre nix gewonnen hat, und nun auf einmal in 'ner Lotterie, die man selber spielt und nicht mal mit dem Einsatz rauskommt ... Also da könnt man, weiß der Deubel, ein schlechter Kerl werden ...“

Die beiden Herren sahen erschreckt zu Zwingenberg hinüber, der, wie sie seine Worte verstehen mußten, eine verbrecherische Laufbahn in ernste Erwägung zog. In Wahrheit meinte er's anders. Mitten im Ärger über den Gewinn der Köchin, den er als eine Art Treubruch empfand, war ihm wieder eingefallen, wie warm und weich Selmas Fuß neulich auf dem seinen gestanden hatte, als er mit Scupinsky Karten spielte. Er mußte — das ent-

nahm er auch ihren Blicken, die sein weder glänzendes noch erfolgreiches Spiel bewundernd begleiteten — auf die Dame tiefen Eindruck gemacht haben. Nach einigen nicht sehr respektvollen Andeutungen des Schiffsarztes, mit dem er mehrfach in der Schwemme Pilsner getrunken, war aber Selma durchaus nicht Scupinskys angetraute Gattin. Mithin wurden keinerlei durch Staat oder Kirche sanktionierte Rechte verletzt, wenn er, Zwingenberg, diesen renommistischen und lauten Slawen, oder was der Ekel war, durch die stille, tüchtige Biederkeit seines deutschen Wesens bei dieser offenbar einer wortkargen Männlichkeit geneigten Dame erbarmungslos ausstach.

„Schlecht werden — würde ich Ihnen nicht raten," nahm Pilzheimer nach einigem Nachdenken den abgerissenen Faden des Gesprächs wieder auf. Schlechtigkeiten haben heutzutage in unsrer Zeit des Telephons und Telegraphs verdammt kurze Beine."

„Sagen Sie das nicht!" Kloppenbusch sprach ernst wie ein Sachverständiger, als der er allerdings in diesen Dingen auch gelten konnte. Denn während ihn in den Zeitungen die Politik nur insofern interessierte, als darin auf die Polizei geschimpft wurde, und das Feuilleton gar nicht, las er die Tagesneuigkeiten mit großer Sorgfalt. Unter diesen aber bevorzugte er Unglücksfälle und Verbrechen, da er sein eignes Wohlbefinden wesentlich gesteigert fühlte, wenn er von einem wohlgelungenen „räuberischen Überfall" in den Abruzzen oder von einer gut funktionierenden Höllenmaschine auf dem Schwarzen Meere Zuverlässiges durch sein Blatt erfuhr. Er mißbilligte also das oberflächliche Urteil Pilzheimers über die Chancen der Schwerverbrecher durchaus und äußerte noch einmal mit dem Nachdruck des Besserwissenden: „Sagen Sie das nicht! Ich will gewiß nicht behaupten, daß die Polizei immer ihre Pflicht tut — o nein! In der Straße, in der ich wohne, hab' ich zum Beispiel festgestellt, patrouillieren zuweilen in den Stunden von acht bis zehn Uhr morgens, wenn die Schulkinder und friedlichen Leute in der Morgensonne ihren Pflichten nachgehen, drei Schutzleute. Von zehn bis zwölf Uhr nachts aber, da es dunkel ist und die üblen Elemente hervorkommen, hab' ich nur einen Beamten gezählt. Und der war dienstfrei und gehörte nicht zu unserm Revier. Aber zur Störung der Verbrecher oder zu ihrer Verfolgung wirken oft noch ganz andre Dinge mit. Da stehlen zum Exempel ein paar schlimm aussehende Burschen bei einer Hamburger Importfirma für fünftausend Mark Vanille. Dann machen sie sich einen guten Tag. Aber — sie haben nicht mit den Nasen ihrer Mitbürger gerechnet. Die Kerle verbreiten aus ihren verschwitzten alten Kleidern einen wunderlieblichen Vanilleduft. Das ist doch nicht ihr Naturgeruch, nicht wahr? Also — gefaßt, untersucht und festgehalten!... Und dann die Tiere..."

(Schluß folgt)

Im Hafen

Nach einem Gemälde von Enrique Martinez Cubells

Port Said. Links der allen Reisenden wohlbekannte Hafenpier, der auch jetzt wegen seiner Geräumigkeit für Truppenlandungen benutzt wird

Die Bedeutung des Suezkanals für den Krieg

Von

Dr. Richard Hennig

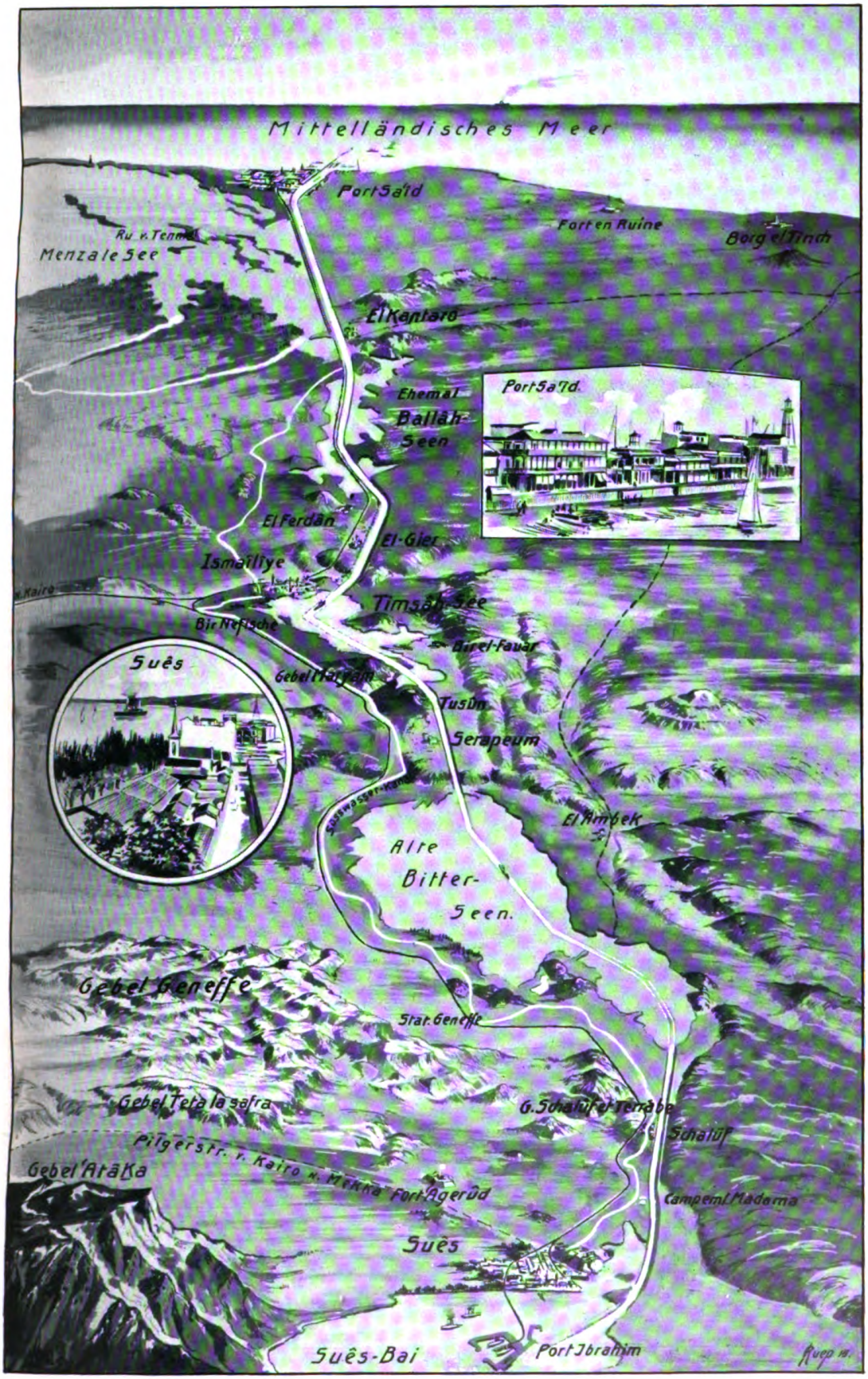
Das Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg hat zur notwendigen Folge, daß die bedeutsamsten kriegerischen Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz des Orients sich am Suezkanal abspielen werden, der in den voraufgegangenen 45 Jahren seines Bestehens allen kriegerischen Vorgängen so gut wie vollständig entrückt war. Bisher freilich sind am Suezkanal nur kleinere Plänkeleien zwischen englischen und türkischen Truppen erfolgt. Die ausnehmend große Schwierigkeit, ein starkes Heer mit der gesamten schweren Artillerie durch die etwa 300 Kilometer breite, eisenbahnlose, nur von dürftigen Karawanenwegen durchzogene Wüste der Sinaihalbinsel marschieren zu lassen, macht es durchaus verständlich, daß nach mehr als fünfmonatiger Kriegsdauer die beiderseitigen Hauptheere noch gar nicht in Berührung miteinander gekommen sind und wohl auch noch geraume Zeit nicht kommen werden. Die Türken gehen klug und bedächtig vor und bauen zunächst (unter deutscher Leitung!) eine Bahn durch die Wüste, um den Geschütz-, Munitions- und Proviant- sowie Trinkwassertransport für eine große Heeresmasse unbedingt sicherzustellen. Der eigentliche Angriff auf den Suezkanal steht also noch bevor und dürfte allerdings in seiner sorgsamen Vorbereitung dann unwiderstehlich sein. Ein kleines Gefecht zwischen berittenen Beduinen und englisch-ägyptischen Truppen fand schon am 22. November bei El Kantara statt. Die

größeren Zusammenstöße erfolgten jedoch zum ersten Male erst am 27. Januar und wiederholten sich in erheblicherem Umfang am 2. und 3. Februar. In diese Kämpfe, die gleichzeitig bei El Kantara, südlich des Timsahsees und bei Suez ausgefochten wurden, griff sogar schon türkische Artillerie mit bemerkenswertem Erfolg ein, da ein englischer Hilfskreuzer im Timsahsee, wie sogar englische Meldungen zugaben, durch zwei Volltreffer empfindlich beschädigt wurde. Die Leistung der Türken, die mit daß überraschenderweise schon in der Nacht zum 3. Februar einige türkische Kompagnien zu Erkundungszwecken auf das Westufer vorübergehend übersetzten und daß zur Nachtzeit, wenn der scharfe Wachtdienst im Kanal, den die englischen Kriegsschiffe und Motorboote ausüben, naturgemäß in seiner Wirksamkeit verringert ist, gelegentlich Ägypter den Kanal durchschwommen haben, um mit den anrückenden türkischen Befreiern Fühlung zu nehmen und weiteres zu verabreden. Aus

Eine Militär-Kamel-Karawane durchzieht den wilden Taurus, von einem Esel geführt, der den nachfolgenden Tieren als Pfadfinder dient

starken Vorkräften Ende Januar bereits am Kanal standen, ist hoher Anerkennung wert, und selbst der Timeskorrespondent in Kairo mußte zugeben, daß der verhältnismäßig schnelle Marsch durch die Wüste und die Versorgung mit Essen und Trinken beim türkischen Heer durchaus achtenswert seien.

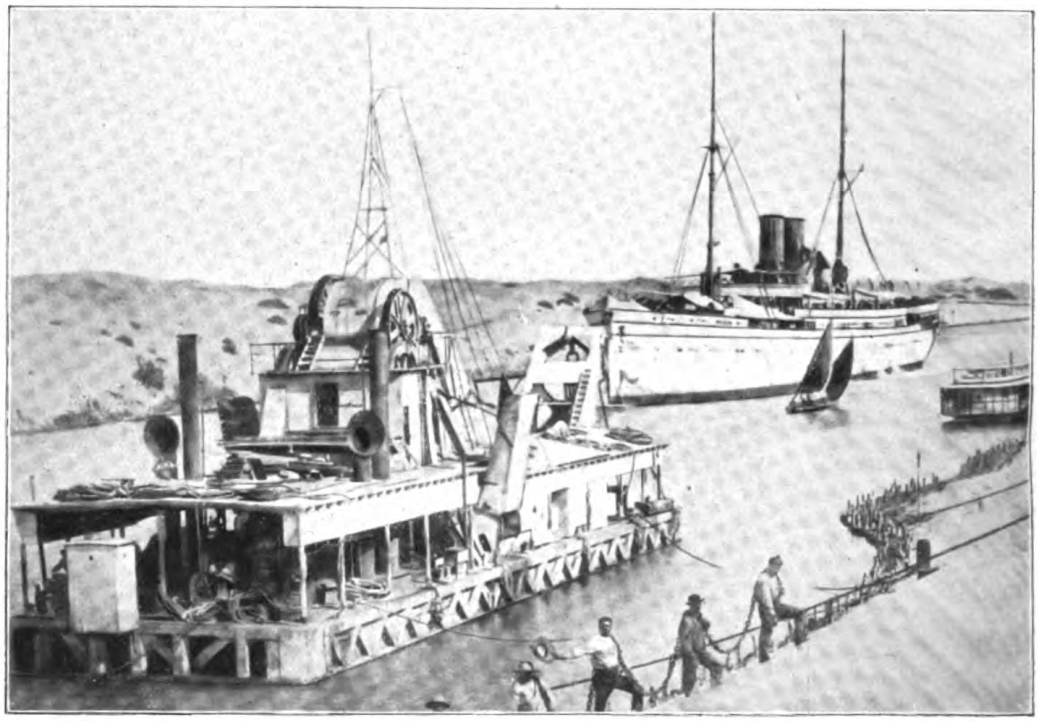
Wenn auch die tatsächlichen Verhältnisse am Kanal zurzeit sehr schwer zu übersehen sind, so scheint es doch nach Berichten von beiden Seiten, daß die Engländer das östliche Ufer des Kanals in der Hauptsache geräumt haben und daß sie die Hauptverteidigung auf dem Westufer suchen wollen. Glaubhafte Meldungen besagten, dem sehr verworrenen Bild, das die lückenhaften Nachrichten aus Ägypten gewähren, scheint weiterhin so viel mit leidlicher Sicherheit hervorzugehen, daß die indischen Hilfstruppen ebenso wie die eingeborenen ägyptischen Soldaten sehr unzuverlässig sind und jede Gelegenheit benutzen, um sich den Türken zu ergeben oder zu „verschwinden", das heißt überzugehen. Daß die britischen Kolonialtruppen aus Kanada, Australien, Neuseeland, die keinerlei kriegerische Erfahrung und eine sehr mangelhafte Ausbildung haben, gegenüber den kriegsgewohnten und durch den Heiligen Krieg fanatisierten türkischen Truppen nicht viel



Reliefkarte des Suezkanals

ausrichten können, liegt auf der Hand. Der einzige ernste Gegner der Türken in Ägypten sind die Engländer selber, die aber rein zahlenmäßig den Türken unterlegen sein müssen. Die britischen Kriegsschiffe im Suezkanal werden den Türken viel zu schaffen machen, auch die Befestigungen am Westufer und die ebendaselbst verkehrenden Panzerzüge bilden starke Verteidigungsmittel der englischen Stellung. Anderseits geht aus manchen Anzeichen hervor, daß die Engländer in Stelle ist, daß ein Verlust dieses „Genicks Englands" für das britische Reich viel schwerer wiegt als selbst der Besitz Konstantinopels, den übrigens wieder Rußland unter keinen Umständen zulassen würde.

Die Aussichten des türkischen Angriffs auf den Suezkanal und auf Ägypten müssen als recht gut bezeichnet werden, ja fast als unzweifelhaft, wenn die deutsche Waffenbrüderschaft sich weiter ausgiebig betätigt und nicht noch ganz neue, un-



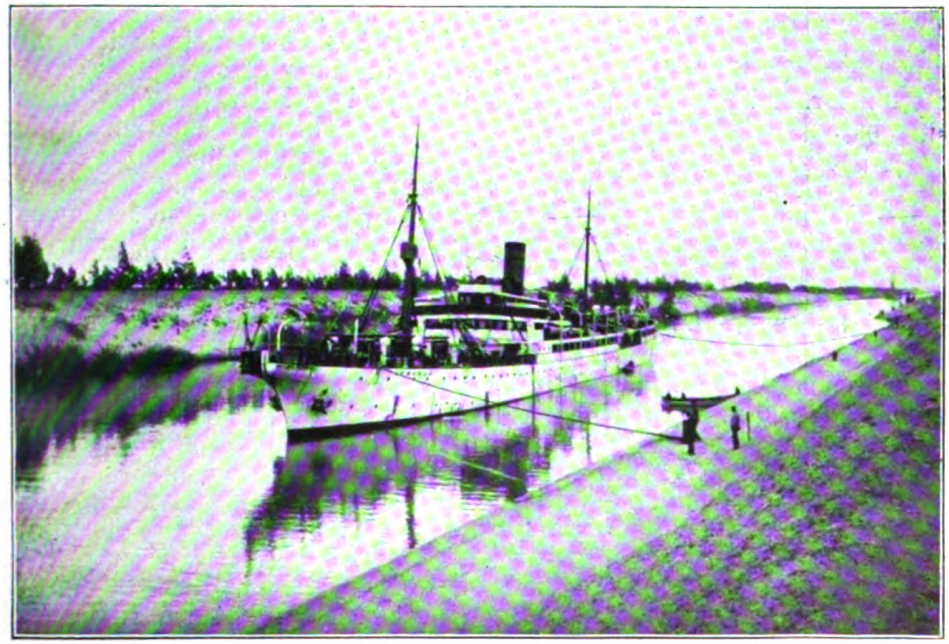
Holländische Bagger mit griechischer Besatzung, die noch bis nach Ausbruch des Krieges im Kanal tätig waren, um dessen Sohle stellenweise um ein ganzes Meter zu vertiefen

Ägypten den Boden unter den Füßen wanken fühlen, und der heftige Angriff auf die Dardanellenforts, der seit Ende Februar im Gange ist, soll offenbar nicht zum wenigsten dazu dienen, den türkischen Druck am Suezkanal zu mildern. Sicherlich werden die Türken sich aber durch keine feindliche Maßnahme, ja selbst durch eine (übrigens fast unmögliche) Einnahme Konstantinopels nicht, davon abhalten lassen, ihren Angriff gegen Ägypten einzustellen, denn sie wissen ganz genau, daß das Pharaonenland mit dem Suezkanal Englands verwundbarste und empfindlichste erwartete Hindernisse auftreten. Über militärische Einzelheiten zu reden ist gegenwärtig unmöglich. Ebenso wäre es ein müßiges Spiel, zu erörtern, was nach der Wiedereroberung Ägyptens durch die Türken mit dem Suezkanal werden soll. Dies kann nur die Zukunft lehren. Aber die Folgen einer Sperrung des Suezkanals für die Handelsschiffahrt, die die Türken jederzeit, wenn es ihnen gut dünkt, durch gewaltsame Beschädigung der Böschungen erzwingen können, da sie das Ostufer, mindestens zu einem großen Teil, beherrschen, würden von einer ungeahnt

Die Reede von Suez

großen Wirkung auf das englische Handelsleben sein.

Man stellt sich die Dinge meist so vor, als ob eine Unterbrechung des Schiffsverkehrs im Suezkanal, deren Termin zu bestimmen die Türken schon heut voll in der Hand haben, zwar sehr unangenehm für England ist, aber doch nicht eben katastrophal, da dann die Schiffe ja den Weg ums Kap der Guten Hoffnung wählen können, um vom Atlantischen in den Indischen Ozean und umgekehrt zu gelangen. Wie wenig zutreffend diese Meinung ist, die weite Teile des deutschen Publikums veranlaßt, den weltgeschichtlichen Vorgängen am Suezkanal nicht annähernd die genügende Aufmerksamkeit zu widmen, das erkennt man bei der



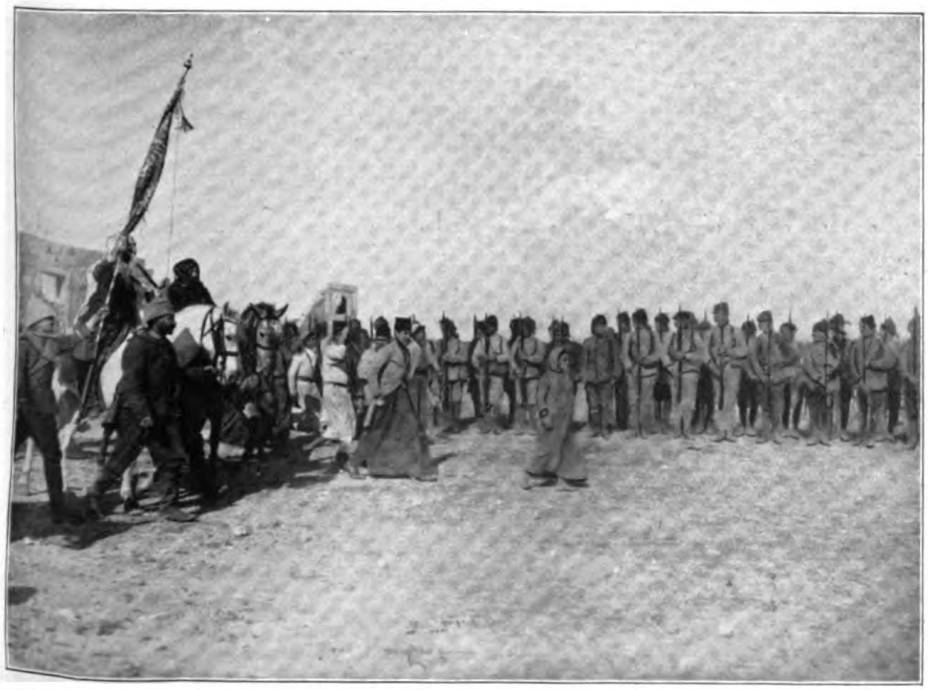
Ein Dampfer der Norddeutschen Seekabelwerke im Kanal

Das Gebet vor dem Auszug: Der Oberkommandierende der Truppen am Kanal, Dschemal-Pascha, verabschiedet sich von Damaskus unter großen Zeremonien. Hinter ihm (mit dem Band vom Eisernen Kreuz) Oberst von Frankenberg, der Chef des Stabes. Rechts von ihm Fakhriddine-Pascha, der Nachfolger Dschemals in Damaskus

Lektüre des Heftes 35 der von Dr. Jäckh herausgegebenen Sammlung: „Der Deutsche Krieg", das den Titel führt: „Der Kampf um den Suezkanal" und das den Herausgeber der Zeitschrift „Weltwirtschaft", Dr. Richard Hennig, zum Verfasser hat.

Man ersieht aus den Darlegungen dieser Schrift, daß man sich das Übergehen der Schiffahrt aus dem Suez- auf den Kapweg doch sehr viel einfacher vorstellt, als es wirklich ist. In der Tat liegen die Dinge so, daß die weit überwiegende Anzahl der im Suezkanal verkehrenden Schiffe nicht in der Lage ist, ums Kap zu fahren, und zwar deshalb, weil es einfach unmöglich ist, den Schiffsbetrieb auf diesem weiteren Weg rentabel zu gestalten. Abgesehen von den Verbindungen mit Australien und Neuseeland, die bei der Fahrt ums Kap kaum merklich länger werden würden und auf die die Sperrung des Suezkanals daher ohne großen Einfluß bleibt, wächst die Fahrtdauer der wichtigsten europäischen Reisen nach den Haupthäfen in Süd- und Ostasien durchschnittlich um etwa 18 bis 24 Tage; die Betriebskosten werden also ganz gewaltig anschwellen. Dazu kommt aber, daß die Schiffe des Suezkanals in ihrer Bauart und in ihrer Rentabilitätsberechnung darauf eingerichtet sind, spätestens alle zehn Tage einen Kohlenhafen anzulaufen. Ihre Kohlenräume sind daher verhältnismäßig klein. Auf dem Wege ums Kap müssen sie sich aber bis zu 18 Tagen ohne Kohlenaufnahme behelfen können. Sie müssen also sehr viel mehr Kohle als sonst mitnehmen und können dies nur, wenn sie einen Teil des Frachtenraums für die Kohlenaufnahme zur Verfügung stellen. Auch im günstigsten Fall können die Schiffe also wesentlich kleinere Frachtenmengen als sonst befördern und müssen dabei mit außerordentlich gesteigerten Betriebskosten, längerer Fahrtdauer, viel größerem Kohlenverbrauch und obendrein rapide anschwellenden Kohlenpreisen rechnen, da ja die Schwierigkeiten der englischen Kohlenförderung schon in England selbst eine merkliche Kohlenteuerung hervorgerufen haben und da Bergarbeiter-

Türkiſche Infanterie — deutſche Diſziplin — moderne gute Ausrüſtung!



Der Sohn des Schafi Müftifi, mit der heiligen Fahne des Propheten in der Hand, verkündet den Truppen in der Wüſte den „Fetwa“ (den Heiligen Krieg)

ſtreiks, Unterſeebootkrieg, die Notwendigkeit, Frankreichs Kohlennot zu lindern ſowie die immer empfindlichere Knappheit an Frachtenraum eine ausreichende Verſorgung der überſeeiſchen Häfen mit guter Kohle faſt zur Unmöglichkeit machen. Die Reeder, die ihre Schiffe bisher durch den Suezkanal laufen ließen, werden es ſich alſo zehnmal überlegen, ehe ſie den Betrieb ums Kap aufrecht erhalten, denn ein Stilliegen ihrer Schiffe bedeutet für ſie in den meiſten Fällen einen geringeren

Jute	zu	99	Prozent,
Tee	„	99	„
Jutefabrikate . .	„	97	„
Reis	„	75	„
Hanf	„	73	„
Wolle	„	70	„
Benzin	„	65	„
Manganerz . .	„	52	„
Kautſchuk . . .	„	51	„
Felle und Häute	„	48—49	„
Ölſaaten . . .	„	44—48	„
Getreide . . .	„	35—38	„

Ali Fuad Bei, der Kommandeur der 25. Infanteriediviſion, hält eine Anſprache an die nach dem Kanal ziehenden Truppen. In der Mitte, auf einem Schimmel, ein Hodſcha (Geiſtlicher)

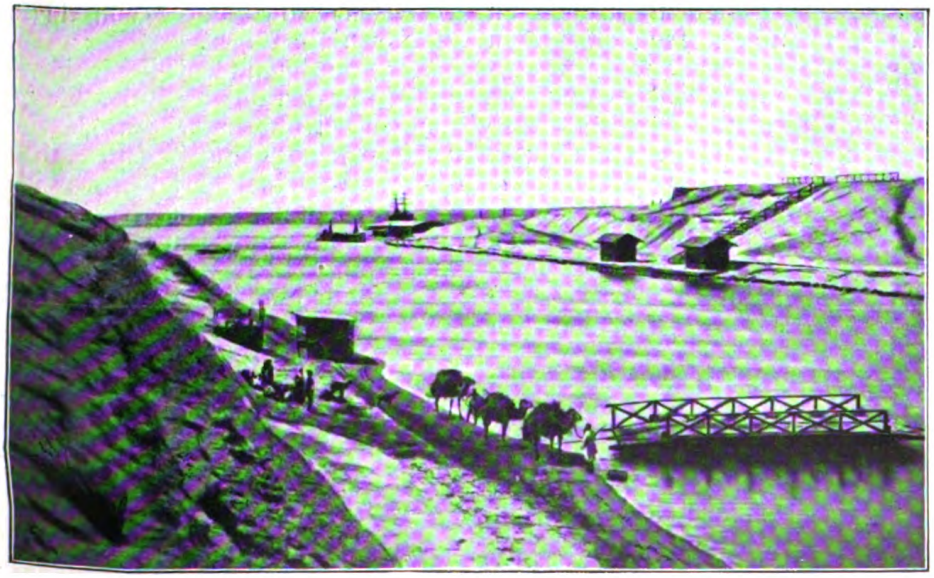
Verluſt, als eine Fahrt ums Kap mit vervielfachten Betriebskoſten und verringerter Ladefähigkeit.

Die Sperrung des Suezkanals bedeutet alſo für England ein automatiſches, faſt völliges Aufhören des Handels mit Indien und Oſtaſien. Die Wirkung eines ſolchen Geſchehniſſes auf die engliſche Volkswirtſchaft muß notwendig zu einer Kataſtrophe führen, die beiſpiellos in Englands Geſchichte iſt und ſelbſt in den Wirkungen der napoleoniſchen Kontinentalſperre nicht ihresgleichen findet. Ein überraſchend großer Teil der engliſchen Einfuhr wird durch den Suezkanal nach Europa gebracht, ſo zum Beiſpiel:

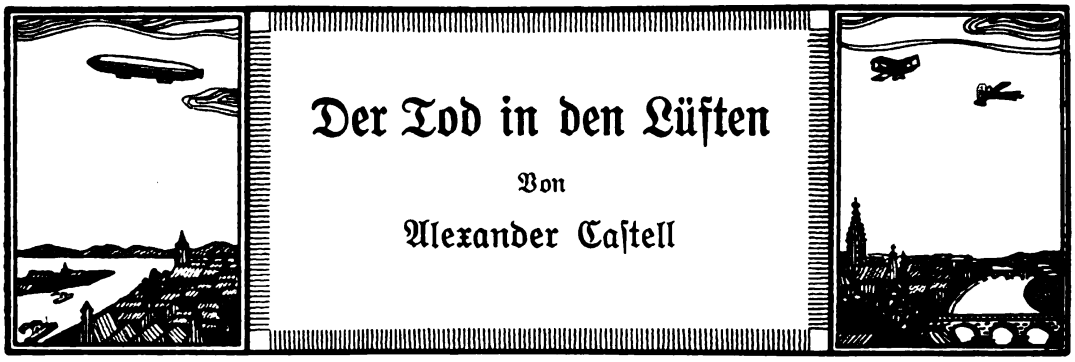
Was ſpeziell die letzte Zufuhr betrifft, die des Getreides, ſo muß man bedenken, daß auch die wichtigſte Getreidequelle Englands, die ruſſiſche, durch die Sperrung der Dardanellen verſtopft iſt. Gelingt es den Engländern nicht, die Dardanellen mit Gewalt zu öffnen oder die Türken vom Suezkanal zu vertreiben (beide Ausſichten ſind nur ſehr gering), ſo wird die Verſorgung Englands mit Lebensmitteln ſchließlich ebenſo ſchwer bedroht ſein wie die Beſchaffung wichtigſter Rohſtoffe für die Induſtrie. Im einen wie im andern Falle müſſen Englands innere Schwierigkeiten von Woche zu Woche wachſen, und ſo mag denn ſehr wohl der Suezkanal ſelbſt

Dschemal-Pascha wird auf dem Vormarsch von einem Araberfürsten begrüßt

dann, wenn es aus dem einen oder andern Grunde zu großen Kämpfen um diese Wasserstraße gar nicht kommen sollte, eines der wichtigsten Mittel sein, dessen sich die gerecht waltende Nemesis zur Demütigung des britischen Stolzes und zur Strafe der englischen Unmoral in diesem gewaltigen Weltkrieg bedient.



Der hügelige Teil des Kanals, der den Engländern zur Anlegung ihrer Befestigungen dient, mit Karawanenkreuzungspunkt und See im Hintergrund



Der Tod in den Lüften

Von

Alexander Castell

Der Morgennebel strich um die Kämme der Vogesen, während die Ballonkompagnie im Galopp in das kleine Tal bei H. einfuhr. Die Dampfwinde ratterte voraus, hinterher die Protze mit der Ballonhülle, zuletzt die Flaschenwagen und der ganze Train. Kommandos schwirrten durch die feuchte Morgenluft, auf der Wiese zwischen den Tannen wurde schon mit dem Füllen begonnen. Die Offiziere waren abgestiegen, die Mannschaften liefen in fiebriger Hast. Der Train stand zu beiden Seiten dem Waldrand entlang, und dicke Schläuche zogen sich herüber zur Hülle, die sich rasch aufblähte. In zehn Minuten war die breite Gurte des Drachenballons meterhoch über dem Boden. Zugleich erschien die Telegraphenabteilung, um die telephonische Verbindung mit dem Divisionskommando herzustellen. In weiteren fünfzehn Minuten stand der Ballon schon in zwanzig Meter Höhe, während die Mannschaften das Kreuztau und die Korbtragleine hielten.

Ein rieselnder Nebel wurde von einem leichten Winde hergetragen. Man wartete auf den Generalstabsoffizier. Die Feldstraße ging der östlichen Waldparzelle entlang. Von dorther mußte er kommen. Der Ballonaufstieg war auf halb neun befohlen. Es waren noch sieben Minuten bis dahin.

Im Süden fielen Schüsse. Dort schien ein Vorpostengefecht zu beginnen. Fast zugleich sauste der Wagen um die Waldbiegung. Ein paar Atemzüge, und er war da. Der Generalstabshauptmann sprang ab, drückte den Offizieren die Hand und stieg in den Korb.

Die Dampfwinde begann zu dröhnen, und der Ballon stieg langsam hoch. Der Offizier regulierte die Einstelleinen, starrte unter sich nach dem Doppelhaken, an dem das Eisenkabel befestigt war, das sich jetzt rasch abrollte. Der Hauptmann saß zuerst ruhig und etwas müde im Korb. Er hatte vor einer Stunde den Tagesbefehl vom Abschnittskommandeur empfangen, sich nachher beim Kommandanten der schweren Batterien, die hinter einer seitlichen Terrainwelle eingegraben waren, gemeldet, und war zunächst froh, ruhig aufatmen zu können.

Da klingelte es. Er schnallte sich das Kopftelephon um. Das Divisionskommando rief an. Er sah auf das Barometer, meldete hundertfünfzig Meter Höhe, wenig durchsichtige, neblige Atmosphäre. Während er sprach, überstieg er die westliche Höhenlinie, ein Windstoß fuhr in den Steuerring. Der Ballon stellte sich auf die Richtung Nordost ein. Die Temperatur wurde von Augenblick zu Augenblick kühler.

Der Hauptmann legte sich jetzt das Heft mit den Karten auf die Knie. Da waren von gestern und vorgestern die Positionen des Feindes eingetragen. Auf Punkt 412 wurde eine Veränderung in der Artilleriestellung vermutet. Das Kommando hatte Aufklärung darüber verlangt.

Der Ballon stand jetzt auf zweihundertachtzig Meter Höhe, und der Ausblick nach Süden tat sich auf. Da waren zur Rechten die Höhenzüge vor Belfort, südwestlich ein etwas gedecktes Gelände mit den feindlichen Schützengräben. Und direkt südlich in der Ferne die bewaldeten Höhen des Jura — die Grenze der Schweiz.

Der Hauptmann lag behaglich im Korb. Er dachte an einen Brief, den er von seiner Frau bekommen. Sie war jetzt bei ihren Eltern in München. Sie

schrieb: „Man merkt hier sehr wenig vom Krieg. Wir waren gestern im Hoftheater ...“ Er schaute in die blaue Ferne, zog einen Notizblock heraus und schrieb darauf: „Meine Lieben! Ich schreibe Euch im Korb ...“

Da läutete wieder das Divisionskommando an. Er gab Antwort. Es war wirklich noch nichts zu sehen. Punkt 412 war sichtbar, aber für die Stellung dahinter hatte er noch mindestens achtzig Meter zu steigen. Er schrieb wieder weiter auf seinen Block: „Ich bin auf dreihundertfünfzig Meter Höhe, ich denke an Euch ... Plessen ist vorgestern auf einer Rekognoszierung gefallen. Ich bin noch gesund, Gott sei Dank.“ Er hielt inne. Sein jugendliches, kaum fünfunddreißigjähriges Gesicht strahlte alle Kraft und Zuversicht aus. Er wollte wieder den Bleistift ansetzen, als er vielleicht vier Kilometer entfernt im Gelände etwas aufblitzen sah, dann konstatierte er auch das Geschoß. Das Schrapnell platzte etwa dreihundert Meter südlich und um hundert Meter zu tief.

Er telephonierte: „Ich bekomme Artilleriefeuer aus Stellung zweihundert Meter südöstlich von Punkt 418. Position im kleinen Gehölz, nahe beim Bachübergange.“ Er starrte jetzt hinunter auf das Waldtal rechts. Dort war alles ruhig. Die schweren Geschütze kaum wie Schatten zu sehen. Eine Minute ... zwei Minuten vergingen. Da brach aus einem Busch ein Feuerstrahl. Eine Granate stieg pfeifend hoch, eine zweite folgte ... Der Hauptmann verfolgte aufmerksam die Schußkurve. Das erste Geschoß fiel in etwa hundertfünfzig Meter Nähe östlich von Punkt 418. Das zweite vielleicht zehn Meter daneben. Zwei schwarze Rauchsäulen stiegen auf.

Das Divisionskommando gab jetzt direkte Telephonverbindung mit der Haubitzenbatterie. Der Hauptmann korrigierte die Schußwirkung. Fast zugleich kam, wie als Antwort, aus der versteckten Stellung in der Richtung von Punkt 412 eine Salve von Geschossen. Der Artilleriekampf begann nun regelrecht. Auch Infanteriefeuer klang dazwischen. Die Geschosse zogen ihre Bahn in langgeschweiften Kurven, der Donner der Kanonen wurde immer dichter, aber man sah nur da und dort den Rauch oder die Feuersäule platzender Granaten.

Der Ballon stand auf fünfhundert Meter still und schwankte zuweilen leise unter dem Luftdruck eines in der Nähe krepierenden Schrapnells.

Der Hauptmann sprach mit leiser Stimme unaufhörlich in den Schalltrichter, zeichnete in die Karten Striche, Kurven ein, registrierte alles wie ein Apparat. Ein leises Fieber hatte ihn erfaßt. Er wartete auf die Sonne. Alles, was jetzt vorging, war gering, bedeutungslos im Verhältnis zu dem, was dann geschah. Erst mußte er sehen können, dann wollte er das feindliche Feld absuchen, Stellung für Stellung. Wo sich Leben zeigte, wollte er es auslöschen. Wo ein Geschütz aufblitzte, wollte er mit der Sicherheit von wenig Metern Distanz Granaten hineinsenden, wollte alles abtöten durch drei Worte, die er in den Schalltrichter hineinsprach.

Es war ein fahler Wintermorgen. Die Temperatur war beißend frisch. Auf den höheren Kämmen lag Schnee, weiße Rinnen waren da und dort in die Abhänge gezeichnet, während die Tannenwälder in tiefblauen Wellen die Höhen deckten.

Von unten kam jetzt Infanteriefeuer herauf. Da ging plötzlich wieder ein leiser Ruck durch den Korb. Ein Geschoß war hundertfünfzig Meter unter dem Ballon geplatzt. Er empfand die Lufterschütterung wie einen Windstoß.

Sie schießen sich allmählich ein, dachte er und schrieb drei Worte auf ein Papier, das er in einem Meldesack herunterwarf. Er fühlte auch bald die Wirkung. Die Pferde kamen wieder vor die Dampfwinde, und sie bewegte sich zweihundert Meter nordwestlich, während der Ballon unter dem Knarren der Kreuztaurolle langsam nachfolgte.

Die Atmosphäre über dem Gelände wurde allmählich ganz gelb. Wie Seidentöne glänzten die Nebelstreifen im hereinbrechenden Licht. Höher und höher stiegen die Schwaden. Als ob sie aufgesogen würden, verteilten sie sich und verschwanden im Glanz der Sonne.

Es ging jetzt auf elf. Der Hauptmann hatte in einem kleinen Korb Brötchen und etwas Kognak mitgebracht und begann zu essen. Das wärmte ihn. Er klopfte sich auch mit den Händen auf die Arme und Beine, um das Blut in Zirkulation zu bringen.

Das Terrain wurde nun bedeutend klarer. Deutlich waren in zwölfhundert Meter Entfernung die eigenen Infanteriestellungen. Die feindlichen kaum hundertfünfzig Meter davor. Bei Punkt 412 sah er Bewegung. Da war eine Waldparzelle, daneben ein Weiher.

Er ließ die ganze Haubitzenbatterie eine Salve auf diese Position abgeben. Die Waldtäler dröhnten vom Schall der Kanonen. Der Ballon selbst zitterte und die Kabel knarrten. Drüben schlugen die Geschosse fast zugleich ein. Es war, als ob Bäume ausgerissen und weggeworfen würden. Als der Dampf sich verzogen hatte, bewegten sich drüben Mannschaften wie kleine dunkle Punkte hastig über eine Wiese. Mit dem Glas konstatierte er deutlich Turkos in roten Hosen, die einen Graben ausschaufelten. Weiter zurück lag ein Blockhaus. Daraus kamen drei Mann und gingen nach Norden. Zwei andre entfernten sich in südlicher Richtung. Die Turkos waren in der Stärke einer Kompagnie.

Da rief das Divisionskommando an. Er meldete eine von Matrosen bediente Küstenbatterie, dem Klang nach von fünfzehn Zentimeter Kaliber, zweihundert Meter östlich vom Dorfe L. in einer Talsenkung. Deutlich waren die Geschütze sichtbar, trotzdem sie hinter Buschwerk standen. Der Train war daneben in einer Art von Kiesgrube.

Jede Minute donnerte jetzt eine Salve hinaus. Die Schüsse waren erst zu kurz, dann schlug ein Volltreffer direkt vor einem der Geschütze ein. Als sich der Rauch verzogen hatte, war es wie vom Boden verschwunden. In der Grube, wo der Train gestanden, war ein wilder Knäuel. Pferde schienen sich rasend am Boden zu wälzen.

Von Süden her kam im Schutze einer Talwelle eine Batterie angesprengt. Weiter südlich bewegten sich wie große Raupen Infanteriekolonnen. Der Hauptmann hörte plötzlich über sich leise, dumpfe Schläge. Ganz vereinzelt schlugen Kugeln in die Ballonhülle und gingen durch. Er wurde offenbar von Infanterie beschossen. Seltsam kam es ihm vor, daß da Treffer erzielt wurden. Er dachte: Wenn sie ein paar Maschinengewehre auf den Korb einstellten ...

In eifriger Hast zeichnete er Stellung um Stellung in seine Karten. Er überlegte: Wenn ich abgeschossen würde, könnte man doch alles im Korbe finden. Er stellte das Glas auf die Schützengräben ein, die sich wie feine dunkle Striche, wie ein gezacktes Netz ins Gelände einzeichneten. Das Divisions- und das Artilleriekommando sprachen jetzt fast zu gleicher Zeit. Unten tobte es wie ein Orkan. Wie ein Schwarm schwarzer Vögel standen die Geschosse gegen den Himmel. Das ganze jenseitige Gelände stand im Rauch. Rechts an den Hängen der Vogesen schienen zwei Dörfer zu brennen. Er hatte ein sonderbares Beben in den Nerven. Er konnte nicht verhindern, sich vorzustellen, daß er dort drüben im Graben wäre, daß das mörderische Krachen vorn und hinten und von allen Seiten dröhnte und daß ihm plötzlich das Herz stillstünde bei der sicheren Gewißheit, daß die nächste Salve einschlüge, mitten in die Stellung. Daß Körper zerrissen und zerfetzt in die Höhe wirbelten ... Wieder dröhnte eine Salve. Er nahm für eine Sekunde das Glas vom Auge und starrte über sich am Ballon vorbei in den blau getönten Himmel. Er hatte Herzklopfen.

Wie er wieder hinsah, waren an Stelle der früheren Gräben da und dort dunkle Flecke. Rings krochen Menschen, als ob sie wie todwunde Tiere nach einem Schutze suchten.

Während er jetzt mit fliegenden Worten in den Apparat hineinsprach, während Erde und Himmel unter dem Krachen, dem Gepfeife, den hundertfachen Explosionen zu beben schienen, kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, wie er in dieser einsamen Gondel das Gehirn dieser Zerstörung war. Daß jedes Wort, das er sprach, Menschen in Fetzen riß, daß Hunderte in diesem Augenblick in grauenhaften Leiden verstümmelt und hilflos, in Höhlen halb verschüttet oder auf der flachen Erde lagen, wo sie den Himmel um Erbarmen, den Tod anschrien. Ein Grauen rieselte ihm über die Haut, stand ihm wie ein feiner Schmerz im Gehirn.

Er hatte sich etwas aus dem Korb gebeugt, als plötzlich ein weißes Feuer vor ihm aufflammte. Er fühlte den Schreck wie einen Stich im Genick, hatte den Eindruck, als ob der Blitz in den Ballon geschlagen hätte. Hundert Meter seitlich war ein Schrapnell explodiert. Es pfiff um den Korb, schlug in die Ballon-

hülle ein ... ein neues Geschoß kam im Bogen ... es mußte noch näher platzen ... wieder eine Explosion, daß die Gondel wie in einem Sturme schwankte und die Drahttaue knarrten, als ob sie brechen müßten.

Ein höhnisches Lächeln glitt ihm um den Mund. Er dachte: Ehe nicht eure Geschosse in meinen Ballon fahren wie Messer in etwas Lebendiges, bin ich stärker als ihr. Trotz der Kälte, die ihn umgab, floß ihm der Schweiß in Strähnen über das Gesicht. Wo das Feuer eines Geschützes aufblitzte, wo nur der Schatten einer Position sich zeigte, sandte er Granate um Granate hinein.

Unten hatte die Schlacht begonnen. Infanteriefeuer rauschte herauf wie wild brandende Wellen, Maschinengewehre trommelten dazwischen in rasendem Takt, dazu die hellen und dumpfen Schläge der Geschütze, es war alles wie eine grauenhafte Musik, und doch war außer Rauch und Dampf fast nichts zu sehen. Tief im Süden entdeckte er jetzt plötzlich einen zerstörten Viadukt. Die Reste der Brücke ragten wie Arme ins Leere.

Vom Divisionskommando kam die Nachricht, daß das Artilleriefeuer noch zehn Minuten andauern würde, daß dann der Sturm beginne.

Salve um Salve dröhnte. Die zehn Minuten wurden endlos lang. Wenn er jetzt hinuntersah in das Meer von Rauch und Feuer, das zum Himmel dampfte, kam ihm für Sekunden alles vor wie etwas Entsetzliches und Spukhaftes, wie etwas Unwirkliches und in einem grauenhaften Traum Phantasiertes.

Dann wurde es ruhig. Fast auf die Sekunde war das Getöse der Geschütze still.

Und jetzt stürzten sie hervor. Er hörte keine Stimmen, aber er fühlte, wie ein Orkan von Eisenstücken auf sie einbrach. Wie sie mit fliegender Brust vorwärts stürmten, wie ein wilder Gesang aus ihren Kehlen drang, wie sie in Gruben und über Stacheldrähte stürzten, sich wieder aufrafften ...

Und dann ... der Hauptmann starrte mit verglastem Blick ... kam das Ringen. Mann gegen Mann. Bajonette zuckten in Menschenleiber, aus denen das Blut stromweis hervorschoß, Gewehrkolben hämmerten auf die nackten Schädel, ein Kampf mit Zähnen und Händen, Gesicht an Gesicht. Röcheln, Flüche, Gekeuche und weithin gellende Schreie durch die Luft ... Von Blut und Schweiß bedeckt und von wahnsinniger Erregung trunken, sprangen sie in die feindlichen Gräben. Der Hauptmann meldete von Augenblick zu Augenblick alles, was geschah, sandte Granaten in den Rücken der Flüchtenden, fegte sie mit furchtbar stäupendem Feuer fort, bis sie blutüberströmt und in zersprengten Haufen zurückgingen ...

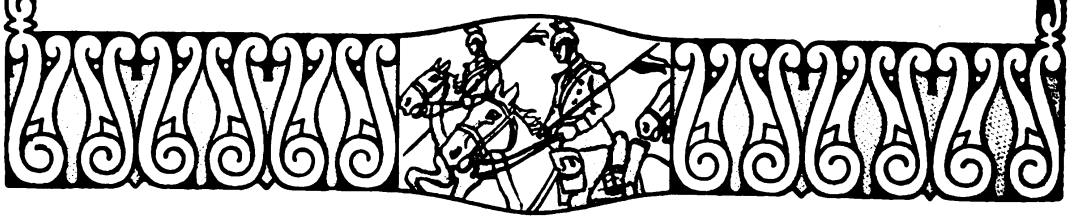
Er war jetzt ruhig, fast starr geworden über dem Entsetzlichen, das wie in mörderischen Strahlen von ihm ausging. Sein Gesicht hatte eine stille, große Maske bekommen. Einsam in Lüften schwebend, war er wie der Tod, der da ein grauenhaftes Werk vollbrachte und der da unten eine Hölle schuf, wie sie nie ein menschlicher Geist ersann.

Immer starrer und größer wurde sein Blick, bis es plötzlich vor ihm hell aufflammte. Ein weißes Licht umfloß ihn, ein Krachen folgte ... als sich der Rauch verzogen hatte, schwankte der Ballon noch heftig hin und her. Er aber, der Tausende überwunden, lag eingesunken im Korb; Blutsträhnen flossen ihm über das Gesicht, das jetzt im Sterben wieder still und menschlich geworden war.

Das Divisionskommando läutete an. Es bekam aber keine Antwort mehr. Einsam schaukelte die Gondel in der kühlen Luft.

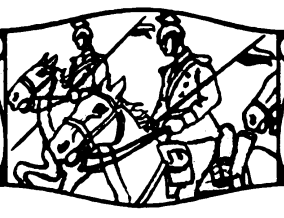
Gebrochnes Wort!

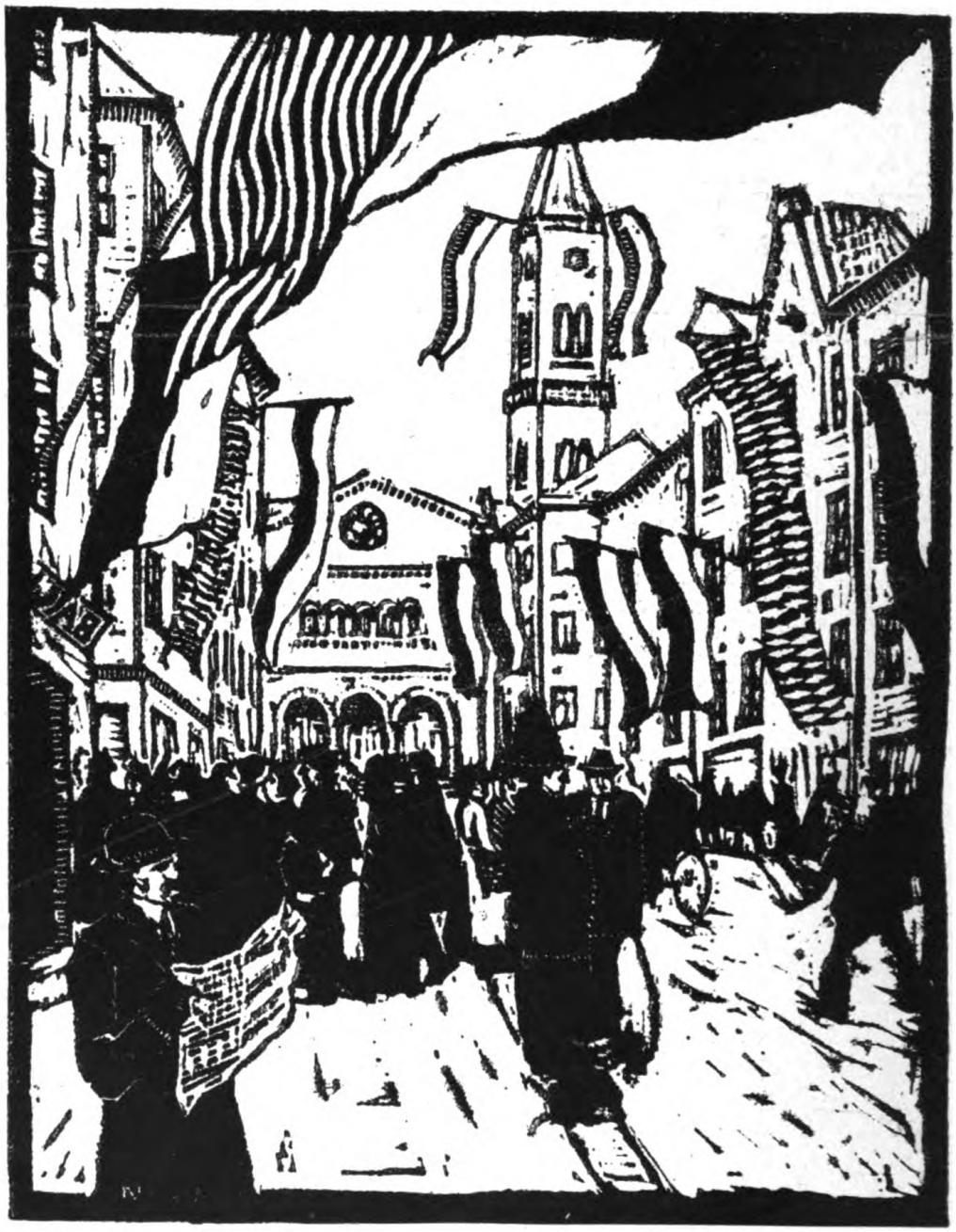
Es ist das Haus, darob die Fahne steht,
Das rote Kreuz vom Genfer Bunde.
Der Herbstwind spielt damit. Im Garten weht
Lautlos das gelbe Laub zu Grunde.
Und als er zögerte, der Schritt der Frau,
Hat freundlich jemand ihr den Weg gefunden,
Den Weg durch einen hohen, hellen Bau,
Darin, noch hofft sie, wird ihr Kind gefunden.
Grau ist ihr Haar und schwarz ihr schlicht Gewand,
Vom Haupte wallt der Trauerschleier.
Zum Lied vom Leide hat mit harter Hand
Das Schicksal ihr gestimmt die Leier.
Zwei Söhne gab sie, als der Kaiser rief,
Und gab sie gern, mit ganzem Herzen.
Weidwund liegt einer hier, der andre schlief
Den langen Schlaf nach kurzen Schmerzen.
Nun geht die Tür. Sie tritt ins Zimmer ein,
Ihr tränenschweres Auge überfliegt
Die weißen Lager. Welches mag es sein,
Darauf ihr Sohn gleich andern Söhnen liegt?
Das nicht! Auch das nicht! Da! Es blühn ein paar
Halbwelke Rosen an dem Bette.
Ist er's auch wirklich? Ja! Das dunkle Haar!
„Mein Junge!" — „Mutter!" — Oh, sie fand die Stätte!
Und scheu, als wie vor Fremden eine Braut,
Küßt sie die Stirne ihm, die weiße,
Und kann nicht wehren, daß die Träne taut
Und tropft auf seine Hand, die heiße.
Die regt sich zuckend, wieder öffnen sich
Die Lider, die sich matt gesenket.
„Mutter, du weinst?! Du trauerst?! Mutter, sprich!
So sag mir doch, was dich gekränket?!
... Mein Bruder — ja — der fiel! Und ich muß hier
Als wie ein Wrack vor Anker liegen,
Nur von der Ungeduld verbrennet schier,
Aufs neu zu kämpfen und zu siegen!
Du aber weinst! Du hüllst in Flor dich ein!
Es starb dein Sohn doch für sein Vaterland!
Und du sollst eine deutsche Mutter sein —
Die weinet nicht! Die trägt nicht Trauertand!
Die hebt ihr Haupt hoch, frei und stolz!
Die reut nicht ihre Opfergabe!



Nein, Mutter! Nein! Wir sind aus einem Holz!
Es zürnt mein Bruder dir im Grabe!
Den Schleier fort! Und — Mutter — wenn der Tod
Auch greifen sollt' nach meinem Lebenslicht —
Jetzt nicht! Noch lange nicht! Noch hat's nicht Not!
Man stirbt an solcher kleinen Schramme nicht!
Die Schwester hab' ich gleich darum gefragt:
Zwei Wochen höchstens, dann ist alles gut!
Daß ich so schwach bin, hat sie mir gesagt,
Kommt nur von dem verlornen bißchen Blut!
Wenn aber — Mutter! Ja, dein Wort, ich will
Dein Wort, das niemals du gebrochen,
Du wirst nicht weinen! Stolz und still
Wirst halten du, was du versprochen!"
Sie drückt die Fieberhand, verspricht und geht.
Am nächsten Tag schon kehrt sie wieder
Ins Haus, darob die Kreuzesfahne weht,
Und ringsum fällt das Laub hernieder.
Noch zarter lenkt man heute ihren Schritt,
Führt sie in einen ernsten, kalten Raum.
Vorüber, was sie hoffte! Was er litt!
Ihr Sohn hat ausgeträumt den Erdentraum!
So friedvoll ruht er! Eine gute Hand
Hat ihm die lieben Augen zugedrückt,
Mit letzten bunten Astern, die sie fand,
Sein letztes hartes Lager ausgeschmückt!
Und an dem Sarge steht die alte Frau,
Hochaufgerichtet, stolz und stille!
Es hüllt kein Schleier mehr der Haare Grau,
Das Aug' bleibt trocken, wie's sein Wille.
Hat sie's mit ihrem Wort doch zugesagt
Und löste nie, was so gebunden
Und will nicht dulden, daß er droben klagt:
„Ein deutsches Mutterherz zu leicht erfunden!"
Erst als daheim sie ist — einsam, allein!
Als selbst die Gäste aller Stunden,
Bei Nacht und Tage, nicht mehr treten ein —
Hoffnung und Furcht! Da ward sie überwunden!
Da sprengt's die Brust! Da rinnt die Träne.
Deutschland, vergib! Vergebt, ihr Heldensöhne!
Sie brach ihr Wort! Hielt nicht, was sie versprochen,
Und brach's doch nur, weil ihr das Herz gebrochen!

M. zur Megede





Siegesbotschaft

Originalholzschnitt von Ed. A. Weber

Pioniere

Erzählung von Alexander Castell

Es war fast kein Geräusch in der Nacht. Der Mond stand als eine schmale Sichel neben einem Haufen geballter Wolken am Himmel. Die Kanonade hatte wie alle Abende zwischen zehn und elf gedauert, aber es war kein Nachtangriff gefolgt.

Sanders kroch jetzt langsam im Bachbett aufwärts. Die Gräben waren rings um das Hochplateau staffelförmig aufgeführt, weiter oben befanden sich starke Artilleriestellungen. Nur in der Talsenkung, deren Durchmesser hundertfünfzig Meter betrug, schien nach den Meldungen der Patrouillen ein Drahtverhau zu sein, der von oben beidseitig unter Artilleriefeuer genommen werden konnte.

Es hatte vor zwei Tagen noch geschneit, aber der Schnee war im Regen der vorigen Nacht wieder abgeschmolzen, und der Bach ging zwischen dem Gesträuch ziemlich hoch. Sanders watete langsam im Wasser vorwärts. Er hatte das Gewehr schußbereit im Arm, eine Drahtschere seitlich hängen, das Werkzeug und die Lyddit bombe in einem Rucksack auf den Rücken geschnallt.

Rings war es dunkel, nur seitlich auf der Wiese waren große Schneeflecke. Von oben aber hörte er jetzt plötzlich Stimmen. Es mußte auf halb eins gehen. Etwas vor zwölf war er aufgebrochen. Er hatte die äußerste Linie der feindlichen Posten schon hinter sich. Er stieg bedächtig aufwärts, horchte nach jedem zweiten Tritt und stand minutenlang still. Er hatte das Schwerste vor sich: mitten durch die feindlichen Linien die Höhe zu erreichen, also eine Strecke zurückzulegen, die ungefähr ein Kilometer betrug. Darauf auf der andern Seite immer auf dem vom Feinde dicht besetzten Terrain zwei Kilometer weit in die Talsohle niederzusteigen und die Brücke bei B. zu sprengen, denn in der Nacht noch sollten die vom Feinde seit Wochen gehaltenen Stellungen auf dem Hochplateau von Ch. gestürmt werden. Der Angriff war auf halb vier angesetzt.

Es hatten sich für diese Mission drei Freiwillige gemeldet, und Sanders schien dem Abschnittskommandeur die größten Fähigkeiten zu haben. Er war Maschineningenieur eines großen Elektrizitätswerkes in B. in der Schweiz gewesen und erst bei Kriegsanfang zur Truppe gestoßen. Dreißigjährig, sehnig, mager, im Sport trainiert, mit vorzüglichen technischen Kenntnissen, hatte er es bereits zum Unteroffizier gebracht und war als Offiziersstellvertreter vorgeschlagen.

Da war gestern der Befehl zur Sprengung der Brücke vom Armeekorpskommando gekommen, und die Aufgabe hatte ihn sofort gereizt. Etwas fast Nebensächliches hatte dabei den Ausschlag gegeben. Er hatte zum Obersten gesagt: „Ich habe die Überzeugung, daß ich das machen kann, und wenn ich an etwas glaube, dann ist es mir noch selten vorbeigelungen ..."

Der Oberst hatte die klare helle Intelligenz aus seinen Augen blitzen sehen und ihn angestarrt, wie man einen ansieht, der schon fast in der andern Welt steht, und hatte gesagt: „Dann versuchen Sie es ..."

Er hatte noch einen Brief an Marga geschrieben, mit der er seit dem Frühjahr verlobt war, nachher etwas geschlafen. Gegen Mitternacht hatten sie ihn geweckt, und dann war er rasch draußen gewesen.

Er hatte den Plan der Postenstellungen, so gut man ihn hatte mitteilen können, klar im Kopf. Da war erst eine Rinne gewesen einem kleinen Wäldchen entlang. Die äußerste Feldwache hatte er drei Meter von sich entfernt plaudern hören, aber er war mit atemloser Brust vorbeigekrochen, die Hände bis zu den Ellbogen in Lehm und Sumpf. Das Gewehr war ihm äußerst hinderlich, aber es bot ihm die einzige Möglichkeit, einen Posten im Notfall anzurennen. Denn der geringste Laut war Gefahr.

Er stand jetzt wieder still und hielt sich neben einem Busch ans Bachbett gekauert. Bis zu den Knien war er im Wasser, das seine Wadenbinden ganz durchtränkt hatte. Seine Füße brannten ihn schon wie Feuer, ein leises Frösteln zog ihm das Rückgrat hinauf, aber er unterdrückte wieder den Atem, um ruhig und deutlich hören zu können.

Von Osten kam ganz fern her das dumpfe Brummen schwerer Geschütze, von oben hörte er einen Laut, als ob ein Karren über Steine führe, sonst war nichts zu vernehmen. Er hatte bis zum Sattel noch etwa dreihundert Meter zu steigen, er wußte auch, daß er in ein paar Minuten den zweiten Posten zu passieren hatte, daß dann die Senkung des Baches sich vergrößerte und daß ganz oben zu beiden Seiten ein langsam ansteigender waldiger Hang war.

Er fühlte den Druck des Sackes auf dem Rücken und die Kanten der Sprengpatrone. Er dachte: Wenn mir einer die Brust durchschießt und die Ladung trifft, zerfliege ich in tausend Fetzen ... in tausend Fetzen ... wiederholte er in seinen Gedanken. Jetzt sah er plötzlich Margas Gesicht. Er hatte sie vor der Abreise nicht einmal mehr sehen können. Sie war mit ihren Eltern in Grindelwald gewesen und er für seine Fabrik in Berlin. Von einem Tag zum andern war das alles gekommen. Er dachte: Am Sonntag vor einem Jahr haben wir in Arosa geschlittelt ... Er sah deutlich ihr gerötetes, vergnügtes Gesicht. Es war fast zu oval, fast zu ebenmäßig. Wenn ihr Teint von der Sonne und dem Sport nicht immer braun gewesen wäre, hätte sie für eine Schönheit gelten können. Aber er liebte sie, wie sie war. Sie hatte so viel mehr Rasse. Wenn sie lachte, zeigte sie eine kleine, kaum millimeterbreite Zahnlücke. Er hatte sie beim Tennis kennen gelernt. Das war alles sehr fern.

Die Hände fingen ihn jetzt an zu brennen. Die Rechte mußte er an einem Kiesel geschürft haben. Und doch war er ja nur erst am Anfang.

Er spähte hinaus. Aber er konnte nichts sehen. Da klang kaum zwanzig Meter von ihm entfernt eine Stimme. Eine andere antwortete. Tritte tönten, die im Schmutz stapften. Er hielt sich wieder an den Bachrand gekauert. Wie eine heiße Welle stieg es ihm aus dem Herzen ins Gehirn. Dann atmete er auf.

Jetzt mußte der Posten kommen. Er war nicht zu umgehen. Er stellte die Wache dar zwischen den hundert Meter auseinanderliegenden Gräben. Sanders ging geduckt wie jemand, der zum Sprung bereit ist. Das Gewehr, das von oben bis unten voll Schlamm war, hielt er mit beiden Händen.

Vor ihm schwirrten zwei Vögel aus einem Busch

Es fing plötzlich leise zu regnen an. Jetzt stand er zehn Meter vor der Biegung, aber sein Blick prallte an der grauen schmutzigen Dunkelheit wie an einer Mauer ab. Aus dem Bach wagte er sich nicht heraus. Er war ihm die einzige Richtlinie, die er hatte. Er erinnerte sich eines Falles, wo sich zwei feindliche Patrouillen direkt vor die Gräben verirrt hatten und in der Dunkelheit fast in die Stellung gefallen waren.

Da war ein Busch zur Linken. Dort endlich die Biegung. Und irgendwo dort mußte der feindliche Posten stehen. Wie eine Katze schlich er sich heran. Über ihm tönte östlich Pferdegetrappel. Deutlich hörte er die Hufe von zwei Tieren.

Da stand ihm schier der Atem still. Vor dem Busch war eine schwarze, unbewegliche Gestalt. Klar unterschied er ihre Silhouette. Er hielt sich still. Hatte ihn der andre gesehen? Er hörte keinen Laut. Nur ein dumpfes Brausen klang ihm in den Ohren. Es war ihm jetzt auch, als ob der andre mit dem Arm eine Bewegung machte. Und dann geschah das Unwahrscheinlichste. Die Gestalt löste sich plötzlich auf, verschwand langsam und war weg.

Er verlor vor Erregung fast den Atem.

Nach einer Weile kroch er weiter. Er fühlte kalte Schauer, die das Rückgrat niederrannen. Hatte er Fieber? War alles nur eine Halluzination? Der Schweiß perlte ihm über die Stirne. Aber er mußte ja vorwärts ...

Da sagte plötzlich eine Stimme neben ihm in der Dunkelheit, während ein Gesicht fast vor dem seinen war: „Qu'est-ce que tu fais là?"

In zwei Sekunden war alles geschehen. Statt jeder Antwort hatte er ihm das Bajonett in die Herzgegend gestoßen. Der andre seufzte nur leise röchelnd und lag ihm direkt mit dem Körpergewicht auf dem Gewehr. Vorsichtig löste er ihn ab und legte ihn jenseits ins Gestrüpp. Dann nahm er des andern Käppi und setzte es auf.

Mit siedendem Gehirn ging er weiter. Für Sekunden vergaß er, daß Krieg war, daß er eine furchtbare Aufgabe zu lösen hatte. Einzig die Idee, daß er einem Menschen, den er nicht kannte und dessen Gesicht plötzlich aus dem Dunkeln gekommen war, das Bajonett ins Herz gestoßen hatte, war ihm ganz grauenhaft.

Da war er aber schon am Drahtverhau. Er legte vorsichtig die Schere mit den Isoliergriffen an, um zu kontrollieren, ob die Drähte elektrisch geladen waren. Es war nicht der Fall. Sie zu durchschneiden schien ihm nicht ratsam. Wie er den ganzen Verhau näher prüfte, dachte er sich: Er ist sehr schlampig gemacht. Langsam stieg er hinüber. Plötzlich fuhr ihm ein Stich durchs Bein. Er hatte den Eindruck, daß er blutete.

Er kam sehr langsam vorwärts. Drei Verhaue mußte er nacheinander überkriechen. Der Bach lief jetzt nur noch ganz schwach. Allmählich trat er in den bewaldeten Bergsattel ein.

Aber da war die neue Gefahr. Hart der Schlucht entlang ging die Straße. Sie war jetzt kaum mehr als vier Meter über der Rinne. Sanders mußte im kalten Bachbett kriechen, um nicht gesehen zu werden. Er empfand eine furchtbare Müdigkeit in sich. Die Augen schmerzten ihn, die Hände waren zerschunden, die Arme von der Anstrengung wie gebrochen. Dabei lief ihm das Schneewasser über die Glieder.

Oben nahten feste Tritte. Ein ganzer Zug Chasseurs alpins marschierte vorbei. Endlich konnte er weiter kommen.

Er war jetzt zur Höhe des Sattels gelangt, wo der Bach nach rechts abbog. Im Gestrüpp arbeitete er sich weiter, bis er unten vereinzelte Lichter sah. Das mußte V. sein, das an der Eisenbahnlinie lag. Von V. bis zum Fluß und bis zur Brücke mochten es noch fünfhundert Meter Distanz sein.

Es ging nun bergab. Die Straße entfernte sich auf einer kurzen Strecke von der Schlucht. Er atmete auf, als plötzlich Zweige neben ihm knackten und Stimmen laut wurden. Er glitt sofort nieder und legte sich platt hin. Er konnte nicht sehen, wer aus dem Dickicht trat. Den Stimmen nach mußten es drei Mann sein. Sie wandten sich nach oben. Auf der Straße wurde es lebendig. Wohl drei Kompagnien zogen den Berg hinan.

Als er wieder ein paar Schritte gemacht hatte, gewahrte er, daß weiter unten in hundert Meter Entfernung eine Lichtung mit einem Haus war, um das sich ein ganzes Zeltlager befand.

Da war nicht durchzukommen. Die Straße zu überschreiten konnte er kaum riskieren, und wenn er es riskierte, dann kam er jenseits den Berghang hinan und nicht hinab zum Fluß. Mit fliegendem Atem stand er da und wußte einen Augenblick lang keinen Rat. Sollte hier alles zu Ende sein, sollte er es nicht vollbringen können? Eine leise Wut erfaßte ihn bei diesem Gedanken. Feine, stechende Schmerzen gingen ihm durch die Schläfen.

Er mußte sich setzen, denn oben kam neues Geräusch. Deutlich drang das Hämmern eines Motors den Berg herauf. Sanders horchte. Sein Gehirn konstatierte ganz mechanisch, daß es eine gute Maschine war. Der Wagen fuhr oben vorbei.

Seine Gedanken irrten unvermittelt wieder zu Marga. Er hatte zuletzt oft nächtelang mit einer brennenden Ungeduld an sie gedacht.

Wie ein lockendes, wundersames Ziel kam sie ihm vor und zugleich wie etwas fast Unerreichbares. Alle Hoffnungen seiner Existenz hatten sich wie nie zuvor in ihr wie in einem Phantom vereinigt, dem seine Phantasie unaufhörlich nachjagte, das ihn beschäftigte und quälte ... Während ihm das durch das Gehirn zuckte, kam von jenseits der Schlucht ein Geräusch. Man mußte die tote Wache entdeckt haben. Man war ihm auf der Spur.

Hastig schlich er bergab. Zwischen dem Zeltlager und der Straße war kaum ein Zwischenraum von zwanzig Metern. Dort schien auch Bewegung zu sein. Aber es gab jetzt kein Besinnen. Dem Hang nach kroch er auf allen vieren. Seine Hände griffen in Dornen, in Lehm und Steine, es gab kein Halten mehr. Jede Minute war kostbar. Das Gewehr war ihm wieder sehr hinderlich. Dabei dachte er: Wenn ich den Mantel des toten Soldaten genommen hätte, könnte ich ruhig vorbeimarschieren."

Von oben hörte er nun deutlich Stimmen. Es waren Mannschaften, die den Wald absuchten, sich gegenseitig Zeichen gaben. Neben den Zelten war ein Feuer, um das ein paar Soldaten saßen. Auch Pferde standen da. Der ganze Zwischenraum lag im Lichtschein. Er konnte nicht durch. Von oben waren sie wie Hunde hinter ihm her. Er kroch jetzt den Hang hinan. Er mußte über die Straße und jenseits hundert Meter im Graben vorwärts kommen, dann wieder überqueren und dann war vielleicht ein neues Hindernis da ...

Als er oben war, schien es ringsum ruhig zu sein. Auf allen vieren ging er hinüber. Kaum war er in der Mitte, als das Auto von oben zurückkam. Wie ein Stich fuhr es ihm durchs Herz. Ein Sprung und er lag jenseits im Gestrüpp. Eine Staude hatte ihm die ganze Wange aufgeritzt. Zugleich fühlte er: Sie haben mich gesehen.

Schon glitt ihm auch der Lichtschein über das Gesicht — aber der Wagen sauste bergab. Eine Minute lang glaubte er, daß ihm der Kopf zerspringe. Er war nicht mehr fähig, einen Gedanken zu fassen, aber er mußte bergab. Der Rücken tat ihm jetzt so weh, daß er aufrecht im Gesträuch marschierte.

Da kam ein Hang. Es war alles ganz dunkel. Er rutschte hinunter. Jetzt erst fühlte er, wie ihm das Blut warm über die Wange rann.

Da war fünfhundert Meter vor ihm der Bahndamm. Er fühlte sich zerschunden, zerschlagen — aber er mußte vorwärts ... Fernher tönte eine Kirchturmuhr. Er glaubte, daß es ungefähr drei wäre. Oben glitt das Licht eines Scheinwerfers den Hang entlang. Er legte sich in einen Graben — jetzt suchte man mit dem Licht die ganzen Wiesen ab. Es dauerte wohl eine Viertelstunde. Dann überkroch er den Damm.

Da war zur Linken ein vereinzelter Hof mit Licht. Dort war wohl ein Kommando. Er drückte sich östlich davon vorbei. Wie etwas Himmlisches kam es ihm vor, daß er bis dahin gelangt war. Dreihundert Meter oberhalb der Brücke

mußte er in den Fluß. Auf der Straße gegen V. sprengten Reiter. In der ganzen Gegend wurde es unruhig. Der Lärm pflanzte sich fort den Berg hinauf. Man schien fieberhaft zu suchen. Nun glitt er ins Wasser. Er hatte das Gewehr am Ufer versenkt und den Rucksack vor die Brust gebunden. In den Gliedern hatte er fast kein Gefühl mehr. Die Beine wurden ganz steif. Der mittlere Pfeiler der Brücke war beim Rückzug von der Marne her schon einmal angebohrt worden, aber die Sprengung hatte nicht mehr vollzogen werden können. Langsam trieb er darauf zu.

Zu beiden Seiten sah er die schwarze Silhouette eines Postens stehen.

Bis zum Hals war er drin und fühlte den Krampf in den Waden. Dabei hatte er noch immer das Käppi auf. Lautlos kam er unter die Brücke, glitt um den Pfeiler herum. Ringsum war es still. Er konnte kein Geräusch wagen. Mit beiden Händen zog er sich hoch und fand noch die Bohrlöcher. Die Ladung war herausgenommen. Er zog die Lyddithombe heraus, die aussah wie eine Weinflasche, und steckte sie hinein. Dann zog er das Uhrwerk auf, das an der Zündung war. Der Zeiger war schon gestellt. Er glitt jetzt ins Wasser zurück und sah die Silhouetten der Brückenbogen wieder in der Nacht verschwinden. Er war schon weit weg, und immer zeigte sich noch nichts. Er hatte das Gefühl, als ob seine Beine jetzt gefrören ... Wie ein leiser Schmerz ging es durch sein Gehirn: Wenn alles umsonst gewesen wäre ... wenn die Explosion nicht erfolgte ... Er dachte an die beiden Posten, die links und rechts von der Brücke standen. Die Leute taten ihm leid ... Er wurde zusehends müder ...

Da ging eine weiße Stichflamme hoch. Eine starke Detonation ... mehr war in der Nacht nicht zu sehen.

Er fühlte, wie sein Gesicht siedend heiß war und seine Glieder ganz starr. Er hatte noch eine Stunde im Wasser zu treiben, bis er zu der Stelle kam, die von Jägern besetzt war, wo er ans Land kriechen konnte. Würde er es aushalten ... Es war ja auch fast gleichgültig. Er sah wieder die Augen seines Obersten, der ihn etwas traurig und kummervoll ansah und darauf sagte: „Dann versuchen Sie es ...“ Er dachte: Der hat auch die ganze Nacht nicht geschlafen. Es war, als ob das alles schon Jahre her sei ... Langsam trieb er im Wasser weiter ... halb im Traum hörte er Kanonenschläge. Das war ein Zeichen zum Sturm auf die Höhen von S.

Ich wußte wohl

Von Caren Lessing

Ich wußte wohl, daß es ein Irrweg war,
Und daß die Stimmen, die mich lockten, logen.
Doch über allem Wissen stand mein Wunsch,
In Farben prangend wie ein Regenbogen.

Ich ging und sang und lachte wie ein Kind,
Und ungezählt zerrannen mir die Stunden,
Dann, gegen Abend, kam ein kühler Wind: —
Den Weg zurück, den hab' ich nicht gefunden.

Die Schutzimpfung gegen Kriegsseuchen

Von

Professor H. Boruttau

Mit fünf Abbildungen nach photograph. Aufnahmen von G. A. Schlecht, Berlin

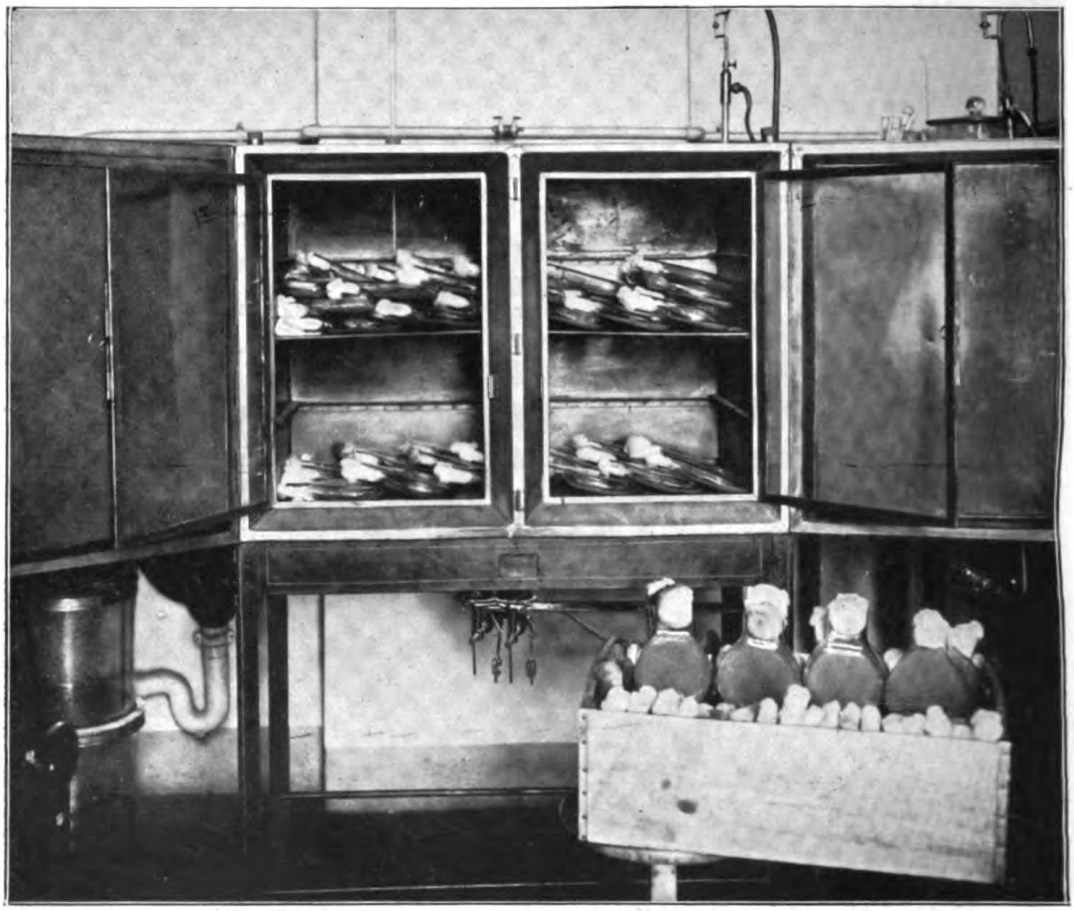
Während in den großen Kriegen früherer Zeiten, ja selbst noch im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, weit mehr Menschen den Krankheiten zum Opfer fielen als den Waffen, hat die Entwicklung der Bakterienkunde und der Ausbau der heutigen Hygiene geradezu umwälzend in dieser Hinsicht gewirkt, und in dem gegenwärtigen großen Ringen tritt die Mitwirkung von Seuchen an der Zahl der Todesopfer bis jetzt ganz zurück. Hier wirken in erster Linie die allgemeinen gesundheitlichen Maßregeln bei den Kämpfenden und hinter der Front, Schutzmaßregeln, die das Eindringen der krankmachenden Kleinlebewesen in den menschlichen Körper überhaupt verhüten sollen, und welche die Wissenschaft aus der Erkenntnis der Lebensweise, der Art der Vermehrung und Übertragung der winzigen Feinde schöpft. Aber gerade das Wesen des Krieges, des Lebens und Handelns im Felde macht vielfach diese Maßregeln und mit ihnen den Schutz gegen die Ansteckung als solche, die eigentliche Prophylaxis, unmöglich. Zum Glück haben sich in den letzten Jahrzehnten Methoden, die es gestatten, die Wirkung der doch eindringenden Infektionserreger zu verhüten oder abzuschwächen, dank rastloser Forschertätigkeit in allen Kulturländern, heranbilden lassen. Zum Teil gelingt es durch sie, die bereits ausgebrochene Krankheit zu heilen, zum Teil, wenn sie angewandt wurden, bevor der Mensch angesteckt oder die Krankheitserscheinungen begonnen haben, deren Ausbruch zu verhindern. Die Anwendung letzterer Art wird im allgemeinen als Schutzimpfung bezeichnet, nach dem Vorbilde der nunmehr über ein Jahrhundert bewährten Pockenschutzimpfung, welche, seinerzeit auf reiner Erfahrung fußend, erdacht wurde — gegen eine Krankheit, deren Erreger, wahrscheinlich wegen ihrer dem Mikroskop entgehenden Kleinheit, auch heute noch nicht ganz sichergestellt sind.

Alle diese Methoden beruhen im wesentlichen darauf, daß der tierische und menschliche Organismus als solcher den Kampf mit den eingedrungenen Erregern aufnimmt und, wie die Fälle ohne ärztliche Hilfe zeigen, ihrer vielfach Herr wird. Die krankheiterregenden Kleinlebewesen bewirken Krankheit und Tod, indem sie sich im Körper vermehren. Zum Teil tun sie dies auf Kosten der Substanz der Organe, in die sie eindringen, die dabei krankhaft verändert und zerstört werden. Außerdem aber erzeugen sie giftige Stoffe, welche wie gewöhnliche chemische Gifte im Körper Funktionsstörung hervorrufen und in größeren Mengen töten. Der Körper wehrt sich, indem seine Zellen und Säfte (Blut und Lymphe) andre Stoffe erzeugen, die teils die eingedrungenen Krankheitserreger lähmen, an ihrer Vermehrung hindern und töten, teils die giftigen Produkte derselben binden und als „Gegengifte“ deren Wirkungen aufheben. Aufgabe der Wissenschaft ist es, diese natürlichen Heilvorgänge zu benutzen, sie heranzuziehen, um in größeren Mengen jene mikroorganismentötenden Stoffe und Gegengifte zu gewinnen und dem zu schützenden beziehungsweise bereits angesteckten oder erkrankten und zu heilenden Menschen einzuverleiben. Manches ist erreicht durch die sogenannten Heilsera. Einem passenden Tier werden die betreffenden Krankheitserreger beigebracht, derart, daß sie keine oder nur geringe Krankheitserscheinungen erzeugen, aber durch die Gegenwart der von ihnen erzeugten Giftstoffe im Blut dieses zur Erzeugung großer Mengen Gegengift veranlassen, welches mit dem Blutwasser (Serum) entnom-

Impfung des Nährbodens. Die Typhusbazillen werden mit einem Platinspatel auf den Nährboden gebracht und ausgestrichen

men, aufbewahrt und nach Bedarf angewendet werden kann. So wird seit Jahren mit Erfolg einer der schlimmsten Würgengel der Kinder, die Diphtherie, durch das Diphtherieheilserum erfolgreich bekämpft, und durch Anwendung desselben rechtzeitig vor der Erkrankung oder in deren allererstem Stadium könnte noch mehr erreicht werden.

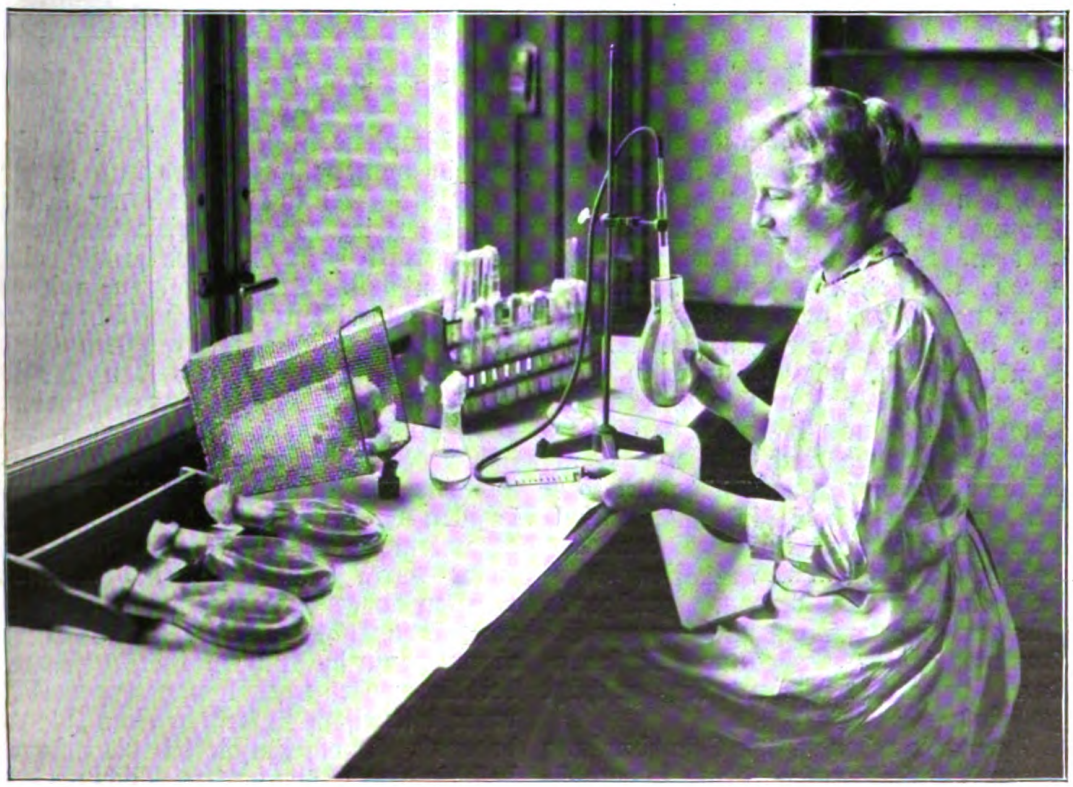
Ein Heilserum wird in entsprechender Weise gewonnen gegen eine der schlimmsten Wundinfektionskrankheiten, die seit jeher eine Geißel der Kriegsverletzten gewesen ist und leider in dem gegenwärtigen Krieg häufig auftritt, nämlich den Wundstarrkrampf. Dieser wird durch Bakterien erzeugt, die im Miste der Huftiere und in der von ihm durchsetzten Acker- und Gartenerde stets vorhanden sind; gelangt solche als Verunreinigung in die Wunde, so kann durch die Vermehrung und das besondere Gift der Bakterien jene schreckliche, in der Mehrzahl der Fälle unter Qualen zum Tode führende Krankheit ausbrechen, und solche Verunreinigung ist bei den durch Artilleriegeschosse erzeugten ausgedehnten Wunden besonders häufig. Leider hat es sich gezeigt, daß es durch Starrkrampfserum selten gelingt, den Krankheitsverlauf zu mildern oder das tödliche Ende zu verhindern, wenn solches nach Ausbruch der Krankheit eingespritzt wird; es muß dies vielmehr alsbald nach der Verwundung geschehen, wodurch der Ausbruch der Krankheit trotz der eingedrungenen Bakterien verhindert wird, und man kann hier eher von einer Art Schutz- als von wirklichem „Heil"-Serum reden.



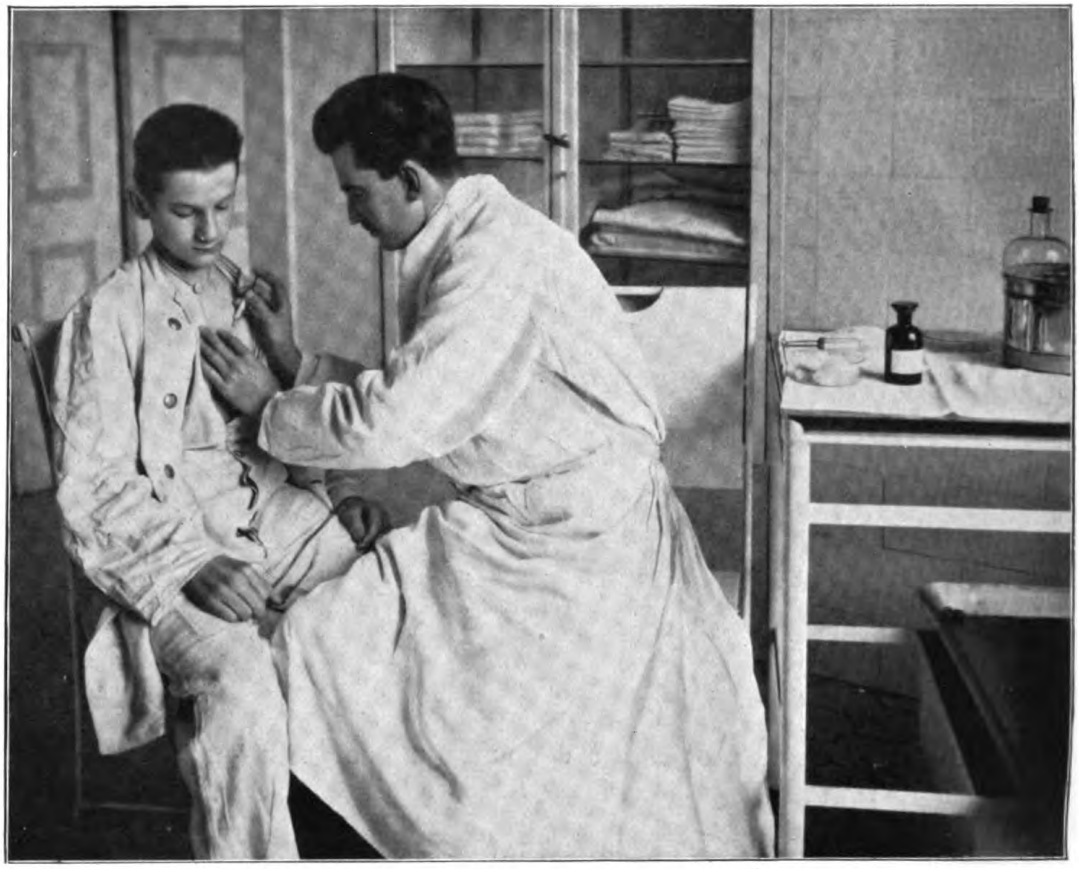
Ein Bazillenbrutschrank mit den beimpften Schalen

Die hier nicht zu erörternden besonderen Eigenschaften der Erreger gewisser Infektionskrankheiten bringen es mit sich, daß Heilung und Schutz auf dem

Das Abfüllen des fertig verdünnten Impfstoffes in Flaschen



Auffangen der Bazillenaufschwemmung und Einfüllen in Reagenzröhrchen



Einspritzung des Impfstoffes unter die Haut der Brust

Wege der Serumgewinnung nicht möglich ist. Trotzdem erwies es sich als möglich, den zu schützenden Menschen „ansteckungs- oder giftfest", „immun" zu machen. Bei den Infektionskrankheiten, deren Überstehen gegen erneute Erkrankung schützt, genügt hierzu vielfach das Überstehen einer ganz leichten Erkrankungsform, wie sie durch in ihrer Lebensfähigkeit geschwächte Erreger bedingt ist; Versuche haben weiterhin gezeigt, daß letztere durch Erhitzen auf ganz bestimmte Temperaturen abgetötet werden, wobei jedoch die in ihnen enthaltenen Stoffe nach wie vor bewirken, daß der Organismus, in dessen Säfte sie eingebracht werden, genügende Mengen Gegengift erzeugt, um vor Erkrankung infolge Ansteckung mit lebenden Erregern derselben Art geschützt zu sein!

Dementsprechend ist die Schutzimpfung gegen Unterleibstyphus heute so vervollkommnet, daß sie bei den Heeren der jetzt kämpfenden Völker ziemlich allgemein vorgenommen wird und in der Tat die Verbreitung dieser Krankheit, die noch im Kriege 1870/71 viele Tausende dahingerafft hat, aufs wirksamste eingedämmt hat. Das Verfahren, wie es jetzt in zahlreichen wissenschaftlichen Anstalten des Reiches mit größtem Eifer gehandhabt wird, ist aus den Abbildungen gut verständlich. Aus geeignetem Material von Typhuskranken durch das übliche Verfahren der Bakteriologen gewonnene „Reinkulturen" von Typhusbazillen werden auf die Oberfläche von erstarrtem Agar-Agar (einer Gallerte) in zuvor durch Hitze keimfrei gemachten Schalen ausgestrichen, und die Bazillen vermehren sich, während der nächsten vierundzwanzig Stunden im Brutschrank bei Körperwärme gehalten, ganz gewaltig unter teilweisem Aufzehren ihres „Nährbodens". Durch fünfviertel- bis anderthalbstündige Erhitzung der Mischung der Bazillen mit Kochsalzlösung in einem

Wasserbad werden diese abgetötet; durch Brütversuche vergewissert man sich dessen, daß sie sicher nicht mehr leben und sich vermehren. Mittels Zählung unter dem Mikroskop verdünnt man die Aufschwemmung so, daß der fertige Impfstoff 1000 Millionen beziehungsweise 2000 Millionen Bazillen im Kubikzentimeter enthält. Vom ersteren wird erst ein, dann zwei und zuletzt noch ein Kubikzentimeter des stärkeren in mehrtägigem Abstand dem zu schützenden Menschen unter die Brusthaut gespritzt. Der Schutz währt mehrere Monate.

Ein ganz entsprechendes Vorgehen liefert auch Impfstoff gegen Cholera. Von beiden Seuchen dürfen wir getrost annehmen, daß ihre Einschleppung und Verbreitung in Deutschland, wie lange auch der Krieg währen mag, mit Sicherheit verhindert werden wird. Die von England über uns verhängte und durch unsern Unterseebootkrieg weitgehend unsern Feinden vergoltene Absperrung zur See läßt das gleiche für die Pest erwarten, die ja schon in Friedenszeiten durch die Rattenvertilgung in allen unsre Häfen aufsuchenden pestverdächtigen Schiffen so gut wie ausgeschlossen ist. Serumbehandlung und Schutzimpfung gegen Pest sind übrigens, wenngleich bis jetzt mit nur teilweisem Erfolg, bei ostasiatischen Seuchenausbrüchen versucht worden.

Keiner derartigen Bekämpfung auf bakteriologischer Grundlage ist bis jetzt eine in Mitteleuropa in Friedenszeiten selten gewordene Seuche zugänglich, die dieser Krieg unglücklicherweise wieder aufleben ließ — das Fleckfieber. Ihren Erreger kennen wir nicht, haben uns aber heute davon überzeugt, daß er ausschließlich durch Kleiderläuse verbreitet wird, mit denen bei unsern Feinden im Osten viele Menschen behaftet sind. Der Schutz vor dem Flecktyphus deckt sich also mit der nicht immer leichten Bekämpfung dieses Ungeziefers.

Kurz: wir haben über die Entstehung und Bekämpfung der Kriegsseuchen in Theorie und Praxis so viel gelernt, daß wir sie ebensowenig zu fürchten brauchen und fürchten wollen wie die Ränke und den Übermut unsrer Feinde!

Aphorismen

Von Max Hillmann

Früher benutzte der Esel den Mantel des Löwen. Und heute? Ängstlich der britische Leu kriecht in ein Eselsgewand.

*

Nennt mir nicht England den Judas. Ihr gebt ihm zuviel dann der Ehre, weil das Gewissen ihm fehlt, das einem Judas noch schlug.

*

Auch im Tierreich gibt es zwei Arten von Neutralität: die der Hasen und die der Geier.

*

Brauchbare Siegesnachrichten tragen immer den Stempel Made in Germany. Man weise alle andern Fabrikate zurück.

*

Einig im Streben sind Bertha von Suttner und Bertha die Dicke, aber auch hier hat Erfolg stets nur der größere Mund.

Ran an den Feind!

Ein Bericht aus den Gefechtstagen unſrer Marine

Nach Aufzeichnungen von

Maxim Hauſchild

Wir waren alle in fieberhafter Aufregung. — Die Atmoſphäre großer kommender Ereigniſſe lag ſcheinbar in der Luft. Irgendein Vorſtoß gegen die feindlichen Streitkräfte zur See oder dergleichen mußte geplant ſein. Niemand von uns wußte vorläufig noch, um was es ſich handelte, doch hoffte jeder insgeheim, daß ihn die ehrenvolle Aufgabe treffen möchte, dem Feinde da draußen eins aufzubrennen.

Die großmäulige engliſche Flotte lag wohlverwahrt und verpackt in ihren ſicherſten Häfen, umgeben von zahlloſen Minengürteln und einer Reihe von alten Beobachtungsſchiffen.

Noch nicht ein einziges Mal hatte ſich dieſe „ſtolzeſte“ Flotte der Welt in unſer Fahrwaſſer gewagt, um eine friſchfröhliche Kraftprobe auf offenem Meer zu riskieren. Hier und da ſchickten ſie ihre älteſten Kreuzermodelle, „um den guten Willen zu zeigen“, wie ſich unſer Kommandant ausdrückte, hinaus, die dann auch prompt von unſern ſcharf auf der Lauer liegenden Tauchbooten heruntergeholt wurden.

Wie beneideten wir dieſe Kameraden vom Unterſeeboot und Aufklärungsdienſt um ihre anſtrengende und nervenfreſſende Arbeit! Sie konnten faſt täglich dem Feinde ins Auge ſchauen. An den unmöglichſten Orten, wo der Feind ſie niemals vermutete und meiſt erſt bemerkte, wenn ein gut ſitzender Torpedoſchuß in den Eiſenrippen ihres Kreuzers ſaß, tauchten ſie auf und verſchwanden wieder, nicht ohne dieſen oder jenen Hafeneingang an den feindlichen Küſten durch einige geſchickt verborgene Ankerminen geſperrt zu haben und durch ſolche Manöver die Herren von der britiſchen Admiralität und das p. p. engliſche Publikum recht nervös zu machen.

Wo waren dieſe ſchweigenden Männer mit den bleichen, von der künſtlichen Luft angegriffenen Geſichtern, dieſe Helden, die tagelang im ohrenbetäubenden Lärm der Maſchinen tief unter der Meeresoberfläche ihre ſchweigende Heldenarbeit verrichteten, wo waren dieſe Leute nicht ſchon überall?

Kein Zucken ihrer Geſichter gibt Antwort auf die Frage, ob ihr Weg von Norden oder Süden von England oder ſonſt woher führt. Ein ſtiller Ernſt auf ihren Zügen, ein leichtes Lächeln iſt die einzige Antwort, denn das maritime Geheimnis verſchließt ihren Mund, wie ſie zu handeln wiſſen, wiſſen ſie auch zu ſchweigen.

Wie waren dieſe Kameraden zu beneiden, wenn ſie plötzlich wieder unter uns auftauchten mit dem erhebenden Bewußtſein der vollbrachten Tat! Wenn unſre ſtämmigen Blaujacken von der Marineinfanterie mit ihren feldgrauen Wachstuchmützen, ſtolz mit dem Eiſernen Kreuz geſchmückt, das ſie ſich vor Ypern oder Oſtende geholt hatten, bei uns erſchienen, wünſchten wir ausgepichten Seebären uns oft auch, in einem flandriſchen Schützengraben zu liegen, nur um recht ſchnell teilzuhaben an dem großen Werk des Krieges. Aber auch wir kamen an die Reihe, noch ehe wir es ahnen und glauben konnten, freilich anders, als wir uns gedacht hatten.

Geſtern kamen ... von ... zurück. Sie hatten dem ſtolzen Albion einen Schlag an ſeiner empfindlichſten Seite verſetzt und die „unnahbare“, von der „übermächtigen“ engliſchen Flotte bewachte Küſte und deren Befeſtigungen an

einigen Ecken kurz und klein geschossen. Ohne den geringsten Verlust kehrten sie zurück.

Halt — nein.

Einen Verlust hatten sie doch. Ein Maat fiel bei dem hohen Seegang die Treppen hinunter und verstauchte sich vier Finger der linken Hand.

Natürlich wurde dieser Verwundete, nachdem der erste Jubel und Freudenausbruch über die glänzende Waffentat vorüber war, mit großem Hallo empfangen.

Es gibt trotz des Ernstes der Situation hier doch noch heitere Momente, die wie ein erfrischendes, kühlendes Bad auf unsere angespannten Nerven wirken. Ich habe nie geglaubt, daß es so sein könnte. Nie wäre es mir möglich erschienen, daß man inmitten des stärksten Granatfeuers lachen kann, lachen und sich freuen, wie sich ein kleines Kind über sein Spielzeug freut. Und doch ist es so. Die Gewohnheit macht eben alles.

Seit Mittag herrschte starker Nebel oberhalb der Küste.

Ein gefährliches Fahrwasser schon bei friedlichen Zeiten, wo nicht Tausende von Dynamitbojen und Minen versteckt unter dem Wasserspiegel liegen, um bei der leisesten Berührung, alles um sich her zerreißend, in die Luft zu fliegen.

Aber der deutsche Admiralstab und seine Führer sind augenscheinlich besondere Freunde des Nebels, natürlich wenn er nicht gar zu dicht ist, und haben diesen gefährlichen Helfer, der schon manchem friedlichen Handelsschiff in ruhiger Zeit verhängnisvoll geworden ist, anscheinend besonders in ihr Herz geschlossen. Die numerische Schwäche unsrer Marine wird durch den Mut unsrer Führer, die so geschickt auch im dichtesten Nebel zu operieren verstehen, wieder wettgemacht.

Die Herren Briten mögen oftmals kein schlechtes Gesicht gezogen haben, als sie, sich in sicherer Ruhe wähnend, plötzlich unsern flinken deutschen Kreuzern, die, schnell aus dem Nebel auftauchend, ihnen eine wohlgezielte Breitseite zusandten, gegenüber sahen, und die, ehe sich die Herren klar wurden, was eigentlich geschehen sei, wieder in dichtem Nebel verschwanden.

Die „Bulldogge", die unsre deutschen Schiffe wie Ratten aus den Löchern holen soll, wie Mister Churchill so schön sagte, scheint doch schon etwas zahnlos geworden zu sein und wird vielleicht gar noch im Kampf mit unsrer Rattenflotte ihr schönes Gebiß vollends verlieren.

— — — — — — — — — — — —

Hurra! Es geht los. Heute abend acht Uhr bekamen wir Befehl zur Abfahrt. So gern sind wir noch nie auf unsern „großen Pott", wie die Mannschaft S. M. S..... nennt, geklettert. Was konnte es anders sein als irgendein schneidiger Vorstoß gegen ...

Voller Kampfesmut und Begierde, zu zeigen, was wir blauen Jungen von S. M. S.... können, ging die Fahrt los. „Wenn man blot di Nebel nich upkömmt," ist die einzige Furcht unsrer Mannschaft. Sie fürchten, daß der Nebel verschwindet und wir wieder zurück müssen, ehe wir den Feind getroffen haben.

Aber diese Furcht ist unnütz, der Nebel hält und bleibt gerade so, daß er für unsre Zwecke nützlich ist.

Unser Kommandant ... Königliche Hoheit ... Pr ... wird schon dafür sorgen, daß diese Fahrt interessant wird. Ein offenes Geheimnis ist bei uns allen, daß der Streifzug gegen England bestimmt ist.

— — — — — — — — — — — —

Hallo, was ist das? Unser Kurs ändert sich? — Überall enttäuschte Gesichter! Es geht weit Backbord nach ... wirklich geht es durch unsern eignen Kanal nach ...

„So een Reinfall," meint ein Obermaat, ein echter Berliner Junge. „Nu denken wir, wir könnten den Inselbrüdern eens uff die Neese kloppen, und nu is es wieder nischt!"

„Abwarten," sagt lächelnd der Offizier, der die letzten Worte bei seinem Gang nach Steuerbord gehört hatte.

„Nu, denn man tau," denkt sich unser Berliner und geht brummend über die „verpatzte Freude" hinunter zur Ablösung.

In ... angelangt.

„Ick sag's ja," mault der Berliner Maat wieder, „wir wollten man bloß wieder unsre alte Kaserne besuchen. Na, det is ooch ne Beschäftigung für 'n ausgewachsenen kaiserlichen marineblauen Maschinistenmaat. Rumgondeln können wir

in Frieden noch, aber Schießen macht mehr Spaß. Jetzt, wo Krieg ist, sollte man die Gelegenheit doch ausnutzen."

Gegen Mittag kommt der Befehl zum Kohleneinnehmen. Es ist also doch was Besonderes geplant. Endlich erfahren wir's. Es geht nicht gegen die englische Küste, sondern gegen unsern andern Freund, den Russen, hinauf nach Nordost!

„Wenigstens habt eine einigermaßen anständige Verwendung für eure ... 0,5-Kanonen," meint der Maat zu einem Kameraden von der Geschützbedienung.

Unsre Aufklärung funktioniert tadellos. In rascher Fahrt geht es hinauf, dem Feind entgegen.

Für die Gegend des Finnischen Meerbusens haben wir von jeher eine besondere Vorliebe gehabt.

„Also ran an den Feind!"

Größere feindliche Streitkräfte werden gesichtet und prompt gemeldet. Kurz und klar klingen die Befehle unsres Kommandanten in das Sprachrohr. Mit fester Hand wird der Signal- und Befehlsapparat gehandhabt.

Ein einziger Ruck am Hebel des elektrischen Apparates, und schon weiß das ganze Schiff die Befehle seines Führers und Herrn.

Die Maaten „flöten" auf ihren Pfeifen die einzelnen Befehle an die Mannschaft weiter.

„Schiff klar!" heißt es nun.

Ein Ruck geht durch die scheinbar verstreute Menschenmenge, jeder steht fest, fast freudig erregt vor Erwartung, auf seinem Posten.

Wieder tönen die Pfeifen der Maaten, unablässig neue Signale gellend, und alle werden sie gehört und auch peinlich genau befolgt.

Wiederum ein neues Signal.

A tempo binden sich die Mannschaften an den Geschützen mit raschen Bewegungen ihre Rauchmasken vor, die sie bei Volltreffern vor den aufsteigenden giftigen Gasen schützen müssen.

Alle Befehle werden mit vollkommener Ruhe ausgeführt wie bei einem Manöver, nur liegt heute wohl manche Hand etwas schwerer an dem Geschützrohr und dessen Bettung als früher.

Die schnell aufeinander folgenden Kommandos: „Entfernung! Richtung! 28 links! Drei Schornsteine!" werden exakt ausgeführt und befolgt.

Minuten, Sekunden noch, und der blutige Tanz mit seinen grellen Blitzen und ohrenbetäubendem Krachen beginnt.

Der ganze Schrecken einer modernen Seeschlacht wird in den kommenden Minuten entfesselt werden, denn es stehen sich ebenbürtige Gegner gleich auf gleich gegenüber.

Was ist das?

Die feindlichen schwerfälligen Panzerschiffkolosse bewegen sich rückwärts, statt vorzukommen und sich ein gutes Schußfeld zu schaffen?

Sie ziehen sich zurück? — Unmöglich.

Die nun folgenden Kommandos zeigen uns, daß es tatsächlich keine Täuschung ist. Die feindlichen Kräfte geben den Kampf, ohne einen einzigen Schuß abgefeuert zu haben, auf und ziehen sich vor uns zurück. Feige Bande! So klingt mancher Kernfluch der enttäuschten Nichtkanoniere, die gern ihr Können gezeigt hätten, hinter den weichenden russischen Schiffen her.

Aber so leicht läßt sich unser königlicher Kommandant nicht abspeisen. Mit „halber Fahrt voraus" bleibt er den gegnerischen Schiffen hart auf der Ferse. Dann stopp!

Wir können mit den tapferen russischen Panzern nichts mehr anfangen; diese haben sich in sicherer Entfernung hinter die Minensperrkette zurückgezogen, und wir haben keine Lust, in dem minendurchseuchten Gebiet in die Luft zu fliegen. Aber auf ein solches feiges Zurückweichen waren wir allerdings nicht gefaßt. Was wird unser Kommandant nun beginnen?

Neue Signale klingen durchs Schiff.

„Dampfpinasse klar! Sämtliche Kuttergäste auf Backbordschanze antreten!"

Nun wußten wir, um was es sich handelte. Ein Landangriff wurde ausgeführt. Der vor uns liegende Leuchtturm und die Signalstation mit ihren Kontakten und Kabeln für die Minensperre muß dran glauben.

Die Mannschaften treten unter großem Hallo mit ihren Gewehren zum Nahkampf an.

Mit Hurra geht es in die Boote, freudig vor Erregung, die Feuertaufe zu empfangen, sind unsre blauen Jungens kaum zu halten. Viele ältere Leute haben freilich „den Schwindel", wie sie sich ausdrücken, schon beim Chinafeldzug

mitgemacht und geben lächelnd ihre fachmännischen Ratschläge.

Von der russischen Signalstation krachen einzelne Flintenschüsse zu uns herüber, auch ein Maschinengewehr versuchte erfolglos die Boote unter Feuer zu nehmen, wird aber bald durch einige wohlgezielte Granaten vom Schiff aus zum Schweigen gebracht. Mit brausendem Hurra geht es ans Land und rasch auf die Signalstation zu.

Der Offizier wehrt sich wie der Teufel und hat, als er sich ergeben muß, sämtliche Kammern seiner Browningpistole verschossen.

Der russische Herr Geschwaderchef kann sich an diesem simplen jungen Leutnant ein Beispiel nehmen. Unter respektvoller Bewachung wird er mit seiner Mannschaft an Bord gebracht.

Wir haben nur einige Leichtverwundete.

Nun geht's an das Aufräumen der Signalstation, wie es unsre Ingenieure nannten. Alle Einrichtungen von strategischer Bedeutung werden kurz und klein geschlagen oder an Bord gebracht. — Ein paar wohlgezielte Granatvolltreffer zerschmettern nun vom Schiff aus den ganzen Leuchtturm, und nur ein Dreck, Staub, Schutt und Rauch aufwirbelnder Trümmerhaufen bleibt von dem ganzen stolzen Steinbau noch übrig.

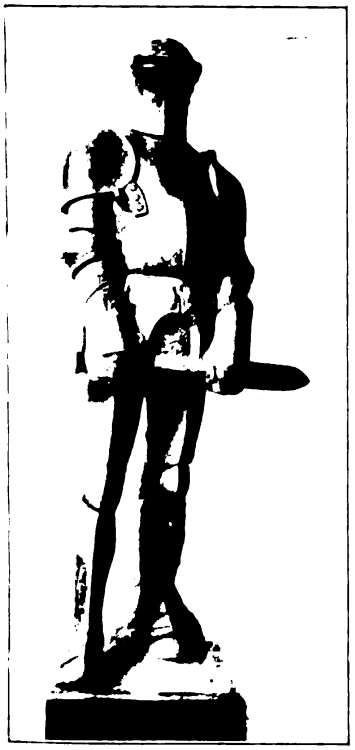
Ein weiterer Versuch, die russischen Streitkräfte zum Kampf zu zwingen, schlägt fehl, da sich diese immer weiter zurückziehen, um uns nach Möglichkeit auf ein versteckes zweites Minenfeld zu locken.

Nun, ein deutscher Kommandant fällt auf ein so plumpes Manöver nicht herein. Gegen Abend kam der Befehl von unserm Kommandanten Königliche Hoheit: „Zurück!"

Unsere Aufgabe war, trotzdem sich die feindlichen Schiffe so ruhmlos zurückgezogen, mehr als erfüllt.

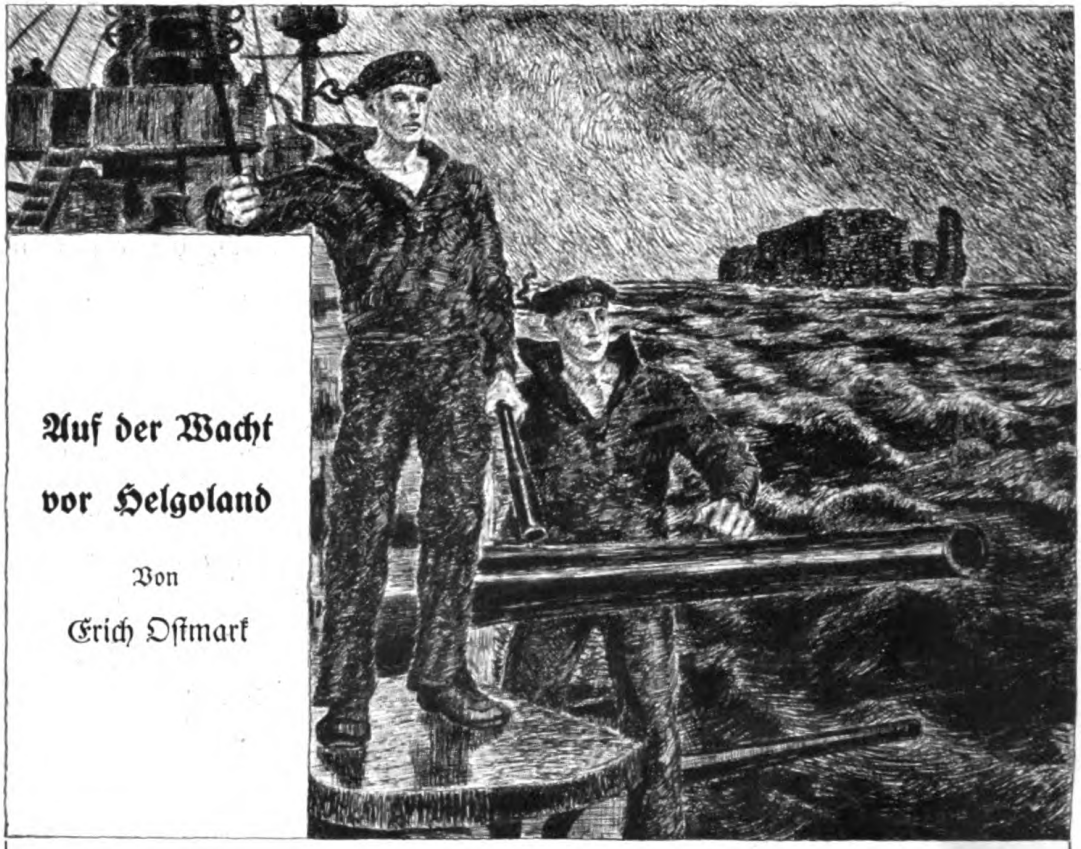
Die ganze Station ist auf Jahre hinaus unbrauchbar gemacht.

So dampften wir frohen Herzens nach unserm Bestimmungshafen zurück.



Der Wehrmann in Eisen in Wien

Eine Organisation in Wien hat aus festem Holz einen Mann schnitzen lassen, der an einem belebten Platz der Kaiserstadt aufgestellt worden ist, damit ihn jeder sehen kann. Dieser Wehrmann aus Holz soll zu Eisen werden: wer nämlich einen Beitrag von bestimmter Höhe zu dem erwähnten Zweck opfert, darf einen großen Eisennagel in den Riesen schlagen. Im ersten Augenblick wird man stutzig, wenn man von diesem hölzernen Ritter hört; jedenfalls aber erfüllt er seine Aufgabe. Als er im März seiner Bestimmung übergeben wurde, gab es ein großes Gedränge um den Pavillon, da auch der kaiserliche Hof vertreten war und Erzherzog Leopold Salvator für Kaiser Franz Josef einen Nagel in die Brust des Wehrmanns schlug. Übrigens erhält auch Innsbruck eine solche Erinnerungsfigur an die große eherne Zeit: einen Soldaten in der Größe von ungefähr einem Meter, der mit seinem Gewehr wuchtig zum Schlage ausholt. Die Skizzen stellte Professor Egger-Lienz zur Verfügung, die Soldatenfigur führt der Unterjäger Johann Enrich aus, ein Grödner Schnitzer, der augenblicklich Militärdienste tut. Der Mann soll die Bezeichnung Der eiserne Blumenteufel erhalten, entsprechend der ehrenvollen Bezeichnung, die die Russen den mit Edelweiß geschmückten Soldaten des 14. Korps wegen ihres tapferen Verhaltens beilegten.



Auf der Wacht vor Helgoland

Von

Erich Oſtmark

Zeichnung von Bloch-Leonhardt

Es ragt der Fels aus grauem Meer
Seit dunklen Urwelttagen.
Die Stürme brauſen gewaltig daher,
Die wilden Waſſer bedrängen ihn ſchwer
Und werden verweht und zerſchlagen.

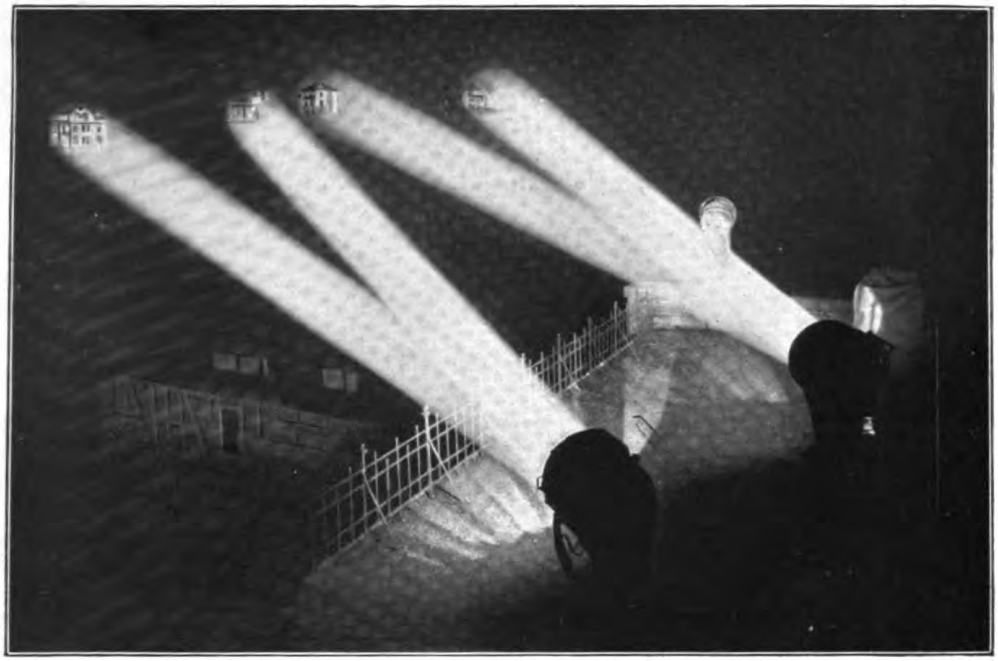
Auch heute ſtoßen mit eherner Macht
Die Wogen ans Felſengeſtade.
Ihr Rollen und Rauſchen erfüllt die Nacht...
Wir halten einſam die eiſerne Wacht
Auf ſchwankendem Waſſerpfade.

Der Wind pfeift hohl aus rauhem Nord.
Am Himmel ſchlafen die Sterne...
Nur ſelten ein leiſes Kommandowort,
Die Lichter gelöſcht und Stille an Bord:
So ſpähen wir ſcharf in die Ferne.

Dort in der Ferne lauert der Feind.
Er wird nicht zu kommen wagen,
Solange das Licht der Sonne ſcheint.
Doch mit der ſchützenden Nacht vereint,
Ermannt ſich vielleicht ſein Zagen.

Wir ſperren drohend Tor und Pfad
Zu unſrer Heimat Gauen.
Wer ſich vermeſſen dem Eiland naht,
Zerſchelle machtlos an trotzender Tat,
Verſinke in Nacht und Grauen!

Falkenjäger. Nach einem Gemälde von M. G. Wywiorski



A.-E.-G.-Scheinwerfer mit Zeißspiegel in Tätigkeit

Verwendung der Scheinwerfer im Kriege

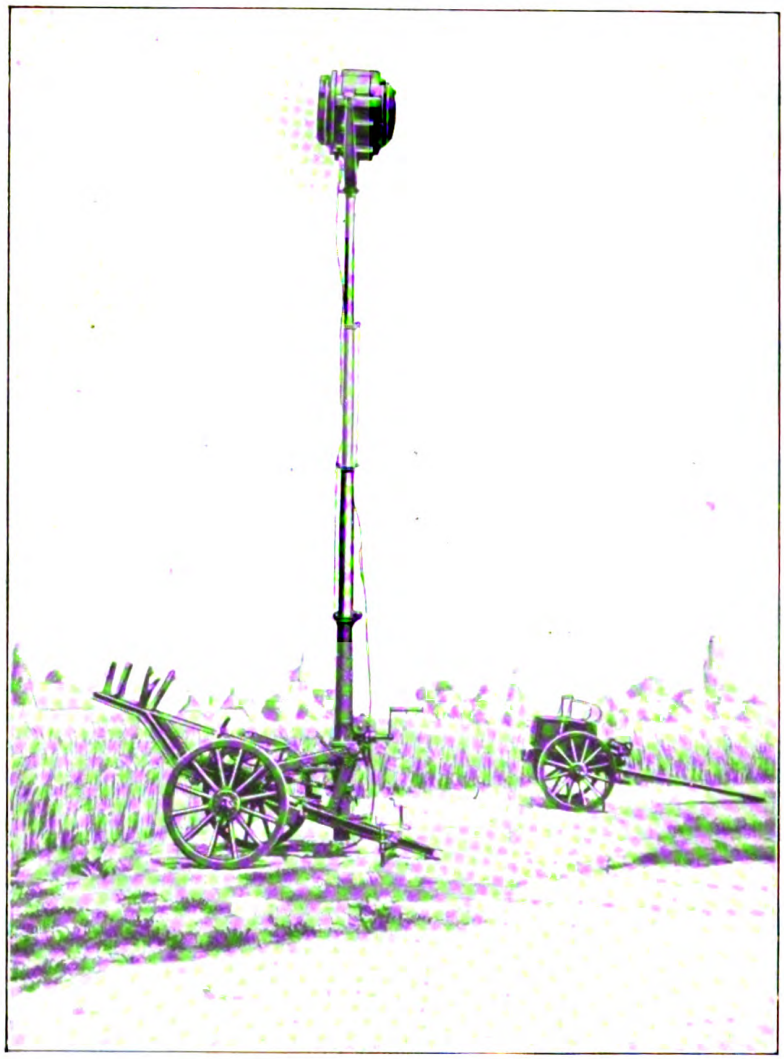
Von

Ingenieur Max Günther

Wie der bisherige Verlauf des gegenwärtigen Krieges gezeigt hat, sind Nachtgefechte, überhaupt nächtliche Unternehmungen der kämpfenden Heere, keineswegs so selten wie in früheren Kriegen. Abgesehen von der veränderten Kampfweise im allgemeinen, ist diese Tatsache wohl hauptsächlich auf die wesentlichen Verbesserungen der beleuchtungstechnischen Hilfsmittel, welche heute den modernen Heeren zur Verfügung stehen, zurückzuführen. Unter diesen verdient wohl der elektrische Scheinwerfer an erster Stelle genannt zu werden.

Obwohl sich die zweifellos hochinteressante Entwicklungsgeschichte des Scheinwerfers bis ins graueste Altertum zurückverfolgen läßt, war es doch erst in unserm jetzigen Zeitalter möglich, wirklich erwähnenswerte und praktisch verwendbare Resultate zu erzielen. Merkwürdigerweise ist dabei das Prinzip noch heute das gleiche wie bei den primitivsten Versuchen, welche Hunderte von Jahren zurückliegen. Der Grund für diese dauernden Mißerfolge ist wohl neben der Unvollkommenheit der verwendeten Hohlspiegel in der geringen Intensität der damals vorhandenen künstlichen Lichtquellen zu suchen. Anders liegen jedoch die Verhältnisse heute, wo uns elektrische Starklichtquellen von ganz bedeutenden Lichtstärken und automatische Schleifverfahren für die Herstellung der Glasparabolspiegel zur Verfügung stehen. Namhafte Firmen, wie die Firma Zeiß in Jena, die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft und die Siemens-Schuckert-Werke in Berlin, haben deshalb auch die Herstellung von elektrischen Scheinwerfern als ganz bedeutende Fabrikationszweige in ihre Betriebe aufgenommen.

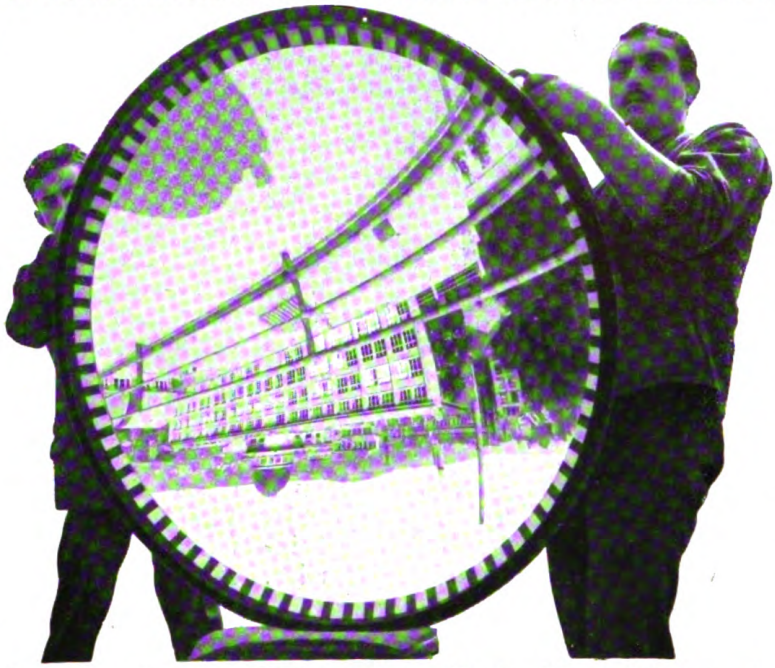
Es ist nun nicht möglich, im Rahmen dieser Arbeit auf konstruktive Einzelheiten näher einzugehen, und sei deshalb das Zustandekommen des eigenartigen Lichteffektes beim elektrischen Scheinwerfer kurz wie folgt erklärt. Die von der im Innern des Scheinwerfergehäuses angeordneten elektrischen Starklichtbogenlampe ausgehenden Lichtstrahlen werden von dem die Rückwand des Gehäuses bildenden Parabolspiegel gesammelt und nahezu parallel zurückgeworfen. Der austretende Lichtkegel ist nun zwar in seiner Ausdehnung begrenzt, besitzt aber anderseits eine solche Lichtstärke, daß sie die Gegenstände auf eine Entfernung von mehreren Kilometern deutlich zu erkennen erlaubt. Gestattet doch beispielsweise die Beleuchtung eines Scheinwerfers von 110 Zentimeter Spiegeldurchmesser in einer Entfernung von 2000 Meter noch bequem die Ausführung von Schreibarbeiten.



Feldscheinwerfer in Gebrauchsstellung

Als kriegstechnisches Hilfsmittel zeigt der elektrische Scheinwerfer, je nach der Art seines Verwendungszweckes, verschiedene Formen. So kommen für den Gebrauch im Felde hauptsächlich fahr- und

tragbare Feldscheinwerfer in Betracht. Bei den ersteren ist die Hebevorrichtung ein teleskopartig ausziehbarer Mast, auf einem der Geschützlafette ähnlichen Fahrgestell montiert. Während des Transportes ist dieser Mast zusammengeschoben und umgelegt. Soll der Feldscheinwerfer Gebrauchsstellung beziehen, so wird dieser Mast mit Hilfe eines Windewerkes schnell und je nach Bedarf hoch ausgezogen. Eine ideal konstruierte Verschlußblende erlaubt im gegebenen Falle die sofortige Unterbrechung der Funktion des im Betrieb befindlichen Scheinwerfers respektive die sofortige Inbetriebsetzung desselben. Der zur Betätigung der Scheinwerferlampe erforderliche Strom wird in einer mitgeführten fahrbaren Kraftstation erzeugt. Auf einem kleinen Wagen ist eine Dynamomaschine untergebracht, welche von einem ebenfalls auf dem Wagen montierten Benzinmotor angetrieben wird. In wenig zugänglichem Gelände kann diese Kraftstation leicht von zwei Mann abgehoben und in die gewünschte Stellung getragen werden. Ist das Gefechtsgelände jedoch mit guten Fahrstraßen durchzogen, so finden auch automobile Dynamowagen Verwendung.



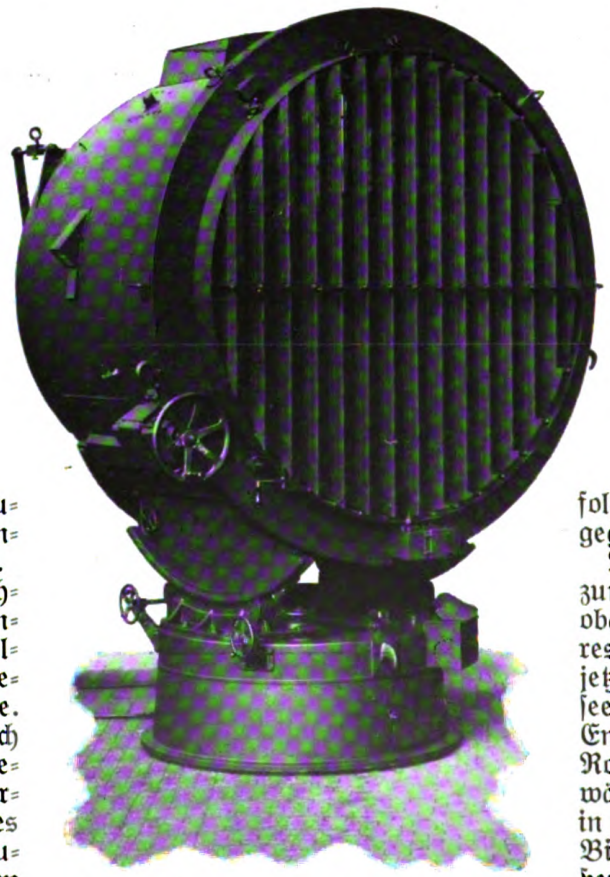
Zeißspiegel von 1,10 Meter Durchmesser für Marinescheinwerfer

Scheinwerfer mit Vorsatzspiegel zur Beobachtung von Luftfahrzeugen

Eine weit größere Bedeutung wie beim Feldgefecht ist dem Scheinwerfer beim Festungskriege zuzuschreiben. Der Verteidiger bedient sich

hier allergrößter, meist stationärer Scheinwerfertypen, welche von der in einer modernen Festung wohl immer vorhandenen elektrischen Zentrale in Betrieb gesetzt werden. Für den Fall der Zerstörung dieser Zentrale, die von dem Angreifer natürlich heftig angestrebt wird, hält man auch hier fahrbare Kraftstationen bereit. In dem modernen Kriege hat eine Festung nicht nur mit den Angriffen der Belagerungsarmee zu rechnen, sondern sind auch solche von feindlichen Luftschiffen und Flugzeugen, die sehr oft unter dem Schutze der Dunkelheit erfolgen, abzuwehren. Um nun auch hier eine wirkungsvolle Beobachtung durchführen zu können, sind die für diesen Zweck vorgesehenen Scheinwerfer mit einem drehbaren Reflektor versehen, wodurch der Scheinwerferstrahl nach oben abgelenkt wird. Den Scheinwerfer selbst über einen bestimmten Winkel hinaus nach oben zu drehen, ist nicht angängig, weil dabei der Hohlspiegel durch herabfallende Teilchen der glühenden Leuchtkohle beschädigt werden könnte. So ausgerüstete Scheinwerfer werden auch benutzt, den eignen Flugzeugen die Nachtlandungen zu erleichtern.

Am unentbehrlichsten ist der Scheinwerfer aber zweifellos während des Seekrieges für die Flotte. Hier ist denn auch das größte und bedeutungsvollste Verwendungsgebiet des Scheinwerfers zu suchen. Wenn es einem deutschen Unterseeboot gelang, sich am hellen Tage an drei englische Kreuzer heranzupirschen und diese in den Grund zu bohren, um wieviel leichter kann dies unter dem Schutze der Dunkelheit geschehen! Um ein solches Anschleichen von feindlichen Torpedo- und Unterseebooten wirksam verhindern zu können, sind deshalb auf den großen Linienschiffen und Panzerkreuzern ganze Batterien von Scheinwerfern aufgestellt. Ein vorgehendes Kriegsschiff wird nun zwar stets mit fast vollständig abgeblendeten Lichtern an den Feind heranzukommen versuchen. Von Zeit zu Zeit wird es jedoch einen Scheinwerferstrahl über die Meeresfläche hingleiten lassen. Trifft der Lichtkegel dabei auf ein feindliches Boot, so wird dieses durch den Lichtstrahl verfolgt, bis die mitangreifenden Schiffe das Boot ebenfalls unter ihre Lichtfühler bekommen, worauf dann eine wirkungsvolle Beschießung des nun hell erleuchteten Schiffes erfolgen kann. Aus naheliegenden Gründen kann auf konstruktive Einzelheiten der Vorrichtung zur Bewegung, die im Kriegsschiffbetriebe fast ausschließlich auf mechanischem Wege erfolgt, nicht näher eingegangen werden.



Der größte bisher von den Siemens-Schuckert-Werken hergestellte Scheinwerfer mit 2 Meter Spiegeldurchmesser

Wenn nun noch zum Schluß die Beobachtung der Meeresfläche, die gerade jetzt bei dem Unterseebootskriege für England eine große Rolle spielt, kurz erwähnt wird, so dürfte in kurzen Zügen ein Bild von der großen Bedeutung des Scheinwerfers für den Land- und Seekrieg gegeben sein.

In einer Kirche einquartiert. Von Max Brie

Bei strömendem Regen war das Bataillon in das kleine französische Dorf E. eingerückt, um dort Quartier zu beziehen. Aber das war leichter gesagt als getan. Denn alle Gehöfte waren schon von andern Truppen belegt. Nur die Ortskirche war noch nicht belegt, und auf Anordnung des Majors begab sich Leutnant H. zum Ortsgeistlichen, um mit ihm wegen Benutzung der Kirche als Biwak Rücksprache zu nehmen.

„Ach, in die Kirche — einquartieren," rief erschreckt der Geistliche, „in das Haus des Herrn, das dadurch entweiht wird! O mein Leutnant, das ist unmöglich, ganz unmöglich," fügte er erregt hinzu.

„Es ist allerdings bedauerlich, Monsieur le Curé, daß wir die Kirche belegen müssen, aber das schlechte Wetter, der immerwährende Regen, die Rücksicht auf die Gesundheit unsrer Mannschaften zwingen uns hierzu; seit drei Tagen marschieren und kampieren wir immer unter strömendem Regen und lagern nachts auf bloßer, nasser Erde."

„O mon Dieu, das ist schrecklich — bei diesem fortwährenden Regen — auf bloßer Erde — oh, das ist traurig, da müssen ja die armen Menschen krank werden," unterbricht der milde Geistliche mitleidig den Offizier.

„Und unsre Leute sind fast lauter Katholiken, gute Katholiken," fährt der Offizier fort.

„So, Katholiken, gute Katholiken, Glaubensgenossen?" fragte der Priester noch einmal, schon halb bezwungen.

Der Leutnant kann seine Aussage nur wiederholen — und der Geistliche willigte ein.

Kurze Zeit danach rückte das Bataillon — nur zwei Kompagnien stark, die beiden andern waren zum Gefangenentransport abkommandiert — in die Kirche ein.

Im Innern der Kirche wimmelte es durcheinander wie in einem Ameisenhaufen. Die Soldaten hatten ihre nassen Monturen aus- und die seither gerollten Mäntel angezogen und befanden sich daher in sehr primitiver Toilette.

Allmählich wurde es Abend; einige Lichter, in Flaschen steckend, beleuchteten nur notdürftig den verhältnismäßig großen Kirchenraum.

Statt Weihrauchwolken zogen jetzt Tabakswolken durch die Kirche; auf der Kanzel hatte ein Soldat Posto gefaßt, vorn am Altare, auf den Stufen saßen Soldaten und putzten Gewehre und Armaturstücke.

Die brennenden Lichter ließen im Halbdunkel die Heiligenfiguren nur schwach erkennen, welche bald im Dunkel, bald wieder beleuchtet, ganz verwundert dieses ungewohnte Treiben zu betrachten schienen. Der Regen schlug klatschend an die Kirchenfenster, der Sturm heulte um die Kirche.

Da erklang zuerst leise, dann immer lauter die Orgel, welche von einem einberufenen Lehrer gespielt wurde. Das Stimmengewirr der Soldaten verstummte; hehr und feierlich brausten die Orgelklänge durch die heiligen Hallen. „Sänger vor!" kommandierte eine Stimme, und rasch hatte sich ein Doppelquartett von sangeskundigen Leuten, Unteroffizieren und Mannschaften, gebildet, und nach einem Vorspiel ging der Maestro in die Melodie über: „Das ist der Tag des Herrn!"

Leise hatte sich die Kirchentür geöffnet; Monsieur le Curé war eingetreten, ihm folgten noch mehrere Ortseinwohner, Männer und Frauen, und nun standen sie da und lauschten der deutschen

Melodie mit dem ihnen unverständlichen Texte. Das Lied ging zu Ende, noch einmal erklang es feierlich: „Das ist der Tag des Herrn!“ — Mit voller Kraft griff sodann der improvisierte Organist in die Tasten, zog die Register, und brausend wie „ein Regenstrom aus Felsenrissen“ erklang das gewaltige, triumphierende Lied zu Ehren Jehovas hall sich an den Mauern brach, und weihevoll erstarb der letzte Ton dieses erhebenden Lobgesanges zur Ehre des Allmächtigen.

Staunend hatten die Franzosen diesem deutschen Sang gelauscht; so gewaltig, so packend, so aus der tiefsten Seele kommend hatten sie noch nie singen gehört, und das waren die deutschen

durch das Gotteshaus; denn auch Protestanten waren unter den Soldaten.

Jehova! Jehova! Jehova!
Deinem Namen sei Ehre, Macht und Ruhm!
Amen! Amen!
Bis einst der Tempel dieser Welt
Auf dein Wort in Staub zerfällt,
Soll in unsern Hallen
Das Heilig! Heilig! Heilig! erschallen.
Halleluja! Halleluja! — — —

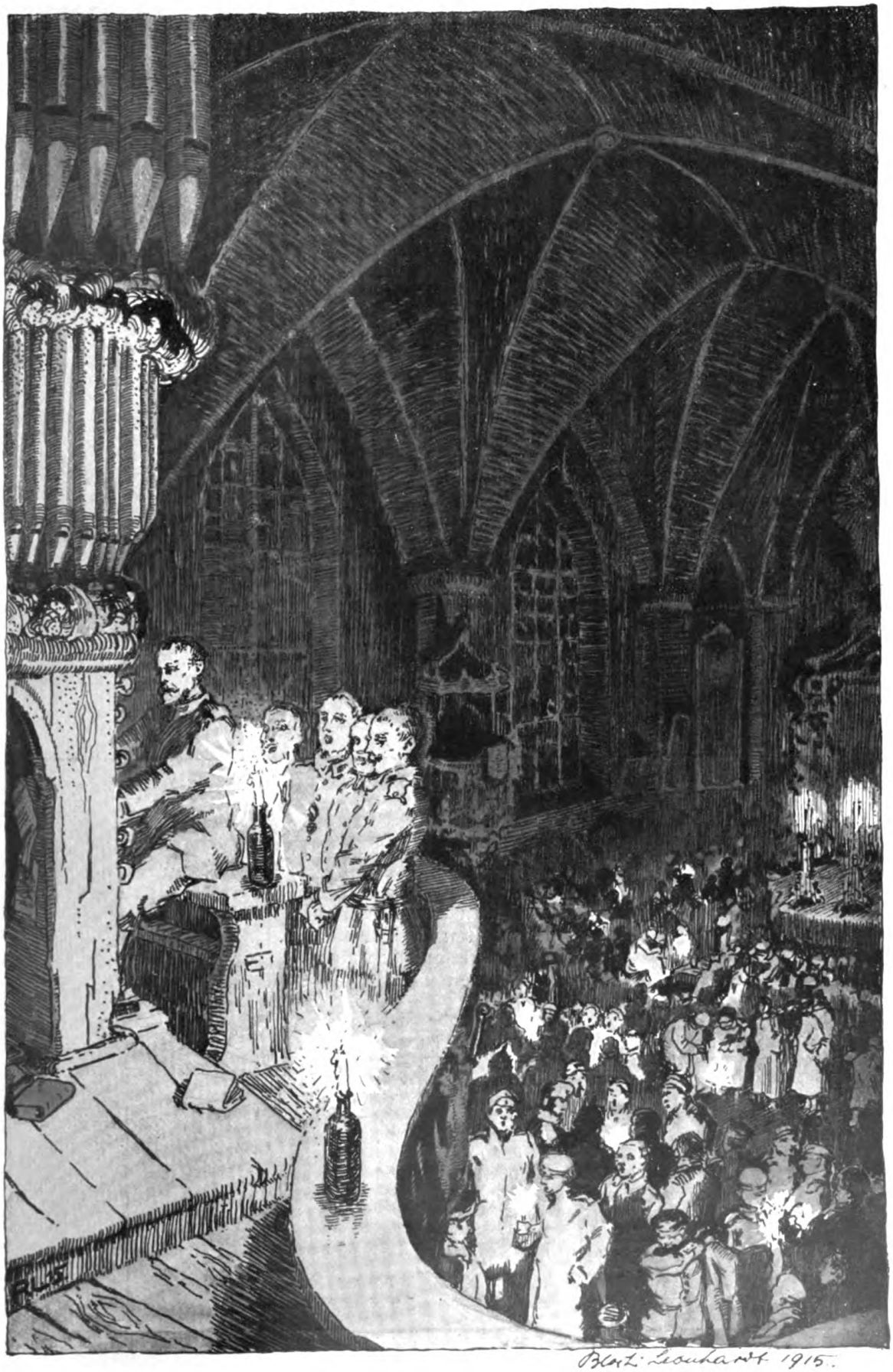
Volltönig hatten die dieses Textes Kundigen eingestimmt, so daß der Widerhall sich an den Mauern brach, und weihevoll erstarb der letzte Ton dieses erhebenden Lobgesanges zur Ehre des Allmächtigen.

Staunend hatten die Franzosen diesem deutschen Sang gelauscht; so gewaltig, so packend, so aus der tiefsten Seele kommend hatten sie noch nie singen gehört, und das waren die deutschen Barbaren, die hier dem großen Gotte huldigten?

„Großer Gott, wir loben dich!“ ertönte es von der Orgel herab.

„Mein Leutnant,“ wendete sich der Geistliche, der andachtsvoll mit seinen Gemeindegliedern dem Gesange zugehört hatte, „mein Leutnant, die Deutschen müssen doch keine so bösen Menschen sein, wie sie uns immer in den Zeitungen geschildert werden.“

„Warum?“ fragte der Leutnant.


Blatz Leonhardt 1915.

„Weil sie so schöne Lieder haben!“ antwortete der Geistliche.

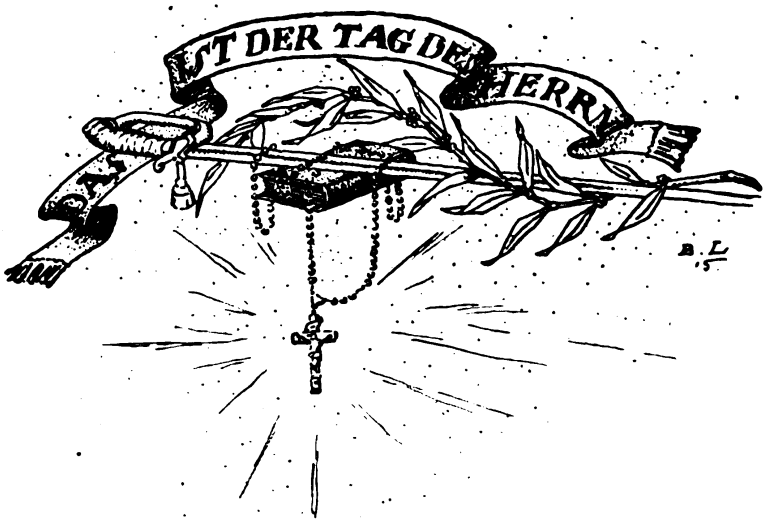
„Sie, Monsieur le Curé, haben aber doch nichts verstanden, was hier gesungen wurde?“

„Nein, das nicht; aber die Melodie war so schön, so feierlich, und die Lieder kamen aus dem Herzen frommer Menschen, die Gott lieben und fürchten.“

„So ist es, Monsieur le Curé, wir glauben alle an einen Gott, der unser aller Vater ist, und wir sind seine Kinder!“

„Gott segne und behüte Sie!“ sprach bewegt der französische Priester. „Er nehme Sie in seinen heiligen Schutz!“

Dann wurde es stille in der Kirche; der Schlaf sank herab auf die deutschen Soldaten, die hier, im feindlichen Lande, friedlich schlummerten und vielleicht im Traume in der Heimat waren: in der fernen Heimat!



Plötzliche Attacke

Von Paul Zech

Wie Sterne blitzen weiße Lanzenspitzen
In dem gedunkelten Spätabendblau.
Die Reiter, silhouettenhaft und grau,
Wuchten aus harten Sättelsitzen

Wie eine schnurgerade Reihe Eichen,
Durch die Novemberhagel sausen . . .
Zuweilen klirrt ein Säbel tief in einer Faust
Und probt den Schwung in langgezogenen
Streichen

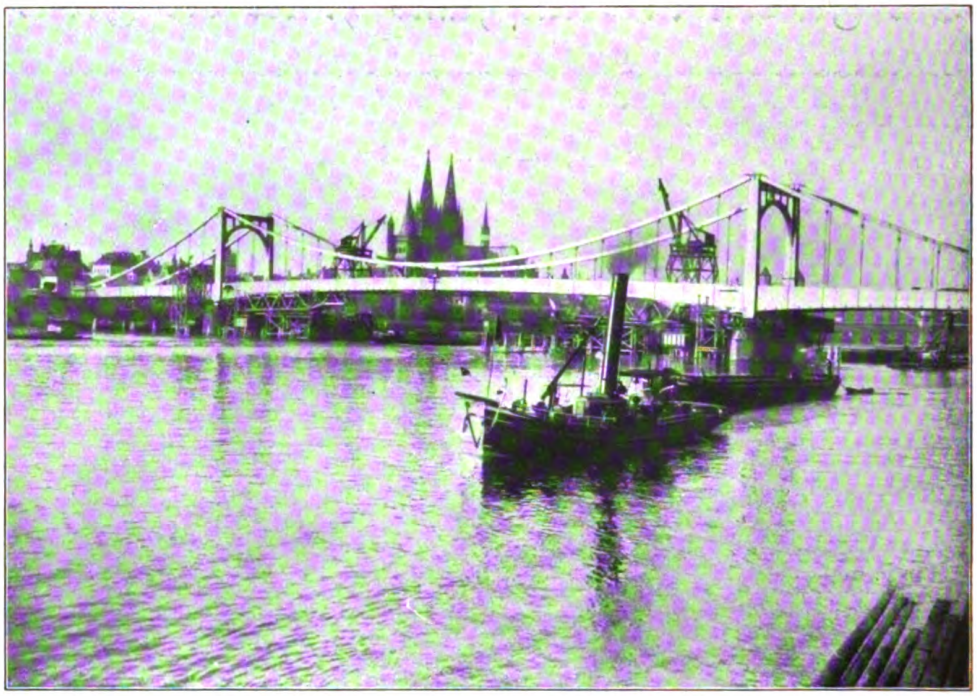
Auf einen unsichtbaren Feind . . .
Bis plötzlicher Alarm
Das Spiel versteint

Und die Schwadronen
Tigerwild und warm
Hineinbläst in die Auffahrt der Kanonen.

Der Frieden in Deutschland hinter der Front

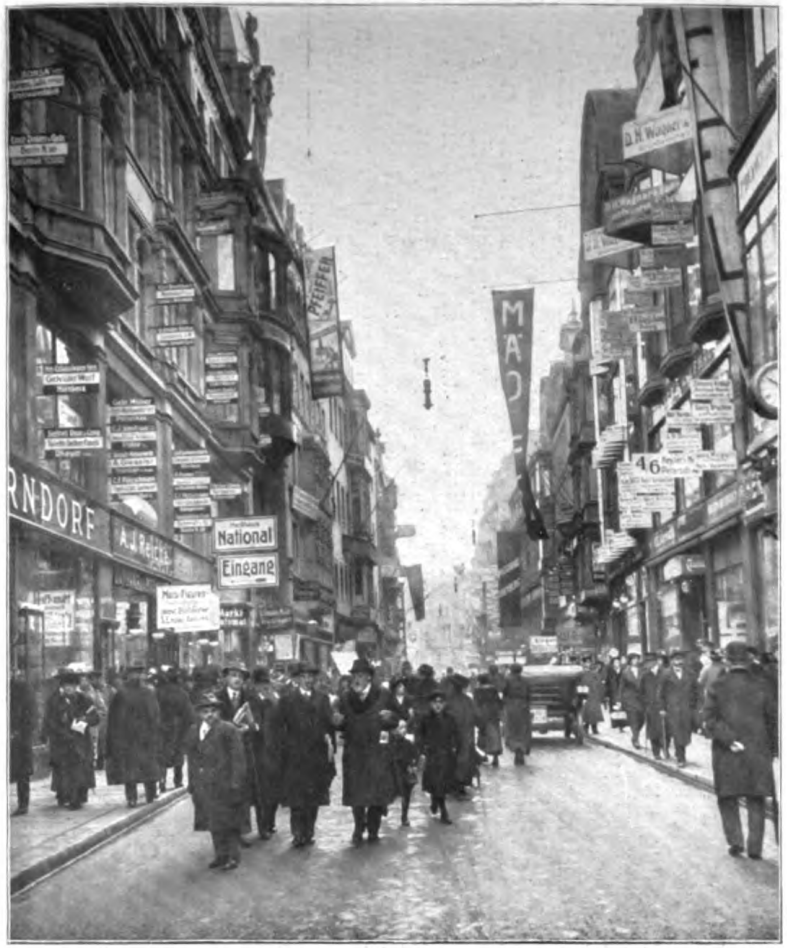
Das neue Berliner Theater der Freien Volksbühne am Bülowplatz

Die neugegründete, im Kriegsjahr eröffnete Universität in Frankfurt a. Main



Die neue Kölner Rheinbrücke

Maſſenbeſuch bei der Eröffnung der Radrennſaiſon im Berliner Sportpalaſt



Die große Leipziger Messe im Kriegsjahr. Das bewegte Leben der Petersstraße hat sich nicht im geringsten verändert

Der gewaltige Bau einer neuen Untergrundbahn in Berlin, die den Norden mit dem Süden verbindet

Tiere als Schützen

Naturwissenschaftliche Plauderei von

Wilhelm Bölsche

Wann ist es gefährlich, in den Garten zu gehen? Wenn die Bäume ausschlagen und die Spargel schießen. An dieser alten Vexierfrage erfreuen sich immer neue Generationen von Kinderherzen. In unsrer gewaltigen Stunde, da Land und Meer vom Donner der wirklichen Geschütze hallen, legt man sich aber wohl einmal die Frage vor, wer zuerst auf dieser unruhigen Erde geschossen hat. Der Mensch treibt es sicher seit einigen dreißigtausend Jahren: etwa so alt oder noch älter mögen spanische Höhlenbilder sein, auf denen man nackte Jäger der Diluvialzeit riesige Bogen spannen sieht. Aber der kluge Mensch wiederholte zunächst damals mit seiner ganzen Werkzeugtechnik nur, was die Natur seit undenklichen Zeiten bereits allerhand niederem Tiervolk in Gestalt gewisser Organe und gewisser Instinkte, die diese Organe zu lenken wußten, auf den Leib gezüchtet hatte. Ob nun auf solchen Tierstufen auch schon regelrecht geschossen worden ist?

Der Tierkenner, der etwas in alten Naturgeschichten Bescheid weiß, lächelt bei der Frage, trotz allen Ernstes der Zeit — denn er erinnert sich an eine lustige Überlieferung. Kommt hervor, ihr ehrwürdigen alten Folianten des 16. Jahrhunderts, in deren schweinsledernem Panzer in Riesenschrift und mit handkolorierten Holzschnitten die Tierweisheit von damals sich eingekapselt hat mit all ihren köstlichen Märchen. Laut Vater Gesner und seinen Verdeutschern lebte Anno dazumal in Italien offenbar noch ein wahrhaft fürchterliches Geschöpf, das man lieber bei den Greueln der Urwelt gesucht hätte — nämlich das „Dornschwein". Von dieses Ungeheuers „natürlicher Anmut und Art", wie es dort heißt, erfährt man, daß, „so es gejagt wird, so bringt es mit seiner Stimm zuwege, daß alle andern seinesgleichen Dornschwein zusammenrüchlen, ihren Balg erschütten und zu den Hunden und Jägern ganz trutzlich mit ihren Stacheln schießen; ist auch seiner Schüssen ganz und gar gewiß". Der treffliche Holzschnitt läßt aber keinen Zweifel, was für ein böser Gast der Wildnis in Wahrheit gemeint sei: es ist unser braves Stachelschwein, das in dieser Weise Tier und Mensch über den Haufen schießen soll. Die mächtigen Stachelkiele dieses großen Nagers, der nächtlich durch die römische Campagna trollt, kennt ja wohl jeder. Wer sich aber jemals die Mühe gemacht hat, solches Stachelschwein im Zoologischen Garten genauer zu beobachten und (im Gegensatz zu den ernsthaften Anweisungen der verehrlichen Direktion) zu „reizen", der weiß auch, daß es zu den ausgesprochenen „Schreckt ieren" gehört — das heißt jener Gruppe von Tieren, die es verstehen, dem, der sie zu erschrecken gedachte, selber einen guten Schreck einzujagen. Kaum geneckt, klopft es auf wie ein Kapellmeister, der sein Signal gibt, und im gleichen Augenblick setzt auch wirklich schon sein ganzes Orchester ein: hoch auf sträuben sich unter lautem Gerassel seine Stacheln bis zur vollen Breitenverdopplung des ganzen Tiers und konzentrieren sogar ersichtlich ihren willkürlich bewegten Speerwall genau in der Richtung des Angreifers. Während vorne die langen gelben Zähne fletschen, wendet sich die unheimliche rückseitige Phalanx blitzschnell gegen alles, was von hinten oder seitwärts kommt, und dieser rückstoßende Angriff ist kein Spaß. Einem Menschen, dem solcher „Igel", wie der alte Soldatenausdruck für einen derartigen gestrafften Lanzenklumpen lautet, gegen

die Beine fährt, geht es unerbittlich durch Hose und Fleisch, und die Wunden sind so fatal, daß man sogar an eine Art Vergiftung durch den Hauttalg dabei gedacht hat. In der Größe etwa eines wirklichen starken Schweins wäre solcher Stacheler zweifellos einer der furchtbarsten Angreifer der ganzen Tierwelt. Nun, hinter dem Gitter im Zoo kann man die Sache ja behaglich sich ansehen. Wehe dir aber, wenn die Legende recht hätte! Vom sterbenden Cäsar hören wir, daß er zuletzt noch mit seinem Schreibgriffel sich der Mörder zu erwehren suchte. Vom erzürnten Stachelschwein aber liest man nicht bloß beim alten Gesner, nein, man kann es noch heute überall im Süden vom gemeinen Mann bestätigen hören: daß es im äußersten Wutanfall vermöchte, seine wie Glas so harten und scharfen natürlichen Schreibkiele durch wildeste Muskelspannung aus ihren Hauttaschen herauszuschleudern und dem Feinde regelrecht in den Leib zu schießen. Nach den alten Autoren soll solcher Schuß gar ein dickes Brett durchbohren können. Und seltsam nur: in keinem Zoo-Zwinger hat der Unhold seit je gerade diese angebliche Freikunst betätigen wollen. So schloß also schon der gute Buffon im 18. Jahrhundert, der sonst für Fabeln noch manchen Bedarf hatte, das „schießende Dornschwein" sei wirklich nur ein zoologisches Märchen. Indessen wie es wunderlich hergeht. In unsern Tagen hat ein bester Zoologe und Tiergärtner, Vosseler vom schönen Hamburger Garten, auch für das wirkliche und wahrhaftige Schießen dieses „lanzenkundigen Königs" erneut eine ernsthafte Lanze gebrochen. Er hat zunächst theoretisch wahrscheinlich gemacht, daß das Stachelvieh, wenn auch wohl nicht gewohnheitsmäßig, so doch gelegentlich in der höchsten Wut schießen könne. Ein Taschentuch, das auf die Stacheln geworfen worden war, wurde beim jähen Ruck der Trutzstellung volle zwei Meter weit fortgeschleudert. Da die Stachelkiele leicht ausfallen und im Affekt durch besondere Muskeln in wildesten Kurven herumgeschwungen werden, erschien es also durchaus nicht unmöglich, daß der eine oder andre auch in solche Weite tatsächlich hinausschwirren und sich drüben irgendwo tief einbohren könnte. Und dazu wird nun ein anscheinend völlig einwandfreier Bericht beigebracht, wonach ein in der Falle gefangenes wildes Stachelschwein den Baumstamm über seinem Fangeisen bis über Manneshöhe mit solchergestalt abgeschossenen Pfeilen bespickt hätte. Im Zoo mußte den Stachlern für gewöhnlich wohl die Leidenschaft zu solcher äußersten Tat abhanden gekommen sein, was aber an sich nicht ganz außergewöhnlich wäre, da zum Beispiel auch das berüchtigte Stinktier hier von seiner gemeingefährlichen „Stinkpistole" keinen Gebrauch zu machen pflegt, selbst wenn man es ärgert. Immerhin gestehe ich, daß ich seither vor dem Stachelschweinkäfig merklich tugendhafter geworden bin und mich geneigt fühle, das Direktionsgebot zu achten, nach dem man kein Tier reizen soll, das beißt, spuckt oder gar — schießt.

Bleibt inzwischen hier immer noch etwas Problematisches, so fehlt jeder Zweifel in einem andern Fall. Unsre ganz gewöhnlichen Weinberg- und Gartenschnecken schießen, schießen vollkommen regelrecht und zielgemäß mit einem Apparat, der eigentlich drei Waffen zugleich vorwegnimmt: die Armbrust, das Pusterohr und die pneumatische Pistole. Seltsame Vorstellung gewiß, eine Schnecke, die schießt. Man kann sich einen Seehund und einen Elefanten abgerichtet denken, daß sie eine Pistole abfeuern; aber ausgesucht eine Schnecke! Das Schießorgan der Schnecke (diesmal ist es ein wirkliches Organ zum Zweck) sitzt auf der rechten Seite neben dem Atemloch, das bei diesen landbewohnenden Sorten die hier vorhandene Lungenatmung ermöglicht; bekanntlich gibt es bei diesem sonderbaren Volk genau wie bei den Wirbeltieren fischartige Kiemenatmer, Amphibien mit Doppelatmung und echte Lungenatmer. Das Organ hat durchaus den Bau eines kleinen Pistolenlaufs, in ihm aber steckt ein regelrechter spitzer Pfeil aus harter Kalkmasse. Für gewöhnlich verharrt der Pfeil ruhig in dem Lauf wie in einem hüllenden Etui. Wenn die Schnecke aber schießen will, so richtet sie den Lauf durch besondere Muskeleinstellung, zielt und entsendet den Pfeil in kraftvollem Stoß aus der Mündung, indem zugleich dabei ein weißes Wölkchen zerstiebender Flüssigkeit wie der Dampfstrahl des Schusses auf-

pufft. Bloß Blitz und Knall fehlen — sonst ist es ein regelrechter Pistolenschuß, und über die Absicht des Schießens kann diesmal keinerlei Zweifel, wie gesagt, mehr sein. Wird eine zweite, gerade in der Nähe befindliche Schnecke von dem Pfeil oder Bolzen getroffen, so zeigt sich auch die genügend energische Wirkung: er bohrt sich in die Haut ein, ja manchmal geht er noch durch sie hindurch, und die Getroffene zuckt merkbar dabei zusammen. Das merkwürdige wieder aber ist hier, daß stets nur eine zweite Schnecke so zum Schußziel genommen wird und nichts sonst, und das allermerkwürdigste ist, daß sich die Schnecken mit solchen Pistolenschüssen nicht zu jederseitiger Verteidigung bedrohen, obwohl der Treffer ersichtlich etwas schmerzt, sondern daß sie sich beschießen — man kann nicht gut anders sagen, als weil es ihnen im Gegenteil Spaß macht. Es handelt sich um eine Art Salonschießerei, die das Liebeswerben der Schnecken einleitet. Wie der Pfau vor dem Weibchen sein Rad schlägt, wie der Paradiesvogel seine herrlichen Schmuckfedern als eine Art Strahlenkrone auf der Liebesbalz um sich entfaltet, wie die sehnende Nachtigall singt und das verliebte Heimchen geigt — so scheint auch der Schuß der Schnecke nichts andres zu sein als das stumme Bekenntnis ihres Werbens. „Liebespfeil" nennt der Naturforscher folgerichtig den kleinen Kalkstift, der dabei versandt wird. Es ist ein wunderliches Ding um die Natur in der Unerschöpflichkeit ihrer Mittel an dieser Ecke. Technisch entscheidend aber ist, daß zu dem spielenden Zweck auf alle Fälle hier die regelrechte Schußwaffe schon erfunden ist.

Zwar der Knall des Schusses fehlt. Was verschlüge es aber der alten Meisterin, auch das hinzuzubringen? Hat sie es doch an andrer Stelle separat vollbracht. In manchen Teilen Deutschlands begegnet man unter Steinen oder Wurzeln kleinen, kokett gefärbten Käferchen aus dem Laufkäfergeschlecht, die, wenn man sie nachher aus dem Buch bestimmt, verwunderliche Namen ergeben: crepitans, der Kracher, explodens, der Explodierer. Und in der Tat, wenn solcher hübsche Kerl ernstlich in die Enge getrieben wird, so pufft auch hier ein bläuliches oder weißliches Gaswölkchen auf, und es gibt einen hörbaren Knall dazu. Der tapfere Gesell hat auf dich geschossen wie die Schnecke. Und diesmal war es ein richtiger Schreckschuß, freilich ungeladen: der unvermutete Knall ist es, worauf diese „Bombardierkäfer" das Entscheidende legen. Gegen Verfolger aus der eigenen Käferverwandtschaft muß das Geräusch in Verbindung mit etwas stechendem Pulverdampf wohl schon genügen. Da es eine Menge Tiere gibt, die Leuchtapparate besitzen, und darunter auch solche (zum Beispiel gewisse Fische in der dunkeln Tiefsee), bei denen die Laterne unmittelbar an das Nervensystem angeschlossen ist, also willkürlich vom Nerv aus abgedreht oder zum jähen Aufblitzen gebracht werden kann, so stände prinzipiell nichts im Wege, daß solcher Schuß auch noch von einem Blitz begleitet wäre. Vielleicht wird auch das noch einmal gelegentlich irgendwo beobachtet. Und da noch wieder Tiere existieren (Welse, Aale, Rochen), die elektrische Schläge austeilen, so wäre denkbar, daß solcher Puff und Blitz gar mit einer empfindlichen elektrischen Entladung verbunden wäre.

Ja für den Kamp zwischen Mensch und Tier möchte man es geradezu als ein Glück bezeichnen, daß das Gesamtprinzip offenbar noch nicht bis zur vollkommenen Ausnutzung gediehen war, ehe wir selbst Schußwaffen erfanden. Denn beispielsweise als Zieler haben die Tiere auch schon fast Fabelhaftes erreicht: man muß das Chamäleon beobachten, wie es, unbewegt und scheinbar nur mit dem verstellbaren Auge lebendig, dasitzt, jäh aber auf eine weit entfernte Fliege seine endlose Klebzunge ausschleudert und dabei mit einer Sicherheit stundenlang immer und immer wieder trifft, daß einem graut vor der Idee, solches Chamäleon sollte bei solcher Treffkraft auch noch wirklich etwa mit vergifteten Pfeilen schießen. Denn warum sollte der Pfeil nicht schließlich lebensgefährlich vergiftet sein gleich den Brennborsten der Brennessel Urtica mentissima von der Insel Timor, die in der Stichwunde wie eine Kanüle wirken und ein Gift eingießen, dessen Wirkung Starrkrämpfe und ähnliche Folgen auslöst gleich einem giftigen Schlangenbiß?

Will man aber schließlich den Unterschied von tierischer und menschlicher Schußwaffe doch darauf hinauslenken, daß das Tier stets sozusagen mit seinem Leibe schieße, aber nicht unter Zuhilfenahme äußerlichen toten Materials, so ist selbst das nicht richtig. Einen gewissen Übergang bilden da schon handlange Barsche in Siam, die sogenannten Schützenfische (Toxotes), die in fast unglaublicher und doch fest erwiesener Weise aus dem Fluß ans Ufer mit Wasser schießen. Sie zielen gleich dem Chamäleon auf Fliegen und andre Insekten, die in einigermaßen erreichbarer Nähe auf den Pflanzen oberhalb des Wasserspiegels sitzen, senden ihnen jäh einen dicken Wassertropfen zu und verschmausen vergnüglich dann das Opfer, das so getroffen ins Wasser gefallen ist. In Ermanglung der Chamäleonzunge, die einen Lasso mit Klebevorrichtung darstellt, muß auch der Fisch dabei wirklich „schießen", — er legt sich horizontal nahe unter den Wasserspiegel, äugt scharf hinauf und schnellt dann, vermutlich durch besondern Muskeldruck, bei geschlossenem Munde von der etwas vorstehenden Unterkieferspitze eine Wasserperle geradlinig über die Fläche empor aufs nichts ahnende Ziel. Schützenfische im Zimmeraquarium wissen so auch das Auge des Menschen auf etwa drei Fuß Entfernung mit erstaunlichster Sicherheit blitzschnell zu treffen. Ist es hier schon fremdes Wasser, das benutzt wird, so zeigt aber ein Landtier vollends drastisch die Stufe des „Fremdmaterials" beim Schuß.

An den sonnenwarmen kahlen Sandhängen unsrer Kiefernwälder haust, mir auf gewohnten Spaziergängen am märkischen Müggelsee zur rechten Zeit ein alltäglicher Anblick, der „Ameisenlöwe", die gefräßige Larve eines äußerlich libellenhaften Insekts, in selbstgeschaffenen Sandtrichtern. Gerät eine Ameise oder ein ähnliches Kleintier auf den losen Rand dieser bösen Falle und droht ohnehin schon abzurutschen, so eröffnet der fette Unhold in der Tiefe alsbald eine regelrechte Beschießung von unten nach oben, indem er Sandgarbe um Sandgarbe nach dem strauchelnden Opfer schleudert, bis es verloren ganz hinhinabstürzt. Kein Zweifel, daß hier schon mit fremdem Material geschossen wird, wenn schon in plumperer Form. Und erwägt man nun, daß zum Beispiel unsre Flußkrebse nach jeder Häutung wieder fremde Sandkörnchen, also ebensolches Material,in ihre Gehörorgane aufnehmen, wo sie eine bestimmte notwendige Rolle spielen, so ließe sich unschwer denken, daß auch bei jenen feinen Pistolen der Schnecken mit ähnlich von außen geholtem „Schrot" geschossen würde — dann aber hätten wir bis zu gewissem Grade auch diesen Fremdschuß schon beim Tier in der verfeinerten Form. „Natura artis magistra," sagt ein altes Wort; „die Natur Lehrerin der Kunst"; sie ist mehr: ihre Vorläuferin.

UNIVERSITY

Der Sohn der alten Huberin

Eine Erzählung aus der Kriegszeit von

Richard Rieß

Im Laden der Kramerin Mitterzuber stand, nachdenklich den tuchumhüllten Kopf schüttelnd, des Schlossergesellen Joseph Huber alte Mutter, die Huberin.

Es gab für die beiden Frauen, die sich seit Kriegsbeginn nicht gesehen hatten, manches zu erzählen. Traurig berichtete die Huberin vom Ausrücken ihres Sohnes, der, ohne von ihr Abschied nehmen zu können, gleich in der ersten Nacht der Mobilisierungszeit an die französische Grenze ziehen mußte. Von ihrer Enttäuschung, als sie ihren Sepp in der Kaserne nicht mehr fand. Und wie sie das, was der Joseph mitnehmen sollte an Wäsche und bescheidener Liebesgabe — auch eine kleine Bibel war dabei —, wie sie das alles, die Zigarren, den Schokolad und die wollenen Handschuh, einem armen Soldaten gegeben hatte, der zufällig auch Huber-Joseph hieß und zu ihr geschickt worden war, als sie nach dem Sohne gefragt hatte. Aber — die dritte Kompagnie war ja schon ausg'rückt — glei bei der Nacht ...

Das alles erzählte die Huberin der Frau Mitterzuber. Und sie fügte hinzu, daß sie noch am gleichen Abend in die Peterskirch gegangen sei und zu ihrem Herrgott recht inbrünstiglich gebetet habe. Sie habe zwei Kerzen gelobt — dick wie — nun, halt noch zweimal so dick wie die dicksten, die die Kramerin Mitterzuber auf Lager hatte.

Die fragte, ob er denn schon einmal geschrieben habe, der Joseph. Ja, das habe er. Und einmal sogar eine Ansichtskarte mit einem Namen — ganz französisch habe der ausgschaut, so einer mit ... „ville" am Ende. Und dann sei auch eine Feldkarte gekommen mit allerlei Wünschen darauf. Die Mitterzuberin könne ihr gleich noch einen Schokolad einpacken, aber einen guten. Sie wolle wieder einmal ein Päckchen senden ...

Sie hätte vielleicht noch mehr erstanden. Denn auch Pulswärmer, zuckerne Muttergottes und pulverisierten Milchkaffee hatte die Mitterzuber auf Lager ... aber da kam gerade der alte Briefträger in den Laden und reichte der Besitzerin eine Postanweisung. Und während die unterschrieb, suchte er in seiner Tasche: „Gut, daß i Eahna triff, Frau Huaberin! Zwoamol hab i gschellt droben bei Ihna. Da hätt ich was vom Feld!" Gab ein Schreiben, empfing das Dankschön der Empfängerin, das Quittungsbuch aus Frau Mitterzubers Händen und ging dann rauhtrittig weiter. Die Tür schlug zu, während die Huberin den Briefumschlag löste und die Krämerfrau die Brille putzte, hinüberzuschielen in die Botschaft der andern. Die war erbleicht. Denn der Brief, der trug nicht ihres Sohnes Hand — o nein, so gewandt führte der nicht die Feder.

Die Huberin faßte getroffen nach dem Herzen und sank auf einen Kartoffelsack nieder. „Jeß' Maria! Verwund't ham s' 'n — mein Sepp, Mitterzuberin. Der Herr Unterarzt schreibt's da. In Aachen liegt er — im Lazrett. Da schaun S' selm: Nicht unbedenklich, steht hier. Ni—cht un—bedenklich!"

Frau mit Kannen. Nach einer Zeichnung von Hugo Vogel

Und dann kamen die Tränen und kullerten über das Gesicht der alten Frau, überstürzten einander, und bald schwamm das graue Gesicht der gequälten Mutter in jäh losgebrochenem Schmerze.

„Tröſten S' Eahna," sagte die Mitterzuber. „Des is halt net andersch in dera Zeit — in dera Malafizzeit. Des kost Leit — arme Bürscherln, die alle —"

Die Huberin empfand schmerzlich das Gewäsch. Langsam erhob sie sich und ging zur Tür hinaus.

„Die Packeln," sagte die Krämerin mahnend. Die andre hörte es nicht. „Nacha bring ich s' Ihna in d' Wohnung — am Abend heit," rief die Mitterzuber der Enteilenden nach. Und gutmütig setzte sie hinzu: „Mi'm Bezahln, dees pressiert ja net!" Sie wußte, die Huberin erhielt an jedem Monatsersten ihr kleines Witwengeld.

Davon hatte die Arme auch heute noch ein Geringes. Nicht mehr viel, denn die Hälfte des Monats war ja schon überschritten! Als sie daheim auf den verbeulten Diwan gesunken war, stellte sie fest, daß noch fünfzehn Mark ihr Eigen waren. Genug für vierzehn Tage. Es reichte für Kaffee, die tägliche Milch, das Brot und den Gemüsekauf. Aber nun war es arg wenig. Denn gleich nach der Lektüre des Briefes war ihr Entschluß unumstößlich: „I muaß zu mei'm Sohn."

Nochmals las sie die freundlichen Zeilen des Arztes. Ein Held war ihr Joseph. Ja, das stand in dem Briefe. Ein Held! Allen voran war er gestürmt, als es die feindliche Stellung zu nehmen galt. Und da hatte ihn die Kugel getroffen! „Akkrat in da Bauch hat s' 'n derwischt. Wo er doch ohnedies immer net gut beisamm war im Magen. Koane drei Halbe hat er vertrag'n kenna — akkrat in da Bauch ..."

Es riß die Huberin empor. Die Zeit verginge ja sonst im Nichtstun. Ihr Sepp sollte nicht leiden — ohne ihren Beistand. Sie war eine starke Frau, die Huberin. Was sie sich vornahm, führte sie aus.

Sie ging in die Wirtschaft hinunter, aus der sie so oft die Halbe Bier geholt hatte — für den Joseph, wenn er nach Feierabend zu ihr gekommen war. Sie wollte den Wirt fragen, ob er nicht wisse, was solch ein Eisenbahnbillett koste — bis nach Aachen. Er hatte ja ein Kursbuch.

Gefällig suchte der Dicke in dem arg zerlesenen Büchelchen; aber erst der vielgereiste „Saison"-Gehilfe eines Wiesbadener Meisters, der Friseur Graupner, konnte die gewünschte Auskunft erteilen: etwa fünfundzwanzig Mark sei der Fahrpreis. Ein kurzer Dank aus erschrecktem Gesicht, und die Huberin ging wieder.

„Ja, da Kriag!" sagte der Gastwirt, und Graupner stimmte ihm bei. Aber er wußte ja, daß es spätestens im Januar Frieden geben würde. Kannte er doch den Burschen eines Majors vom Generalkommando.

Die Huberin huschte inzwischen die Treppenwand entlang. Etwa zehn Mark fehlten ihr am Reisegelde. Und ein paar Groschen für Wegzehrung müßten wohl auch sein. An die Rückfahrt dachte sie nicht. Nur zu ihrem Joseph — zum Joseph ... Sie blickte sich im Zimmer um: Bett, Waschkasten, Diwan. Ja, und die kleine Kommode. Vor Anstrengung ächzend, öffnete sie die unterste Schublade und fand nicht ohne Mühe das schwarze Kästchen mit den kleinen Erbstücken ihres Mannes: die silberne Uhrkette und die beiden Erinnerungstaler, blank wie am ersten Tage. Sie trug kein Bedenken, die Kleinode herzugeben. Gehungert hätte sie lieber, gefroren — sie würde sich niemals von diesen Dingen getrennt haben. Aber nun — es war ja jetzt alles gleich. Sepp — ihr Sepp ...

Zur Kramerin führte wieder ihr Weg. Die Huberin wußte ja, daß die Alte sich bisweilen auch mit kleinen Pfandleihgeschäften abgab. Nur fünfzehn Prozent

nahm sie an Zins. Das war nicht viel für jemand, der ein Geld so notwendig brauchte. Frau Mitterzuber wog die Silberkette bedächtig in der Hand, prüfte die Münzen und gab dann elf Mark her. Zwanzig hatte die Kundin verlangt. „Geht net, Huaberin," meinte sie. „Jatzt muß a jeds auf sei paar Pfenning schaugn." — „Aber wenn i doch die zehn Markl gar so notwendig bräucht!" — „Habt's net noch mehra zum — zum Aufb'wahrn?"

Der Huberin war alles gleich. Sie verschrieb der andern ihre dürftigen Möbel: das Bett, den Diwan — alles. Wenn sie die Schuld nicht einlösen konnte, dann würde sie in drei Monaten nichts mehr besitzen, nichts von all ihrem kleinen Gute, gar nichts... Die Erinnerungen eines ganzen Lebens hatte sie für den schmierigen Zehnmarkschein verkauft! Aber dafür gab ihr die Kramerin auch noch eine kleine Reisetasche zur Leih. Gegen eine ganz kleine Entschädigung... Oh, sie war keine schlechte Frau, die Mitterzuber-Theres!

Am Abend stand die Huberin dann allein, einsam inmitten der drängenden Volksmenge auf dem Hauptbahnhofe. Sie fand im rechten Zuge einen Eckplatz, den sie nicht verließ, bis es nach endlos langen Stunden, als der Morgen schon graute, umzusteigen galt. Stumpf hockte sie auf der Holzbank. Ihr Denken war wie ausgebrannt. Die Hast der Reisevorbereitungen hatte sie über die Not der Stunde hinweggebracht. Aber nun keimte oft Unglücksfurcht aus den Tiefen ihres Fühlens. „I werd 'n net wiedersehgn... Er wird tot sein, bis i komm..." Schläge in der Brust, so schmerzhaft, als könne das alte Herz all den jähen Jammer nicht ertragen, antworteten stets solchen Regungen. Bis sie schließlich selber ihre Angst begütigte: „Er hätt's ja g'schrieben, der Herr Doktor, bald er net mehr leben tät... I werd 'n scho sehgn — werd 'n scho wiedasehgn, mein' Sepp..."

Neugierig betrachteten die Mitreisenden, die sich laut unterhielten, die schweigende, finstere Frau. Sie sah streng aus wie eine Norne — mit der faltigen Gesichtshaut, die dürr, gleichsam verdurstet, die eckigen Knochen des kleinen greisen Kopfes umschmiegte. Einer machte mal einen Redeversuch. Aber ihre Antwort klang mürrisch, argwöhnisch. Da ließ man sie denn in Frieden. — Schließlich war man am Ziele.

*

„Huber? Joseph Huber?" fragte der Pförtner des großen Bureauhauses, das man zum Lazarette umgewandelt hatte. „Zimmer 14! Aber jetzt ist doch nicht Besuchstunde!"

„I bin d' Muetter davon," sagte die Huberin leise. „Von München," fügte sie hinzu.

Der Mann, ein gemütlicher Rheinländer mit breitem Gesicht, sprach in das Haustelephon. „Gehn Sie nur man rauf, Frau!" sagte er freundlich.

Und dann fand sich die Huberin in einem großen Saale, in dem wohl an die zwanzig Betten standen, ordentlich nebeneinander gereiht. Und viele neugierige Blicke trafen sie, wie sie so hilflos dastand und sich umschaute. „Na, kennen Sie nicht Ihren Sohn heraus?" meinte lächelnd der junge Arzt. „In Bett 12 liegt er — oben am Fenster. Aber — Sie dürfen nur einen kleinen Augenblick bei ihm bleiben. Nur einen kurzen „Guten Tag" — nicht zuviel plauschen, hören Sie? Er darf sich nicht erregen. Denn er ist leider sehr, sehr krank, Ihr Sohn, Sie — gute — Mutter!"

Die Huberin hörte den Freundlichen kaum. Er lebte ja, ihr Sepp lebte noch! Sie war nicht zu spät daran! Bett 12? — Bett 12? Sie musterte langsam die Gesichter der Kranken. Lauter bleiche Soldatengesichter — aber ihr Joseph?

Der Arzt führte sie. „Hier," sagte er leise.

„12“ las die Huberin über einem schwarzen Täfelchen. Joseph? Sepperl? Das da . . .?! O du gütiger Heiland! Das war ja gar net ihr Sohn. Zum zweiten Male — Sie erkannte das Gesicht: das war ja — Wer war es wohl? Sie griff sich über die Augen.

„Das hier ist Euer Sohn, Frau Huber,“ meinte der Arzt verwundert, als er die Mutter zögern sah.

. . . das war ja jener Soldat, dem sie damals die Liebesgaben geschenkt hatte, als sie zu spät kam in die Kaserne, um Abschied von ihrem Sohne zu nehmen. Zum zweiten Male der Fremde!

Sie fühlte das stille Weh der Enttäuschung. Obwohl sie nun ja auch wußte, daß nicht ihr Sohn krank, auf den Tod verwundet, vor ihr lag. Sie hatte sich aber doch gefreut, ihren Sepp wiederzusehen. Ja, das hatte sie auf der langen Eisenbahnfahrt. Und darum war sie enttäuscht, bis dann — die Besinnung wiederkam.

Der Arzt nahm ein Büchlein vom Nachtkästchen: „Da seht, das einzige, was ich bei ihm fand: die Heilige Schrift, und da — eine Widmung mit Eurer Adresse: „Gott schütze meinen teuren Sohn! Deine liebe Mutter, Frau Veronika Huber, München, Thalkirchener Straße 45.“

Die alte Frau nickte schwer. Jetzt erkannte sie die Fäden des Irrtums. Die Bibel lag ja in dem Päckchen, das sie dereinst dem Fremden gegeben. Für ihn hatte sie nun zum zweitenmal all ihre Liebe geopfert. — Der Arzt erfuhr den Hergang und war tief betroffen. Er wollte die Alte wieder hinausführen, aber da schlug gerade der Verwundete die Augen auf und griff nach der Hand der fremden Frau. Ungläubig blickte er ihr mit zitterndem Aug in das verwitterte Gesicht. Doch plötzlich ging wie ein tiefes Glück die Erkenntnis über seine Leidenszüge. Das war ja die gute Mutter, die damals . . . Und er zog die arbeitsschwielige Hand der Greisin an seine Lippen und küßte sie innig und gläubig. Und über seine müden, vom nahen Tode schon umschleierten Augen gingen leise und sacht die Tränen des erwachenden, erkennenden Lebens.

Die Huberin hielt dem Kranken den Kopf und streichelte ihn. Und duldete es, daß der Fremde ihre Hand mit Tränen benetzte.

Spät erst folgte sie dem Arzte, der ihr sagte, wie sehr er ihre vergebliche Reise bedauerte. „Mei Reisen war net vergeblich,“ erwiderte sie und dachte an ihren Sohn und an sein unbekanntes Schicksal.

Lange saß sie dann noch am Bette des Sterbenden. Und als dann der Tod zu ihm kam, zärtlich, als gütiger Erlöser, da waren es die Hände der armen alten Frau, die des fremden Mannes brechende Augen zudrückten.

Kriegslisten

Skizze von Albert Oertel

Ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel im Kriege ist die List. Friedrich der Große, der geniale Feldherr, sah in ihr sogar etwas unbedingt Notwendiges. In Artikel 11 seiner Generalprinzipien vom Kriege schrieb er unter anderem folgendes: „Man bedient sich im Kriege der Löwen- und der Fuchshaut, eines um das andre; die List gelingt öfters, wo Gewalt Schiffbruch leiden würde; es ist also schlechterdings nötig, sich beider zu bedienen, weil öfters die Gewalt durch die Gegengewalt abgetrieben werden kann, wo hergegen zum öftern die Gewalt der List weichen muß." Wie nun der große König die Dinge darstellt, so waren sie im Urbeginn der Welt, beim Kampf zwischen Mensch und Mensch, und so liegen sie noch heute bei den Riesenheeren. Ja gerade in diesem großen Weltkriege mit seiner vielfach neugestalteten Kampfesweise spielt die List eine ganz hervorragende Rolle. Denken wir nur an die von unsrer Kavallerie so großartig durchgeführte Verschleierung an der belgisch-französischen Grenze. Dort wurde der Feind so irregeführt, daß ihm der endliche Anmarsch der deutschen Armeen von einer ganz unerwarteten Seite kam, er daher völlig überrascht wurde, was wohl viel zu seiner Niederlage beigetragen hat.

Auch der herrliche Sieg bei Tannenberg ist ein Erfolg der List. Den Russen an dieser für den Angreifer denkbar ungünstigen Stelle die Schlacht aufzudrängen, war eine geniale List ohnegleichen. Der Kampf konnte hier nur mit der Vernichtung des Gegners endigen, da sich infolge des Geländes die gewaltige russische Heeressäule beim Anmarsch eng zusammenquetschen mußte. Damit war aber die Kraft der Russen vollständig unterbunden, als so einmal die ungeheure Masse erst nach und nach eingreifen konnte und dann die Zurückgeworfenen immer auf die Anstürmenden prallten, was endlich zu einer entsetzlichen Verwirrung führte, der zum Schluß die gänzliche Vernichtung folgte, da die Russen die beschränkte Anmarschstraße auch zum Rückzug benutzen mußten.

Gutgelungene strategische Listen sind auch die Vernichtung der elften russischen Kavalleriedivision bei Soldau und der zweiten englischen Kavalleriebrigade bei Thulin.

Im ersten Fall ritt, wie allgemein bekannt, eine ganze Division russischer Kavallerie gegen ein Häuflein litauischer Dragoner, die dem übermächtigen Feinde ruhig mit eingelegten Lanzen entgegensprengten, um — auf einen gegebenen Hornstoß rechts und links auseinander zu fliegen, so daß nun versteckte deutsche Maschinengewehre ein Wörtchen mitreden konnten.

Bei Thulin war es ähnlich. Dort wollten die englischen Reiter eine tadellose Attacke reiten gegen ein paar scheinbar nur schwach durch Infanterie gedeckte deutsche Batterien, und — fegten zu ihrem größten Schreck in Maschinengewehrfeuer. In beiden Fällen wurde glatte Arbeit geleistet.

Geradezu glänzend durchgeführt sind nachfolgende Listen. Drei Ulanen, die sich auf einem nächtlichen Patrouillenritt befanden und sich dabei tief in die russischen Stellungen hineingewagt hatten, sahen sich plötzlich entdeckt und von starken feindlichen Kavalleriepatrouillen verfolgt. Kurz vor einem Dorfe verloren zwei ihre Pferde. Schnell entschlossen eilen sie in das von Feinden besetzte Dorf, in der Hoffnung, dort ein paar Pferde auftreiben zu können. Unangehalten gelangten sie bis vor ein Stallgebäude, traten ein' und — fanden sich einer großen Zahl Russen

gegenüber. Schreck auf beiden Seiten. Nur verloren die kühnen Ulanen ihre Geistesgegenwart nicht, sondern einer machte den Russen verständlich, daß das Dorf von Deutschen besetzt sei. Wer sich widersetze, werde erschossen. Die Schießerei und das Jagen der russischen Patrouillen um und in dem Dorf ließen das die Russen glauben. Ruhig lassen sie sich von den drei, die draußen wie Stecknadeln gesucht werden, entwaffnen. Während jetzt zwei von den Ulanen die Russen in Schach halten, führt der Dritte die im Stalle befindlichen Pferde heraus, sattelte zwei; und als er damit fertig war, haben sie die Russen eingesperrt und sind davongesprengt.

Im andern Fall stehen ein paar Jäger in den Vogesen auf Vorposten. Plötzlich bemerken sie, wie es um sie von Alpenjägern wimmelt, die sich mit der ihnen eigenen Gewandtheit herangeschlichen haben. Zum unbemerkten Zurückgehen ist's zu spät. Zwar sehen sie sich noch nicht entdeckt; doch jede Minute kann die Entdeckung bringen. Das schlimmste aber ist, daß sie keine Meldung machen können. Gelang es aber den Franzosen, die in großer Zahl waren, die Deutschen zu überrumpeln, konnte es schlimm werden. Also schnell einen Ausweg gesucht. Und ein Jäger findet einen. Schnell verständigt er seine Kameraden, springt dann auf und eilt auf die nächsten Franzosen zu. Schmeißt dort sein Gewehr weg und gibt sich mit lauten, theatralischen Gebärden, dadurch die Aufmerksamkeit der Franzosen ringsum auf sich lenkend, als Elsässer zu erkennen, der bei den Deutschen desertiert ist. So gelingt es den andern Jägern, zurückzuschleichen, während die Franzosen in dem vermeintlichen Deserteur einen brauchbaren Verräter gefunden zu haben glauben. Er soll ihnen nun sofort die Stellungen der Deutschen verraten. Das will er, deswegen ist er ja gerade zu ihnen gekommen. Und nun führt er sie direkt hinein ins Feuer der Deutschen; dabei ist der Brave aber selbst schwer verwundet worden, und das Kreuz von Eisen schmückte ihn nur als Toten. Sein Andenken wird dafür ewig leben.

Eine originelle List haben österreichisch-ungarische Pioniere bei Progar an der serbisch-österreichisch-ungarischen Grenze vollbracht. Es handelte sich dort um das Übersetzen über die Save. Alle Versuche waren bisher an der Wachsamkeit und der Schießtüchtigkeit der Serben gescheitert. Da kam einem Offizier ein famoser Gedanke. Er teilt diesen dem Oberkommando mit, das schmunzelnd Gewährung erteilt. Schnell wurden nun eine große Anzahl Schwimmer, Holzstücke, Säckchen mit Korkstückchen gefüllt und Schweinsblasen herbeigeschafft, diesen Soldatenmützen aufgepaßt und teils Stöcke aufgenagelt. Außerdem setzte man alles offensichtlich zu einem Übergang bereit. Als es nun anfangen wollte schummerig zu werden, ließ man aus einem dort einmündenden Fluß die Schwimmer treiben, und im Nu war jetzt die Save mit Soldatenmützen bedeckt, die die Strömung dem rechtsseitigen Ufer zutrieb. Aber kaum kommt die erste Mütze den Serben zu Gesicht, als sie auch schon ihr Schnellfeuer auf die vermeintlichen kühnen Angreifer eröffnen. Das Wasser scheint zu kochen, in solch einer Unmenge schlagen die Geschosse ein, ohne indes den Schwimmern etwas anhaben zu können, die in immer größerer Zahl aus dem Fluß kommen. Endlich geht den Serben der Atem aus, sie haben sich verschossen, und ehe sie neue Munition herbeiführen konnten, hatten die Österreicher und Ungarn ihr Unternehmen ausgeführt.

Der Witz spielt überhaupt eine große Rolle bei den Listen. So ist eine vielbelachte im Argonnenwald zur Ausführung gekommen. Wie mühselig das Kämpfen dort ist, ist bekannt. Die Stellungen des Feindes konnte man meist nur durch Sprengen nehmen. Aber die Franzosen wurden mit der Zeit auch gewitzt und paßten höllisch auf, so daß all die kühnen Minenleger den Tod fanden, ehe sie ihre Arbeit verrichten konnten. Auch das Stollentreiben wollte nicht mehr recht helfen. Aber deutscher Geist ersinnt neue Hilfsmittel. Man markiert einen prachtvollen Sturmangriff. In einem weiten Durchblick, in dessen Mitte eine kleine Erhebung sich befindet, graben sie viel Gänge bis dicht vor den Hügel und bauen dahinein Holzwellen, über die sie endlose Seile laufen lassen. An die Seile haben sie nun ausgestopfte Puppen gebunden, so, daß ihr Oberteil deutlich zu sehen war. Dann haben sie die Maschinen in Bewegung gesetzt. Die Wirkung war großartig. Wild stürmten die Puppen nun in einem fort, das mörderische Feuer konnte ihren Angriff nicht aufhalten. Eiligst zogen die

Franzosen dort starke Truppenmassen zusammen. Dadurch wurden aber andre Stellen sturmreif, und es gelang den Unsern, ehe die Franzosen den Braten rochen, benachbarte Stellungen ohne große Mühe und Verluste zu nehmen.

Auch die Artillerie hat schon manch nettes Stück geliefert. Bei Verdun hatte eine Batterie besonders schwer unter dem Feuer der Franzosen zu leiden. Rastlos sah sie sich zum Stellungswechsel gezwungen. Das wurde den braven Kanonieren endlich doch zu dumm. Schnell wurden ein paar alte Tonnen herbeigeholt, auf ein paar ebenso alten Karren befestigt und — eine schwere Batterie war fertig. Diese wurde nun hinter einem mächtigen Verhau aufgestellt, während die eigentliche Batterie unweit davon Stellung bezog. Lange dauerte es nun nicht, und die Franzosen hatten die vermeintliche „Schwere" entdeckt, die sie nun sogleich mit einem Geschoßhagel beglückten. Endlich glaubten sie alles in Grund und Boden geschossen zu haben. Aber merkwürdigerweise wurde das Feuer der Deutschen gar nicht schwächer ... bis schließlich ein findiger Flieger der Sache auf den Grund ging.

Überhaupt: die Flieger! Was diese wackeren Burschen, auch in bezug auf List, nicht schon alles geleistet haben! Aus der Unmenge ihrer Streiche will ich nur den überaus gelungenen Laternenflug über Lüttich erwähnen. Dort hatte einer unsrer Flieger eine rote Laterne an eine 75 Meter lange Schnur gebunden und sie während eines nächtlichen Erkundungsfluges über Lüttich heruntergelassen. Natürlich wurde diese bald entdeckt und von den Belgiern unter heftiges Feuer genommen, während der schlaue Flieger ungefährdet hoch darüber schwebte.

Aber auch mächtig an der Nase herumgeführt werden zuweilen feindliche Flieger. Oft schon haben sie markierte Luftschiffhallen mit ihren Bomben beglückt und geglaubt, einen unsrer Zeppeline vernichtet zu haben, oder ihre Bomben unter Strohpuppen und alte Karren, die Kanonen darstellen sollten, geworfen.

Strohpuppen sind in diesem Kriege überhaupt sehr beliebt. Bei La Bassee haben die Unsern ganze Schützengräben damit gefüllt, die mit einer Ruhe ohnegleichen dem feindlichen Artilleriefeuer standhielten, während unsre braven Feldgrauen gut gedeckt davorlagen und den anstürmenden Engländern und Franzosen einen würdigen Empfang bereiteten. Vielfach sind die Strohpuppen, wie auch auf Stöcken getragene Mäntel und Mützen, sogar bei Angriffen benutzt worden, indem man sie aufrecht vor sich hergeschoben hat. Diese „unverwundbaren" Krieger, die so langsam aber sicher herankamen, haben unsern Feinden manchen Schreck eingeflößt.

Daß aber auch auf der See die List mit Erfolg angewandt wird, haben wir ja an den kühnen Fahrten und Streichen des Kreuzers Emden gesehen. Einen schönen Streich soll auch eines unsrer Unterseeboote geliefert haben. Die Besatzung soll dort auf eine beschwerte Tonne ein wie ein Periskop zugestutztes Stück Holz genagelt haben und das Gebilde in der Nähe eines englischen Kreuzers treiben lassen. Nach einer Weile haben die Engländer auch den vermeintlichen Schrecken der Nordsee gesichtet und im Nu mit Geschossen beschüttet. Darauf hatten unsre schlauen Blaujacken nur gewartet und näherten sich jetzt, da die Aufmerksamkeit des Gegners abgelenkt war, diesem, um ihm in aller Ruhe aus nächster Nähe den Todesstoß zu versetzen. Das beste an der ganzen Sache aber ist, daß dies eine von den Engländern bei ihren Flottenmanövern angewandte List ist, auf die sie nun selbst hineingefallen sind.

Die vorstehenden Beispiele sind natürlich nur eine kleine Auslese aus der Fülle der Kriegslisten, die ebenso unerschöpflich sind wie der menschliche Geist. Alle Scheinbewegungen, Scheinangriffe und Scheinrückmärsche gehören dazu. Ferner Überfälle, Verstecke, Hinterhalte, das Bauen von Schanzen, die man nicht zu verwerten gedenkt; das Entzünden von Biwaksfeuern, während man gerade den An- oder Abmarsch einleitet. Eine Kriegslist war es, wenn in früheren Zeiten der Belagerte das Vieh aus der Festung trieb, indes er gerade den letzten Happen Fleisch verzehrte; eine List, die Belagerer glauben zu machen, daß an Vorräten noch großer Überfluß vorhanden sei. Vielfach ist das mit Erfolg angewandt worden. Eine Kriegslist war auch der Scheinkampf zweier holländischer Kaperschiffe gegeneinander in der Gegenwart eines spanischen Schiffes, bei dem der eine Holländer endlich ausriß, der andre, der eine spanische Flagge am Heck führte, ein Boot

Ringkanonenbatterie in Stellung bei den Kämpfen in Flandern
Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann

aussetzte und den Kapitän des spanischen Schiffes bat, doch seine Verwundeten mit heimzunehmen; was dieser gern tun wollte. Er ließ so eine ganze Anzahl schwer in Bandagen eingewickelter Holländer an Bord, die, kaum festen Fuß gefaßt, über die verdutzten Spanier herfielen und das Schiff in ihre Hände brachten. Listig war auch die Handlungsweise eines Bremer Kapitäns. Als der sich zwischen Macao und etlichen chinesischen Seeräuberschiffen verfolgt sah und diesen nicht mehr entkommen konnte, seine Mannschaft aber zu wenig zahlreich war, um auf die Dauer Widerstand zu leisten, ließ er einfach das ganze Deck mit Butter beschmieren (seine Ladung bestand zum Teil darin) und Glasscherben drauf streuen. Als dann die barfüßigen gelben Halunken auf Deck kamen, war die schönste Rutschbahn fertig, und die Glasscherben und die Besatzung taten nun ihren Teil.

Zu den Kriegslisten zählt ferner das von unsern Feinden so viel benutzte Ausstreuen falscher Nachrichten und das Einziehen richtiger durch Kundschafter, Spione, Luftschiffer, photographischer Aufnahmen durch Brieftauben und so fort; dann die Täuschung des Gegners durch alle möglichen Verkleidungen, Benutzung seiner Losungsworte. Und zuletzt auch der ganz gemeine Treubruch. Wenn gefangene Offiziere ihr Ehrenwort geben, nicht mehr gegen deutsche Waffen zu kämpfen, dabei aber die Absicht haben, es zu brechen, wie es 1870 sogar ein französischer General getan hat, so ist das wohl eine Kriegslist, zugleich aber ein ganz gemeiner Schurkenstreich. Zum Verbrechen aber werden Kriegslisten, wenn zum Beispiel Personen zur Ermordung des feindlichen Führers angestiftet werden (Preise auf ihre Köpfe setzen); oder wenn feindliche Personen durch Bestechung zum Landesverrat verleitet werden. Gleiches gilt, wenn zugesagtes freies Gebiet verletzt wird oder man während eines Waffenstillstandes losschlägt.

Wie verhält es sich nun aber mit dem Erlaubtsein und dem Nichterlaubtsein der Listen? Welche sind erlaubt und welche sind nicht erlaubt? Das läßt sich mit kurzen Worten nicht beantworten, weil hier neben dem Kulturzustand der Völker auch noch persönliche Anschauungen mitsprechen. Der Begriff erlaubt ist ebenso dehnbar wie unerlaubt. Was von der einen Nation verworfen wird, kann bei der andern noch als erlaubt angesehen werden. Man denke nur an russische Listen bei Tannenberg und an englische bei Ypern. Dort haben teilweise unsre Feinde die Hände hochgehoben und um Pardon gefleht. Als dann aber die deutschen Soldaten nahe gekommen sind, sind sie beiseite gesprungen und haben versteckten Maschinengewehren freie Bahn gegeben. Diese List ist bei uns streng verboten; englische Offiziere erklärten, daß dies bei ihnen aber gang und gäbe sei. Allgemein verboten sind ja nun ohne weiteres Listen, die einen Treubruch in sich schließen, worüber ich oben schon Genaues gesagt habe. Dann hat die Haager Konvention einzelne Kriegslisten ausdrücklich verboten. So ist nach Artikel 23 des „Abkommens, betreffend die Gesetze und Gebräuche im Kriege" der Mißbrauch der Parlamentärflagge, der Nationalflagge oder der militärischen Abzeichen und der Uniform des Feindes, sowie der besonderen Abzeichen der Genfer Konvention verboten.

Hiervon ist besonders der Mißbrauch der gegnerischen Uniformen und Abzeichen sowie der der Parlamentärflagge im Sinne als Schutzflagge für Kunstwerke bemerkenswert. Gegen beide haben sich die Franzosen in großem Maße vergangen, denn wie viele sind nicht beim Ausbruch des Krieges mit deutschen Uniformen und Abzeichen verhaftet worden! Und dann kennt ja jeder den „berüchtigten" Streit um die Beschießung des Doms zu Reims. Wenn die Franzosen diesen unter die Schutzflagge stellen, um seine Beschießung zu verhindern, und dann die Türme als Beobachtungspunkte benutzen oder gar Geschütze in seinem Schutze aufstellen, so ist das ein gemeiner Bruch des allgemeinen Völkerrechts, solange sie gegen seine Beschießung protestieren. Das ist ohne weiteres klar, und damit hebt sich auch jeder Streit.

Gegen die Parlamentärflagge als solche werden wohl wenig Vorstöße vorkommen, eher schon gegen die Abzeichen der Genfer Konvention. Hierher gehört die bekannte, durch Bilder illustrierte Behauptung der Engländer, wir hätten Maschinengewehre in Lazarettwagen versteckt und von daher die Engländer beschossen. Natürlich entbehrt diese Behauptung der Unterlage; sie ist weiter nichts wie eine der vielen englischen Lügen.

Was nun sonst noch angewandte, nach unsrer Anschauung verbotene Listen betrifft, wie das Sichtotstellen der Turkos und so fort, so ist darüber unsre Anschauung nicht maßgebend, sie erklären sich eben aus dem Kulturzustand dieser Leute. Und dann kommt als wichtigster Punkt dieser Sache, daß wohl ein großer Teil aller allgemein verbotenen Listen, die im Kriege doch hier und da zur Anwendung kommen, nur individuelle Übertretungen sind, so daß man sie durchaus nicht einer ganzen Nation in die Schuhe schieben kann. So ließe sich schließlich noch manches sagen, aber das ginge dann doch wohl über den Rahmen eines Aufsatzes.

Wir Wartenden

Von

Ilse Hamel

Wir wissen nur, da draußen irgendwo
Geht um der Tod und rafft sich seine Gäste,
Die Welt war nie so notverschüttet, so
Bluttriefend nie des Todes grause Feste.

Wir wissen nur, da draußen herrscht der Tod,
Und die wir lieben, sind ihm preisgegeben,
Wir aber warten, schicksalschwer umdroht,
Und tasten suchend uns entlang am Leben.

Und fühlen, daß wir völlig wehrlos sind —
Wir horchen bebend in die Welt der Schrecken
Und werden trostbedürftig wie ein Kind,
Und unsre Arme sich zum Himmel strecken.

Wir wissen nur, da draußen rast der Graus
Und würgt mit unerbittlich harten Händen,
Und flehen wilder in die Nacht hinaus:
„Herr, gib uns den Sieg! Nicht eher kann
sich's enden!“

Und wissen stolz und fest: Es mußte sein,
Wir müssen erst mit unserm Herzblut tränken
Das Erdreich, drauf das Leben soll gedeihn —
Und unsre Kinder werden's uns gedenken.

Vom Kriegsschauplatz unsrer Bundesgenossen

Die Karpathenschlacht

Von **Ernst Klein**, Sonderberichterstatter im k. u. k. Kriegspressequartier

— 7. April.

Sie geht weiter.

Und wird noch lange weitergehen. Die Russen wollen — das erkennt man an der Rücksichtslosigkeit, mit der sie ganze Regimenter opfern — um jeden Preis unsre Karpathenfront durchbrechen, und es scheint, daß gerade an den Ostertagen ihre Anstrengungen ihren Höhepunkt erreicht haben. Aber mit welchem Resultate? Der Raum, in dem sich diese erbitterten Kämpfe abgespielt, ist im Verhältnis zu dem ganzen Kriegstheater, auf dem die Heere Österreich-Ungarns und Deutschlands mit der Übermacht Rußlands ringen, ein so kleiner, daß man aus der Zahl der Gefangenen — 10 000 nennt der Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabs — einen Schluß auf die Wucht der hier gegen unsre Stellungen geführten russischen Angriffe schließen kann. Wir mußten zwar vor Ostern einen Teil unsrer Front, der längs der Straße Cisna—Baligrod wie ein spitzer Keil in die russischen Stellungen gebohrt und daher gefährlichen Flankenangriffen ausgesetzt war, um einige Kilometer zurücknehmen, was vielleicht in überängstlichen Gemütern den Eindruck erweckte, als seien wir gezwungen, dem russischen Druck nachzugeben.

Aber schon die nächsten Ereignisse bewiesen, wie klug diese Maßnahme war. Unser Frontstück Konieczna—Lupkow—Uzsok bekam dadurch einen festeren Zusammenhang und verlor alle Punkte, an denen ein so hartnäckiger Angreifer wie die Russen sich mit Aussicht auf Erfolg festbeißen hätten können. In fast gerader, ununterbrochener Linie zogen sich nun unsre Stellungen von West nach Ost, einen Wall bildend, an dem die Sturmflut der russischen Massen sich brechen mußte. Zehntausend Gefangene an den beiden Ostertagen in einem verhältnismäßig so kleinen Raume! Was mag da an Toten und Verwundeten vor unsren Schützengräben liegen geblieben sein! Ob die russische Regierung je den Mut finden wird, die Verlustziffern aus der Karpathenschlacht zu veröffentlichen?

Ich glaube, eine kurze Beschreibung des Gebiets, in dem sich diese letzten Kämpfe abgespielt haben, dürfte am Platze sein. Drei Flußtäler sind es, die, vom Karpathenkamm südwärts gehend, als Hauptmarschlinien im Raume der Duklade pression in Betracht kommen: das Ondava-, das Laborcza- und als das östlichste das Czirokatal. Auch der blutigste Laie versteht, daß eine Vorrückung in diesen Tälern nur dann möglich ist, wenn man die zwischen ihnen sich erstreckenden Höhenrücken im Besitze hat, und zwar handelt es sich dabei um den Stock der Makovica zwischen der Ondava und der Laborcza sowie zwischen dieser und der Cziroka um das Gebirge, das die Grenze zwischen Ungarn und Galizien bildet und durch das der Beskid- und der Lupkow-Paß die Tore bilden. Diese Gebirge, die sich stellenweise bis an 900 und 1000 Meter erheben, laufen aber nicht parallel mit den Wasseradern, sondern schieben sich in einer Ost-Süd-Ost-Richtung zwischen sie, so daß sie bereits an und für sich die Vorrückung des Angreifers ebenso erschweren wie die Arbeit des Verteidigers erleichtern. Dazu kommt noch, daß sie, besonders der Raum östlich von Lupkow, sehr arm an Kommunikationen und Ressourcen sind. Auch die Unterkunftsverhältnisse lassen, da die Ortschaften nicht zahlreich, zumeist klein und unansehnlich, zudem seit einem halben Jahre durch den hin und her wogenden Krieg arg mitgenommen, wenn nicht ganz zerstört sind, so daß der Angreifer hier kolossale Schwierigkeiten zu überwinden hat, ehe er überhaupt an die Verteidigungsstellungen des Gegners herankommt, alles zu wünschen übrig. — Man darf sich nun aber nicht vorstellen,

daß die Schwierigkeiten, mit denen die Russen bei ihren Angriffen zu kämpfen hatten, unsre Verteidigung erleichtert hätten. Der letzte Nachschub an Reserven, den die Russen, besonders an diesem Teil des Kampfgebiets, erhalten hatten, war so bedeutend, daß sie sich den Versuch eines „tout à prix“ leisten konnten. Was spielt in ihrer Kalkulation ein Verlust von 20000 bis 30000 Mann mehr oder weniger für eine Rolle, wenn nur das Ziel der Operationen erreicht wird! Wäre es ihnen gelungen, den Wall, den unsre Stellungen in der Linie Konieczna—Lupkow—Uzsok bilden, zu zerschlagen, so hätten sie, wie ich bereits in einem meiner vorhergehenden Berichte ausgeführt habe, die gesamte von der Weichsel an die Karpathen und von dem gerade ungefähr bei Konieczna gelegenen Brechpunkt nach Osten reichende deutsch-österreichisch-ungarische Front entzweigerissen und die beiden Schenkel dieses ungeheuren Winkels voneinander getrennt. Die Erreichung dieses Zieles ist für die Russen um so wünschenswerter, als gerade die Endstücke dieser Schenkel, der eine nördlich der Weichsel, der andre in Südostgalizien, sich immer mehr nach innen biegen und so langsam, aber doch mit einer gewissen Stetigkeit eine Zange formen, in der des russischen Heeres Koloß eines Tages arg gepackt werden kann.

Deshalb dieses „unbedingt“ in die Duklasenke. Gelang hier der Durchbruch, so war der Winkel zerrissen; die Zange war zerschlagen, ehe sie noch zufassen kann. Dieser Erfolg, vielleicht ausschlaggebend für die ganze weitere Entwicklung des Feldzuges, wäre die Hekatomben, die des Zaren Generale für ihn geopfert haben, wert gewesen. Aber diese Hekatomben wurden geopfert und der Erfolg nicht erreicht. Man kann den Russen die Anerkennung nicht versagen, daß sie mit ebenso bewunderungswürdiger Zähigkeit als Tapferkeit immer wieder gegen unsre Stellungen heranstürmten, und daß der stumpf-dumpfe Gehorsam, der die Haupteigenschaft des moskowitischen Soldaten bildet, nicht versagt hat.

Kilophot, Wien

Ein losgelassener kleiner Ballon wird beobachtet und danach Windstärke und Richtung den Fliegeroffizieren der Luftschiffabteilung mitgeteilt

Die Taktik der Russen bestand darin, durch unablässig heranrollende Angriffswogen unsre Soldaten zu ermüden. Ich selbst habe so einen Angriff eines sibirischen Schützenregiments gesehen, der sich in

sechs aufeinanderfolgenden Wellen gegen unsern Schützengraben heranwälzte. Sie brachen aus einem Wäldchen heraus, die ersten zwei Linien auf einmal. Auf zweitausend Schritt arbeitete unsre Artillerie mit Schrapnelle hinein, daß es eine Freude war; gleichzeitig haute sie in den Wald, in dem man ja noch weitere Truppen vermuten mußte, mit Granaten hinein. Aber die beiden vordern Linien, so zerrissen sie auch waren, stürmten weiter, bis sie in unsre kleinen Gewehrschußdistanzen kamen. Da fegten die Maschinengewehre und unsre Schützen in sie hinein, daß der Rest, den die Schrapnelle übriggelassen, liegen blieb. Über die Leichen weg brechen nun die nächsten beiden Linien, die sich inzwischen aus dem Granat- und Schrapnellregen herausgearbeitet hatten. Sie kamen bis auf dreihundert Schritt heran, und ganz deutlich konnten wir sogar von unserm Standpunkt bei der Artillerie durch das Glas ihre in wilder Besinnungslosigkeit verzerrten Gesichter erkennen. Auch diese beiden Wogen zerschellten, ehe sie noch an unsern Drahtgürtel herangekommen waren. Furchtbar, grauenhaft, jeder Beschreibung spottend, der Anblick dieser zerfetzten, blutenden Menschenleiber, die sich stellenweise meterhoch häuften. Da und dort sah man Verwundete aus dem Chaos von Gliedern sich hervorzerren, vorwärts, zur Seite schleppen, auf allen vieren kriechend, auf dem Bauch sich schiebend... Und schon brausten die fünfte und die sechste Linie heran. Es kann nicht anders sein, ohne Bewußtsein muß jeder sein, der einer solchen Hölle des Infanterie- und Maschinengewehrfeuers in den Rachen stürmt, eine zur Raserei der blinden Besinnungslosigkeit aufgepeitschte Bestie, die, ohne es nur zu ahnen oder zu fühlen, über des toten oder sterbenden Kameraden Leib tritt, und nur vorwärts, vorwärts stürmt, bis auch ihr dieses kleine Stückchen Blei in das Hirn oder in die Brust fährt und sie niederwirft. Die zwei letzten Linien kamen bis an die Drahthindernisse heran, aber da blieben sie hängen, zerfetzt, zerschmettert, den Schnee weithin blutrot färbend. Der Angriff war abgeschlagen, aber unsren braven Truppen — Ungarn waren es — fiel vor Ermüdung fast das Gewehr aus der Hand. Die Nerven des Verteidigers sind ja bei solch einem Gemetzel ebenso zum Reißen gespannt wie die des Angreifers, während jedoch dieser immer neue Kräfte vorwerfen kann, muß der andre ausharren, darf nicht eine Minute schwach werden, so oft auch die Sturmwellen heranbrausen.

Darauf ging die Taktik der Russen aus. Durch die unaufhörlichen Angriffe, zu denen ihnen die zu Gebote stehenden Massen die Möglichkeit boten, wollten sie unsre Truppen, die an Zahl viel schwächer waren, ermüden, entnerven. Das ist ihnen nicht gelungen. Hier oben kämpften Steirer, Ungarn und Rumänen aus dem Banat sowie polnische Regimenter, aber keiner wurde weich, jeder hielt dem Sturme stand. An mancher Stelle kamen die Russen sogar in zehn, in zwölf Reihen heran, jedoch nirgendwo gelang es ihnen, durchzubrechen. Der Karpathenwall war wirklich aus Eisen — er hielt. Von den Braven, die ihn mit ihren Leibern gebildet haben, verdient wahrlich jeder einzelne die Tapferkeitsmedaille.

Dünn sind ihre Linien geworden, aber schon sind die Verstärkungen heran, und auch an diesem Teile der ungeheuren Front mischen sich die feldgrauen Uniformen der deutschen Waffenbrüder mit unsren hechtgrauen. Und weiter geht die Karpathenschlacht, erbittert, blutig wie keine zuvor in der Weltgeschichte. Und wir wollen hoffen, daß die russische Übermacht, die an dem Karpathenwall bereits so viel eingebüßt hat, noch ganz an seiner Mauer aus Erz und Stahl zerbröckelt.

Der Stillstand der russischen Karpathenoffensive

Kriegspressequartier, 15. April.

Was nach den letzten Vorgängen an der Karpathenkampffront zu erwarten war, ist eingetreten — diese furchtbare russische Offensive, die seit Wochen und Wochen gleich einer verheerenden Sturmflut über das gesegnete Ungarland hereinbrechen wollte, ist zum Stillstand gekommen. Den Russen ist der Atem ausgegangen. Begreiflich, wenn man auf die Verlustziffern blickt, die — nicht etwa von unsern und den deutschen Blättern —, sondern von der Ententepresse verraten werden. Rund eine halbe

Million an Toten, Verwundeten und Gefangenen hat den Russen ihre Sehnsucht nach Eperies und Kaschau gekostet; selbst für einen so volkreichen Staat wie den, der das Glück hat, vom „Friedenszaren" beherrscht zu werden, ein Verlust, den gutzumachen einige Zeit nötig sein wird.

Das System des russischen Generalissimus, des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, ohne Rücksicht auf das eingesetzte Menschenmaterial den angestrebten Erfolg erzwingen zu wollen, ist in Trümmer gegangen. Es entspricht ganz der Prätorianernatur dieses Mannes, der seine Generale prügelt und seine Offiziere niederschießt, rücksichtslos Hunderte und Hunderttausende zu opfern, wenn er nur das erreicht, was er sich als Ziel gesetzt hat. Was gilt diesem ganz großen Herren, dessen Wille Rußland knechtet, das Leben der armen russischen und sibirischen Bauern, die er zu Divisionen in das Feuer der österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen peitschen ließ! Wie viele Gefangene wurden nicht in den Karpathen eingebracht, die blutige Striemen auf Rücken und Schultern hatten von den Knütteln und Peitschen, mit denen ihre Vorgesetzten sie gegen unsre Drahtverhaue vortrieben. Hinter sich den Tod, vor sich den Tod, was blieb diesem armen Schlachtvieh übrig, als sich in blinder Verzweiflung vorwärtszustürzen, ohne Bewußtsein, ohne Hoffnung — nur den sicheren Tod vor Augen!

Aus den letzten Karpathenkämpfen:
Verwundete gefangene Kosaken werden abtransportiert

Es liegt etwas Grandios-Grausames in diesem System. Diese ungeheure stumpfe Masse zu solcher Verzweiflung aufzupeitschen, daß sie blind, wie eine Herde wütend gewordener Stiere vorwärtsstürmend, sich auf den Feind stürzt und ihn zermalmt. Aber an der eisernen Standhaftigkeit der österreichisch-ungarischen

Truppen und ihrer deutschen Kameraden brach sich diese Masse. Sie wurde zerrissen, zerstäubt, verlor ihre Wucht und behielt nur ihre Verzweiflung. Sie konnte wohl hier und da den Wall, den die Tapferkeit unsrer Soldaten bildete, zurückschieben, aber zerschlagen konnte sie ihn nicht. Er hielt. Und nun melden die englischen und französischen Journale: Eine halbe Million Streiter hat den Russen ihre Karpathenoffensive gekostet. Ob die russische Regierung je den Mut haben wird, diese Ziffer zuzugestehen?

Vorläufig also ist die russische Karpathenoffensive zum Stillstand gekommen. Ob für immer oder wieder nur auf kurze Zeit — das läßt sich natürlich nicht voraussagen. Dreimal ist die russische Übermacht gegen den Karpathenwall angerannt, dreimal ist sie daran zerschellt. Ja, sie war nicht einmal imstande, uns die Erfolge, die wir mit unsrer ersten Offensive, die für die Russen so überraschend am 25. Januar einsetzte, an uns rissen, wieder abzunehmen. Es hat sich, wie bei den Siegen Hindenburgs in Ostpreußen, wieder einmal erwiesen, daß nicht die Masse, sondern der Geist einer Truppe den Sieg verbürgt. Daher involviert der Satz: Wir können mit dem Erreichten zufrieden sein, auch den andern: Wir können stolz sein auf unsre Truppen, die oft eine sechs-, siebenfache Übermacht gegen sich heranstürmen sahen, und doch nicht schwach und zag wurden. Die seit Anfang Dezember da oben fast ununterbrochen im Kampfe — und was für einem Kampfe — stehen. Die sogar dem furchtbarsten Feinde, dem erbarmungslosen Karpathenwinter, trotzten. Die achtzehn Stunden kämpften und sechs Stunden in zusammengeschossenen Dörfern und kümmerlichen Schneehütten schliefen. Ihnen war es nicht gegönnt, einmal ein paar Tage ungestörter Ruhe hinter der Front zu genießen. Die österreichisch-ungarische Armee ist nicht so reich an Soldatenmaterial wie die ihres Gegners, der immer frische Truppen heranwerfen konnte. Was von österreichisch-ungarischen Soldaten einmal dort oben in den Schützengräben stand, mußte aushalten bis ans Ende. Und sie haben ausgehalten, alle, alle — Deutsch-Österreicher, Kroaten, Ungarn, Polen, Bosniaken, Rumänen, Ruthenen — alle, alle. Die Söhne aller Nationen unsrer Monarchie haben teil an dem Ruhmeskranze, den sich die österreichisch-ungarische Armee in der Karpathenschlacht erkauft hat ...

Während sich die russische Armee am Duklaer, am Lupkower und am Uzsoker Paß verblutete, rollte unsre Offensive im Osten davon, in Südostgalizien und in der Bukowina, an der einen Stelle schneller, langsamer an der andern, aber doch in unaufhaltsamem Flusse vorwärts. Heute reicht unsre dortige Front, die von der ad hoc der Karpathenoffensive aufgestellten deutschen Südarmee und der Armeegruppe Pflanzer-Baltin gebildet wird, vom Wyszkower Sattel über Ottynia an den Dnjestr, zieht sich diesen entlang bis Zaleszycki, geht dann in ziemlich gerader Linie an die russische Grenze und sogar über diese noch ein ganz hübsches Stück hinaus. Südlich von ihr aber liegt das befreite Land der Bukowina, aus dem die Russen Ende Januar und Anfang Februar hinausgejagt wurden.

Die Befreiung der Bukowina bildet ein Kapitel für sich in diesem einen ganzen Weltteil in Brand setzenden Kriege. Ursprünglich war die Verteidigung dieser schönen Grenzprovinz nur dem schwachen Korps anvertraut, das sich General Fischer, dieser ebenso kühne als geniale Offizier, der sich in sechs Monaten vom einfachen Gendarmeriemajor zum General emporgesiegt hat, aus polnischen Legionären, ruthenischen Freiwilligen, Grenzzollwächtern und Gendarmen zusammengekratzt hatte. Aber Fischer hat es verstanden, aus seinen Leuten, die zum Teil über vierzig Jahre alte Landstürmer waren, sieggewohnte Soldaten zu machen. Als zu Beginn des Jahres die Russen mit großer Macht in die Bukowina einbrachen, um von hier in Siebenbürgen einzufallen, wich er dem Kampf in offener Feldschlacht gegen die Überzahl geschickt aus und ging bis an die Berge zurück, die die Bukowina von Rumänien scheiden, und ließ die Moskowiter da anrennen. Bei Jakobeny und Kirlibaba holten sich die Russen dann so blutige Köpfe, daß ihre Unternehmungslust in der Bukowina einen ausgiebigen Dämpfer erlitt. Und als dann die Armee des Reitergenerals Pflanzer-Baltin so weit war, daß sie den Verteidigern der Bukowina Verstärkungen abgeben konnte, gingen diese, obwohl noch immer in der Minderzahl, sofort zum Angriff über. Wie die Löwen fochten

diese alten ruthenischen Landstürmer, diese Huzulen aus den Bukowiner und Siebenbürger Grenzgebirgen — kämpften sie doch um ihre Heimaterde! — und aus einer Stellung nach der andern warfen sie die russischen Eroberer hinaus, die so schlimm in ihrem Vaterlande gehaust haben.

Zwei Namen sind es besonders, die, neben dem des Generals Fischer, aus dem Lärm dieser Befreiungskämpfe in der Bukowina hoch aufklingen: der des Oberstleutnants Papp und des Leutnants Ruß. Der erstere hatte die Grenze zu verteidigen, aber tat das in so kühner und geschickter Weise, daß ihm die Russen nie an den Leib konnten. Auf offene Gefechte ließ er sich nie ein; aber bald fiel er über diese Abteilung her, bald über jene; gab den Russen nie Ruhe, bei Tag und Nacht nicht, machte sie müd, nervös und ängstlich, und vernichtete durch diese Guerillamethode manches Regiment.

Der Leutnant Ruß sogar ist heute schon so etwas wie ein sagenhafter Armeeheld, ein Guerillaheld, wie's wenige verwogenere je gegeben hat. Sein „Heer" besteht aus ein paar hundert Huzulen, rumänischen und ruthenischen Bergbauern; Leute, hart wie der Stein ihrer Felsen, wild, bedürfnislos und Söhne kriegerischer Vorfahren. Um sie, die doch zumeist alte Landstürmer waren, mit Mut und Selbstvertrauen vollzustopfen, ging Ruß anfangs mit ihnen an einfache Aufgaben, steigerte diese von Kampf zu Kampf, bis er sie so weit hatte, daß sie nicht Tod und Teufel fürchten, geschweige denn die Moskalen. Ruß selbst ist ein Mann, der an die Spitze dieser Freiheitskämpfer paßt. Früher einmal war er österreichischer Offizier, verließ dann den Dienst, ging nach Amerika und kam bei Ausbruch des Krieges zurück, um als einfacher Soldat zum Gewehr zu greifen. Aber man gab ihm sofort die Feldwebelbörtel und stellte ihn, als man erkannte, was für ein Mordskerl in dem großen, breitschultrigen Mann steckt, als Leutnant an die Spitze eines Jagddetachements. Mit dem streift er nun, oft Hunderte von Kilometer von der eignen Front entfernt, hinter dem Rücken der russischen Armee herum, wie ein unsichtbarer Dämon bald da, bald dort auftauchend, der Bevölkerung ein Gott, dem Feind ein Todesschrecken. Von der rumänischen Grenze bis hoch hinauf ins Galizische arbeitet arm und reich, jung und alt, Mann und Weib für Ruß, späht, horcht, kundschaftet und schickt ihm Nachricht. Mit seiner Handvoll Leute hat er bis heute an fünfzehnhundert Russen gefangen, getötet und verwundet. Seine Pferde, seine Gewehre, seine Patronen hat er den Russen abgenommen — und er ist schon gewohnt, alle seine Bedürfnisse bei ihnen zu requirieren. Wenn in der Nacht in ahnungslose russische Kompagnien wilde Salven hineinkrachen, wenn der Ruf durch ihre erschreckten Reihen gellt: Ruß ist da — dann ist kein Halten mehr. Ruß ist für sie der Teufel in Person.

Wie hoch der Feind diesen Soldaten einschätzt, geht aus dem Preise hervor, den er auf seinen Kopf gesetzt hat: 25 000 Rubel bekommt der, der Ruß aus dem Wege schafft. Bis jetzt hat aber keiner den Versuch gewagt.

Protestantischer Feldgottesdienst. Ein Harmonium ersetzt die Orgel

Wie die österreichisch-ungarischen Motorbatterien entstanden

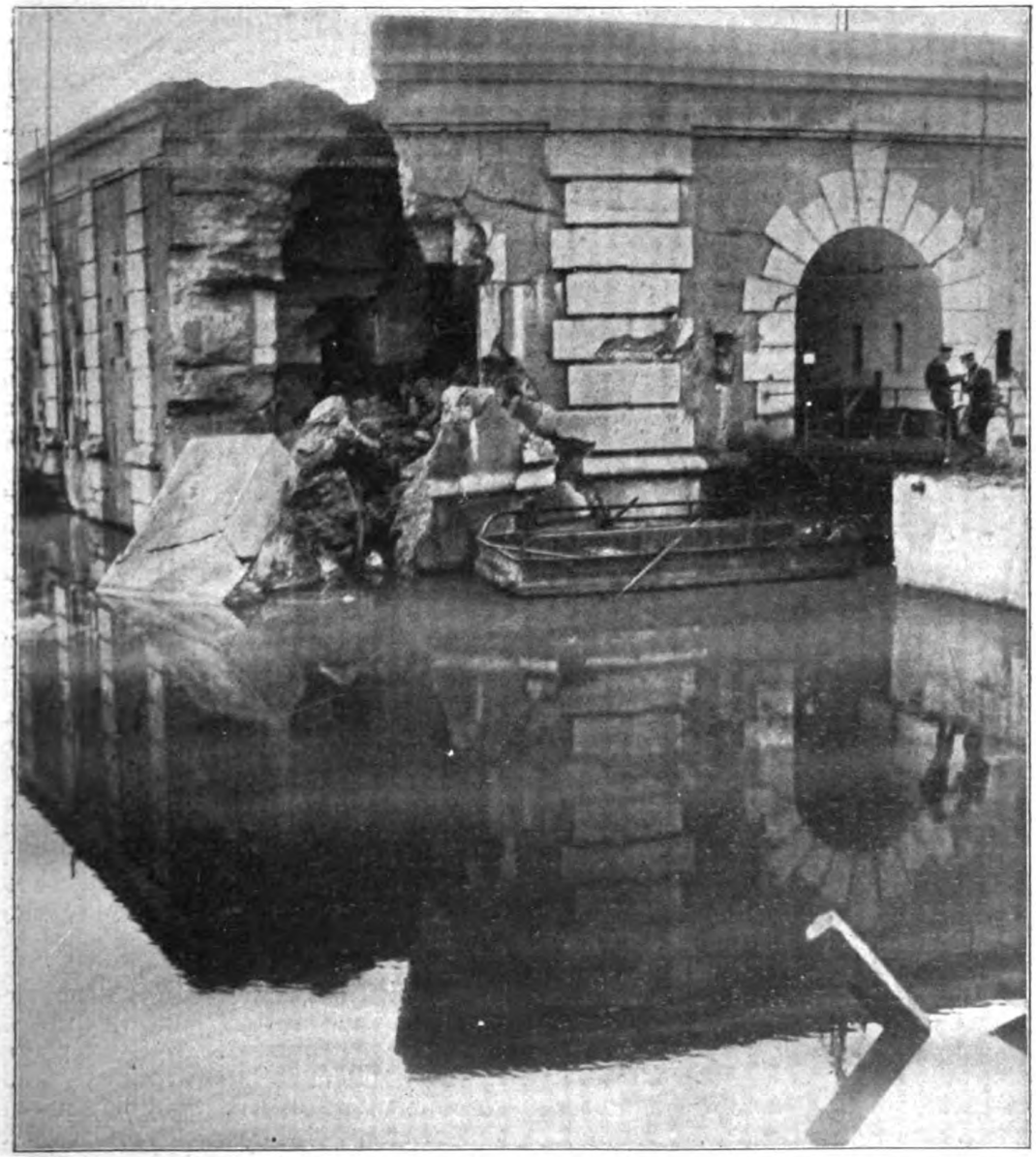
Die Geschichte der österreichischen schweren 30,5-Zentimeter-Mörser, die ihre erfolgreiche Tätigkeit zum ersten Male vor Namur begannen, ist eine Analogie zu der geheimnisvollen militärischen Geburt unsrer „Fleißigen Berta“ von Krupp. Wie unsre Brummer, so sind auch die österreichischen „Unwiderstehlichen“ unter vollständigem Ausschluß der Öffentlichkeit erzeugt worden. Die Herstellung der Mörser ist von der Kriegsverwaltung geheim gehalten worden. Als Geburtsdatum der 30,5-Zentimeter-Mörser gilt der 11. Oktober 1912, weil an diesem Tage die Vorlage eingebracht wurde, in der die Regierung unter den außerordentlichen Krediten auch die Anschaffung der Mörser ankündigte. Bereits am 15. Oktober wurde die Vorlage bewilligt.

Aber aus der Geheimhaltung der Absichten der Kriegsverwaltung ergab sich der verfassungsrechtliche Konflikt, der von ungarischer Seite seinen Ausgang nahm, jedoch nach Ausbruch des Balkankrieges sofort verschwand.

Vor dem Ausbruche des Balkankrieges stand noch Herr von Lukacs an der Spitze der Geschäfte in Ungarn. Gerüchte waren ihm zu Ohren gekommen, daß Pläne zur Ausgestaltung der Artillerie schon durchgeführt wurden, ohne daß die Mittel be-

Der 30,5-Zentimeter-Mörser in Tätigkeit

willigt worden wären. Er glaubte nachforschen zu müssen, und hörte, daß die Meldungen nicht unwahr seien. Ausgerüstet mit der ganzen Strenge des Verfassungsrechtes, wollte er das Vollgewicht seines damaligen Einflusses benutzen, um die Verantwortlichkeiten festzustellen. Die beiden Delegationen waren versammelt, und ihnen sollte mitgeteilt werden, was in der Stille und hinter ihrem Rücken sich vorbereitet habe. Als der Gegensatz sich derart verschärft hatte, daß die Krise ohne persönliches Opfer kaum noch überwunden werden konnte, vollzog sich eines der größten Ereignisse des Jahrhunderts. Der Krieg auf dem Balkan brach aus. Die Folgen in den beiden Delegationen war ein viel milderes Urteil über Geschütze, die ohne staatsrechtlichen Paß auf die Welt gekommen waren. Rußland hatte die diplomatischen Feindseligkeiten mit der Gründung des



Wirkung eines österreichisch-ungarischen 30,5-Zentimeter-Geschosses am Fort St. Cathérine in Antwerpen

Balkanbundes bereits eröffnet, die Großmächte konnten jeden Augenblick in den Kampf hineingedrängt werden, also breitete Lukacs den Mantel über alle konstitutionellen Verfehlungen im Budget, und die gemeinsamen Minister legten den Delegationen einen Kredit von hundertfünfundzwanzig Millionen Kronen vor, den die Kriegsverwaltung mit einigen Sätzen begründete.

In der Vorlage wurde erklärt: „Weiter sind die aus den achtziger und neunziger Jahren stammenden Geschütze der schweren Angriffsartillerie zur Bekämpfung der modernen Fortifikationen unzulänglich; es müssen infolgedessen die Kanonen, Haubitzen und Mörser sukzessive durch Konstruktionen ersetzt werden, welche in ihrer Leistungsfähigkeit den zu bekämpfenden Zielen angepaßt erscheinen. Außerdem ist die Beschaffung schwerer 30,5-Zentimeter-Mörser sowie von weittragenden Kanonen und Haubitzen notwendig ...

Das stand im Antrage der Regierung, das wurde überall veröffentlicht, aber Parlament und Publikum sind an einem großen Ereignisse vorübergegangen, ohne daß sie es erkannt hätten. Die verfassungsrechtliche Vergangenheit der Mörser ist nicht mehr geprüft worden. Die Mitglieder der beiden Delegationen hatten damals wohl keine Ahnung, was die scheinbar so harmlosen Worte einschlossen und welche Umwälzungen im Kriegswesen daraus hervorgehen würden.

In seinem Bericht vom 14. Oktober 1912 erklärte der ungarische Heeresausschuß:

„Unser Ausschuß hat die schweren Forderungen, die in der Unterbreitung der Regierung enthalten sind, einer sofortigen Erwägung unterzogen und ist zu der Überzeugung gelangt, daß er trotz der großen Lasten, die unserm Volke auferlegt werden, die Verweigerung dieser Forderung vor seinem Gewissen nicht verantworten könne. Wir haben festgestellt, daß unsre Heeresleitung von den 41,6 Millionen Kronen einen Betrag von 20,2 Millionen Kronen für Kanonen und Mörserbeschaffungen verwenden will. Bei der Erörterung dieser Frage verlangten wir Aufklärungen über die leitenden Grundsätze unsrer ganzen Artillerieausrüstung: die erhaltenen bindenden Erklärungen waren solcher Art, daß sowohl unsre Gesetzgebung als auch unsre gesunde öffentliche Meinung sie mit Beruhigung aufnehmen kann."

Fast alljährlich finden für die Delegationen Vorführungen der Artillerie auf den Schießplätzen, auf dem Steinfeld oder in Hajmasker, statt. Auch in den Jahren 1912 und 1913 wurden solche Übungen, aber ohne Mörser und ohne Motorbatterien abgehalten. Nur durch indirekte Schlußfolgerungen hätte man auf das Vorhandensein dieser Wunderwerke der Kriegstechnik kommen können. Es wurde nämlich bei den Verhandlungen über Heereslieferungen mitgeteilt, daß bei den Daimlerwerken Bestellungen aufgegeben waren, und bei andern Anlässen wurde von der Automobilisierung eines Teiles des Artillerieparks gesprochen. Diese Schlußfolgerungen wurden aber von den Delegierten nicht gezogen, und daraus erklärt es sich, daß von den Mörsern selbst in der Debatte gar nicht die Rede war.

Nach Erledigung der Delegationsarbeiten lud Kriegsminister von Auffenberg die Mitglieder des Heeresausschusses zu einem Ausflug auf die Artillerieschießstätte von Hajmasker ein, um ihnen die verschiedenen Artillerietypen vorzuführen. Den Abschluß machte die Vorführung der 30,5-Zentimeter-Mörser.

Nachdem man die Abgeordneten in einer entsprechenden Entfernung von dem in Position gestellten Kanonenungetüm aufgestellt hatte, bat man die Herren, den Mund zu öffnen und sich die Ohren mit Watte zu verstopfen. Die Artilleristen legten mit Hilfe eines Hebeapparates das Geschoß in das Rohr und das Kommando „Feuer!" ertönte.

„Wir hatten," erzählte später einer der Abgeordneten, „das Gefühl, als ob die ganze Luft um uns zu jammern und zu weinen begonnen hätte. Die Atmosphäre war von lautem Wehklagen erfüllt, und alles schien zu zittern. Wir bebten am ganzen Körper, während sich in der Luft ein großer schwarzer Kern, das Geschoß, höher und höher hob. Als dieses seinen höchsten ballistischen Punkt erreicht hatte, schwand es aus unsern Augen, und wir hörten nur mehr das Jammern und Klagen der Luft. Nach einigen Minuten blitzte es auf der gegenüberliegenden Berglehne in einer Entfernung von acht Kilometer auf. Da sahen wir den Platz, wo das Geschoß zu Boden fiel, um sein

zerstörendes Werk zu verrichten. Später zeigte man uns dann die 14 Zentimeter dicken Panzerplatten, welche von dem Geschoß der 30,5-Zentimeter-Mörser durchgeschlagen wurden."

Der Berichterstatter Graf Clam-Martinic äußerte sich am 21. November 1912 in der österreichischen Delegation:

„Bezüglich des Artilleriekredites möchte ich nur kurz darauf hinweisen, daß der Eindruck, den diejenigen, welche, der Einladung Seiner Exzellenz des Herrn Kriegsministers folgend, den Schießplatz in Hajmasker besucht haben, von der Arbeit, die auf diesem Gebiete dort geschieht, gewonnen haben, ein auf der ganzen Linie außerordentlich befriedigender war, und daß man das Gefühl hat, daß die großen Beträge, die in dieser Hinsicht aufgewendet wurden, nutzbringend sein und den Zweck erreichen werden, den wir alle wünschen."

Daß die Mörser bisher diesen Zweck erreicht haben, geht aus ihrer Tätigkeit hervor. Um diese zu illustrieren, seien hier die Äußerungen des Kommandanten der Motormörserbatterie, Oberst Langer, wiedergegeben, die er kürzlich über die Anteilnahme der Mörser bei den verschiedenen Belagerungen getan hat:

Oberst Langer erklärte: „Unsre Motormörserbatterien stießen bereits am 15. August aus verschiedenen Richtungen in Köln zusammen. Dort bekam ich in der Nacht vom 15. auf den 16. den Marschbefehl. Wir wurden zunächst nach Verviers dirigiert, wo wir auswaggoniert wurden. Von Verviers ging es am 21. August nach Namur, wo unsre Tätigkeit begann. Zwei Tage später, um ein Uhr mittags, fiel das erste Werk von Namur, „Cognelle". Eine Stunde später das nächste. Im Fort Cognelle hatten

Kilophot, Wien

Reservegranaten in der Stellung eines 30,5-Zentimeter-Mörsers in Ostgalizien

sich die 30,5-Zentimeter-Mörser, bei den andern Forts die 42-Zentimeter-Mörser betätigt. Am 24. August setzten wir uns in Maubeuge (von 78 Schüssen, die dort abgefeuert wurden, waren 75 Treffer) in Bewegung und gingen am 29. August dort in Stellung, jedoch nur mit der Hälfte der Batterien, während die andre Hälfte gegen Givet marschierte. Am Nachmittag dieses Tages erhielten wir aus dem Panzerturm des Werkes „Boussoie" das erste Feuer. Bald wurde dieses wieder eingestellt, um mit Einbruch der Dämmerung erneuert zu werden. Der Erfolg war freilich kein bedeutender. Tags darauf eröffneten unsre Batterien das Feuer

gegen Boussoie. Fünf Schüsse wurden abgegeben, dann drehte sich der Panzerturm nicht mehr. Am 1. September hatten wir einen Stellungswechsel gegen ein neues Werk und eröffneten am 2. September das Feuer gegen dieses. Ein weiterer Stellungswechsel trat am 6. September ein. Am 8. September erfolgte die Übergabe von Maubeuge. Der geplante Einzug in die Festung konnte jedoch nicht stattfinden, weil der Transport der Gefangenen bis spät in die Nacht hinein dauerte. Dann wurden die Batterien nach Brüssel und von dort nach Antwerpen dirigiert, wo wir am 29. September in Stellung gingen, um am nächsten Tage das Feuer zu eröffnen; und zwar der Reihe nach aus mehreren Stellungen gegen die Werke Koningshoyckt, Kessel und Brochem. Als der äußere Gürtel gefallen war, nahmen die Batterien gegen die zweite Linie Stellung, kamen aber nicht mehr zum Schuß, weil auch der zweite Gürtel fiel. Nun wurden sie zum Bombardement der Stadt bereitgestellt, ohne jedoch in Aktion zu treten. Zur selben Zeit kämpften die andern Batterien mit Erfolg bei Givet, Lionville und Droyon. Über die weitere Tätigkeit der Mörserbatterien kann ich selbstverständlich im Augenblick keine Mitteilungen an die Öffentlichkeit gelangen lassen. Meine Offiziere und meine Mannschaften haben sich, das darf ich ohne Ruhmredigkeit sagen, glänzend gehalten und vortrefflich geschlagen. Das Urteil über uns war auch bei den belgischen Gegnern ein ungemein schmeichelhaftes."

Am 22. September hat Oberst Langer das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten. Am 27. Januar erhielt er das Eiserne Kreuz erster Klasse, das ihm im Auftrage des Deutschen Kaisers der Generalinspektor der Fußartillerie von Lauter an die Brust heftete.

Am 16. Januar wurde Oberst Langer im Hauptquartier vom Kaiser Wilhelm zur Frühstückstafel geladen. Der Kaiser begrüßte ihn mit den Worten: „Endlich lerne ich den Kommandeur der österreichisch-ungarischen Motorbatterien kennen! Sie haben uns sehr geholfen." Kaiser Wilhelm schüttelte Oberst Langer kräftig die Hand. Er war an diesem Tage vom Schlachtfeld von Soissons gekommen und war in angeregter Stimmung.

Von dem Besuche König Ludwigs von Bayern bei den Motorbatterien sagte der Kaiser im Verlaufe seines Gespräches mit Oberst Langer, habe er schon in den Zeitungen gelesen. Der Kaiser verabschiedete sich von Oberst Langer mit den Worten: „Sagen Sie Ihren Offizieren und der Mannschaft, daß ich mit ihnen sehr zufrieden bin und ihnen danke. Insbesondere danke ich Ihnen, Herr Oberst."

Interessant ist, daß die Mörser zuerst nicht den Beifall der Regierung gefunden haben. Denn wie Leutnant Wagner bei der dritten Motorbatterie in einem von dem österreichischen Oberkommando genehmigten Bericht mitteilte, stieß man bei der im Jahre 1911 vorgenommenen Probe mit den Mörsern anfangs auf erhebliche Schwierigkeiten. Es hätte nicht viel gefehlt, und die Geschütze wären den Skodawerken zurückgegeben worden. Glücklicherweise meldete sich ein Ingenieur, der sich erbot, die Fehler zu beseitigen. Man ließ ihn gewähren, und es glückte ihm, die Mörser gebrauchsfähig zu machen. Was wieder einmal den Beweis erbrachte, daß die Praxis die Mutter aller Theorie ist. — Die Mörser wurden darauf von der Heeresleitung angenommen.

Asmodi

Österreichischer Artillerist. Von Leo Heller

Der Abend schleicht sich schon hervor,
Die Sonnenstrahlen taumeln.
Ich sitz' auf dem Kanonenrohr
Und laß die Beine baumeln.

Und die Virginia im Mund
Läßt weiße Wölkchen wehen,
Und mir ist so im Herzensgrund:
Es kann uns nix geschehen!

Weit drüben schallt der „Prinz Eugen".
Na ja, die Kameraden!
Wenn uns die Serben kommen sehn,
Dann gehen sie halt baden.

Mein Gott, man hat schon seine Müh
Um Ruhm und Lorbeerreiser,
Doch dafür ist man Artillerie
Und schießt für seinen Kaiser!

Der Bürger als Landmann

Von

Professor Dr. Udo Dammer

Ein altes Sprichwort sagt: Schuster bleib bei deinen Leisten. Aber ungewöhnliche Zeiten bringen es mit sich, daß man sich auch mit ungewöhnlicher Arbeit beschäftigen muß. Unsre Truppen zeigen es tagtäglich, warum sollten wir, die zu Hause bleiben mußten, nicht auch beweisen, daß wir, der Not gehorchend, uns auch mit andern als unsrer gewohnten Arbeit beschäftigen können. Sonst ist es Sache des Nährstandes, für unsres Leibes Nahrung zu sorgen. Diesmal fehlen uns viele Tausende des Nährstandes, und da ist es unsre Pflicht, einzuspringen für sie und selbst die Hand anzulegen, um Nahrung zu schaffen. Freilich, Getreidebau können wir Städter nicht treiben, dazu fehlt uns die große Fläche. Wohl aber können wir auf beschränkter Fläche im Garten einen Teil unsrer Pflanzenkost uns selbst bauen. Dabei wollen wir aber nicht außer acht lassen, daß wir den Gärtnern einen Teil ihrer Arbeit, ihres Verdienstes nehmen. Es wird also vor allem darauf ankommen, daß nur das Nötigste von uns angebaut wird. Denn der Gärtner will auch leben. Vor allem kommt es darauf an, uns von den wucherischen Lebensmittelpreisen freizumachen, Kartoffeln so schnell wie möglich heranzuziehen. Dann werden wir auch frühe Karotten, Erbsen, Bohnen, Salat, Mairüben und Kohlrüben, rote Rüben, allenfalls auch noch etwas Kohlrabi heranzuziehen versuchen.

Um Gemüse mit Erfolg anbauen zu können, ist es unbedingt notwendig, daß das Land nahrhaft und locker ist, daß es reichlich Sonne und Luft erhält, daß es das Wasser genügend lange festhält. Wo diese Faktoren fehlen, da unterlasse man den Anbau von Gemüsen, denn man wird doch keine zufriedenstellenden Resultate erzielen, und es wäre schade um das Saatgut und die Arbeit. Bis zu einem gewissen Grade kann man das Land ja verbessern, indem man ihm Nährstoffe zuführt und es durch Kompost oder Torfmull lockerer und wasserhaltender macht. Wenn aber das Land nicht von der Sonne beschienen wird und wenn es nicht beständig frische Luft zugeführt erhält, dann können wir diese Mängel nicht ausgleichen. Auf ringsum geschlossenen kleinen Höfen hat also der Gemüsebau keinen Zweck.

Alles Land, welches man zu Gemüsekulturen verwendet, muß gut und tief umgegraben werden. Je lockerer der Boden ist, desto leichter können die Wurzeln in ihn eindringen. In dem lockeren Boden verzweigen sie sich leicht, und je mehr Wurzeln eine Pflanze hat, desto mehr Nahrung kann sie aufnehmen, desto kräftiger wird sie sich entwickeln. Beim Umgraben nehme man deshalb stets nur ganz schmale Streifen Erde auf den Spaten und zerkleinere sie recht gut. Bei dem Umgraben bringt man gleichzeitig die den Boden verbessernden Nährstoffe in denselben, indem man sie vor dem Umgraben auf das Land gleichmäßig ausstreut. Am besten ist neben den mineralischen Düngern gut verrotteter Stalldung, welcher den Boden gut locker macht und seine wasserbindende Kraft erhöht. Wo guter, verrotteter Stalldung fehlt, da geben wir Torfmull. Vor allem ist aber mineralische Düngung anzuwenden. Die Technik ist heute dank der Arbeiten Lierkes so weit vorgeschritten, daß sie für die verschiedenen Gemüsesorten die entsprechenden Düngermischungen vorrätig hält, welche eine volle Ausnutzung der in diesem Dünger gebotenen Nährstoffe sichern. Es findet also keine Verschwendung von Nährstoffen statt, welche gerade in diesem Jahre zu vermeiden ist. Im allgemeinen kann man rechnen, daß man für jede 100 Quadratmeter etwa 8—10 Kilo mine-

ralischen Dünger braucht. Da es sehr wesentlich ist, daß die jungen Pflanzen gleich von Anfang an reichlich Nahrung vorfinden, so empfiehlt es sich, nach dem Umgraben auf das Land noch etwas mineralischen Dünger auszustreuen und diesen flach unterzuhacken. Zunächst ist der Boden ja noch genügend feucht. Später wird er aber durch die sommerliche Hitze leicht austrocknen. Da nun die Gemüsepflanzen viel Wasser brauchen, so müssen wir nach Möglichkeit dafür sorgen, daß der Boden seine natürliche Feuchtigkeit möglichst behält. So werden wir die Gemüsepflanzen regelmäßig, wenn es warm war, am Abend begießen, wozu wir aber abgestandenes Wasser aus einer Tonne benutzen, damit der Boden nicht zu sehr abgekühlt wird. Außerdem werden wir den Boden regelmäßig behacken. Hierdurch erreichen wir nicht nur, daß alles Unkraut von den Gemüsebeeten ferngehalten wird, sondern zugleich auch, daß warme Luft in den Boden eindringen kann, wodurch die Tätigkeit der Wurzeln sehr günstig beeinflußt wird. Vor allem aber wird dadurch, daß wir die oberste Erdschicht beständig locker halten, verhindert, daß die Bodenfeuchtigkeit bis an die Oberfläche dringen kann. Dadurch bleibt der Boden in der Tiefe immer feucht. Man hacke also nach jedem Regen und nach jedem Begießen, sowie der Boden etwas abgetrocknet ist. Da die Pflanzen die Nährstoffe aus dem Boden nur in sehr starker Verdünnung aufnehmen, so ist es ratsam, die Gemüsepflanzen regelmäßig statt mit reinem Wasser, mit einer sehr stark verdünnten Nährstofflösung zu begießen. Man löst von dem betreffenden mineralischen Dünger so viel, daß die Lösung etwa ein halbes Gramm des Düngers im Liter enthält. Wenn also die Tonne 200 Liter enthält, dann schüttet man in dieselbe 100 Gramm des mineralischen Düngers. Es mag das dem Laien sehr wenig erscheinen, ist aber vollständig ausreichend. Mehr zu nehmen ist leicht gefährlich, namentlich dann, wenn man regelmäßig mit der Nährstofflösung begießt.

Bei der Aussaat darf man nicht auf die Größe der Samen Rücksicht nehmen, sondern auf die zukünftige Größe der Pflanzen. Stehen die Pflanzen zu dicht, so können sie sich nicht ordentlich entwickeln. Wenn auch nicht alle Samen keimen, so muß man doch so weit säen, daß man später nur wenige der gekeimten Pflänzchen zu entfernen braucht. Je mehr Licht und Luft jedes einzelne Pflänzchen erhält, desto besser wird es sich entwickeln. Am besten streut man die Samen in Reihen aus, weil man auf diese Weise das Land am besten unter der Hacke halten kann und sicher ist, bei dem Behacken keine nützliche Pflanze, sondern nur Unkraut zu vertilgen. Alle Pflanzen, von denen man Wurzeln erntet, müssen gleich an Ort und Stelle gesät werden, weil sie nicht gestört werden dürfen. Dagegen ist es ratsam, von den Pflanzen, von welchen man Blätter erntet, die Samen erst auf einem besonderen Beete auszusäen und die jungen Pflänzchen später an Ort und Stelle zu pflanzen. Bei solcher Aussaat kann man die Samen etwas dichter streuen, namentlich dann, wenn man die jungen Pflänzchen erst noch einmal verpflanzt. Durch das wiederholte Verpflanzen werden nämlich die Pflanzen veranlaßt, zahlreiche junge Wurzeln zu bilden, was sehr zur Kräftigung beiträgt. Um möglichst bald eine Ernte zu haben, kann man verschiedene Gemüse schon im Zimmer antreiben, wie Erbsen, Bohnen, Gurken, Karotten, rote Rüben, Salat. Die Samen von Karotten und roten Rüben werden auf ein wollenes Läppchen gelegt, dessen Ränder man dann umfaltet, so daß die Samen ganz bedeckt sind. Dieses Päckchen legt man dann in warmes Wasser von etwa 20 bis 25 Grad und läßt es hier ein bis zwei Tage liegen. Dann trocknet man die Samen oberflächlich ab und streut sie sofort aus. Die Karottensamen müssen vor dem Einweichen abgerieben werden, damit sie die Bärte verlieren, weil sie sich sonst schwer gleichmäßig aussäen lassen. Um Erbsen anzutreiben, nagelt man zwei Bretter von etwa 10 Zentimeter Breite dachförmig mit ihren Längsseiten aneinander, füllt den so entstehenden Raum mit Torfmull und legt hierhinein die Erbsen in Gruppen von etwa fünf bis sechs. Hält man dann den Torfmull gleichmäßig feucht, so werden die Erbsen bald keimen. Wenn die jungen Pflänzchen etwa einen Finger lang geworden sind, pflanzt man die einzelnen Gruppen ins Freie hinaus. Sie halten in dem Torfmull sehr gut Ballen. Man erreicht dadurch zugleich, daß die keimenden Samen

von Tauben und Sperlingen nicht aus der Erde geholt werden. Auch Bohnen kann man in derselben Weise anziehen. Sie dürfen aber nicht vor Mitte Mai ausgepflanzt werden, während die Erbsen schon sehr viel früher in die Erde kommen können, weil sie gegen Frost nicht besonders empfindlich sind. Auch die Salatpflanzen zieht man am besten in solchen kleinen Kästchen im Zimmer heran und verpflanzt sie, nachdem die Samen gekeimt haben, zunächst erst noch einmal in einem solchen Kasten. Die Gurken werden am besten einzeln in kleinen Töpfen im Zimmer herangezogen und später, wenn sie zwei bis drei Blätter gebildet haben, an Ort und Stelle gepflanzt. Sie dürfen, wie die Bohnen, nicht vor Mitte Mai ausgepflanzt werden. Die Kohlrabipflanzen kauft man sich am besten vom Gärtner. Kartoffeln sollte man ebenfalls, wenn es noch nicht zu spät ist, vorher ankeimen, indem man sie in einem warmen hellen Raume ausbreitet, in dem sie in kurzer Zeit ihre Knospen, die sogenannten Augen, austreiben. Wenn dieselben etwa einen Zentimeter lang geworden sind, legt man die Kartoffeln ins freie Land. Es schadet nicht, wenn die Knollen beim Keimen einschrumpfen. Hauptsache ist, daß die Triebe recht gedrungen werden. Die angekeimten Kartoffeln dürfen nicht so tief wie die nicht angekeimten gelegt werden. Man bedeckt die jungen Triebe nur etwa 6 Zentimeter hoch mit Erde. Sehr muß man darauf achten, daß die jungen Triebe später, wenn sie aus der Erde heraus sind, nicht von einem Spätfroste vernichtet werden. Man bedecke sie deshalb rechtzeitig mit Erde. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß Papier ein sehr schlechter Wärmeleiter ist, den man im Garten mit Vorteil verwenden kann, wenn Spätfröste drohen. Es genügt meist, daß man die Beete mit einigen Bogen starken Packpapieres bedeckt, die man durch einige Steine am Fortwehen verhindert. Ebenso kann man die Obstblüten mit Papier gegen Frost schützen. Nur muß man den Schutz anbringen, noch ehe die Temperatur unter Null Grad gesunken ist.

Die weitere Pflege der Gemüsepflanzen besteht im wesentlichen darin, daß man das Land beständig locker hält und den Pflanzen regelmäßig Wasser gibt. Wo Sämlinge zu dicht aufgegangen sind, da entfernt man so viele, daß sich die übrigen gut entwickeln können. Nur da, wo man in Gruppen pflanzt, wie bei den Erbsen und den Bohnen, läßt man alle Pflanzen stehen. Bei dem Behacken darf man mit der Hacke nicht zu tief in den Boden eindringen, weil man sonst leicht die Wurzeln verletzen kann. Bei dem Begießen führe man den Strahl immer rings um die Pflanze und nicht unmittelbar an ihr, weil sich ja die Wurzeln nach allen Seiten ausbreiten. Auch achte man darauf, daß die Öffnung der Gießkanne immer ganz nahe dem Boden ist, damit die Erde nicht von den Wurzeln abgeschwemmt wird. Das Begießen wird zunächst am besten in den Abendstunden vorgenommen, damit die Pflanzen während der Nacht genügend Wasser vorfinden, um das am Tage verloren gegangene Wasser zu ersetzen. Im Hochsommer gibt man auch in den frühen Morgenstunden Wasser, aber niemals in den heißen Mittagsstunden.

Da sich die verschiedenen Pflanzenarten sehr verschieden entwickeln, so kann man, um den Raum besser auszunutzen, noch sogenannte Zwischenkulturen betreiben. Am längsten brauchen die Kohlpflanzen zu ihrer Entwicklung. Bis sie aber das Beet voll ausfüllen, kann man noch Radies, Salat, rote Rüben, Mairüben von dem Beete ziehen. In manchen Gegenden pflanzt man in die Mitte eines Beetes eine Reihe Kohlpflanzen, rechts und links davon eine Reihe schnellwachsender Gurken, wie zum Beispiel russische Traubengurken, dann je eine Reihe rote Rüben und an den Rand steckt man noch Zwiebeln. Man kann diese Pflanzweise auch noch in verschiedener Weise modifizieren. Das Anpflanzen der Gurken neben dem Kohle hat den großen Vorteil, daß die Kohlpflanzen später mit ihren Wurzeln in das sehr stark gedüngte Land kommen, welches die Gurken erst zum Teil ausgenutzt haben. Gurken wollen nämlich ganz besonders viel Nahrung haben, weshalb man die Reihen, in welche Gurken kommen sollen, wiederholt vor der Pflanzung mit flüssigem Dünger tränkt. Die russischen Traubengurken bleiben zwar klein, aber sie ersetzen das durch eine große Anzahl Früchte, welche außerordentlich aromatisch sind und sich zum Rohessen ganz besonders eignen, ebenso zum Einlegen.

Kriegschronik

Der Weltkrieg 1914

XI

Stuttgart, 5. Mai 1915.

Im Mai sollte bekanntlich nach englischer Ankündigung der Krieg erst richtig anfangen. Das war eine Umschreibung der Engländer für die schon von Joffre so oft verheißene „große Offensive“, die von den Franzosen dann wohl auch in der Tat begonnen worden war, aber nie zu einem Erfolg führte, der der geräuschvollen Voransage entsprochen hätte. Auch in der Strategie scheint das Wort zu gelten: „Wahre Prinzen aus Genieland haben nie Kredit begehrt.“ Ohne den von den Engländern festgesetzten Termin abzuwarten und ohne ihrerseits den „Anfang der Vorstellung“ ausdrücklich bekanntzu-

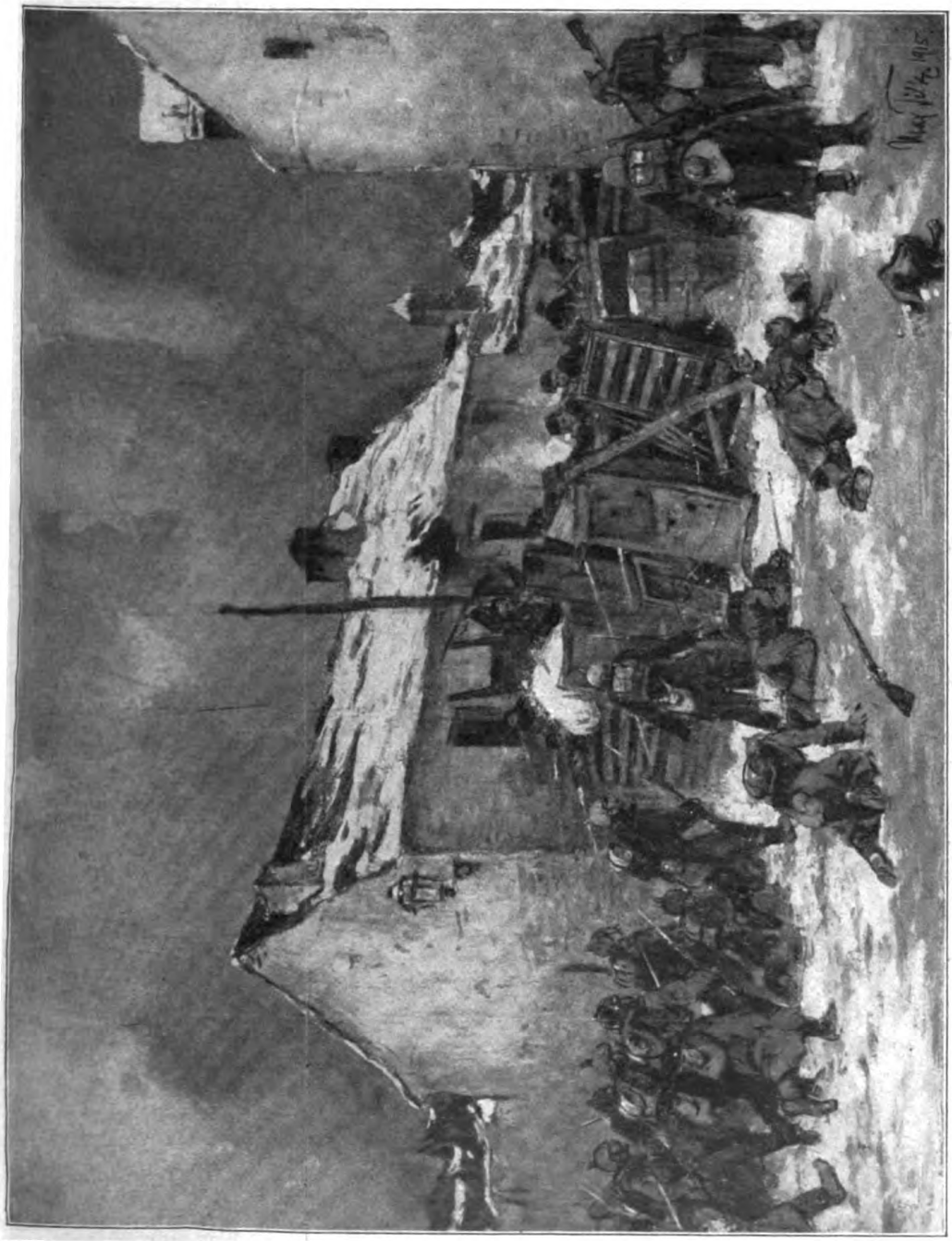
Hofphot. G. Berger, Potsdam

Besuch des Prinzen Heinrich im Hauptquartier des Deutschen Kaisers

Kriegschronik

geben, eröffneten die Deutschen im letzten Drittel des April und in den ersten Maitagen auf allen Kriegsschauplätzen, im Osten gemeinsam mit dem österreichisch-ungarischen Bundesbruder, eine Angriffstätigkeit, die den Charakter des Kriegs in wenigen Wochen, ja Tagen, völlig geändert hat.

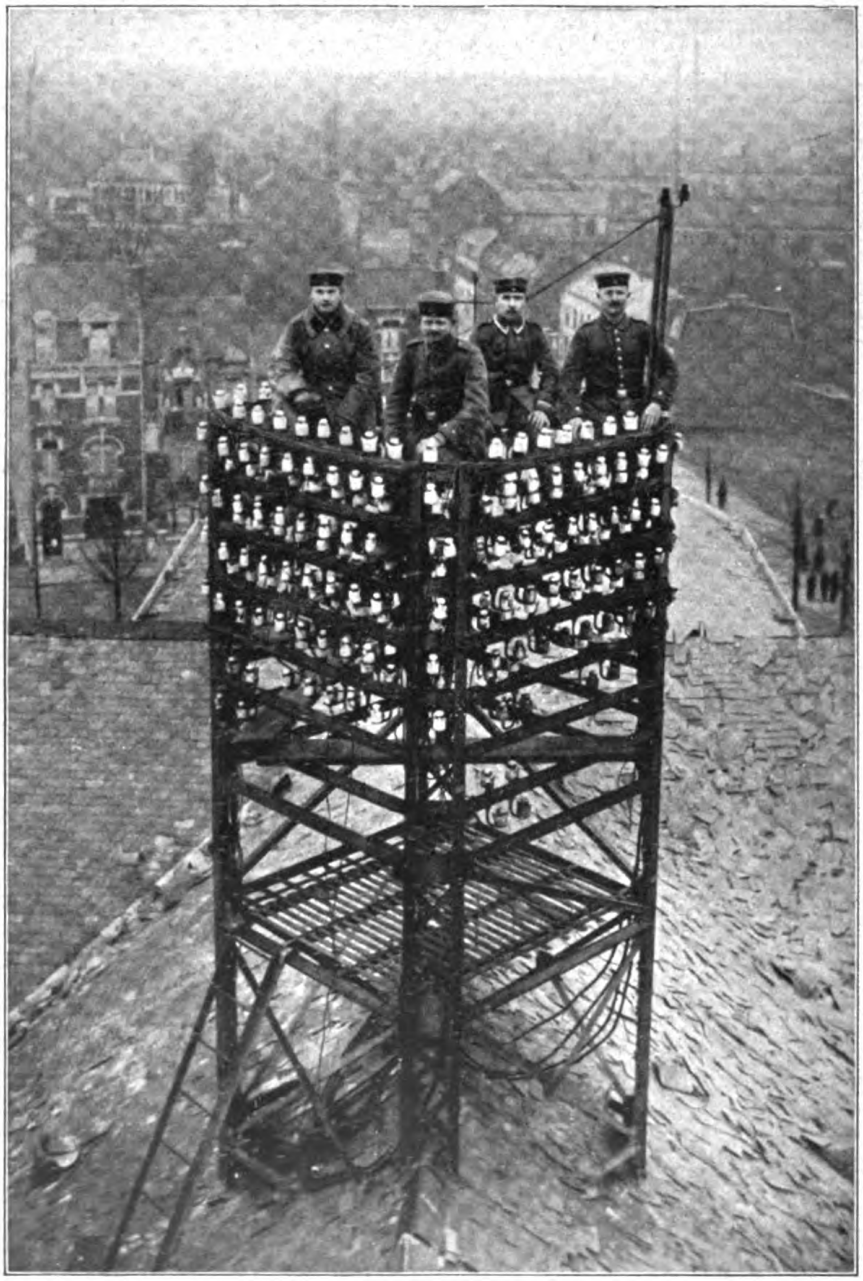
Diese Änderung wird uns so recht augenfällig, wenn wir nachträglich die Berichte unsres Hauptquartiers über die Kämpfe zwischen Maas und Mosel aus



Sächsische Infanterie erstürmt die Barrikaden eines französischen Dorfes in der Nähe von Craonne
Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke

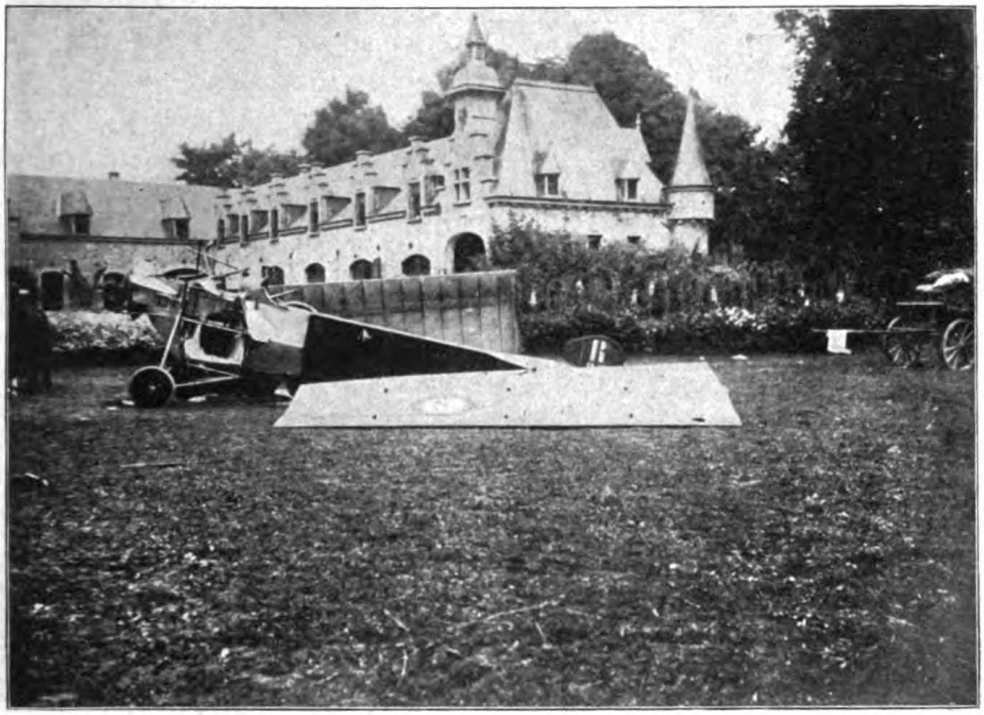
Kriegschronik

den drei ersten Wochen des April noch einmal betrachten. Nachdem die Weihnachtsoffensive der Verbündeten oben in Belgien und Flandern ergebnislos gewesen war, nachdem die darauffolgende Winterschlacht in der Champagne mit dem gleichen negativen Erfolg für die Franzosen etwa am 8. März geendigt hatte, fuhren diese in ihrem, durchaus nicht nach einer genialen strategischen Inspiration aussehenden Abtasten der deutschen Front fort, indem sie jetzt die deutschen Stellungen auf den Maashöhen der Côte Lorraine in Angriff nahmen. Wie aussichtslos ein bloßer Frontalangriff sein würde, hatten die Erfahrungen des Winters gezeigt. Der neue Versuch wurde deshalb gegen beide Flanken der deutschen Kräfte zwischen Mosel und Maas unternommen und eine neue Armee hierfür gebildet. Am 5. April beginnen die eigentlichen Kämpfe, die einen gewissermaßen rhythmischen Verlauf nehmen, indem auf einen oder zwei Tage heftigen Angriffs immer eine Ruhepause folgt, deren die Franzosen zur Erholung und Auffüllung ihrer erschöpften und schwer mitgenommenen Truppen be-



Unser Telegraphenbataillon bei der Wiederherstellung einer durch eine englische Fliegerbombe zerstörten Leitung auf einer Kirche in Lille

Kriegschronik



Ein durch eine deutsche Ballonabwehrkanone heruntergeschossenes französisches Panzerflugzeug im Hofe eines Schlosses

dürfen. Auch darin zeigen diese wochenlangen Kämpfe ein gleichmäßiges Bild, daß sie sich immer wieder um dieselben Orte drehen: im nördlichen Teil des Kampfgebiets, südöstlich von Verdun und südlich des Flüßchens Orne, Les Eparges und Combres mit der die Woëvre-Ebene beherrschenden Anhöhe, südlich davon, dicht an der Maas Aprémont und der Wald von Ailly, im Osten, um Pont-à-Mousson herum, der Priesterwald, der Wald von Mort-Mare und Fliren. Den Höhepunkt der Kämpfe bezeichneten die Tage vom 10. bis 14. April. Am 10. April ließen die Franzosen bei einem Angriff gegen die Linie Seuzey 700 Leichen zurück; am 11. stürmten sie zweimal unter schweren Verlusten gegen die Combreshöhe an, die doch nach einem schwungvollen Tagesbefehl Joffres vom 10. April schon endgültig von ihnen erobert war; am 14. April wurde bei einem dreimaligen Infanterieangriff auf Marchéville das Infanterieregiment 51 furchtbar dezimiert. Wie der Joffresche Tagesbefehl ein Zeugnis französischer Wahrheitsliebe ist, so bekundete ein Vorgang, der übrigens hier nicht zum erstenmal beobachtet wurde, die Pietät des alten Kulturvolkes: bei einem der Kämpfe bei Fliren packten die Franzosen die Leichen ihrer Gefallenen wie Sandsäcke auf die Brustwehr ihrer Gräben, bewarfen sie mit Erde und benutzten sie so als Deckung. Nach einigen Tagen verhältnismäßiger Ruhe (einer Ruhe, die von fast ununterbrochenem Geschützfeuer akustisch belebt bleibt) kam es wieder zu heftigen Kämpfen; so am 24. April auf den Maashöhen südwestlich von Combres, wo die Deutschen zum Angriff vorgingen, in einem Ansturm mehrere hintereinander liegende feindliche Linien durchbrachen und nachts einen französischen Rückeroberungsversuch zurückschlugen. Bei den Kämpfen auf den Maashöhen an diesem und den folgenden Tagen verloren die Franzosen allein an Gefangenen 43 Offiziere (darunter drei Regimentskommandeure) und 1000 Mann. So dauerte hier das Ringen bis in den Mai hinein fort; und wenn auch die Deutschen öfter, wie zum Beispiel am 5. Mai, im Walde von Ailly,

Kriegschronik

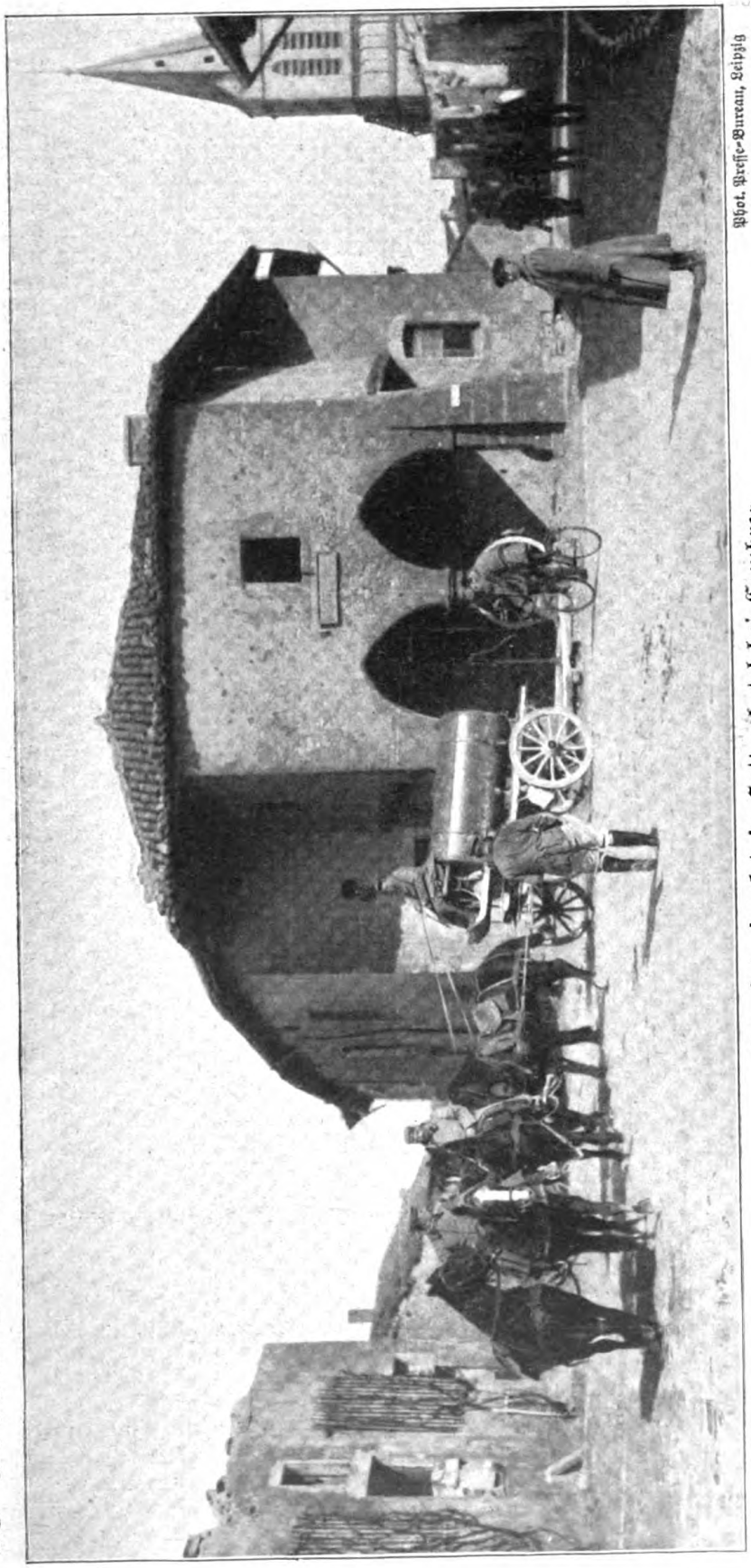
Aus dem Westen: Deutsche Maschinengewehrabteilung in Deckung

wo sie 10 Offiziere und 750 Mann gefangennahmen, zum Angriff übergingen, so blieb doch diesem Ringen zunächst der Charakter des typischen Positionskampfes aufgeprägt. Nicht anders in den Argonnen und in der Champagne, wo sich die feindlichen Parteien „benagen", nach dem Joffreschen Rezept der Abnutzung, das für diejenige Partei, die dabei in ihrem eignen Lande den Feind dulden muß, denn doch seine großen Bedenken hat und darum mehr von der Not als von freier Einsicht eingegeben scheint.

Wenn wir daheim diese wochen- und monatelangen Stellungskämpfe, die den ganzen Winter hindurch währten, wie einen lähmenden Druck empfanden und ihr Ende ungeduldig herbeisehnten, so lag in dieser Ungeduld — vielleicht ein paar unverbesserliche Nörgler und Klugschwätzer ausgenommen — wahrhaftig kein Tadel gegen unser Heer. Für unsre tapferen Soldaten, mit ihnen litten wir unter diesem Sichhinschleppen des Krieges. Was sie an Unbilden der Witterung, an unaufhörlicher Spannung dulden mußten — von den Opfern an Blut und Leben ganz zu schweigen —, das empfanden wir in unsrem sichern, warmen Zuhause wie einen sich gegen uns richtenden Vorwurf, der freilich das Gefühl, daß wir ihrem stillen Heldentum, ihrer zähen Ausdauer dies Zuhause dankten, nur vertiefen konnte. Da gab es für uns keinen schöneren Trost, als die immer sich wiederholende, oft bestätigte Kunde, daß „die draußen" sich durch keine Mühsal und keine Verluste in ihrer festen Siegeszuversicht beirren lassen; daß über alles Schwere und Furchtbare des modernen Kriegs bei ihnen immer wieder froher Mut und gesunder Humor siegen; daß alle, die sie ihre tägliche Pflicht tun — und weil sie sie tun, während wir ihnen nur von ferne zusehen können —, immer fühlen und wissen: „Es geht vorwärts, so langsam es auch gehen mag." Aber wie stark auch zu diesem glücklichen Ergebnis drei ganz verschiedene Faktoren: das stählende Pflichtgefühl, die wunderbare Anpassungsfähigkeit der menschlichen Natur und die vortreffliche Organisation der Verpflegung und Ablösung, zusammenwirken mochten, so werden doch viele von uns mit einer gewissen Besorgnis dem Augenblick entgegengesehen haben, da sich

zeigen sollte, ob nicht doch allmählich die Bewegungsfähigkeit und Spannkraft unserer Truppen in dem an den Ort gebundenen Einerlei des Stellungskrieges etwas gelitten habe, ob die Frische und Elastizität für ein plötzliches Heraustreten aus der Defensive zum Angriff erhalten geblieben sei.

Für die Außenwelt, die feindliche und neutrale, wie für uns im Vaterland und wohl auch für die in den Schützengräben, völlig überraschend kam nun dieser entscheidungsvolle Augenblick. Und was er brachte, hat jede, auch die leiseste Sorge beschämt, hat bei uns und unsern Verbündeten wieder jene freudige Zuversicht aufflammen lassen, wie sie uns in den ersten Kriegsmonaten beseelte. Am 22. April vollzog sich die jähe Wendung zur Offensive. Und es erscheint uns auch gefühlsmäßig ganz selbstverständlich, was doch nur die kühle



Phot. Presse-Bureau, Leipzig

Der Ludwigsplatz in Hattonchatel bei Combres

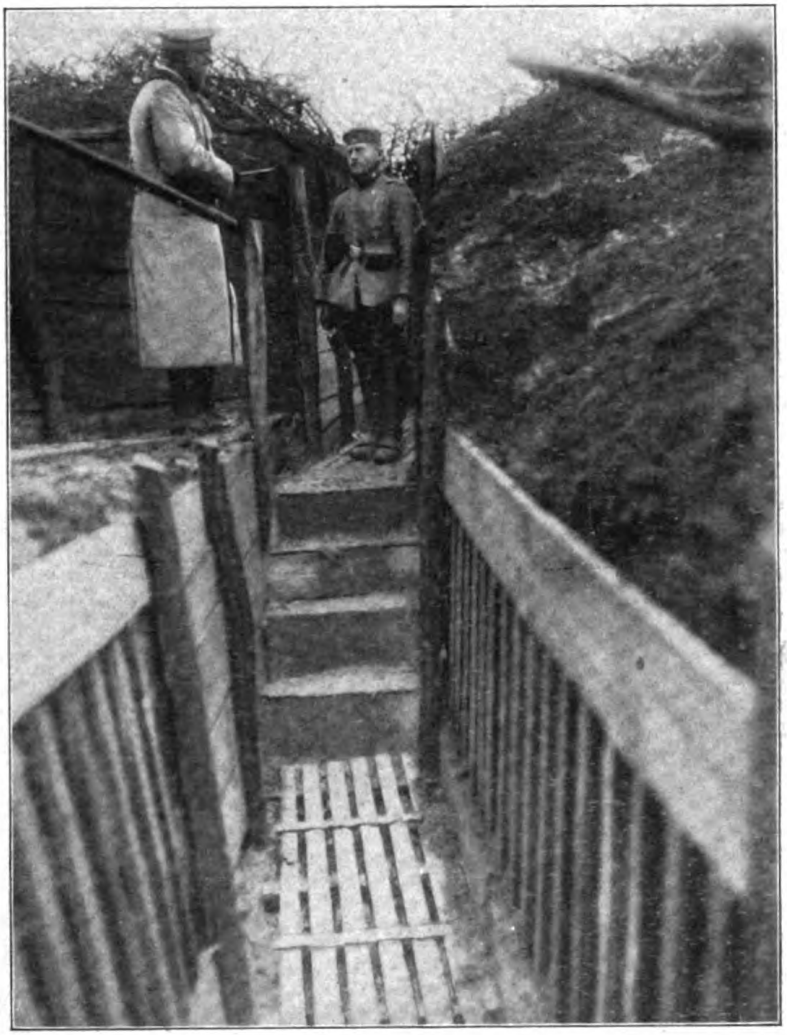
Kriegschronik

politische und strategische Berechnung gebot: daß dieser Übergang zum ausgeprägten Angriff sich in erster Linie gegen unsre intimsten Feinde, die Engländer, richtete. Oben in Belgien erfolgte der Vorstoß aus der Front Steenstraate—Langemarck, also von Nordosten her, auf das schon so lang umstrittene Ypern. In einem Anlauf drangen unsre Truppen in einer Breite von 9 Kilometer bis auf die Höhen südlich und östlich von Pilkelm vor und erzwangen sich gleichzeitig in hartnäckigem Kampf bei Steenstraate und Het Sas den Übergang über den Ypernkanal, auf dessen westlichem Ufer sie sich festsetzten. Die genannten Orte wurden genommen, mindestens 1600 Franzosen und Engländer gefangen, 30 Geschütze, darunter 4 schwere englische, erbeutet. Damit war die Grundlage geschaffen, auf der seitdem kräftig weitergebaut worden ist. Alle Versuche des Feindes, unsern Leuten das gewonnene Gelände wieder abzujagen, mißlangen; dagegen wurde in der nächsten Nacht der Ort Lizerne, westlich des Kanals, von den Unsern gestürmt, und wenn in den folgenden Tagen die Deutschen diesen von den Feinden ganz zusammengeschossenen Ort wieder aufgaben, so behaupteten sie doch unerschütterlich einen Brückenkopf dicht daneben auf dem Westufer. Der 24. April brachte durch weiteres Vordringen in südlicher Richtung die Orte St. Julien und Gravenstafel in unsern Besitz. Täglich erneute Angriffe der Engländer, dann von Franzosen, Algeriern und Engländern mußten unter um so schwereren Verlusten zusammenbrechen, als jetzt die deutsche Artillerie südöstlich von Ypern die Angreifer im Rücken fassen konnte. Unaufhaltsam zieht sich die Schlinge um Ypern enger und enger zusammen; am 25. April betrug die Zahl der Gefangenen schon 5000; über 60 feindliche Geschütze wurden noch in den letzten Apriltagen erbeutet, am Morgen des 4. Mai die Orte Zevenkote, Zonnebeke, Westhoek, der Polygoneveldwald, Nonne Bosschen — alles seit vielen Monaten heißumstrittene Plätze — erobert; dazu kamen weiter die Ferme von Vanheule, Esterneſt, der Schloß-

Eine 42-Zentimeter-Granate im Verhältnis zu einem deutschen 7,7-Zentimeter- (rechts) und einem französischen 7,5-Zentimeter-Geschoß (links)

Kriegschronik

park von Herenthage und die Ferme Het Pappotje. Die Lage unsrer Gegner beleuchtet aufs deutlichste der Satz im deutschen Tagesbericht vom 4. Mai: „Der abziehende Feind steht unter dem Flankenfeuer unsrer Batterien nördlich und südlich von Ypern.“ All dies läßt hoffen, daß Ypern zu einem nicht allzu fernen Zeitpunkt von den Feinden aufgegeben sein und dann auch das letzte bisher noch von ihnen behauptete Stück Belgien in unsern Besitz gelangen wird, wenn auch die Engländer, denen zum Rückzug nur noch der Weg über das von der deutschen Artillerie ebenfalls schon beschossene Poperinghe offensteht, tapfer und zäh Widerstand leisten. Herzog Albrecht von Württemberg, an dessen Namen sich schon so mancher schöne Erfolg in diesem Kriege knüpft, hat hier aufs neue sein Feldherrntalent bewährt. — Neben den Meldungen, die das Vordringen auf Ypern verkündeten, ging eine andre her, die einen fast fabelhaften Klang hatte: die Festung Dünkirchen am 24. April „von uns unter Artilleriefeuer genommen!“ Und in den folgenden Tagen wurde kurz und sachlich von der Fortsetzung der Beschießung Dünkirchens berichtet. Aber Dünkirchen liegt doch 30 Kilometer von der deutschen Front entfernt! Als die ersten Geschosse, furchtbare Verheerungen anrichtend, in die französische — jetzt sagt man wohl richtiger: englische — Hafenstadt einfielen, da konnte man nichts andres vermuten, als daß deutsche Schiffe von der Nordsee her die tödlichen Grüße gesandt hätten. Flieger stiegen sofort auf, um den Feind zu erspähen; aber das Meer war leer. So mußte man das Unglaubliche glauben: die Deutschen schossen von Land aus, aus einer Entfernung, die etwa derjenigen zwischen Calais und Dover entspricht; und ihre Schüsse waren gutgezielt,



Ein Musterschützengraben bei Altkirch

Die Wände des Grabens sind durch dicke Bretter abgesteift. Auf dem Boden liegen Laufbretter, um das Einsinken zu verhüten, so daß man selbst bei schlechtestem Wetter trockenen Fußes durch die Gräben gehen kann

Kriegschronik

nicht Zufallstreffer, wie sie englische Schiffsgeschütze vielleicht zur Not auf solche Distanz erzielen.

Wenn man sich vorzustellen sucht, welche moralische Wirkung eine derartige Beschießung aus unerreichbarer Ferne auf die Bewohner einer Stadt, die Besatzung einer Festung, haben muß, die sich „weit vom Schuß“ glauben durften, und über die nun mit einem Male, durch nichts angekündigt, riesige Geschosse herniedersausen, die in ungeheurer Explosion weithin Tod und Vernichtung verbreiten, so erhält man ein neues, erschütterndes Bild von der Furchtbarkeit des modernen Kriegs, der die Wissenschaft, die so Vieles und

Sicherung der Schützengräben durch Drahtnetze vor feindlichen Handgranaten

Nach der Schlacht

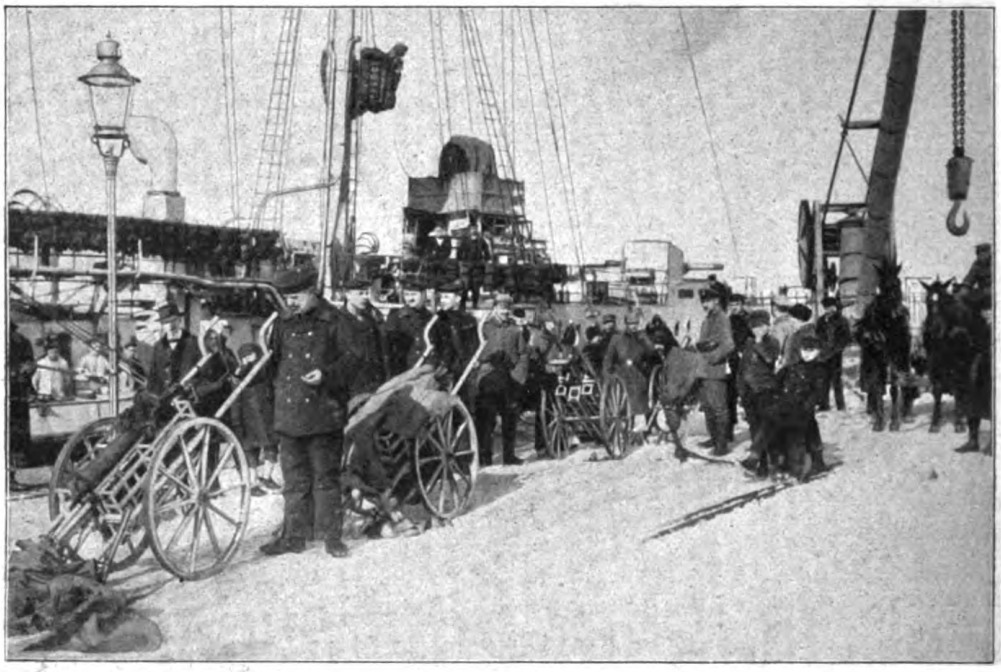
Kriegschronik

Großes geschaffen hat zur Sicherung und Bereicherung des einzelnen Menschenlebens wie der großen Gesamtheiten, in seinen Dienst zwingt, daß sie ihm Waffen bitterer und heiliger Notwehr gebrauchen; daß auch sie noch in ihrer unerbittlichen Vollkommenheit Zeugnis ablegen von der Geistesarbeit, die wir wahrlich lieber aus-

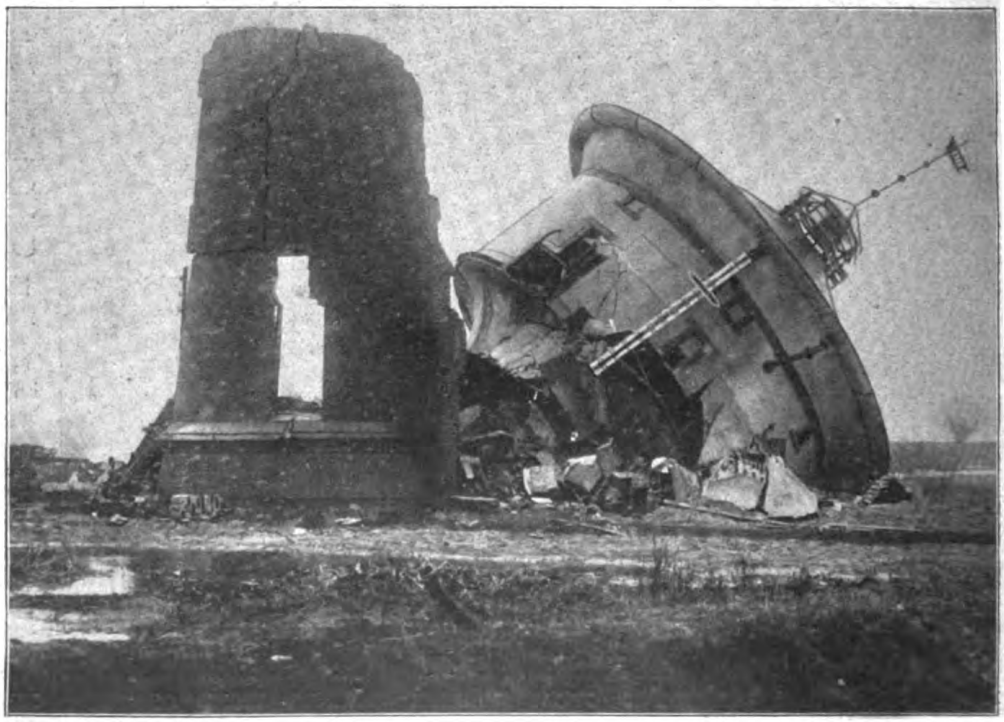
Nach dem Gefecht: Ein Dauerkat unsrer Feldgrauen im Keller

von bisher unerreichter Furchtbarkeit liefere. Wir Deutsche dürfen uns sagen, daß wir diese Waffen nur in einem uns frevelhaft aufgedrungenen Kampf, in schließlich den Werken des Friedens widmen würden, wenn es nicht dem bösen Nachbar anders gefiele, und daß nur die Energie, mit der ein Krieg geführt

Kriegschronik



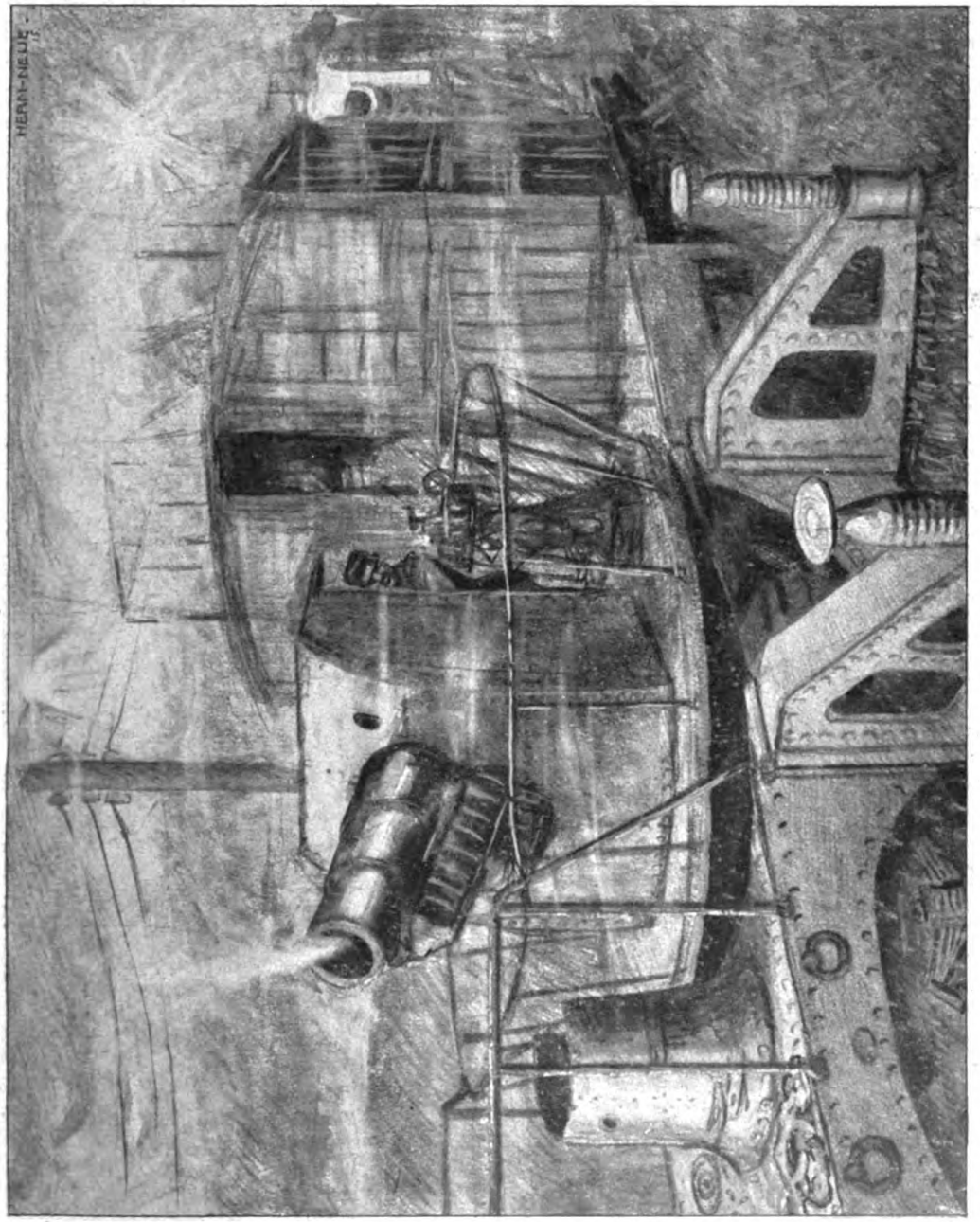
Das Marinelandungskorps entladet Maschinengewehre im Memeler Hafen



Der von den Russen gesprengte Bahnhofswasserturm in Memel

Kriegschronik

wird, seine Dauer abkürzen und damit seine schädlichen Nachwirkungen verringern kann. Und was für die Riesengeschütze gilt, die mit einem Treffer ein



Französische Eisenbahnbatterie im Gefecht. Zeichnung von Herm-Neue

modernes Fort vernichten, die aus einer Ferne von vielen Meilen her den sichern Tod entsenden können, das darf wohl auch von den chemischen Schutz- und Angriffsmitteln gelten, deren wir uns bei dem großen Vorstoß gegen Ypern am 22. April bedienten. Gewiß, die Anwendung dieser betäubenden und ekelerregenden Dämpfe, die von unsrer Front gegen den Feind vorgetrieben wurden, um diesen zu verwirren und zu verscheuchen, widersteht unserm inneren

Kriegschronik

Fischer überqueren auf einer Eisscholle das Kurische Haff. Auf diese Weise sind Hunderte von Einwohnern Memels vor den Russen geflohen

Ein deutsches Reserve-Jägerbataillon im Osten geht in Stellung

Kriegschronik

Ritt in den Frühlingsmorgen: Husarenpatrouille im Osten

Einzug deutscher Soldaten, mit Maschinengewehr auf dem Rücken, in ein polnisches Quartier

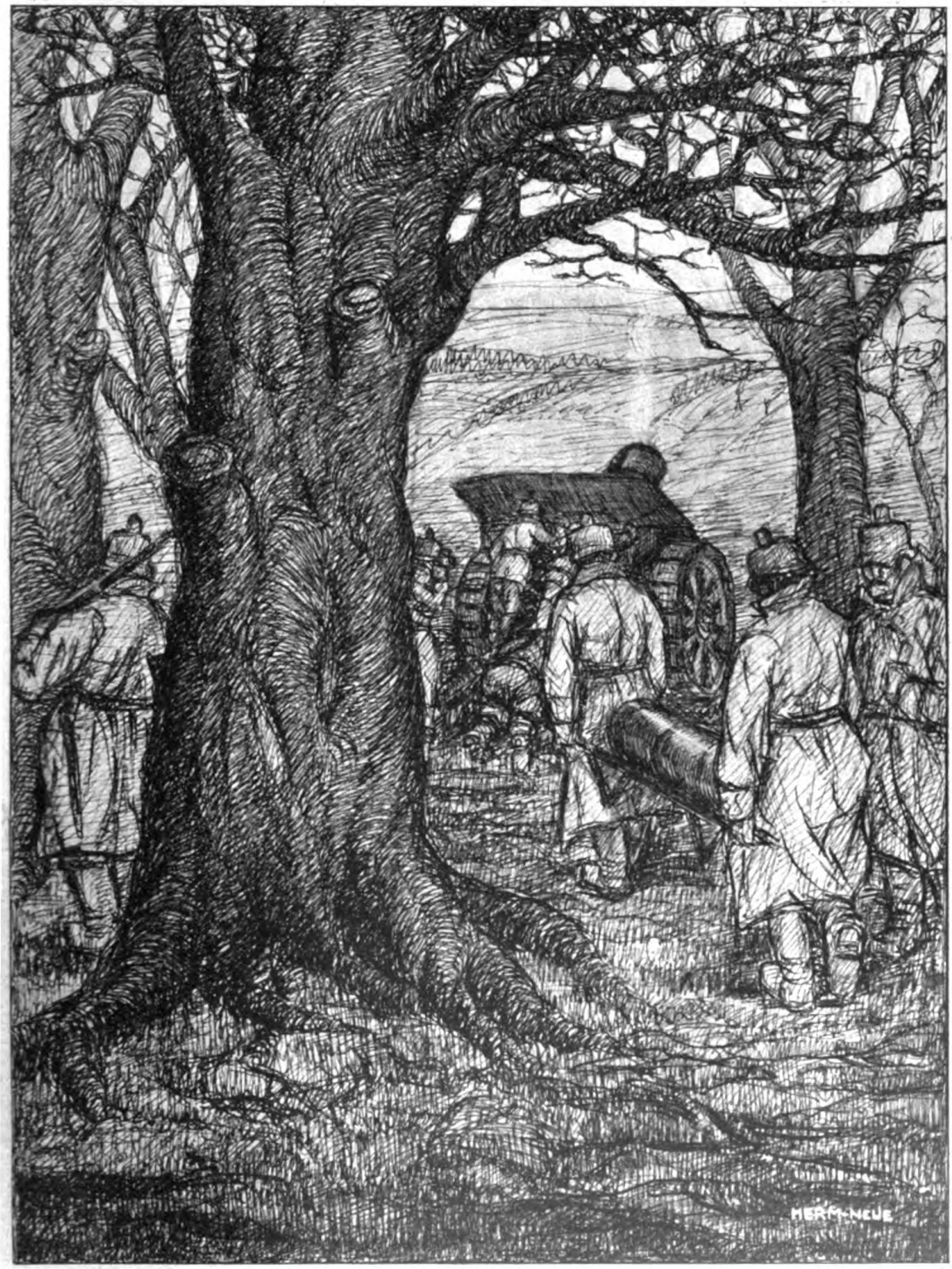
Kriegschronik

Eine Kirche in Suwalki als Etappenmagazin

Gefühl, und wir würden sie nicht herangezogen haben, wenn nicht Franzosen, Engländer und Russen, entgegen den völkerrechtlichen Abmachungen, schon so und so oft mit Stickbomben gegen uns operiert hätten. Die von deutscher Seite hergestellten giftigen Dämpfe sind aber insofern humaner, als die starke Rauchentwicklung den Gegner ja vorher warnt und ihm Zeit zur Flucht läßt; auch scheint nach englischen Schilderungen die vergiftende Wirkung der von uns gebrauchten Dämpfe nicht auf die Dauer zu schädigen, wenn man sich ihr nicht zu lange aussetzt. Das sind Milderungen dieser sozusagen chemischen Waffe, an die die Engländer zu denken nicht für nötig hielten, als sie die Lyddit-bombe erfanden — von den Franzosen gar wissen wir, wie sie ihrem Turpin wie einem Nationalheros zujubelten, als sie hörten, welch fürchterliche, unbedingt tödliche Wirkung das von ihm erfundene Turpinit hat. Das Kapitel von der Milderung der Kampfmittel und der Kriegführung ist nach der praktischen wie nach der philosophischen Seite so schwierig und verwickelt, daß die Franzosen sowenig wie die Engländer — von den Russen gar nicht zu reden — aus ihrer Geschichte oder aus ihrem Volkscharakter irgendeine Berechtigung her-

Eine russische Feldbäckerei, in der jetzt Brot für deutsche Soldaten gebacken wird

Kriegschronik



Schweres Belagerungsgeſchütz in Feuerſtellung vor Oſſowiez
Zeichnung von Herm-Neue

Kriegschronik

leiten können, hier Entscheidungen über zweifelhafte oder neue Punkte ex cathedra zu fällen.

*

Eine gewisse Parallele zu den Ereignissen um Ypern bildet die Entwicklung der Karpathenschlacht — dieser Riesenschlacht, deren Front sich auf 200 Kilometer erstreckt und deren Beginn man in den Dezember 1914, also auf mehr als vier Monate zurück, setzen darf. Damals, im Dezember, hatten die Russen fast die ganze Bukowina besetzt und waren durch die Karpathenpässe schon auf die Südabhänge des Gebirges, also ziemlich weit in ungarisches Gebiet vorgedrungen; gleichzeitig mit der Schlacht bei Limanowa, die das westliche Galizien (Krakau) und damit indirekt auch Schlesien und Wien vor der russischen Invasion bewahrte, setzte die erste österreichische Offensive ein, durch die sie bis weit nach Galizien hinein über die Karpathen zurückgeworfen wurden, um dann aber aus ihren damals noch völlig unversiegbar scheinenden Menschenreservoirs riesige Verstärkungen heranzuholen, so daß der ganze Erfolg unsrer Verbündeten in Galizien und der Bukowina (die gleichfalls schon zurückerobert war) wieder aufge-

Unser Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm“, ehemaliger Dampfer des Nord… de Bretagne“. Nach einer …

Kriegschronik

hoben wurde. Die zweite Offensive, für die sich deutsche Truppen mit österreichisch-ungarischen zu einer „Deutschen Südarmee" vereinigt hatten, begann am 25. Januar in vielversprechender Weise und brachte denn auch, trotz furchtbarem Gebirgswinter und neuen unübersehbaren russischen Verstärkungen, die erneute Rückeroberung der Bukowina und den Gewinn der meisten Karpathenpässe. Mit der Besserung des Wetters aber begannen neue, wütende Angriffe der Russen, die zunächst, besonders im Zentrum der Karpathenfront, erfolgreich abgewiesen wurden, bis neue Stürme und Kälterückfälle im März unsre Verbündeten zum Stillstand zwingen, den die Russen zur Heranholung frischer Kräfte benutzen. Dann stürzten sie sich mit aller Macht auf die durch die drei Pässe von Uzsok, Lupkow, Dukla bezeichnete Linie und brachten die von den Strapazen des Winterfeldzuges hart mitgenommenen Österreicher zum langsamen Weichen. In diesen kritischen Tagen, den letzten des März, erhielt General von der Marwitz den Befehl, die schwerbedrängten österreichischen Truppen aufzunehmen und abzulösen. Am 1. April begann das ihm nun unterstellte „Deutsche Bes-

Lloyd, versenkt im Atlantischen Ozean die französische Bark „Anne
ung von P. Direng

Kriegschronik

Proviantkolonnen auf einer Etappenstraße in Rußland. Zeichnung von Herm-Neue

kidenkorps" seine Tätigkeit, in der die Tage der „Osterschlacht" und die Erstürmung des für uneinnehmbar betrachteten Zwinin (am Morgen des 9. April) einen besonderen Glanzpunkt bildeten. Am 13. April konnte die österreichische Heeresleitung amtlich verkünden, daß die seit ungefähr 20. März dauernde russische Offensive in den Karpathen zum Stehen gekommen sei. Die Durchbruchsversuche im Laborcza- und Ondavatale waren gescheitert; die immer erneuten Angriffe im Waldgebirge zu beiden Seiten des Uzsoker Passes brachten den Russen keinen Erfolg mehr, sondern nur immer wachsende furchtbare Verluste.

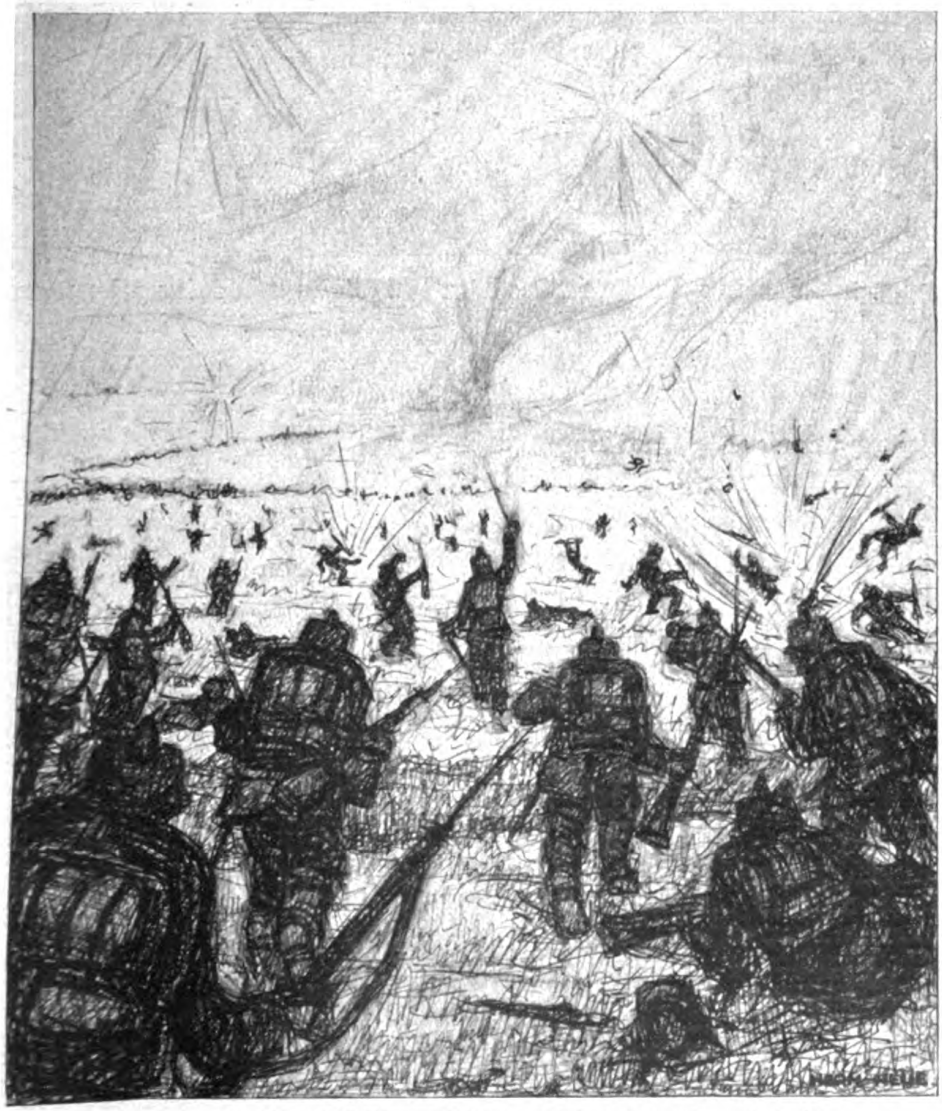
Aber die endgültige Entscheidung in diesem ungeheuren Ringen sollte nicht von den Karpathen ausgehen, sondern von einem andern Punkt der langen Schlachtfront. Am 2. Mai stürzten sich vereinte deutsche und österreichisch-ungarische Streitkräfte auf die seit Monaten hergerichtete und besetzte Stellung in Westgalizien und durchbrachen in kühnem Frontalangriff die feindliche Linie von Gromnick über Gorlice bis Malasto. Die schwere Artillerie besonders der Österreicher, die mit neuen, unsrer „fleißigen Berta" noch überlegenen Riesengeschützen hervortreten, hatte die feindlichen Befestigungen in einer Weise sturmreif gemacht, daß hier der Frontalangriff, den vor Ypern die strategische Kunst des Herzogs Albrecht mit gutem Bedacht meidet, möglich war. Freilich darf man von solchem Frontalangriff nicht den gleichen Schlachtverlauf und damit nun auch die gleichen Riesensummen von Gefangenen erwarten, wie etwa bei den Hindenburgschen Umgehungsmanövern. Mit den sechsstelligen Ziffern, die auf die erste, noch unbestimmte Siegesmeldung am Montagmorgen durch die Luft schwirrten, war es also diesmal nichts; aber in Wahrheit ist es doch ein ganz gewaltiges Resultat, daß schon am vierten Tag der Verfolgungsschlacht die Zahl der Gefangenen auf 50 000 angewachsen ist. Eine Verfolgungsschlacht; denn mit feuriger Energie, mit gewaltigem Schwung drängen die Verbündeten hinter den

Kriegschronik

weichenden Russen her, vor allem auf das eine bedacht, daß der mächtige Erfolg nicht in einen neuen, langwierigen Positionskampf verflache. Und die Folgen dieses unaufhaltsamen Vordringens teilen sich von dem geworfenen nördlichen Abschnitt der russischen Front schon dem Ganzen mit. Die Russen müssen schleunig ihre Stellungen in den Karpathen räumen, um mit diesen nicht plötzlich in der Luft zu stehen, und haben den vollen Rückzug aus dem bisher noch besetzten nordungarischen-Gebiet angetreten. So durfte der österreichische Heeresbericht am 5.Mai mit stolzer Freude melden: „Die Russen sind somit an einer zirka 150 Kilometer langen Front geschlagen und unter schwersten Verlusten zum Rückzug gezwungen!“

*

Aber noch an einer dritten Stelle gab es eine Überraschung. Längere Zeit hatten wir von Hindenburg wenig oder nichts gehört. Die Kämpfe im nördlichen Kongreßpolen, im Gouvernement Suwalki, drehten sich immer um die näm-



Sturmangriff auf die russischen Schützengräben bei Rawa
Zeichnung von Herm-Neue

Kriegschronik

Typen der von uns in den letzten Kämpfen in Russisch-Polen gefangenen Feinde: Baschkiren, Kirgisen und Tataren

lichen Orte: Kalwarja, Mariampol, Augustowo; auch die Namen der bekannten polnischen Festungen klangen wieder an, ohne daß etwas besonders Wichtiges und Entscheidendes an sie anknüpfte. Da brachte der deutsche Tagesbericht vom 30. April — derselbe, der die Meldung enthielt, daß „die Festung Dünkirchen von uns unter Artilleriefeuer genommen wurde" — die nicht minder verblüffende Nachricht vom östlichen Kriegsschauplatz: „Die Vortruppen unsrer im nordwestlichen Rußland operierenden Streitkräfte haben gestern in breiter Front die Eisenbahnlinie Dünaburg—Libau erreicht." Und dann hörten wir von ungeheuren Marschleistungen unsrer braven Truppen: in anderthalb Tagen hatten Teile von ihnen nicht weniger als 80 Kilometer zurückgelegt und waren ohne Ruhepause in die Schlacht hineingegangen, die sich bei Schawli entsponnen hatte. Gleichzeitig sind jetzt, infolge dieses glänzend durchgeführten Gewaltmarsches, der den Feind in kopfloser Flucht vor sich herfegte, die Festung Libau, die Städte Mitau und Riga bedroht und wichtige Eisenbahnlinien in den Händen der Deutschen. Mit hilflosem Geschwätz, das angeblich eine überlegene Ruhe zu heucheln sucht, möchte der halbamtliche russische Bericht über den gewaltigen Schreck hinwegtäuschen, den der deutsche Vorstoß in die Ostseeprovinzen hat hervorrufen müssen.

Der Zweck dieser Überraschung ist, darin dürften die feindlichen Kritiker recht haben, wohl nicht ausschließlich militärischer Natur. Die Russen müssen, statt mit ganzer Kraft die Wiederherstellung der für sie ungemein bedrohlichen Situation in Galizien versuchen zu können, ihre Aufmerksamkeit nun auch dem neuen Kriegsschauplatz in den Ostseeprovinzen zuwenden. Sie werden, wenn sie nicht Libau und weiterhin Petersburg preisgeben wollen, notgedrungen sich im Süden zersplittern; das bedeutet aber für unsern Verbündeten eine Entlastung, die gerade in dem Augenblick sehr wichtig und willkommen sein wird, da Italien von ihm für Aufrechterhaltung seiner, der italienischen, Neutralität eine immer höhere Belohnung fordert.

*

Für Italien ist es wirklich ein recht unangenehmes Zusammentreffen, daß in

Kriegschronik

dem Augenblicke, der über seine Wahl zwischen den beiden Mächtegruppen entscheiden soll, diejenige, von der es sich nach dreißigjährigem Bündnis abzuwenden geneigt scheint, auf allen Seiten eine ungeminderte, ja immer wachsende Schlagkraft betätigt. Der glänzenden Offensive in Belgien, in Galizien, in Kurland reiht sich die nicht minder glückliche Defensive an, mit der die Türkei in erneutem Kampf den Zugang zu ihrem Haus, die Dardanellen, in eigener Hand behauptet. Lange Wochen hatten die englischen und französischen Angriffskräfte gebraucht, um sich von der schweren Niederlage zu erholen, die ihnen die selbstmörderische Torheit ihrer Flottenaktion im März eingebracht hatte. Erst spät im April kehrten sie mit einer bedeutend verstärkten Flotte und mit einer stattlichen Anzahl von Landungstruppen zurück, um jetzt erst den einzigen Weg zu versuchen, der, wenn überhaupt einer, zur Aufbrechung der Dardanellen führen kann: gleichzeitige Angriffe zur See und zu Land. Seit dem 25. April sind diese neuen Kämpfe im Gang; an vier Stellen der europäischen, an einer Stelle der asiatischen Landseite wurden Truppen ausgeschifft und rückten, gedeckt durch mächtiges Artilleriefeuer von den Schiffen her, gegen die türkischen Befestigungen an. Aber die Türken hatten unterdes ihre Stellungen so trefflich ausgebaut und stürzten sich dem feindlichen Angriff mit so unerschrockenem Mut entgegen, daß die gelandeten Truppen zum größten Teil wieder auf die Schiffe zurück oder ins Meer getrieben oder am Land aufgerieben wurden. Neben den gewaltigen Verlusten an Mannschaften haben die Verbündeten auch wieder schwere Schiffsverluste zu verzeichnen: nicht weniger als drei feindliche Panzerkreuzer, ein französischer und zwei englische, wurden kampfunfähig gemacht, ein englisches Linienschiff schwer beschädigt, ein englischer Torpedobootszerstörer versenkt und zwei Transportdampfer getroffen. Außerdem aber sind nicht weniger als fünf Unterseeboote und eine Reihe von Booten und Segelschiffen, die mit Soldaten besetzt waren, zugrunde gegangen. So hat es ganz den Anschein, als sollte das Wort, das Moltke vor ein paar Menschenaltern aussprach, daß die Dardanellen überhaupt nicht einzunehmen

Erbeutete russische Gewehre und Patronen aus den letzten Kämpfen

Kriegschronik

seien, sich in diesen kritischen Augenblicken zum Heile der Türkei, zum Frommen ihrer Verbündeten vollauf bewahrheiten. Auch hier hat seit dem Dardanellensieg vom 18. März der militärische Erfolg politische Nebenerfolge gezeitigt, indem er den noch nicht in den Krieg verwickelten Balkanländern, dem deutschfreundlichen Bulgarien wie den mehr dreiverbandfreundlichen Staaten Griechenland und Rumänien, den Entschluß erleichterte, handelt sich hier offenbar um die Absicht, die Stimmung zwischen den feindlichen Völkern immer mehr zu verbittern; wie eine solche Verbitterung bei dem angegriffenen Teil selbstverständlich ist, so wächst sie doch auch drüben in Frankreich, wo die Bevölkerung die deutschen Vergeltungsmaßregeln zu spüren bekommt, während ihr von der Regierung verschwiegen wird, daß es sich eben um wohlverdiente und berechtigte Strafakte han-

Ein Minenwerfer in den Schützengräben unsrer Verbündeten in Tätigkeit

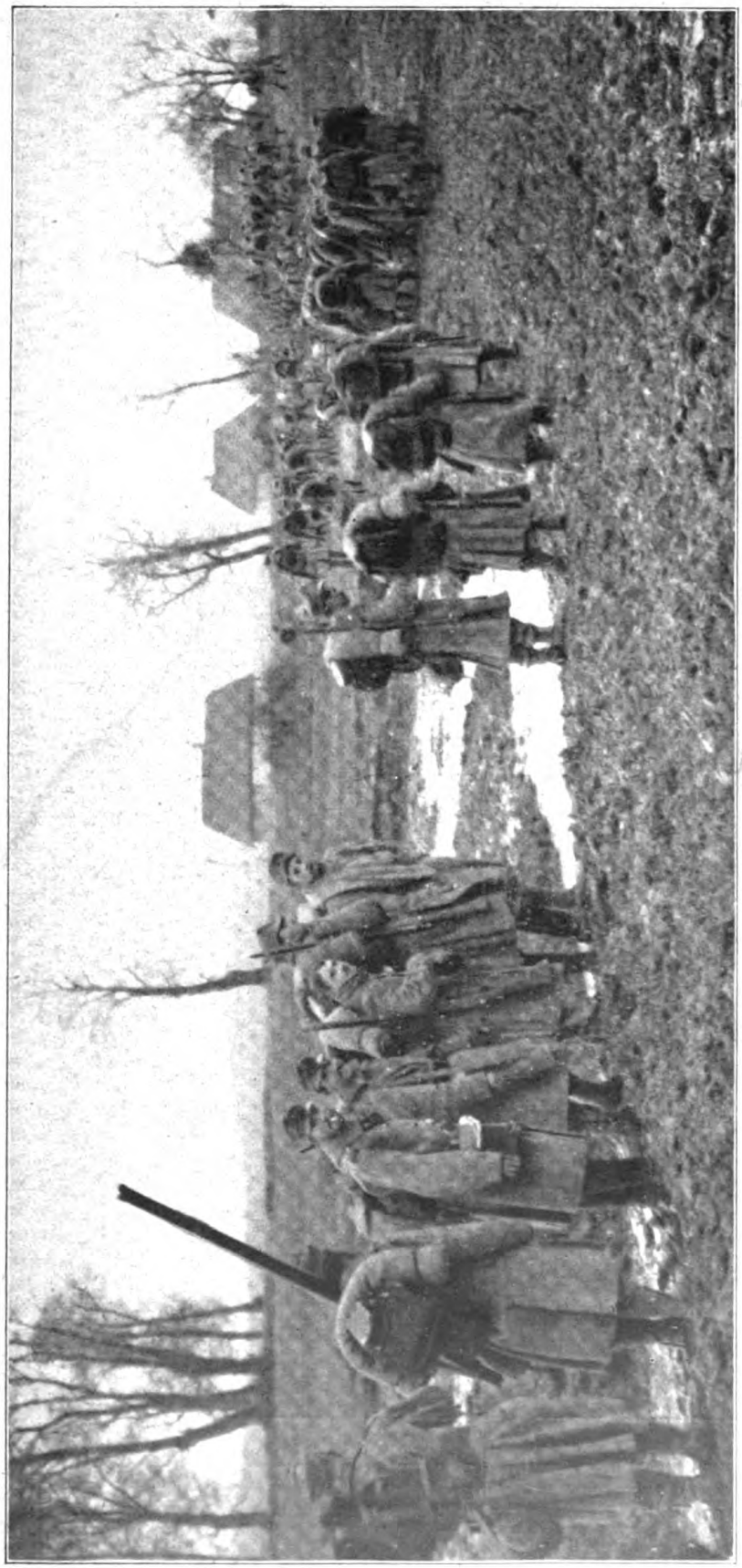
trotz Lockungen und Drohungen der Entente vorläufig in der Neutralität zu verharren.

*

Ein wichtiger Zug in dem Bild der gegenwärtigen Kriegslage ist die Verschärfung des Luftkrieges und der Kämpfe zur See. In der letzten Zeit haben sich die Fälle gehäuft, daß französische Flugzeuge in skrupelloser Weise offene, unbesetzte und unverteidigte Plätze, besonders im südlichen Baden, beschossen. Es delt. Wir dürfen uns damit trösten, daß die Tüchtigkeit unsrer Luftflotte sich immer besser bewährt. Die Streifzüge unsrer Zeppeline und Flugzeuge über den Kanal hinüber oder über französische Festungen und Waffenplätze mehren sich fortgesetzt und mit ihnen die Schädigungen, die durch sie unseren Feinden zugefügt werden.

In einer Weise, die immer rücksichtsloser allen Regeln des Völkerrechts, allen Rechten der Neutralen hohnspricht, führt England den Seekrieg. Die englische

Regierung, die ihren Handelsschiffen riet, sich hinter falscher Flagge zu verstecken, organisierte zugleich einen richtigen Franktireurkrieg zur See, indem sie alle Handels- und Fischdampfer bewaffnet und ihnen Prämien für das Erlegen deutscher Unterseeboote erteilt. In Mißachtung der Rechte der kleinen Staaten, für die das edle Albion angeblich kämpft, wurde der deutsche Kreuzer „Dresden“ in den neutralen chilenischen Gewässern, wo er sich zur Reparatur aufhielt, in Grund geschossen; ja es geschieht öfter, daß schwerbewaffnete englische Marinesoldaten sich den Zugang auf neutrale Schiffe auf der Fahrt durch die Nordsee erzwingen, um wenn möglich von diesem neutralen Boden aus deutsche Unterseeboote zu beschießen. All das muß die schärfsten Gegenmaßregeln zur Folge haben; und so ist es unvermeidlich, daß auch von deutscher Seite jetzt



Kilophot, Wien

Österreichische Truppen auf dem Vormarsch in Rußland

Kriegschronik

manchmal Schiffe neutraler Länder die Härten des Seekriegs zu fühlen bekommen, auf die sie übrigens durch die loyale deutsche Erklärung vom 4. Februar längst vorbereitet sind. Immer reger wird dabei die Tätigkeit unserer wackeren Unterseeboote, durch deren Tatkraft und weiten Aktionsradius sogar schon die Russen den Verkehr mit ihrem wieder eisfrei werdenden Hafen Archangelsk bedroht fühlen. Ohne Verluste geht es in diesem Kleinkrieg natürlich auch für unsre Torpedo- und Tauchboote nicht ab: der schmerzlichste, am tiefsten und allgemeinsten empfundene Verlust war der Untergang von U 29 mit seinem unvergeßlichen Führer Otto Weddigen. Das Schweigen der englischen Admiralität über die Art, wie U 29 vernichtet wurde, läßt sich nur so erklären, daß es einem Schurkenstreich zum Opfer fiel. Wie dem auch sei, Otto Weddigen und die Seinen sind eines rühmlichen Heldentodes gestorben. Er wird in der Geschichte der deutschen Flotte, in den Herzen des deutschen Volkes fortleben mit dem Ruhm seiner Taten, der Tragik seines geheimnisvollen Untergangs.

Die Witwe des Fürsten Herbert Bismarck hat zu Weddigens Gedächtnis einen Lorbeerkranz am Sarkophag des ersten Reichskanzlers niedergelegt. Das ist vielleicht die schönste und sinnvollste Ehrung, die dem in achilleischer Jugend dahingegangenen Seehelden zuteil werden konnte! xy.

Illophot, Wien

Österreichisch-ungarischer Schützengraben an einem Fluß in Ostgalizien

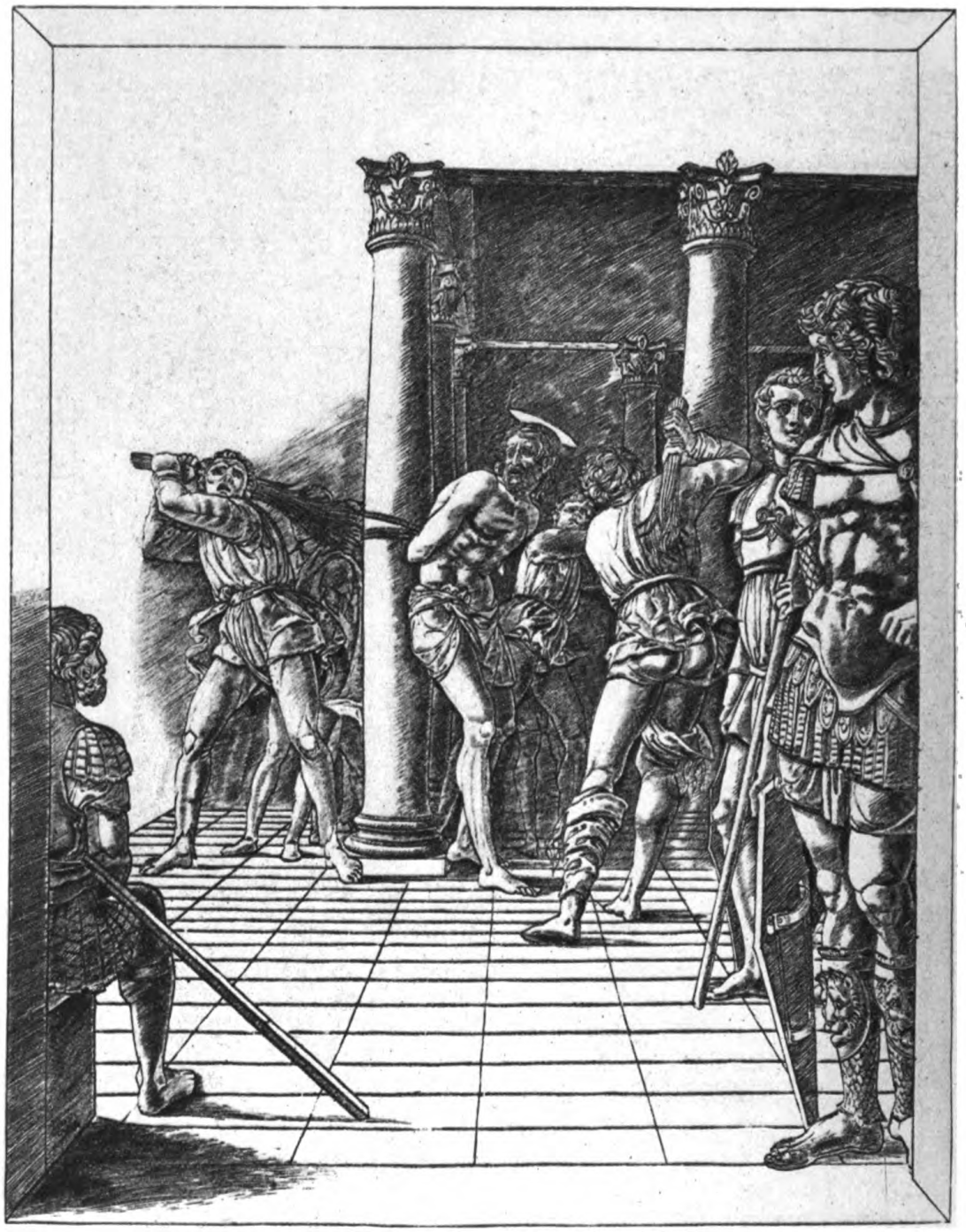
Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.

TIEFDRUCK DER DEUTSCHEN VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

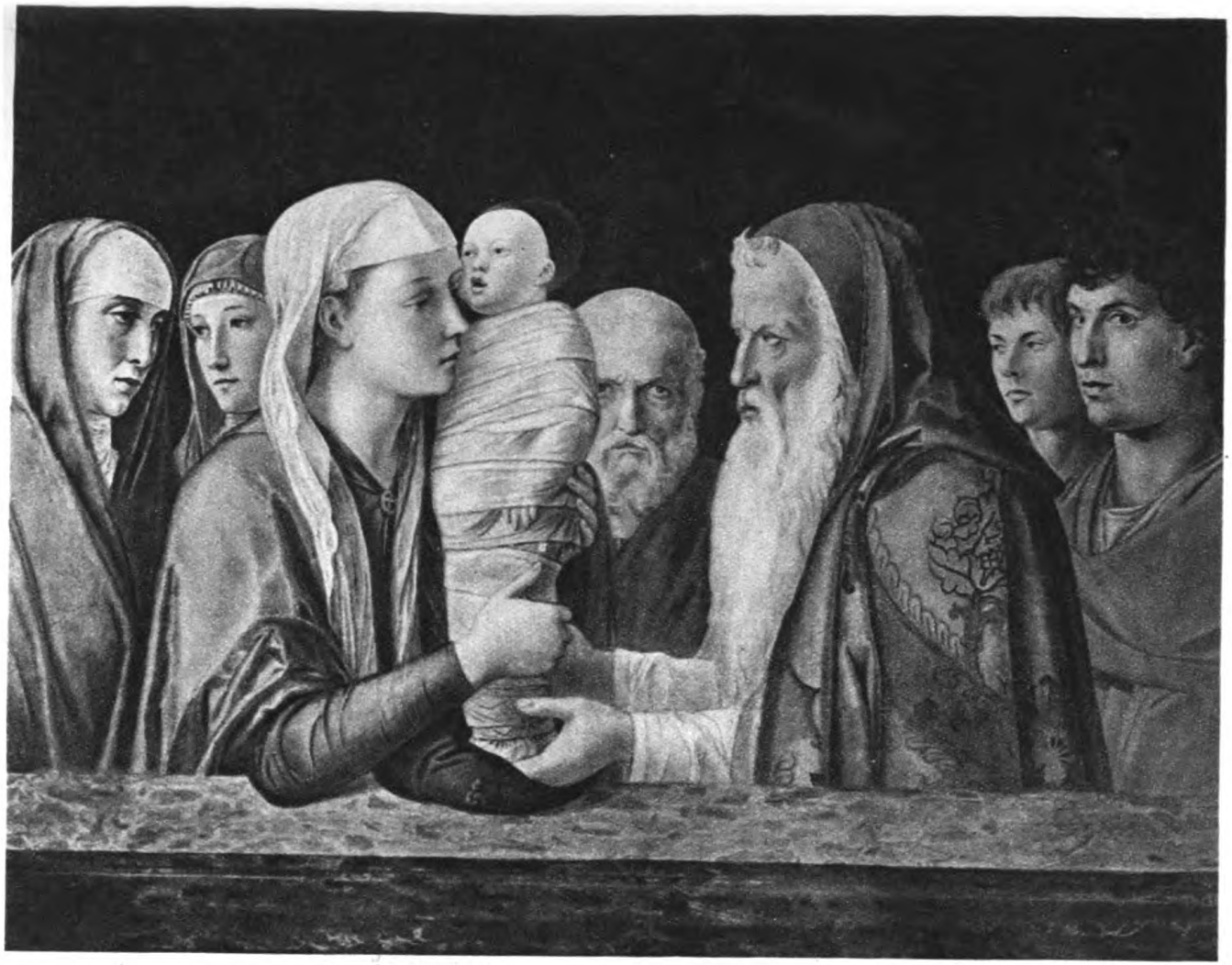
Memling: Madonna mit dem Kinde und Engeln

Memling: Weibliches Bildnis

Mantegna: Bildnis des jungen Kardinals Francesco Gonzaga

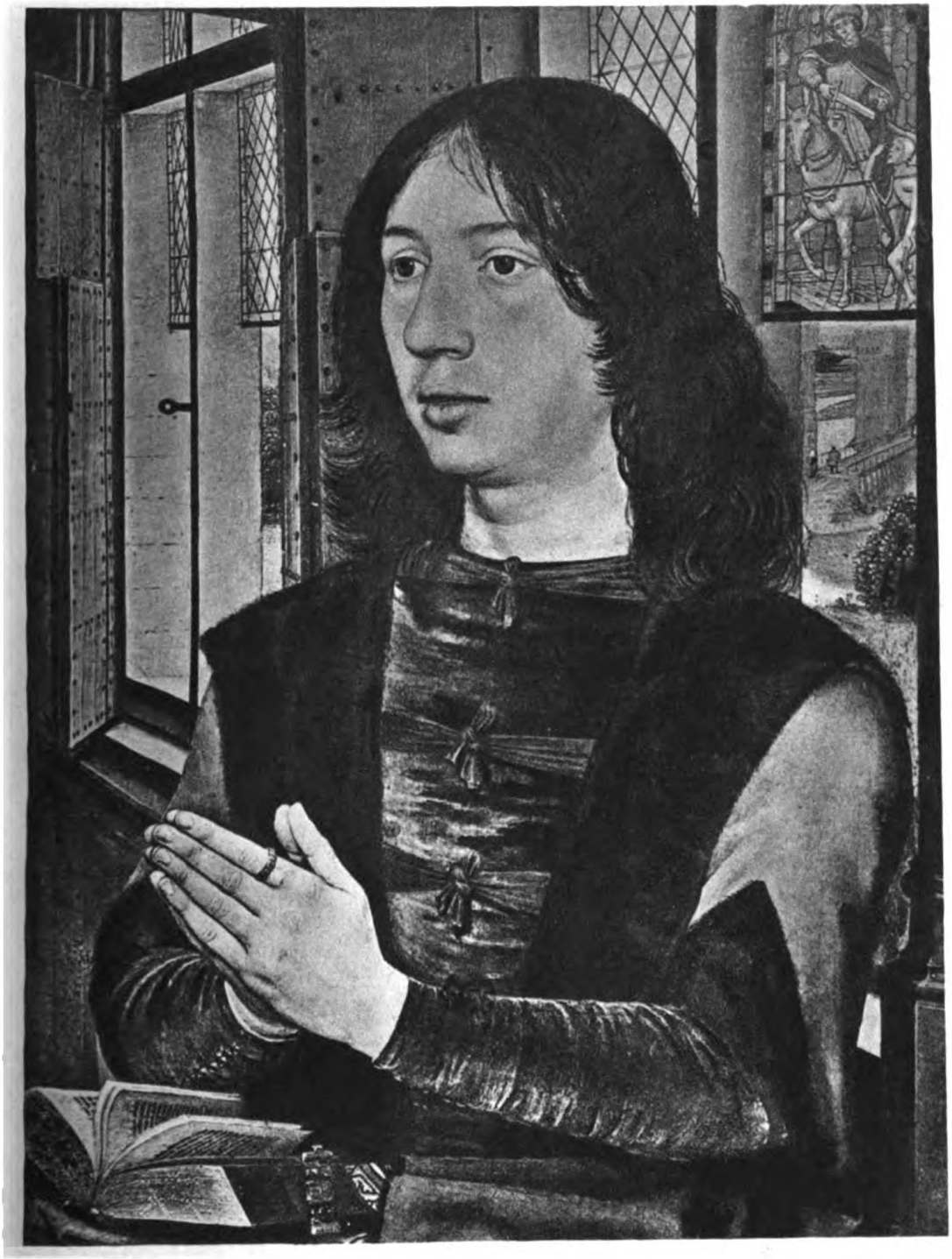


Mantegna: Die Geisselung Christi



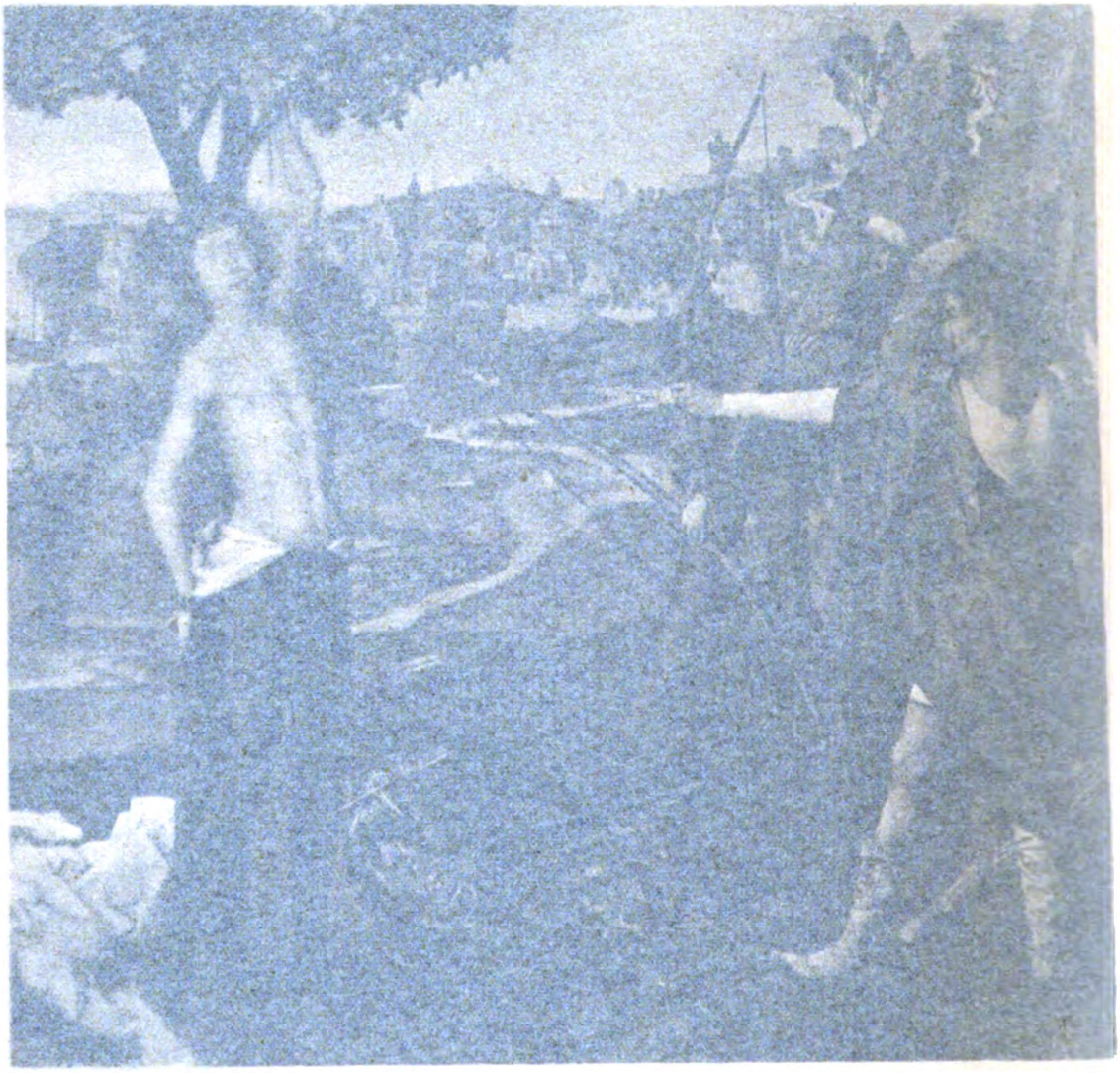
Mantegna: Die Darbringung Christi im Tempel

Mantegna: Aus der „Madonna mit dem Kinde in den Wolken"



Memling: Rechter Flügel des Diptychons des Martin Nieuwenhove

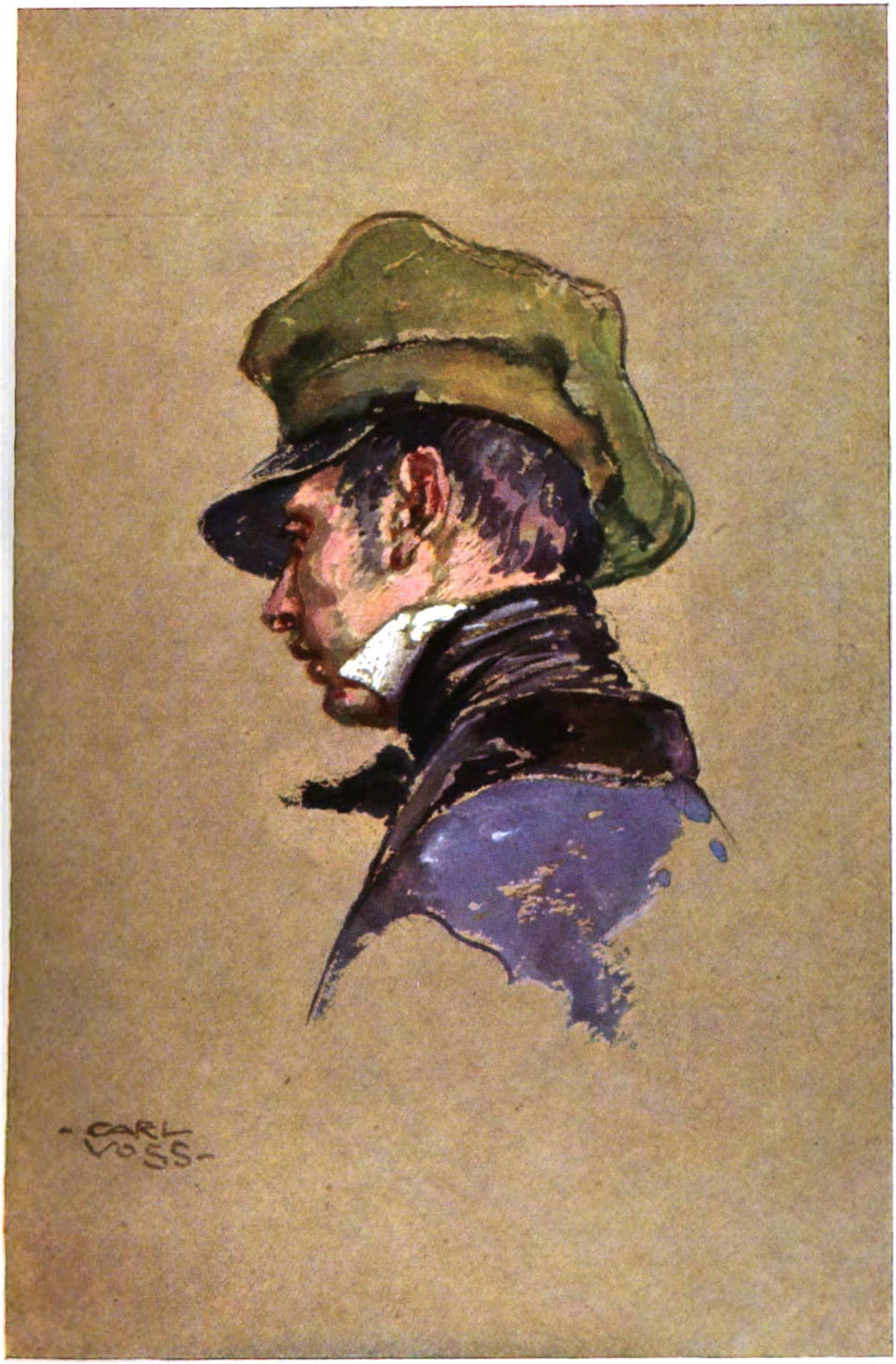
Memling: Das Martyrium des heiligen Sebastian



Mantegna: Das Martyrium
des heiligen Sebastian

Studie. Nach einem Aquarell von Carl Voß

Fresko: Das Martyrium
des heiligen Sebastian



Studie. Nach einem Aquarell von Carl Voß

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Der Rubin der Herzogin

Roman

von Rudolf Presber

(Schluß)

„Ja, ja, die Polizeihunde . . .“ meinte Pilzheimer.

„Die auch mal,“ erwiderte Kloppenbusch. Aber selten. Und wenn zufällig 'ne Hundedame in der Nähe wohnt — adieu Nase, Spürsinn, Intelligenz, Dressur! Nein, aber da wird bei einer alten Rentiere eingebrochen, die sich immer noch ihre verhutzelte Haut voll Brillanten hängt. Verloren wäre die Person. Aber sie hat einen grünen Papagei, ein Lorchen. Und wie das Vieh auf seiner Stange ein Gekrabbel auf dem Vorplatz hört, da sträubt es seine Federn und ruft ins Dunkel: „Hurra — hurra — ei, wer kommt denn da!“ Das hören und die Hosen voll Angst haben und umdrehen und davonlaufen — ist eins. Denn wer mit so freudiger Stimme zwei Einbrecher begrüßt, der hat doch sicher in jeder Hand einen Revolver. Die Juwelen waren gerettet.“

Die Herren lachten.

„Ja, das ist noch gar nichts. In Leipzig steigt voriges Jahr so ein Gauner in ein offenes Fenster ein. Bei einem reichen Herrn, einem Sammler von Kuriositäten. Tastet sich vorsichtig in den Sammlungen des Sonderlings herum, greift mit der Hand in ein Aquarium — und brüllt, als ob er am Spieße stäke. Steckt auch am Spieß; denn er hat in dem Bassin einen Zitterrochen zu fassen gekriegt. So einen Fisch, verstehn Sie, aus dem Mittelländischen Meere, der einen elektrischen Strom heimlich im Leibe hat, und der jedem, der ihn angreift, einen derben elektrischen Schlag besorgt. Der Kerl ist nicht wiedergekommen, kann ich Ihnen sagen ... Übrigens — ich wohne nie Parterre, wegen der Einbrüche ... aber ich hab' mir zur Vorsicht auch einen Papagei angeschafft. Und einen Zitterrochen. Dreie sind nun schon krepiert. Der vierte scheint sich zu halten. Bloß, ich hab' den Verdacht, es ist gar keiner. Und ausprobieren möcht' ich's nicht. Wer kriegt — wenn er's vermeiden kann — gern elektrische Schläge?“

 Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

„Schön und gut," nickte Pilzheimer und steckte sich eine neue Zigarre an. „Aber ich hätte — auch ohne Lorchen und Zitterrochen — doch weniger Furcht vor den sogenannten schweren Jungen, als vor den ... nun sagen wir: vor den leichten Jungen, den ganz leichten. Ich werd' Ihnen erzählen, was uns passiert ist. Meiner Frau und mir. Also wir wohnen da, zwei Jahre sind's her, in Wiesbaden in einer Pension — meine Frau hatte Rheumatismus. Seit sie geerbt hat, hat sie immer so etwas. Da wohnt doch so ein geschniegelter Ausländer mit uns Wand an Wand. Ein Russe, sagt er. Adlig natürlich. Man sieht außerhalb Rußlands ja nie einen Russen, der nicht adlig ist. Meist sind sie verwandt mit der Baronin Krüdener, oder haben Besitzungen in der Krim oder sonstwo, wo unsereiner nicht hinkommt. Mir gefiel der Kerl gleich nicht. Er roch wie ein Seifengeschäft, und ging nie anders als in Lackstiefeln. Aber meiner Frau schenkte er immer Blumen — Rivieraveilchen, Orchideen. Nun, Sie kennen ja meine Frau, ich brauch' Ihnen nicht zu sagen, daß nicht übermäßig viel Leute auf den Einfall kommen, gerade ihr Rivieraveilchen und Orchideen zu schenken. Sie schenkt auch nie was wieder. Ja, und dann brachte er ihr russisches Konfekt mit in Blechbüchsen. Gräßlich süß. Man glaubt, man hat eine ganze Konditorei verschluckt, wenn man so ein Lutschdings glücklich unten hat. Aber meine Frau — weg, einfach weg. „Ein Kavalier." „Adel bleibt Adel." „Ja, die Russen!" „Alte Kultur" — ich danke! Und unangenehme Vergleiche mit mir. Der Kerl also macht in Spiritismus, verstehn Sie. Tischrücken gelang ganz gut. Wir sind so 'nem Mahagonispieltischchen durch drei Zimmer nachgerast wie die irrsinnigen Affen. Geisterschrift gelang nicht recht — er hatte immer die Finger voll Kreide nachher, wenn wieder hellgemacht wurde, und was auf dem Fußboden geschrieben stand, konnte keiner lesen. Aber — sagt er — er wird einen großen Zauber mit uns machen. Na, den hat er denn auch gemacht! Er wird uns an zwei Stühle festbinden, sagt er, ganz fest. Mit Seilen, die hat er zufällig in seinen Koffer gepackt. Und dann wird er indisches Räucherwerk entzünden, sagt er, ohne uns anzufassen. Ohne ein Seil, einen Knoten zu berühren. Und auf einmal werden die Fesseln von selbst von uns abfallen ... Ich mache mir nichts daraus, festgebunden zu werden an einem Stuhl — und aus indischem Räucherwerk mach' ich mir schon gar nichts. Aber meine Frau sagt: ich bin ein Banause, und man muß die unbekannten Kräfte prüfen. Ich warne nochmal: „Du wirst niesen müssen von dem indischen Räucherwerk, und du kannst dir nicht die Nase putzen, weil du doch angebunden bist." Hilft nichts. Sie will sich lieber nicht die Nase putzen. Also schön. Der adlige Russe schließt die Fensterläden und Stores ganz dicht — bei uns war's, im Salon, nur wir drei —, knipst die Kronen aus, steckt bloß eine elende Kerze an. Wir waren angebunden und nicht zu knapp an ein paar hochlehnige, schwere Stühle. Er redet dazu in uns hinein — er spürt schon, sagt er, es ist ein „Fluidum" da. Meine Frau seufzt, die Seile schneiden ihr in die Handgelenke — aber er sagt: das hört auf, wenn das „Fluidum" erst recht rumkommt im Zimmer. Dann gießt er ein Pulver auf ein Silberschälchen und zündet's an. Also das gibt einen mörderischen weißen Dampf, der einen süßlichen Geruch hat und die Augen elend beizt. Er selber hält sich sein parfümiertes Taschentuch vor und weht

uns mit einem Fächerchen, das er in der andern Hand hält, immerzu den süßlichen, warmen Dampf ins Gesicht. „Geht's jetzt los?“ frag' ich und merke, wie ich gräßlich müde werde. „Gleich,“ sagt er — und schon hab' ich wieder 'ne weiße Wolke im Gesicht. Mein letzter Eindruck ist, daß meiner Frau ihr Kopf ein paarmal aufnickt, als wollt' sie sich gegen den Schlaf wehren. Und dann — ja, und dann bin ich in einem botanischen Garten oder wo, riesige Kakteen stehen herum mit grünen Stachelgesichtern und Aloen. Und allerlei wunderliches Viehzeug springt herum — — ich erinnere mich dessen noch ganz gut — und ein Lama, ein weißes Lama, so wahr ich lebe — ich habe sonst noch nie von einem Lama geträumt — leckt mir immerzu das Gesicht ab. So von unten nach oben, mitten über die Nase. Wie lang das Lama geleckt hat und ich geschlafen habe, weiß ich nicht ... Die Pensionsmutter hat, als wir nicht zum Abendessen kamen, und das Klopfen nichts nützte, und ein widerlicher Duft aus der Türritze drang, das Zimmer gewaltsam öffnen lassen ... Na, was soll ich Ihnen sagen, meiner Frau ihre Brillantbrosche war fort, und mein Ring war fort, und meine Uhr war fort, und meine Brieftasche, meine Krawattennadel waren fort. Und der adlige Russe war auch fort. Wir aber — meine Frau und ich — saßen friedlich, angebunden, damit wir ja nicht vom Stuhl fallen, und schliefen mit heraushängenden Zungen wie die Toten ...“

„Donnerwetter!“ Kloppenbusch war sehr erregt. „Und sind Sie wieder wach geworden?“

„Es scheint so. Aber das Kopfweh! Und auch sonst ... ich glaube, die Seekrankheit ist ein Spaß dagegen. Drei Tage lang. Und da wir ganz benommen waren und konfuse Dinge redeten, war der „adlige Russe“ längst über alle Berge — mindestens über Taunus und Westerwald —, als wir endlich klar erzählen konnten, wie diese Wundersitzung verlaufen war.“

„Und Sie haben nie was von dem Gauner wieder gehört?“

„Gehört — i wo! Bloß manchmal hab' ich ... ja, Sie werden lachen — gerochen hab' ich den Kerl. Sein Parfüm, wissen Sie, das so stark war und so eigenartig. Wie ein Seifenladen und doch wieder wie der heiße Atem einer fremden Pflanze, die vielleicht — sehr schön anzusehn und sehr giftig — in Indien wächst oder noch weiter östlich ... Natürlich Einbildungen, Sinnestäuschungen. In einem Tunnel auf der Brennerbahn ist mir das mal passiert, dann vor ein paar Monaten im Spielsaal von Monte. Und neulich sogar, wie ich — vor Tanger — zum erstenmal abends unten in den Speisesaal komme.“

Sie sollten mal,“ sagte Kloppenbusch und setzte sich erregt in seinem Sessel auf, „sollten mal den Herrn Schwammerl konsultieren. Den Wiener Herrn dort, wissen Sie, dem sein Beruf ist doch das Riechen, verstehn Sie, das Proberiechen. Er hat, sagt er mir, ein Parfüm für eine Großfürstin zusammengerochen — so, wissen Sie, die Nuancen aus lauter Parfümen — da kostet das Fläschchen davon zweihundert Gulden. Und seine Nase ist versichert, lassen Sie sich erzählen, seine Nase ...“

... Während Kloppenbusch mit großem rhetorischem Aufwand die Geschichte von dieser kostbaren, hoch versicherten Nase erzählte, bemühte sich wenige Schritte davon entfernt ihr glücklicher Besitzer emsig, im Wettbewerb

mit Kreuzwendedich von Reubke, um die Gunst Tilly Schuchs, die in sentimentaler Stimmung, wie sie die Angst vor der Seekrankheit leicht erzeugt, für zarte Huldigungen empfänglich war.

Nach Überprüfung sämtlicher sicherer Mittel, die ihr genannt worden waren, hatte sich die schöne blonde Frau entschlossen, weder immerzu Natron zu nehmen noch die Füße stundenlang in heiße Bäder mit Sodazusatz zu senken. Auch auf die angewärmten Kognaks mit Eidottern hatte sie verzichtet, weil ihr schon schlecht wurde, wenn sie daran dachte. Aber die Überzeugung ängstigte sie, daß der wichtigste Schutz, den sie gegen die Tücke des Meeres besessen, ihr Amulett, verschwunden sei. Der Verlust des Rubinrings, an den sie auf dem Festlande und bei ruhiger See weniger schmerzlich gedacht, quälte jetzt ihre fatalistische Seele wieder, und sie sprach davon zu den beiden Herren, die links und rechts, wie zu ihrem Schutze, langgestreckt, die Köpfe ihr zugeneigt, in den Stühlen lagen. Aufgewühlt aber war die Sache wieder durch einen merkwürdigen Zettel von der Hand und mit der Unterschrift Mückes, den ihr sein Steward auf der Höhe von Kap Finisterre überbracht hatte, und auf dem zu lesen war: er glaube ihr wichtige Mitteilungen über den Verbleib des Ringes machen zu können, und er bitte sie deshalb, in der Angelegenheit nichts zu unternehmen, gar nichts, ehe sie ihn gesprochen. Aber er kam nicht, mit ihr zu sprechen. Statt seiner war heute früh der Steward wieder bei ihr erschienen mit einem zweiten Zettel: er, Mücke, bitte höflichst, die erste Mitteilung als ungeschehen zu betrachten, da ein Irrtum seinerseits vorliegen müsse. Jetzt war sie so gescheit wie vorher, aber wesentlich unruhiger. Denn ihr kam vor, als ob da irgendwelche fatalen Intrigen gesponnen würden, die sie noch schlimmer schädigen konnte, als es schon durch Verlust des seltenen Schmuckstückes geschehen.

„Also, Gnädigste, sein S' ganz ruhig —" sagte Schwammerl und legte den Zeigefinger wichtig ans Kinn zwischen die frisch ausrasierten Franz-Josefs-Koteletten — „also, bitt schön, mir hat der Friseur etwas g'sagt vorhin — der Herr Beppo — —"

Kreuzwendedich von Reubke hörte den Friseur ungern nennen. Seit Beppo Marlettino in seiner Zerstreutheit die Bauchtanzfilms mit den marokkanischen Gruppenaufnahmen Viktorias verwechselt und ihn dadurch in den Geruch eines Wüstlings gebracht hatte, rasierte er sich selbst. Das dauerte allerdings sehr lange, und das Englischpflaster seiner Reiseapotheke war schon beinahe aufgebraucht; aber Strafe mußte sein. Tilly schien die Angelegenheit verziehen oder doch schon halb vergessen zu haben; und er wußte sich stets so neben sie zu placieren, daß ihr die Verwundung am Ohrläppchen, in das ihn Fatme gebissen, nicht zu Fragen und Vermutungen Anlaß gab. Und jetzt mußte dieser unselige Schwammerl den Namen des ruchlosen Bartkratzers ganz harmlos wieder in die Unterhaltung werfen! Wirklich — ganz harmlos? War das nicht am Ende eine pfiffige Finte des Rivalen?

Kreuzwendedich überlegte. In seiner Tasche knisterten zwei wenig erfreuliche Briefe, die er gerade noch vor der Abfahrt von Lissabon in Empfang genommen. Der eine war von der unvermählten, vermögenden Tante, der „Fischotter", die ihm dankte für einen aus Genua gesandten Blumengruß aus dem Süden, der leider nicht gut verpackt gewesen und ziemlich verwelkt an-

gekommen sei. Dieser Brief enthielt dann noch die Mitteilung, daß die Tante vorübergehend an schmerzhaftem Rheumatismus gelitten, jetzt aber durch schwedische Massage einen so herrlichen Gesundheitszustand gewonnen habe, daß sie von Heiterkeit und Zuversicht erfüllt sei und wohl hoffen dürfe, das Patriarchenalter jener Ursula von Reubke zu erreichen, die, wie er wisse, ein Jahr vor Oliver Cromwells Tod geboren sei, und die Schlacht von Kolin noch in voller Geistesfrische erlebt habe. Was sie ihm auch von Herzen wünsche ... Von dieser Seite war also keine baldige Veränderung seiner Glücksumstände zu erwarten. Niederschmetternder noch war aber der zweite Brief, der schon seit drei Wochen hinter ihm herreiste, um ihm endlich in Lissabon mitzuteilen, daß sein Anwalt rate, weitere kostspielige Versuche zu unterlassen, das Bankdepot des in England verstorbenen Onkels Roderich, des närrischen Legationsrates außer Diensten, ausfindig zu machen. Die Oberin Veronika von Reubke — so schrieb der Anwalt —, deren Einwilligung zu einem Prozeß gegen die englischen Banken, die etwa in Betracht kämen, notwendig sei, habe ihm ein umfangreiches Schreiben gesandt. Dieses habe Strafporto gekostet, da die würdige Dame wiederum einige Heiligenbilder beigelegt, die zu seiner, Kreuzwendedichs, Verfügung stünden. Des weitern habe ihm die fromme Dame mitgeteilt, daß ihr der Kaiser einen Hirtenstab und das Prädikat „Exzellenz" verliehen habe, und daß sie im Klostergarten jetzt sehr interessante Versuche mit Orchideen aus Ostindien und Guatemala mache und sich zu diesem Zwecke Moorboden, Sumpfmoos und Heideerdebrocken aus den verschiedensten Teilen Deutschlands habe kommen lassen. Was die Erbschaft anbetreffe, so sei sie nach wie vor an ihr Gelübde und die Ordensregeln gebunden und leider nicht imstande, einen Notar oder irgendein andres Wesen männlichen Geschlechts zur Ausstellung einer Urkunde in diesem irdischen Leben noch zu empfangen. Sie sende ihm — dem Rechtsanwalt Cohn VII — sowie ihrem lieben Neffen Kreuzwendedich ihren Segen; bitte herzlich, von weiteren Briefen in der Erbschaftsangelegenheit absehn zu wollen; sei aber gerne bereit, als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit für die gutgemeinten Bemühungen sowohl ihm, dem Rechtsanwalt Cohn VII, wie ihrem lieben Neffen Kreuzwendedich, im nächsten Frühjahr einige junge Pflanzen besonders schöner Orchideensorten — vielleicht der violetten aus Guatemala — gut verpackt zum Selbstkostenpreis zu übersenden, sofern der liebe Himmel ihrem Werk seine Gnade und ihren Warmhäusern hübsch warme Sonne schenken wolle.

Dies alles nochmals überdenkend, entschloß sich Kreuzwendedich, heute noch Tilly zu erklären, daß er ohne sie dieses irdische Leben nicht länger ertragen könne. Er wollte mit schönem Freimut hinzufügen, daß er ihr zwar Glücksgüter nicht zu bieten habe, aber daß sie ja selbst — Gott sei Dank ... nein, so herum ging's nicht — aber: daß die gütige Liebe eines edlen Frauenherzens darüber hinwegsehe ... Da hatte er sich doch mal ein paar wunderhübsche Verschen notiert, die ausklangen in einen Preis der hochherzigen Seele, mit der einst der Himmel die Brust der Frau ausgestattet. Wie ging das doch? Richtig, so fing's an:

Natur sorgt unverdrossen — Dem Fische gab sie Flossen,
Und treu für jedes Kind! — Das Horn gab sie dem Rind.

Dem Rind ... dem Rind ... Donnerwetter, wie ging das nun weiter? — Dem Rind ...

„Was woll'n S' denn immer mit dem Rind, Herr von Reubke?"

Kreuzwendedich erschrak heftig. Er hatte wieder mal laut gedacht und begegnete nun Schwammerls fragenden Augen, die durch die Verblüffung nicht intelligenter wirkten. Er wollte eine Entschuldigung stammeln und sagen, daß dieses Rind in einen vortrefflichen Vers gehöre, der ihm gerade eingefallen und keineswegs irgend etwas mit den geschätzten Anwesenden zu tun habe ... Aber da sah er in Tillys Gesicht. Es war graugrün. Nur die Nasenspitze leuchtete schneeweiß wie ein kleiner Eisberg.

„Ist Ihnen nicht wohl, gnädige Frau?"

„Ich fürchte — es wird ... oh! ... wird besser sein, wenn ich nach meiner Kabine ..."

Reubke stand schon neben ihr und reichte ihr ernst und offiziell den Arm. Auf den Einfall war Schwammerl nicht gekommen. Leute, denen's schlecht wurde — und waren's die schönsten Blondinen — versetzten ihn in Unruhe.

Auf Reubkes Arm leicht gestützt, ging Tilly mit einem etwas mühsamen Lächeln nach dem Treppenhaus: „Promenadendeck Nummer sechzehn — Sie wissen. — Mir wird schon wieder etwas besser."

Aber es war sehr seltsam. Mit jedem Schritte, den Kreuzwendedich, gegen die schwankende Schiffsbewegung ankämpfend, vorwärts tat, mehrte sich ein heftiges Unbehagen, das ihm plötzlich heiß aus der Magengegend aufstieg. Er fühlte, daß sein Arm zitterte. Seine Beine auch. Die Schläfen wurden feucht. Das Herz klopfte wie ein Hammerwerk. Ihm war zumut, als ob seine Eingeweide locker im Leibe hingen und eigensinnig eine der Schiffsbewegung entgegengesetzte Drehung versuchten. Sein Hirn fühlte er deutlich bei jeder Hebung wider die Hirnschale prallen. Vor den Augen — hoppla, da war eine Stufe! — vor den Augen flimmerte ihm ein violetter Funkenkranz.

Seine Gedanken verwirrten sich. Warum ging er hier — wohin ging er? Das war wider die Natur — Natur — dem Fische gab sie Hörner — oder wie — Schwammerl hätte auch mitgehen können ... und — nein, den Kognak hätte er nicht trinken sollen — aber das war ja gestern — dem Rinde gab sie Flossen ... O Gott, o Gott!

Er wußte, daß er jetzt etwas ganz Schreckliches tat, etwas wider Anstand, Sitte und Vernunft — etwas nie wieder Gutzumachendes. Aber er konnte nicht anders. Es zwang ihn, knechtete ihn, warf ihn. In dem Augenblick, als er die Tür der Kabine Nummer sechzehn öffnete — eigentlich öffnete er sie gar nicht, sondern er fiel mit ganzer Wucht seines Körpers dagegen, und sie sprang jäh aus dem Schloß — in diesem Augenblick, als ihm auch noch der warme Duft eines engen geschlossenen Raumes entgegenschlug, in dem eine soignierte Weltdame sich vor kurzem gewaschen, angekleidet und parfümiert hatte, stürzte er, von einem plötzlichen Anfall heftigster Seekrankheit überwältigt, auf das gegenüber in weißer Sauberkeit winkende Lager. Wie ein Klotz fiel er darüber.

Mit offenem Mund und geschlossenen Augen lag Kreuzwendedich von Reubke auf dem Bett der Frau Tilly Schuch.

Tilly hatte einen schrillen Schrei des Entsetzens ausgestoßen. Hilde und ein Steward liefen erschreckt hinzu. Und während der Steward dummglotzend dastand und dieses Situationsbild, wie es die Kabine sechzehn bot, absolut nicht begriff, unterdrückte Hilde gewaltsam eine wilde Heiterkeit, die in ihrem hübschen Gesichtchen aufsteigen wollte, und eilte geschäftig ins Treppenhaus: „Ich werde den Doktor rufen!"

Aus der Kabinentür gegenüber steckte der Ritter von Scupinsky vorsichtig auslugend seinen pomadisierten Kopf. Es kam Tilly, die ratlos neben dem glotzenden Steward stand, einen Augenblick zum Bewußtsein, daß Scupinsky früher in der Luxuskabine gewohnt hatte und diese Kabine, ihr gegenüber, leer war. Dann blitzte es ihr durch den Kopf, daß man schon gestern abend davon gesprochen, Scupinsky und Selma mit ihren siebzehn Stück Handgepäck zögen um. Es scheine, daß sie sich durch Pilzheimers, die jetzt in die Luxuskabinen neben Elisabeth Hunneberg eingezogen waren, irgendwie geniert fühlten. Obschon eine Belästigung eigentlich nicht gut möglich war, denn Frau Pilzheimer kam nur zum Schlafen und Umkleiden in die Kabine, äußerte wenig und rieb sich nur zuweilen geräuschlos wie in stillem Vergnügen die Hände.

Kreuzwendedich von Reubke lag immer noch mit offenem Munde und geschlossenen Augen ohne Wort und Bewegung auf dem Bett.

Doktor Lux kam. Er fragte Kreuzwendedich, wie er sich befinde, deutete das Stöhnen, das er endlich zur Antwort bekam, dahin, daß es dem Patienten nicht zum besten gehe, und sprach zu Tilly Wissenschaftliches und Tröstliches über besonders schwere und akute Fälle plötzlicher Zirkulationsstörungen. Er könne ja, sagte er, allerlei verordnen, zum Beispiel Chloralhydrat oder Antipyrin; und es gäbe Kollegen, die das, ut aliquid fieri videatur, auch kaltlächelnd täten. Doch helfe das ebensoviel wie etwa ein Natronpulver bei der Arteriosklerose, ein Löffel Rizinus gegen die Elephantiasis Graecorum oder ein lauwarmes Fußbad gegen die Cholera. Das beste sei schon in solchen akuten Fällen, die mit schweren Störungen im Blutkreislauf verbunden seien, dem Patienten Ruhe zu gönnen. Nur Ruhe, äußerste Ruhe. Mithin ihn unbedingt liegen zu lassen, wie und wo er liege, nicht anders, wie einen mit der Kugel in der Stirn auf den grünen Rasen des Schlachtfeldes Niedergesunkenen.

„Ja aber —" Tilly wollte schüchtern darauf aufmerksam machen, daß dies kein Schlachtfeld, sondern eine von ihr für eine Luftfahrt gemietete Kabine und dort das Lager kein grüner Rasen, sondern ihr Bett sei. Aber der Arzt nahm schon wieder zu umständlicher Erklärung das Wort. Er sagte, daß auch leichte Schüttelfröste eintreten könnten, und daß es deshalb gut sei, dem Patienten die kalten Beine gut zu bedecken. Und da er nichts anderes fand, griff er den mattrosafarbenen Morgenrock Tillys vom Haken und legte ihn sorglich über die Beine Kreuzwendedichs, die ganz merkwürdig, wie zwei zerbrochene Hölzer, übereinander lagen, und in denen alles Leben erstorben schien.

„Es empfiehlt sich nicht, ihn jetzt umzubetten," entschied der Doktor. „Stellen Sie ihm ein geräumiges Gefäß in Armweite her und —"

„Ja aber —" Tilly errötete bis unter die Haarwurzeln. Durch die Ablenkung ihrer Gedanken auf andere Angelegenheiten war ihr wieder ganz wohl.

„In solchen Fällen ist der Kranke das Wichtige," belehrte sie der Arzt, und ein Tadel klang in seiner Stimme. „Ist das Maßgebende, das einzig Bestimmende. Die Gesunden müssen kleine Unbequemlichkeiten mit in den Kauf nehmen. — Was murmelt der Patient eigentlich jetzt immer? Hat er einen Wunsch? — Hören Sie doch mal, Steward, was er sagt!"

Der Steward beugte sein Ohr tief an Kreuzwendedichs blasse Lippen, die sich, mühsam leise Worte bildend, immerzu bewegten, während die Augen geschlossen blieben und die Nase immer länger und spitzer zu werden schien.

Hilde hatte schon angefangen, die Morgenröcke und Toilettesachen Tillys zusammenzupacken; was keine leichte Arbeit war, da die Kabine bedenklich schwankte, wozu Schränke und Wandverschalungen knackten und ächzten.

„Nummer fünfzehn gegenüber ist noch frei — neben Herrn von Scupinsky, gnädige Frau," sagte sie munter tröstend. „Ich bring' Ihnen schon alles hinüber — gehen Sie ruhig an Deck."

Und Tilly ging mit zögernden Schritten an Deck. In ihrem hübschen Kopf arbeitete der Gedanke, daß auch dies alles nicht passiert wäre, wenn sie den Glücksring der Herzogin nicht in Barcelona verloren hätte.

Unten aber in der Kabine hob sich der Steward, krebsrot von der Anstrengung, aus seiner gebückten Haltung, in der er Kreuzwendedichs Lippen belauscht hatte, und meldete in strammer Stellung dem Schiffsarzt:

„Er sagt: Das Rind hat Flossen."

„Sie haben auch Flossen!" raunzte der Doktor ärgerlich und verließ die Kabine, um auf dem Plüschsofa der Apotheke weiter in Straparolas „Ergötzlichen Nächten" zu lesen ...

... Die Oltzendorffs hatten ihre reich mit Kissen und Decken versorgten Liegestühle dicht zu den Stühlen Bergemanns und Erichs herangezogen. Fast vertraulich. Das Geschwisterpaar genügte sich nicht in der Biskaya. Es suchte menschlichen Anschluß zu zerstreuendem Gespräch.

Bergemann und Erich wären bedeutend lieber allein gewesen. Sie versprachen sich von einer Konversation mit den Oltzendorffs heute wenig Anregung. Sie hatten Wichtiges und Ernstes zu besprechen. So hörten sie denn auch nur zerstreut zu, als Oltzendorff umständlich und mit vielen Daten von einem sehr bedeutenden Großohm väterlicherseits erzählte, der als junger Diplomat — wenn auch nicht in leitender Stellung — am Wiener Kongreß teilgenommen, und dessen schneidiger Initiative allein die sehr erfreuliche Tatsache zu verdanken gewesen sei, daß in der Kongreßakte das Vaterland der Oltzendorffs, Preußen, für das an Dänemark überlassene Lauenburg mit dem schwedischen Vorpommern auch die herrliche Insel Rügen erhalten habe. Er wolle ja nicht behaupten, daß die Dankbarkeit unbedingt erfordert hätte, dem verdienstvollen Manne am Strande von Saßnitz oder oben auf dem Kreidefelsen von Stubbenkammer ein ragendes Denkmal zu setzen; aber als durchaus unwürdig und beschämend müsse er es bezeichnen, daß er und seine Schwester Viktoria, gewissermaßen Nachkommen dieses Mannes, voriges Jahr, wie jeder Schulze oder Meyer, hätten Kurtaxe bezahlen müssen; obschon er persönlich den Namen „von Oltzendorff" in seiner deutlichen steilen Schrift — und, wie er bekennen müsse, hier nicht ohne Stolz — auf den Meldezettel eingetragen.

Übrigens — fügte Viktoria beiläufig noch an, indem sie ein erfrischendes Pfefferminzplätzchen in den Mund schob — habe sie ein Urenkel dieses hervorragenden Diplomaten aus seiner leider wenig glücklichen Ehe mit einer russischen Gräfin jetzt gerade in Lissabon durch seine Verlobungsanzeige überrascht, der Rittmeister Max von Oltzendorff.

Zwei Köpfe lösten sich im selben Augenblick von den kleinen seidenen Reisekissen, in denen sie, gelangweilt in die Sonne blinzelnd, geruht. Erich und Bergemann tauschten einen erstaunt fragenden Blick.

„Heiratet der Herr Rittmeister auch eine Russin —?" Bergemann sagte es ganz leichthin; aber seine Augen blieben auf Erichs Gesicht haften, in dem die Muskeln seltsam arbeiteten.

Oltzendorff lachte: „Sie meinen, wir Oltzendorffs heiraten so langsam die ganze moskowitische Aristokratie weg. Nee, der brave Junge hat sich eine Deutsche ausgesucht — echte Germanin sogar, wie er schreibt — aschblond, hochgewachsen, blauäugig und so. Typ Thusnelda, denk' ich mir. 'ne Witwe, adlig natürlich. Bei Büssigheim herum begütert, oder wie das Nest heißt ... Übrigens, hast du beobachtet, Viktoria, wie energisch die Dame schreibt?"

Er kramte in seiner Brieftasche und fand zwischen Hotelrechnungen und anderen minder ansehnlichen Papieren den Brief, den der Neffe und die neue Nichte ihm und der Schwester zusammen nach Lissabon geschrieben.

Erich sah scharf hin. Alles in ihm war Verlangen, zu wissen, ob wirklich ...

Ja, es waren dieselben Bogen aus grauem Leinenpapier, wie er sie damals — in angekohlten Fetzen — aus dem Kamin des Abtzimmers aufgelesen. Und auf der letzten Seite, die jetzt Viktoria durch ihr Lorgnon prüfte, lagen, blau und gerade, die großen, anspruchsvollen, unverkennbaren Schriftzüge Eugeniens.

Oltzendorff schmunzelte vor sich hin. Seine Lippen schmatzten genüßlich, als schmecke er eine Süßigkeit. „Muß da so was wie ein kleines Romänchen gespielt haben. Untröstlicher Rivale, verstehen Sie ... reiches Kerlchen wohl, der nun auf Weltreisen verschollen ist ... Indien und so ... Ja, lieber Gott, einen Oltzendorff ausstechen, der sich in Liebesdingen was in den Kopp gesetzt hat ... Na — die Kinder werden sich hoffentlich keine Sorgen machen ... So ein Naböbchen geht nicht gleich ins kalte Wasser, wo's tief ist, was?"

„Nee, das tut so was nicht," nickte Bergemann.

„Wie?"

„Ich meine — aufs Wasser geht es vielleicht. Und das ist ja auch sehr vernünftig. Denn die See ist eine große Trösterin. In allen Schmerzen."

„Möglich," sagte Oltzendorff. „Ich habe keinen Schmerz. Außer Abends mein ekliches Rheuma. Und da ist Opodeldok ein besserer Tröster als die See ... Übrigens wenn sich einer aus Liebe umbringt, dann war schon nichts an ihm verloren."

„Gar nichts," bestätigte Viktoria, in deren Leben kein derartiger Verlust eine Rolle gespielt hatte.

Erichs Blick haftete immer noch gebannt an dem Papier. Die Fetzen eines solchen Bogens hatten seinem Leben eine ganz neue Richtung gegeben.

Ein mildes, fast dankbares Gefühl überkam ihn. Aus dem „kleinen Assessor aus Heringsdorf," nach dem man sich vorsichtig bei Schimmelpfeng erkundigt, war also jetzt für die Phantasie der bräutlichen Schreiberin ein untröstlicher kleiner Nabob geworden. Und die heimlich gestohlenen Wonnen der Märztage von Aranjuez-Lido-Venedig hatten für den Herrn Rittmeister ihre unerwartete offizielle Fortsetzung erhalten. Man kann nicht onkelhafter für das Glück eines andern fühlen, das man einmal selbst begehrt hat, dachte Erich und nickte Bergemann lächelnd zu.

„Die Handschrift ist doch nicht leicht zu lesen," sagte Viktoria, der etwas Unbestimmtes verwirrend vor den Augen tanzte.

Oltzendorff sah sie besorgt an. „Du bist etwas blaß, Vicky. Vorhin sahst du besser aus."

„Ich glaube, lieber Bruder — das lange Liegen bekommt mir nicht recht. Ich ... ich werde etwas an meinem Tagebuch schreiben."

Der Bruder reichte ihr galant den Arm. Breitbeinig, wie sie's von den Matrosen abgesehen, entfernten sich die beiden auf dem heftig schwankenden Deck.

„Armes Tagebuch," sagte Bergemann.

Erich sah ihnen vergnügt nach. „Sanitätsrat, glauben Sie jetzt an mein Daimonion? Vom Büssigheimer Kamin führt's mich in die Biskaya. Direkt. Damit ich von einem hochgestochenen Narren und einer seekranken alten Jungfer erfahre: dein Weg ist frei — reulos frei!"

„Mein lieber Erich — —"

„Nur keine Reden, verehrter Freund! Jetzt nicht! Kommen Sie, wir gehen ein bißchen auf Deck herum. Uns beiden macht die Biskaya nichts. Uns nicht! Und die Luft ist so köstlich rein — und die Sonne, sehen Sie nur, wie sie den Wellenspitzen kleine goldne Hütchen aufsetzt. Herrlich, so durch den Kampf fahren, mit sich selber im Frieden!"

„Wer das auch so von sich sagen könnte!"

Erich wurde wieder ernst. „Ich glaube, wir nehmen das ganze Leben zu tragisch. Wir alle. Sie auch, Sanitätsrat —"

„Ich hab' an vielen Totenbetten gestanden."

„Aber auch an vielen Wiegen!"

„Ja, das auch. Aber an einer nicht, an die ich wohl gehört hätte."

Erich verstand nicht gleich; aber er schwieg, denn er hatte das Gefühl, daß Bergemann selbst sich erklären würde.

Nach einer Weile fuhr der Sanitätsrat fort, das Auge weit über die bewegte See gerichtet: „Sie wissen, ich bin mit dem Kollegen gestern — eingedrungen bei ihm. Man kann's schon nicht anders nennen. Er war erst verstockt, dann rabiat, dann — ja, dann wie ein Kind ... Wie ein Kind, wissen Sie, das so lange den Erwachsenen nachgeahmt hat, äußerlich, äffisch, blöd, und das sich jetzt plötzlich erschreckt auf sich selbst besinnt, gehn läßt. Kindisch ist naiv, aber dazwischen auch klug, lieb und — hilflos. Und ist das nicht sonderbar, fast ein wenig beschämend für die menschliche Natur: nichts in mir hat alle die Tage, da ich diesen jungen Dandy sah, meinem Hirn oder Herzen gesagt, gemeldet, auch nur dunkel angedeutet — durch ein Erstaunen, ein Erschrecken, ein Aussetzen des Pulses, durch irgend etwas, wie's die

Natur sonst zu Warnungen und Prophezeiungen in so 'nem verwickelten Mechanismus benutzt — dies ist Blut von deinem Blut! Nichts, gar nichts. Er ist mir fremd geblieben, ich ihm. Ich sah einen Passagier, eine Nummer, eine Belanglosigkeit in ihm. Eine ärgerliche Null bei der Addition der Bekanntschaften. Ich fand sein Monokel blöd, er wahrscheinlich meinen Hosenschnitt lächerlich. Und daß dies nichtige Zierbengelchen — wie es mir erschien — der Liebe meiner einzigen Schwester, der nie Vergessenen, das Leben dankte, hat mir keine Blutwelle warnend gemeldet. Ihm aber hat keine gesagt: der alte Herr dort ist der einzige, auf den du dich vielleicht noch verlassen kannst in der Welt... Denn sehen Sie, Erich, das bin ich wirklich. Gestern abend — als der Dandy erledigt war in ihm, das Gigerl tot, der frühe Weltmann begraben — als er — gezüchtigt, verbannt — wieder Kind war, zerbrochen in seinem Stolz, mürb von der Qual des Alleinseins und des Geheimnisses, das ihn drückt — da hat er mir gebeichtet. Oder wie soll ich's nennen... Vielleicht mehr sich selbst Rechenschaft gegeben wie mir. Vielleicht kam's ihm nur dunkel zum Bewußtsein: was hier zuhört, ist ja auch dein Blut, ist ja Liebe von der Liebe, die dich einmal umsorgt hat. Ist bereit, dir mehr zu verzeihen, als du dir jetzt in deiner Gebrochenheit und Zerknirschung selbst verzeihst... Und wie wunderbar die Natur ist, da ihm die Tränen in den Augen standen, wurde er der Frau ähnlich, die ich nie habe weinen sehen, selbst als Kind nicht, weil sie so stolz war. Und dann doch wieder eine Handbewegung, ein Lächeln, das ich so gut kannte; das ich lang, lang nicht mehr gesehen hatte, nie mehr zu sehen, gar nicht mehr zu kennen glaubte... Und was er sagte, war gewiß alles Wahrheit. Kein Priester kann ehrlichere sagen. Denn — das kam hinzu — er spielt mit dem Gedanken, daß es das letztemal ist, daß er beichtet. Dieser Mensch, der ein paar Jahre lang keine andern Ideale gekannt hatte, als die letzten Moden des Snobismus mitzumachen, sich zu kleiden nach den neusten Winken, die die Côte d'Azur da unten unmittelbar von Paris und London empfängt, hatte das heiße, das menschlich ehrliche Bedürfnis, seelisch nackt vor einem Menschen zu stehn. Das Medaillon mit dem stolzen Kopf seiner Mutter in der Hand, hab' ich viel gehört — Leichtsinniges, Trauriges, Allzumenschliches. Hab' ihren Tod miterlebt in den Zimmern voll falscher, billiger Eleganz, in der sie nur den Bücherschrank hütete und den Flügel. Hab' den heruntergekommenen Bereiter gesehen, die gefallene Zirkusgröße, der nach seinem dritten und schwersten Sturz mit dem Pferde nach langem Krankenlager aus dem Gipsverband das gelähmte, verkürzte Bein zog und Frau und Kind die ganze Bitterkeit seiner Erniedrigung erleben ließ. Cenzano hieß er — der Spanier. Daß ich nicht früher darauf gekommen bin! Er war gar kein Spanier, hatte nur durch ein seltsames Spiel der Natur den dunklen Typus des Südländers und hat das — ein entlaufener Abiturient, aber verwegener Sportsmann — für die Zirkuskarriere ausgenützt. Cenzano ist auf spanisch nichts anderes als — —"

„Mücke!"

„Natürlich, ja. Den spanischen Künstlernamen weiterzuführen, nachdem der Sturz und das lahme Bein die Reitkünste hinderten, hatte keinen Sinn mehr. Die Behörden mögen auch Schwierigkeiten gemacht haben. Er liegt,

ein Opfer des Spiels, des Alkohols, der Disziplinlosigkeit, des vergeudeten Lebens, in Nizza unter einem Kreuz von blütenweißem Marmor, der dort so billig ist. Sie aber ... sie ging ihm voraus. Nach böser Leidenszeit. Sie sollte schreiben an ihren Vater, an mich, sollte Verzeihung erbetteln, Hilfe — immer wieder hat es der Glücksritter verlangt. Schmeichelnd zuerst — dann unter rüden Drohungen und Beschimpfungen. Die haben einen heimlichen Haß in des Sohnes Herz gelegt gegen den Vater. Sie hat stolz jeden Annäherungsversuch an ihre Familie verweigert. Sie hat ihrem Sohn nie von uns gesprochen, nie von zu Hause, [nie von Deutschland. Er hat den Mädchennamen seiner Mutter erst erfahren, als ich ihm sagte — nein, schrieb in jenem Brief ... Enkel meines Vaters, der ganz in seinen geliebten Büchern lebte, der jeder Wissenschaft werbender Freund war, der seine stillen Freuden nur aus Ewigkeitswerten gewann und — seinen Trost, ist dieser Junge aufgewachsen als aufgeputzter Sohn eines Spielers, der ein Bereiter war, als frühreifer Schüler eines Talmikavaliers, der nur den Schick, den Sport und die Karten gelten ließ. Seine Mutter hat ihm wohl in letzten Versuchen, ihn Edlerem zu gewinnen, Bücher heimlich in die Hand gedrückt — Dante, Goethe, Byron. Sie haben auch seine Neugier geweckt, sein Interesse. Der Vater zerriß sie, warf es aus dem Fenster, das unnütze, verlogene Zeug, und lehrte den aufgeweckten Buben Ecarté, Pockern und die Chancen der Roulette nach elf „Systemen". Da schloß die früh gealterte Frau wortlos ihren Bücherschrank ... Heute arm, daß sie den schimpfenden Bäcker nicht bezahlen konnten, morgen sinnlos im nachts gewonnenen Gelde wühlend, dem Jungen ein paar Goldstücke hinwerfend, daß er Motorboot fahre, Tauben schieße — so hat er den Vater Leben, Gewinn und Kraft vergeuden sehen. Gerade majorenn war er, als der Vater starb. Was er erbte, waren Pariser Anzüge, englische Schuhe, französische Romane, ein paar Spieltische und einen halb bezahlten Weinkeller ... So hat er die paar Jahre verlebt, wurzellos, interesselos und manchmal geschüttelt von einem Ekel vor der Welt voll Sonne um sich, vor den blanken Sälen mit den parfümierten, geputzten Leuten, die mit Geld und Ehre und Tod spielen. Von einem Ekel vor sich selbst ... Und da kam — kurz vor dieser Reise — eine Szene in einer Spielergesellschaft — — Ja, was war das?" Der Sanitätsrat stand einen Augenblick still und schloß die Augen, um besser nachdenken zu können. Dann sagte er zögernd: „So weit war alles klar, alles, was er erzählte. Menschen, Dinge, Verhältnisse, Leichtsinn und Niedrigkeiten, alles schälte sich plastisch heraus aus seinen Worten für mein helles Hinhören. Für meine Angst, mein Mitgefühl. Aber von da ab verwirrt sich's. Oder aber — verwirrte er's absichtlich? Ein Streit im Café mit einem Spieler — soweit begriff ich noch. Dann aber entfuhr's ihm: ich solle den Spieler kennen — ich. Und schon nahm er's fast ängstlich zurück. Ein verhängnisvoller Wortwechsel hat jedenfalls stattgefunden — Tätlichkeiten vielleicht, ein amerikanisches Duell — in dem er die schwarze Kugel zog ..."

„Er —? Aber er lebt doch noch? Fährt doch seit zwei Wochen mit uns ..."

„Ja, das ist das Seltsame. Er spricht verworren, halb ängstlich, halb drohend von einem Aufschub, den er verantworten könne. Er werde ein Ende

machen, aber erst — — Und dann, ja dann erwähnte er wieder — Sie — — und daß er sich vielleicht doch irre ... Denn — wie war's doch? Ja, denn auch die Häfeles, die doch wohl in ihrer Harmlosigkeit über den Verdacht erhaben seien ... Aber davon möcht' ich jetzt nicht reden ... Steigen wir hinauf, da kommen wieder die schrecklichen Oltzendorffs —"

„Wahrhaftig. Das Tagebuch scheint ihr auch nicht gut bekommen zu sein."

„Ja. Ich kann jetzt die Simpeleien über den Diplomaten vom Wiener Kongreß nicht anhören. Klettern wir hinauf aufs Brückendeck!"

Und sie stiegen rasch, sich fest an die Geländerstangen haltend, hinauf und gingen die Rettungsboote entlang. Kein Mensch begegnete ihnen hier oben. Golden zitterte die Luft. Weißgebuckelt dehnte sich das blaue Meer.

In der gedeckten Veranda, wie in einer Burg von aufeinandergestülpten Rohrsesseln, saß Adam Balzer, der kleine Kapellmeister, mutterseelenallein. Mit geschlossenen Augen, die unrasierten Wangen bleich noch von einer kaum überwundenen Attacke der Seekrankheit, hockte er, um die fröstelnden Schultern einen alten karierten Schal gelegt, schmächtig und unansehnlich auf dem Stuhl vor dem Klavier und spielte.

„Was spielt er?" Bergemann näherte lauschend seinen Kopf einem Fenster. „Das kenn' ich doch —"

„Das glaub' ich!..." Und halblaut sang Erich die Worte zu Balzers „Holländer"-Phantasie: „Mein Schiff ist fest — es leidet keinen Schaden ..."

Bergemann lächelte ein nachsichtiges Lächeln: „So höhnt der verlassene kleine Musiker, seekrank und einsam, den tückischen Golf von Biskaya und die heimliche Furcht seines eigenen Herzens."

„Weiß Gott, er hat recht, Sanitätsrat. So sollten wir alle tun. Nicht höhnend, aber zuversichtlich sollten wir unser Herz singen lassen: Mein Schiff ist fest — es leidet keinen Schaden!" ...

Achtes Kapitel

Tuu — tuuu — tuuuu —

„Was ist denn los?" Erich fuhr auf und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Er suchte seine Uhr auf dem Nachttisch. Was denn? Hier war ja keiner? ... Offenbar war dies wieder ein Schiff und kein Hotel. Wie gestern auch. Und vorgestern. Richtig, er fuhr ja auf der See ... Vor seiner Nase baumelte die Taschenuhr an der goldenen Kette aus dem Netz, in dem Brieftasche und Schlüssel wohlverwahrt lagen, und zeigte vier.

Tu — tuu — tuuu — —

Das war das Nebelhorn, jetzt wußte er's wieder. Und dies war die Kabine Nummer 20 der „Astarte"; und er war der Königlich Preußische Assessor Erich Eckardt, der leider einen kleinen Brummschädel hatte, und nicht der König von Cintra, den die Revolutionäre erst ganz sorgfältig mit blauen Bändern verschnürt, wie ein Wertpaket, und dann mit einer leeren Pommeryflasche um den Hals in den Kanal geworfen. Auch die merkwürdigen feuerspeienden Berge, die in lohender Reihe den Kanal säumten, waren alle nicht mehr da. Dieses alles, das Bebändern, Ertränken, Feuerspeien hatte offenbar nur im Traum stattgefunden.

Und der Traum wiederum, jetzt beim wohltuenden Waschen fiel's ihm wieder ein, war nur ein wirrer Tanz der Eindrücke vom „Kapitänsdiner" gestern abend, bei dem er den Pommery nicht geschont hatte. Die blauen Bänder, die waren vom Obersteward zur Erinnerung an die Damen verteilt worden und trugen alle in Goldbuchstaben den Namen „Astarte". Und die feuerspeienden Berge? Ei ja, das waren die in blauroten Flämmchen lustig brennenden englischen Plumpuddings, die auf den breiten Händen der Stewards in munterer Polonäse in den plötzlich verdunkelten Saal tänzelten.

Langsam und sicher glitt das Schiff, nicht mehr eigensinnig stampfend, wie in der Biskaya, nicht mehr erschüttert, wie in den herrlich klaren Tagen auf dem Kanal. Ein leises Zittern, ein gleichmäßiges, heimliches Rauschen, das war alles, was auf die Fahrt deutete. Man war wohl schon in den Kanälen Hollands? Richtig, dort durch die Luke sah Erich in grauer Regenstimmung grünes, flaches Ufer.

Teufel auch! Am Ende hatte er verschlafen? Ging die Uhr falsch, landete man schon —? Nein, Amsterdam kann doch unmöglich mitten in einer Wiese liegen? Aber da oben bollerten schwere schlurfende Schritte über seinem Kopf — Matrosenstiefel. Wurde das Deck wieder mal gründlich abgewaschen? Eine Reinlichkeit zum Verzweifeln auf diesen Schiffen! Vielleicht trampelten diese Füße doch schon nach dem Anker? Unsinn! Die Ankerketten liefen doch nicht über dem Bootsdeck hin!... Und wenn nun gar der Trubel des Abschieds schon begonnen hatte, dann konnte er doch Bergemann nicht, wie er versprochen hatte, zur Seite sein, um Arthur Mücke, der sich endlich zeigen mußte, von trotzigen Dummheiten abzuhalten; konnte sich gar nicht richtig verabschieden von den Fahrtgenossen, vom Kapitän, den Stewards, der Musik, dem Friseur — und — — und — — — — Na ja, und von Hilde.

„Arglistig Herz, du lügst dem ew'gen Licht — dich trieb des Abschieds reine Stimme nicht..." Ganz genau so hieß es wohl nicht in der „Jungfrau von Orleans". Aber Zitate sind überhaupt nur zur Hand des Gebildeten, wenn — — Wenn nur seine Stiefel auch zur Hand gewesen wären!

Endlich war er fertig und stürmte hinaus. Im Treppenhaus traf er Beppo, in blendend weißer Jacke und pressiert wie immer. Er hatte eben schon den Kapitän rasiert.

„Legen wir schon an?"

„Aber nein." Die ganze mitleidige Überlegenheit des Vielgereisten spiegelte sich in Beppos Lächeln. „Drei Stunden noch fahren wir im Kanal."

Erich konstatierte, daß man sich das alles anders denkt so in der Schule und vor dem Atlas. Da liegt das alles hübsch übersichtlich und ganz dicht am Meer — Hamburg und Amsterdam und Bremen. Und wenn man nachher hinkommt, nach Hamburg oder Amsterdam oder Bremen, dann ist man noch lange nicht am Meer. Und so geht's vielleicht mit dem Glück und mit der Liebe und solchen schönen Dingen auch. Was die sehr gescheit darüber reden, nicht immer wissen oder Wort haben wollen. Aber...

Oh, wie sonderbar das war! Alles — alles verändert! Er stand auf den vom milden Regen der Nacht oder vom Nebel noch feuchten Planken des Bootsdecks. Das schöne, saubere, unruhige Meer war verschwunden, ein-

gesogen, versickert. Ein schmales Wasserband nur war übriggeblieben. Auf glattem grauem Kanal schob sich die „Astarte“ langsam vorwärts, als ob sie sich einbohren wollte ins endlos sich dehnende grüne Land.

Ein paar Möwen kommen hinter dem Schiff her, fliegen wiegend, spähend, tief und ohne Scheu. Erich glaubt den Schwung ihrer weißschimmernden Flügel zu hören.

Von unten her, vom Promenadendeck ein anschwellendes Stimmengewirr, das in die feierliche Stille der Frühe schneidet. Deutsch, Englisch, Ungarisch — und jetzt ein andres dazwischen. Dunkle Männerstimmen, gleichmäßig ohne Leidenschaft redend in einer Sprache, die an Onkel Bräsig erinnert in ihrer gekauten Breite.

Erich beugt sich über das Geländer, um die fremdredenden Leute zu sehen. Drei gebräunte Männer, ein Wohlgenährter, dem unterm spiegelnden Gummimantel der Bauchspitz wie ein Vorgebirge vorsteht, und zwei dürre, sehnige, mit blanken Knöpfen am Rock, stehen da rauchend zusammen. Fadblonde hängende Schnurrbärte geben den unbeweglichen Gesichtern unter den zerbeulten Mützen etwas Seehundartiges.

„Es sind die holländischen Zollbeamten,“ sagt plötzlich eine Stimme dicht neben Erich. „Sind mit dem Lotsen gekommen. Sie fahren mit bis Amsterdam. Die Zollrevision ist auf dem Schiff.“

Erich sieht erstaunt in Hildes fröhliches Gesicht, das von einer leichten Röte überflammt ist. Oder ist's ein Widerschein der Sonne, die jetzt dort im Osten gegen den Dunst kämpft?

„Guten Morgen, Herr Doktor — Sie haben sich doch gerade überlegt, was das für neue Erscheinungen sind, nicht wahr?“

„Sie können Gedanken lesen, Fräulein Hilde! Übrigens, weil Sie's können, sagen Sie mir vielleicht auch gleich, was ich jetzt denke, indem ich Sie ansehe.“

„Sie denken, daß ich hier sehr überflüssig bin, und daß ich Sie störe in Ihrem ersten Zwiegespräch mit Holland.“

„Falsch. Ich habe — ich bin nämlich im Grund meiner Seele doch ein bißchen abergläubisch — habe mich über das gute Omen gefreut. Habe gedacht: die erste Person an dem Tag, an dem wir von unserm lieben Schiff wieder ans Land müssen, zurück ins Gewühl der staubigen Städte, des lärmenden Alltags, des nicht gerade vermißten Berufs, ist ein hübsches Mädchen.“

Sie lachte schalkhaft: „Das wird Beppo Marlettino noch gar nicht gewußt haben, daß er ein hübsches Mädchen ist ... Denn mit ihm haben Sie doch gerade vorhin ...“

„So, das haben Sie auch gehört?“

„Bei der Stille auf dem Kanal — und der guten Akustik. Ich war gerade von meinem einen Patienten unterwegs zu meinem andern.“

„Richtig, ja. Sie haben ja Herrn Reubke und Herrn Mücke diese Tage betreut. Ich hätte wohl auch ein bißchen krank werden müssen, Sie mal wiederzusehen?“

„Wer weiß, ob ich da nicht zusammengebrochen wäre — bei so viel „schweren“ Patienten!“

„Na, dann bleib' ich lieber gesund. Übrigens, wie geht's denn den beiden Unglückswürmern?"

„Deshalb wollt' ich grad mit Ihnen sprechen, Herr Doktor. Nämlich — Herr von Reubke ist ja so weit wieder auf dem Damm. So bei den Feuerschiffen wurde ihm rasch besser. Die Gewißheit, daß nun die See hinter ihm liegt für lange, hat Wunder gewirkt. Er steht eben auf. Ächzt, schimpft, sieht noch ein bissel schlecht aus — na, es hat ihn ja gehörig gehabt; die ganz plötzlichen Attacken sind die schlimmsten. Aber nun schämt er sich, glaub' ich, sehr; und es wäre gut, wenn da ein redegewandter Herr ihn ein bißchen stützte, aufrichtete. Sie wissen — ich sollte das ja nicht merken, aber lieber Gott, es war doch nicht zu übersehen — er hat Frau Schuch heftig den Hof gemacht und vielleicht auch gehofft, daß sie ... Da war's nun eine böse Geschichte, daß er gerade in ihrer Kabine ... Sie hat doch die Unbequemlichkeit des Umziehens gehabt. Und dann — ein wenig lächerlich ist's doch auch gewesen, daß er nun drei volle Tage wie ein Stein ..."

„Ausgerechnet — in ihrer Kabine!" Erich lachte vergnügt. „Allerdings für eine Werbung keine besonders genußreiche Ouvertüre." Erichs Auge hatte auf der silbernen Marguerite geruht, die Hilde heut, wie immer, als einzigen Schmuck trug. Die Blume schien ihm so gut zu der Schlichtheit dieses hübschen Mädchenkopfes zu passen, und der Gedanke durchzuckte ihn, daß er bald wieder nach Padua fahren müsse, nach S. Giustina, um nachzusehen, ob nicht die Heilige dort mit den feingeführten, dunklen Augenbrauen, mit dem krausen, fast schwarzen Haar unterm schmalen Gold des runden Heiligenscheins auch eine Marguerite an der Brust oder in der Hand trage. Oder stand die Landschaft hinter ihr voller Margueriten, voller Margueriten ... Er wollte nachsehen in Padua — aber nicht allein. Nein, nicht allein!

„Ich glaube, Sie hören mich gar nicht, Herr Doktor?"

„Doch, doch."

„Nein, ich hab's an Ihren Augen gesehen, Sie waren woanders."

„Nun ja, ich war in Padua. Kennen Sie Padua?"

Hilde lachte. „Nur aus dem Faust. Der Gatte der Frau Marthe liegt ja dort begraben — beim heiligen Antonius. Aber dort gewesen? Sie verwechseln mich mit einer Vanderbilt. Was ich gesehen habe von der Welt, hab' ich von diesem Schiff aus gesehn, auf dem ich Stewardeß bin. Das heißt ..." Sie zögerte einen Augenblick, dann, als sie wieder sprach, zitterte die Stimme ein wenig, und sie sah an ihm vorbei über den Kanal nach der Windmühle. „Sevilla hab' ich erlebt, die Murillos. Und die hab' ich nicht als Stewardeß gesehen, wie ich sonst wohl die Häfen und Sternennächte entdeckt habe, so mit einem halben Blick hinterm Rücken einer Lady, die ich dabei bedienen mußte. Die haben Sie mir gezeigt und erklärt — und ich werd's Ihnen nie vergessen, daß Sie das getan haben, nie. Es war, als ob mein Vater noch einmal heraufgestiegen wär', und doch — natürlich — es war viel besser und gescheiter ..."

„Liebes Fräulein — ein Vater ist immer das Gescheiteste, was wir haben. Da kommt später nie mehr einer mit. Meinen hab' ich zu früh verloren ... aber eine gescheite und liebe Mutter hab' ich — — und die hat

Angeschossen

Nach einer Originalzeichnung von O. Merte

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

mir jüngst, in Lissabon bekam ich den Brief, sehr betrübt geschrieben, daß ich ihr noch immer kein Töchterchen ins Haus bringe."

„Das sollten Sie aber auch wirklich tun, Herr Doktor." Hilde sprach mit schönem Eifer; man hörte, sie hatte über die Sache nachgedacht. „Wenn ein Mann wie Sie, der so ... freundlich ist und so ... so ... so ein Kavalier, und der so gut mit Kindern ist ..."

„Woher wissen Sie denn das?"

„Weil Sie der einzige waren, der das verzogene Fritzchen nicht gepufft hat, wenn die Mutter nicht hinsah."

„Das nenn' ich beobachten ... Nun also, was ist mit mir, wenn ..."

„Wenn der nicht heiratet, mein' ich ... und das nur den Reubkes und den Mückes überläßt ... Ach, du lieber Gott, Mücke! Da red' ich und vergesse ganz ... des Herrn Mücke wegen bin ich Ihnen ja nachgegangen. Also — der Herr führt so sonderbare Reden. Sein Onkel, sagt er —"

„Ja wissen Sie denn —?" Erich ärgerte sich, daß er jetzt von Mücke sprechen sollte; es hatte das durchaus nicht in seiner Absicht gelegen. Aber da Hilde plötzlich Bergemann als Onkel erwähnte, überwog die Verblüffung seinen Ärger.

„Der Doktor Lux hat geschwatzt nach dem Kapitänsdiner. Er kann nicht viel Sekt vertragen. Daher wissen's die andern ... Ich glaub', sogar schon die Douaniers da unten sind orientiert. Aber mir — mir hat er's selbst gesagt, der Herr Mücke. Am letzten Abend im Kanal, als er von der dumpfen Luft da unten — er ist ja bis heute nicht aus der Kabine herausgekrochen — den Anfall bekam."

„Und jetzt ist er heraus? Wegen der Verzollung?"

„Nein, das Verzollen hat er den Georg machen lassen, den Irländer, der hat ihm auch seine Sachen zusammengepackt. Aber er führt solche Reden ... ja, wie soll ich das wiederholen — unsichere Reden und undeutliche — aber ich meine —"

„Sie meinen Drohungen?"

„Nicht gerade — aber ..."

„Und Sie glauben, das Gerede zielt auf mich?"

„Ja. Er sagt, es kann sich doch vielleicht herausstellen, daß sein Onkel — sich irrt. Und daß der harmlose Sanitätsrat manchem sein Vertrauen schenkt, der ... nun, der's nicht verdient ..."

„Aha. Und der mancher bin ich."

„Ich glaube. Und man solle nicht alle an Land verschwinden lassen, sagt er, so ohne weiteres. Und er wird sich's noch überlegen, ob er da nicht einschreitet, oder so."

„Ich weiß Bescheid. Hm. Sie aber, Fräulein Hilde, Sie haben sich, wie's scheint, nicht irremachen lassen — ich meine ... an mir irre?"

Hilde sah ihn voll an aus ihren dunklen ehrlichen Augen. Dank und Vertrauen lagen in ihrem Glanz. Und sie sagte ganz langsam: „Aber nein. Ich habe doch mit Ihnen vor den Murillos gestanden."

„Ja, da haben wir zusammen gestanden — vor der Liebe des Himmels. Und durch den aufgeregten Hafen in Kadiz sind wir zusammen gefahren, nicht wahr — Schulter an Schulter. Was brauchen Sie da rot zu werden ... Ich dank' Ihnen." Er faßte ihre Hand.

„Nicht doch —!“ Hilde entzog ihm rasch ihre kühle weiche Hand. „Es kommt da jemand.“

Erich sah sich ärgerlich um.

Adam Balzer schlich sich mit aufgeschlagenem Rockkragen zu seinem geliebten Instrument in der Glasveranda. Dem kleinen Exkapellmeister war in der Nacht eine herrliche Idee gekommen, eine musikalische und eine menschliche Idee. Er wollte eine Meersonate schreiben — Opus 2 — und sie dem Kapitän Jürgens widmen zum Dank, daß er ihn mitgenommen bis hierher.

Leise die ersten Takte dieses, wie ihm schien, wundervollen Musikstückes vor sich hinsummend, trat Balzer in die Veranda. Er hatte, ganz in seine Schöpfergedanken gehüllt, die beiden nicht gesehen.

„Sie sollten mit ihm reden —“ flüsterte Hilde rasch.

„Mit Balzer?“

„Aber nein. Mit Herrn Mücke. Sie werden ihn irgendwo finden, wo's einsam ist. Dem Trubel des Abschiedes da unten weicht er sicher aus. Sprechen Sie sich mit ihm aus, damit es nicht irgendeinen dummen Skandal gibt nachher beim Anlegen. Er ist jung, wissen Sie, vorwitzig, eitel. Ist wie ein Windhund, ohne Appell, aber keine schlechte Rasse.“

„Sieh einer das Köpfchen und die guten Augen drin! Aber das werd' ich Bergemann wörtlich wiederholen: „ohne Appell, aber keine schlechte Rasse,“ das wird dem alten Herrn wohltun.“

„So — und nun hab' ich alles gesagt, was ich auf dem Herzen hatte. Sie sind mir nicht böse, nicht wahr —? Ich meine, weil ich mich eigentlich in Dinge mische, die mich nichts angehen. Und — Herr Doktor, für den Fall, daß ich Sie nicht wiedersehe ...“

„Wir sehen uns wieder.“

„Das kann man nie wissen auf so einem Schiff ... Meine Patienten sind gesund — aber nun brauchen mich die Damen.“

„Wir sehen uns wieder, Fräulein Hilde. Auf dem Schiff und — in S. Giustina.“

Sie hatte das warme Gefühl, daß er ihr mit diesem Wort etwas sehr Freundliches sagen wollte. Aber sie hatte keine Ahnung, wo S. Giustina lag. Sie wußte nur, daß sie nun nicht mehr bleiben durfte.

„Leben Sie recht wohl, Herr Doktor. Und frohe Heimkehr!“

Erich folgte der rasch Enteilenden ganz langsam. Etwas jungenhaft Frohes lag um seinen Mund. Und mit der Absicht, Mücke zu suchen und nach der Aussprache mit diesem wunderlichen Jüngling — Bergemann, stieg Erich zuversichtlich, den „Jungfernkranz“ pfeifend, aufs Promenadendeck hinunter ...

Das Schicksal hat seine Launen. Der Zufall macht seine Witze. Zur selben Zeit, da Erich die Treppe links hinunterstieg, erklomm Arthur Mücke auf der Treppe rechts das Brückendeck.

Er war nicht ganz mit der Sorgfalt gekleidet wie sonst. Aber seine Züge waren gestraffter, intelligenter als früher. Seinem Auge fehlte das Monokel, seinem Gang die Affektiertheit. Er stieg die Stufen wie ein Mensch, der eine Krankheit noch nicht ganz abgeschüttelt und den eine Scheu abhält, sich in das Gewühl der Mitwelt zu stürzen.

Die frische Luft tat seiner Stirn wohl. Er nahm die karierte Mütze ab und ließ den Wind über die Haarstoppeln streichen. Das friedliche Bild der

flachen, grünen Landschaft, die jetzt im Schein der sieghaften Sonne lag, beruhigte seine Nerven. Aha, dachte er, die Windmühlen — Holland! Delfter Porzellan fiel ihm ein. Die Mutter hatte ein kleines Döschen gehabt mit einer Windmühle drauf. Als Kind hatte er damit gespielt.

Hier oben war kein Mensch. Doch einer, der kleine Kapellmeister in der Veranda. Der saß versonnen, versunken und komponierte. Musik beruhigte, gab Mut. Das konnte Mückes Gedanken, seinen Entschlüssen, die er nun endgültig fassen mußte, nur förderlich sein. Er klinkte leise die Türe auf und trat ein.

Balzer hörte ihn nicht. Seine blassen Hände fuhren bald zögernd, bald energischer über die Tasten. Das Meer mußte zuerst still sein — am Anfang seiner Komposition — Hafenstille. Ein paar Akkorde in Moll. Dann war das rasch aufziehende Wetter zu schildern. Zwischen den Säulen des Herkules etwa — das Land in Sicht — Allegro vivace — Klippengefahr. Die entsetzten Passagiere hadern mit dem Schicksal — Viervierteltakt Allegro con fuoco. Und auf der Kommandobrücke steht der Kapitän. Wie ein Bronzebild — ganz Wille, ganz Energie, ganz Kraft, ganz Sieg über die Elemente. Das Motiv dachte er sich so: fünf Takte in A-Moll ... Und das wollte er ihm erklären, dem Kapitän, wenn er ihm das Manuskript überreichte — das mußte nachher noch rasch geschrieben werden. Und dann, ja dann wollte er ihm sagen: „Herr Kapitän — ich habe das nicht vergessen, wie gütig Sie mit mir waren damals in der Sternennacht hinter Malaga, als mich das gräßliche Heimweh bald fressen wollte. Und man kann ein schlechter Musikant sein, Herr Kapitän," wollte er sagen, „oder doch kein guter Kapellmeister, aber ein anständiger Mensch. Und weil ich das bin und bleiben will, möcht' ich Ihnen zum Dank zwei Kleinigkeiten schenken — weisen Sie sie nicht zurück, Herr Kapitän! — diese Komposition: „Meerfahrt", dem hochverehrten Kapitän der „Astarte", Herrn Bruno Jürgens, in Dankbarkeit gewidmet von Adam Balzer, Kapellmeister aus Nordhausen." Nein, den „Kapellmeister" wollte er lieber weglassen. Nordhausen auch. Der Titel erinnerte an unerfüllte Hoffnungen, an des „Negers Traum" und eine peinliche Aussprache in der Kapitänskajüte. Und Nordhausen hatte mit dem Meer nichts zu tun. Also nur: „Von Adam Balzer" ... Und dann das andre bescheidene Geschenk — den Ring mit dem roten Stein, den ihm die Häfeles geschenkt hatten, ehe sie in Kadiz das Schiff verließen, um auf dem Landweg über Paris heimzufahren. Den Ring, der nun einmal — ob kostbar oder nicht — so gar nicht zu seinem abgetragenen Anzug paßte, und den er als fürstliches Geschenk für eine Lebensrettung erhalten, die — sich selber durft' er's ja gestehn — nichts andres gewesen als die Flucht und das Entsetzen vor einem durchgehenden Esel. Allein und von allen nach seinem Sturz gemieden, nicht Passagier und nicht Angestellter, hatte der kleine Kapellmeister keine Ahnung, daß ein Ring, wie dieser, von der schönen kleinen Hand der Frau Tilly Schuch verschwunden war und seit Malaga gesucht wurde. Wußte so wenig von diesem Verlust, wie die Häfeles, die nur ihre Liebe beschäftigte, davon geahnt hatten. Nichts wußte er von diesem Ring, als daß er viel zu funkelnd, zu glanzvoll, zu vornehm war für einen kleinen Musiker, der das Hungern und das Dirigieren wohl noch

lernen mußte ... Einmal hatte er ihn doch tragen wollen, den unverdienten herrlichen Ring. Einmal sich daran erfreuen. Und dem Kapitän wollte er's sagen, daß er mit diesem Ring am Zeigefinger — für den Ringfinger war er ihm zu weit — die ihm gewidmete „Meerfahrt" oben in der Glasveranda komponiert.

„Sie erlauben —" sagte Mücke leise und höflich, indem er sich einen Rohrstuhl nahe an das Instrument zog.

Balzer erlaubte. Das heißt, er hatte Mücke gar nicht bemerkt. Mit halbgeschlossenen Augen phantasierte der weltentrückte Tondichter. Jetzt kam der Höhepunkt des Sturmes ... Ha! — in der Entfernung sah man Nachen scheitern ... mit zerrissenen Segeln spielte der Wind ... und wieder: stark, fest, zuversichtlich — das Kapitänsmotiv ...

Mit beiden Händen hieb er's in die Tasten.

Man kann nicht sagen, daß diese Musik beruhigt, dachte Mücke. Was spielt der merkwürdige Mann bloß? Es ist, als ob er irrsinnig wäre.

Und er sah Balzer nach den Fingern —

In diesem Augenblick glaubte Mücke, der Schlag treffe ihn.

Der Ring — der Ring! ... Wie ein blutrotes Auge, höhnisch, teuflisch, grinste ihn vom knochigen Zeigefinger der ovale Rubin an. Das war ja schon wieder der Ring der Herzogin! War derselbe, den in jener hellen Nacht in Granada der Assessor heimlich im Mondschein an seiner Hand bewunderte auf dem Balkon. Derselbe Ring, der auf hoher See im Schatten der Rettungsboote an dem Finger Anna Häfeles aufleuchtete. Und nun gar noch einmal der Ring an der knochigen Hand dieses armen Teufels!

Also das mußten subjektive Wahnvorstellungen sein, Gesichtshalluzinationen. Dieser Ring konnte doch kein wirklicher Ring sein, nicht Gold und Stein. Wie käme der Musikant, der kein Geld hatte für die Heimfahrt vierter Klasse zu Lande, wohl zu solchem Schmuckstück!

Mücke sprang auf. Er kümmerte sich nicht darum, daß sein Stuhl umfiel, daß irgend etwas hinter ihm in Scherben klirrte, daß Balzer, zu Tod erschreckt vom Klavierstuhl springend, laut aufschrie.

Wie besessen lief Mücke davon.

Hart an der Treppe stieß er auf Erich, der ihn unten vergeblich gesucht hatte, bis ihm der Irländer verraten, daß Mücke aufs Bootsdeck gestiegen sei.

„Herr Mücke," Erichs Stimme war sehr freundlich, als er höflich grüßend an den Mützenrand griff, „ich glaube, Sie wollten mit mir etwas besprechen —"

„Nein, bitte, nein!" Mücke wehrte hastig ab, als gelte es eine drohende Christenverfolgung abzuwenden. „Ich bespreche gar nichts mehr! Sie sind ein Ehrenmann — die Häfeles sind Ehrenleute — Balzer ist ein Ehrenmann — — ich gebe jedem von Ihnen jede Erklärung ab, die Sie wünschen. Ich bin umsonst am Leben geblieben. Ich war ein Narr in Granada auf dem Balkon. Ich sehe leuchtende Steine, wie andre mouches volantes. Ich kann Ihnen nicht erzählen, was ich erlebt habe und was mich so verwirrt — aber ich will jeden Eid schwören: in Tausendundeiner Nacht kann's auch nicht verrückter zugehn!"

Damit stürmte er grüßend an Erich vorbei und die Treppe hinab. Der sah ihm mit großem Erstaunen nach und dachte, daß die schönen arabischen

Märchen aus Tausendundeiner Nacht zwar der Wunder voll sind, aber doch wesentlich klarer als die überstürzte Ansprache des auferstandenen Gents, die er soeben gehört.

Er hoffte von Balzer einige Aufklärungen erhalten zu können, der gerade, echauffiert, wie es schien, mit den Händen fuchtelnd, aus der Veranda heraustrat.

„Was ist denn eigentlich los mit —?"

Aber der kleine Kapellmeister, der sich an allen Nerven aus seiner Tondichtung in die rauhe Wirklichkeit gerissen fühlte, weinte fast, als er hervorstieß: „Mitten im Sturm bin ich gewesen ... das heißt, verstehen Sie, das Kapitänsmotiv hatte ich schon — auf der Brücke stand er — Bronze, Eisen, Stein. So steht er ... im Klang, verstehn Sie — da fällt ein Stuhl um — verstehen Sie — und dann die Scheibe ... Und wenn ich damals nicht unter den Esel gekommen wäre, dann wäre das alles nicht! Aber unsereiner soll keine Juwelen tragen bei der Arbeit... Das ist Frevel. Abgetretene Stiefel und Edelsteine, das geht nicht!... Und jetzt find' mir einer das Adagio wieder — das Adagio!" Rührung über sein Schicksal oder Zerknirschung über den Frevel ließen ihn nicht weiterreden. Tränen schluckend und mit den Schultern zuckend, entfernte er sich.

Wenn ich jetzt noch einen derartigen Dialog führe, bin ich auch verrückt, dachte Erich.

Er zwang sich eine Weile, den Blick auf das landschaftliche Bild zu heften. Es ist gut, wenn man in solchen Augenblicken in Holland ist. Der Niagara, der Himalaja, ja selbst der Dönhoffsplatz würden die Verwirrung mehren, vertiefen, unheilbar machen. Aber diese grünen Flächen — diese Wiesen, Windmühlen, Kühe, wie das beruhigt, befriedigt! Man muß Holland dankbar sein, weil es so grün und sanft hingestrichen ist auf dem sonst so aufgeregten Globus.

Dann beschloß er, Bergemann zu suchen, um dem zunächst einmal von dem bedenklichen Geistes- und Gemütszustand seines Neffen schonend Kunde zu geben ...

... Während sich dieses, unbemerkt von all den vom nahenden Abschied erregten Passagieren, die unten das Promenadendeck füllten, oben auf Bootsdeck begab, schlang sich Kreuzwendedich von Reubke mit etwas unsicheren, blassen Händen vor dem Spiegel der Kabine, die bis zur Biskaya von der von ihm verehrten Tilly Schuch bewohnt war, die frühlingsgrüne Foulardkrawatte. Hilde hatte sie ihrem Patienten aus seinem nicht ärmlichen Vorrat ausgesucht und mit der Wäsche und den Kleidern säuberlich zurechtgelegt. „Blau — Herr von Reubke — ist die Meerfarbe," hatte sie munter gesagt, „die hat nun ausregiert. Ein Kavalier muß immer mit der Zeit und mit der Situation gehen. Grün ist der Frühling, und grün ist das Land, an das wir jetzt steigen. Sie wenigstens."

Nun ja, er wenigstens stieg ans Land. Er hätte viel lieber irgend etwas andres getan. Zum Beispiel Opium geraucht oder sich in ein Flugschiff gesetzt, um unmittelbar nach Deutschland zu steuern, ohne all diesen Gesichtern wieder zu begegnen. Diesen Menschen, die wußten um seine unqualifizierbare Aufführung, um die schmachbedeckten drei letzten Tage seines in des Wortes wörtlichstem Sinn aus der Balance gekommenen Lebens.

Das Spiel um Tilly Schuch hatte er natürlich glatt verloren. Wenn auch noch keinerlei Kunde von Schwammerls offizieller Verlobung zu ihm gedrungen war, so hatte ihm Kloppenbusch, der ihm in aller Frühe heute im Gehrock einen feierlichen Abschieds- und Krankenbesuch gemacht hatte, doch mitgeteilt, daß sich gestern abend im verdunkelten Musikzimmer ein Herr und eine Dame geküßt und bei seinem Nahen erschreckt entfernt hätten. Er habe erst die Vermutung genährt, es handle sich um Mister Hobsen und das nette Fräulein Agnes aus der Fröbelschule. Dieses sei aber nicht möglich, da er dieses letztgenannte Paar — unmittelbar nach dem Abenteuer im Musikzimmer — hinter dem Rauchsalon in derselben Situation getroffen habe. Und der kurze Aufschrei des Fräuleins sei dann ein ganz andrer gewesen als der kurze Aufschrei der Dame im lichtlosen Musikzimmer. Auch habe er eben, als er an der Kabine Schwammerls vorüberging, der noch — wohl angenehm träumend — im Schlafe lag, an dem vor der Tür zur Reinigung hängenden Smoking neben der edelweißverzierten Schleife eines österreichischen Alpenvereins, die auf der See keinen rechten Sinn habe, ein Frauenhaar bemerkt. Ein langes, goldblondes Frauenhaar!

Reubke war so wütend geworden, wie es sein immer noch der Schonung bedürftiger Zustand irgend erlaubte. Kloppenbusch hatte ihn etwas eigenartig zu trösten versucht, indem er ihm berichtete, er habe einmal, da ihn alles, was Liebe anbetreffe, früher — früher! — lebhaft interessiert, ein schönes Buch über „Minnedienst" gelesen. „Minne" aber sei so viel wie Liebe, wie Reubke vielleicht wisse; oder doch eine besondere, gewissermaßen eine mittelalterliche Abart dieser vielverbreiteten herzlichen Empfindung. Und in diesem Buche habe nun gestanden, daß es dem solchen Minnedienst verrichtenden Ritter durchaus nicht darauf angekommen sei, die angebetete Dame wirklich, was man so sage, zu besitzen. Im Gegenteil, sie sei meist die eheliche Frau eines andern gewesen und habe in einigen Fällen diesem andern immerzu gesunde Kinder geschenkt, ohne daß durch diese freudigen Familienereignisse der aufreibende Minnedienst ihres Ritters eine Unterbrechung oder eine Abschwächung erfahren habe. Einer dieser Ritter — er glaube, es sei ein Herr von Lichtenstein gewesen, der sich darüber auch poetisch ausgesprochen — habe als höchste Gunst erfleht, ein von seiner Dame bereits mehrfach getragenes Hemdlein über den Panzer zum Turnier anlegen zu dürfen. Ein andrer — den Namen wisse er nicht mehr, aber er habe auch so einen verdammt adeligen Vornamen gehabt wie Kreuzwendedich — habe es durch ausdauernde Minne als Huldbeweis ertrotzt, daß er einmal in einem Bettlein liegen durfte, das kurz vorher seine angebetete Dame zur Nachtruhe benutzt hatte. Er, Kloppenbusch, freue sich nun, sagen zu können, daß die Ähnlichkeit, ja man könne sagen, Übereinstimmung jener sogenannten Minne mit dem Abenteuer Kreuzwendedichs, das in Tillys Kabine endete, höchst wunderbar sei.

Kloppenbusch war von dieser Übereinstimmung der poesievollen Geschehnisse geradezu entzückt. Kreuzwendedich durchaus nicht. Im Gegenteil, er empfand es als ein betrübendes Zeichen seiner immer noch vorhandenen Schwäche, daß er seinen mitteilsamen Besucher bei dieser Wendung des Gesprächs nicht aus der Luke warf oder ihm mindestens mit einem harten Gegenstand auf den Kopf schlug.

Tieftraurig die in Kloppenbuschs Erzählungen enthaltenden Tatsächlichkeiten einerseits und die geringen Aussichten auf ein angenehmes Leben an dem wieder zu besteigenden Lande andrerseits erwägend, stand Kreuzwendedich, bereits bis auf das Jackett angekleidet, vor Tillys Waschbecken und gurgelte mit Myrrhenwasser.

In diesem Augenblick nahm das Zwiegespräch, das in der Kabine gegenüber Selma mit dem Edlen von Scupinsky führte, eine Tonstärke an, die schlechthin zum Zuhören zwang. Schon mehrfach war in diesen Leidenstagen in das trübe Dämmerleben Kreuzwendedichs seltsames Geräusch, wie von heftigem Streit, aus dieser Kabine gedrungen. Aber sein Interesse an dem Hader der Mitwelt war fast auf den Nullpunkt gesunken gewesen; und so hatte er gar nicht hingehorcht, was Selma dem Edlen von Scupinsky oder was der Edle von Scupinsky der entfärbten Selma an unerfreulichen Wahrheiten etwa zu sagen wußte.

Jetzt war das anders. Aus den Zeiten, da er noch die Bänke des Realgymnasiums ohne nennenswerte Erfolge drückte, erinnerte sich Kreuzwendedich eines guten Spruches; und es bereitete ihm aufrichtige Genugtuung, daß dieser Spruch lateinisch war: „Solamen miseris socios habuisse malorum." Wie der Mann hieß, der das vor zweitausend Jahren gesagt — Ovid oder Virgil oder Horaz oder anders — war gleichgültig. Recht aber hatte er, wie der Lateiner häufig. Es war entschieden ein Trost für einen, der sich zum Platzen ärgerte, zu hören, wie andre vor Ärger auch Anstalten trafen zu platzen. Und viel weniger taten offenbar der Edle von Scupinsky und seine Freundin da drüben eben nicht.

Kreuzwendedich öffnete ein wenig die Kabinentür, um die eifernden socios malorum besser vernehmen zu können. Und nun verstand er jedes Wort. Entweder gingen die beiden von der falschen Voraussetzung aus, daß hier niemand unten geblieben war, der die Intimitäten ihrer Zwiesprache erlauschen konnte, oder sie hatten sich allmählich in eine solche Wut gesteigert, daß sie die schlichtesten Gesetze der Vorsicht und des Anstands vergaßen.

„Also so geh' schon zu deinem Pilsner Narren, zu deinem Zwingenberg Urquell!" Scupinsky war schon ganz heiser vom Schreien. „Wenn er dich erst mal ohne all deine Schönheitsmittelchen gesehn hat, du Liebling, wie ich in der Biskaya, dann wird er sich vollends dem Trunk ergeben."

„Du hast meine Briefe nicht aufzumachen — du elender Hochstapler! Nimm andern ihre Sachen weg, so viel du magst, aber meine Korrespondenz laß gefälligst in Ruh, ja!"

„Ich hab' ein Recht nachzusehen, was du treibst — wie du mich betrügst, du Brettlmensch!"

„Ha — betrügst! Du sagst „betrügst" — Du! Daß ich nit lach'!"

„Du giltst hier für meine Frau und —"

„Ich gelt' —? Das glaubt schon eh' keiner mehr, daß ich auf so einen Wurschtel, wie du, fürs ganze Leben 'reinfall und mir von dir einen Trauring anschnallen laß!"

„Halt 's Maul, sonst . . .! Ich hab' für dich bezahlt . . . die ganze Reise . . . und Kaviar frißt du mit 'm Löffel . . . und in Barcelona zwei Hüte und in Sevilla eine Mantilla . . ."

„Schofel genug — die Stewardeß mit dem langweiligen Madonnengesicht hat eine feinere kriegt — — — aber nit von dir, was?"

„Ich hab' dich hier durchgefüttert und all deine Extradummheiten zahlen dürfen . . ."

„Jawohl, von Zwingenberg seinem Geld. Und wenn ich mit dem nit gefußelt hätt', bis ihm das Blut im Hals war und die Stielaugen schier herausg'fallen sind — dann hättst du von der ganzen Reise nix wie den elendigen Ring, den du mir jetzt nit amal geben willst — als Abschiedsgeschenk."

„Ich hab' ihn doch nicht — wie oft soll ich dir's denn noch wiederholen?! Das ist's doch eben, du blödsinnige Gans, weswegen ich so außer mir bin — er is weg — weg — weg!"

Ein häßliches Lachen aus Selmas Kehle, das jäh abbrach. Scupinsky hatte sie wohl wütend an der Hand gepackt. Oder am Hals —

„Lach' nit, infames Weibstück — lach' nit — oder ich . . . Das kann uns doch den Hals brechen, begreifst du denn das nicht! Der Ring muß herausgefallen sein . . ."

Kreuzwendedich verstand nichts mehr. Mit übermenschlicher Anstrengung dämpfte der Edle in der Kabine seine Wut und sein Organ war ganz leise geworden.

Aber Selma, deren Hals und Hand wieder frei geworden zu sein schienen, nahm keine Rücksicht. „Und das soll ich dir glauben, du Obergauner — der ganze Witz ist doch nur, daß du den Rubin, weil er so wertvoll ist, behalten willst, zu Geld machen möchtest . . ."

Den Rubin —? Den Rubin . . .! Kreuzwendedich flog das Blut in die Schläfen. Er hatte Ohrensausen, als wäre er mit dem Kopf in ein Glockenspiel gefallen. Er hörte nichts mehr. Mit geschlossenen Augen und zitternden Knien stand er an den Türpfosten gelehnt. Eine Galoppade von Ideen jagte durch sein Hirn. Der Rubin — das war also Tillys Ring! Und den hatte Scupinsky — oder doch, hatte ihn gehabt. Und er, Kreuzwendedich — wußte jetzt . . . Ah!

Schwammerl hatte sie geküßt — gut. Aber er hatte das Hemdlein an der Lanze — nein, den Rubin hatte er entdeckt. Scupinsky war ein Schurke — er wollte ihm nachher einen Kuß geben. Denn ohne ihn wäre er ja verloren gewesen. Aber erst wollte er ihn verhaften lassen. Aber nein — der Ring war wichtiger. Hatte der Edle den nun noch — wie Selma krähte — oh, was war das für ein liebes Mädchen, diese Selma! — oder war der dem Dieb auch schon wieder gestohlen? . . . Wenn nur ein Mensch jetzt hier herunterkommen wollte . . . mit den Bibberbeinen konnte er doch nicht verhaften und niederboxen und all so schöne Sachen.

Jetzt wurde drüben die Tür halb aufgerissen und wieder gewaltsam um ein Stück zugedrückt. Es war, als ob eine Hand sich bemühe zu öffnen, während eine andre zuhalten wollte.

Und jetzt verstand er auch wieder. Das war Selmas Stimme, die kreischte: „Ach was, du Idiot — die blonde Pute, die denkt nicht mehr an ihren Ring. Die hat ja jetzt den Wiener Odeurfritzen mit dem versicherten Schnupfen — vorhin, als die Stewardeß die Koffer herausgeholt hat, hat

sie's ihr doch selbst stolz erzählt — daß sie verlobt ist — mit dem einen von den zwei Trotteln, dem wienerischen."

Der andre Trottel bin ich, konstatierte Reubke betrübt, der größere; denn ich muß es auch noch als Überraschung anhören. Er dachte jetzt leidenschaftslos, ganz sachlich. Schließlich war er ein anständiger Kerl; und hier galt's nicht mehr allein den anstrengenden Wettlauf um eine hübsche Witwe und ihre stattlichen Renten — hier war offenbar einer Schurkerei ein Ende zu machen und einem ganz üblen Glücksritter das traurige Handwerk zu legen. In Kreuzwendedichs Beine und Gehirn kam Ruhe.

Und das war gut, denn er konnte sie brauchen. Eben wurde drüben die Tür mit einem gewaltigen Ruck weit aufgerissen. Ein wütender Schrei, als ob Selmas Finger geklemmt würden. Scupinsky, dunkelrot übers ganze verlebte Gesicht, das dünne gefärbte Haar verwirrt, als habe eine unfreundliche Hand hineingegriffen, stürzte schon im Reiseanzug, den Hut in der Hand, auf den Gang und wollte die Treppe empor.

Unwillkürlich trat Reubke einen Schritt vor.

Scupinsky prallte zurück, als hätte er den Teufel gesehn. Er griff unsicher nach der Klinke seiner Kabinentür, die er hinter sich zuzog, und stammelte: „Herr — Herr von Reubke — bitte, was machen denn Sie hier?"

„Ich wohne hier — Ihnen gegenüber." Kreuzwendedich sagte das lächelnd und sah ihm dabei in die Augen wie ein Tierbändiger, der Schakale dressiert.

Die Tür hinter Scupinskys Rücken schloß sich lautlos. Selma schien die Schwierigkeit der Situation begriffen zu haben.

„Sie haben —" Scupinsky versuchte zu lächeln, aber sein spähendes Auge hatte alle Sicherheit verloren und war voll Angst — „Sie haben einiges von unserm kleinen ehelichen Disput mit angehört, Herr Baron, nicht wahr?"

„Einiges."

„Ach ja — so Frauen, wenn sie nervös sind — und, ja, auch man selbst — man redet da — wenn man erregt ist, mein' ich — allerlei Törichtes, nicht wahr . . . hm, allerlei Unverantwortliches."

„Unverantwortliches."

Scupinsky war dieses Echo unangenehm, man sah das. „Sie werden hoffentlich aus dem Gehörten — ich bitte übrigens vielmals um Entschuldigung, daß wir so laut wurden — wir nahmen an, daß alle Passagiere bereits oben seien bei der Gepäckrevision . . ."

„Dacht' ich mir."

„Ich meine — meine, Sie werden doch wohl keine falschen Schlüsse ziehen, Herr Baron, aus dem Gehörten?"

„Nein, nur richtige Schlüsse. Verlassen Sie sich darauf."

Diese zugesicherte Erfüllung seiner Hoffnung schien aber wiederum Herrn von Scupinsky durchaus nicht so angenehm, wie sonst erfüllte Hoffnungen zu sein pflegen. Er griff sich mit zwei Fingern in den Stehkragen, als ob ihm dieses Wäschestück plötzlich zu eng werde, räusperte sich, lächelte wie ein Bauer, der Zahnweh hat, machte den Versuch einer leichten, chevaleresken Verbeugung und sagte:

„Herr von Reubke, wir beide sind Männer, nicht wahr, Ehrenmänner . . ."

„Was das erste anbetrifft, so glaube ich, daß Sie recht haben. Für das zweite möcht' ich den Pluralis ablehnen ..."

„Soll ich das dahin verstehen, daß ich ..."

„Ich bitte das zu verstehen, wie es Ihnen beliebt."

Scupinsky schien einen schwierigen Denkprozeß zu erledigen. In seinem Gesicht arbeitete es. Ein zuversichtliches Lächeln gewann die Oberhand, als er wieder begann:

„Könnte ich Sie für zwei Minuten allein — unter vier Augen — sprechen, Herr Baron?"

„Mir scheint, daß wir hier so allein sind wie irgend möglich." Er sagte das kühl und ruhig und überlegte dabei: wenn ich mit dem Kerl in eine Kabine gehe, ist er imstande, einen sechsläufigen Revolver zu ziehen oder mich niederzuschlagen. Kreuzwendedich war nicht feig. Aber er fühlte sich doch noch von der Seekrankheit in einer Weise geschwächt, die ihm heute einen Boxkampf oder ähnliches als eine wenig aussichtsreiche sportliche Vergnügung erscheinen ließ.

„Sie haben vielleicht recht —" Scupinsky war sichtlich bemüht, seine geschmeidige Rede ganz in Öl zu tauchen — „ganz recht, Herr Baron. Wir sind schließlich auch hier allein — mindestens für ein paar Augenblicke. Und was wir beide uns, als Männer von Welt, zu sagen haben, bedarf ja nur zweier Minuten."

Kreuzwendedich dachte, daß es noch nicht einer halben Minute bedürfe, Herrn von Scupinsky zu sagen, daß er ihn für einen ausgemachten Schurken halte. Aber da er begierig war, was etwa dieser Edle noch vorbringen könnte, so unterdrückte er dieses schroffe Werturteil und sagte nur knapp und ohne Wärme: „Bitte!"

„Durch Ihre hübschen und freimütigen Erzählungen, Herr Baron ... pardon, nicht mir haben Sie erzählt, aber andern — und Sie haben ja selbst erfahren, daß die Wände hier Ohren haben ... Also durch Ihre scharmanten Erzählungen aus Ihrem Leben bin ich über Ihre Privatverhältnisse ziemlich gut orientiert ..."

„Wenn das etwa auf eine Drohung irgendwelcher Art hinauslaufen sollte, Herr, so sparen Sie sich die Mühe. Aus der Tatsache, daß ich nicht vermögend bin und solche Luxusreise eigentlich meinen Verhältnissen nicht angepaßt ist, mache ich kein Hehl. Andres aber hab' ich nicht zu verbergen. Also —"

„Pardon, Pardon! Sie mißverstehen mich durchaus, mein werter Herr Baron."

„Ich bin nicht Baron. Ich führe nur — und zwar mit Recht — den einfachen Adelstitel."

„Abermals Pardon. Wir Österreicher sind so gewohnt ..."

„Ich dachte, Sie wären Ungar —? Aber gleichviel. Ich verzichte auf Standeserhöhungen durch Ihre Güte. Wollen Sie, bitte, kurz —"

„Ganz kurz." Scupinsky gewann an Zuversicht, aber er blieb sehr höflich, fast devot. „Mit Ihren eignen Bekenntnissen übereinstimmend, Herr Baron — pardon, Herr von Reubke, ist die Tatsache mir nicht unbekannt, daß Sie in England einen Onkel hatten. Übrigens einen ganz vortrefflichen Herrn —"

„Ich bitte, sich mit Taxierung meiner Familie nicht aufzuhalten".

„— einen Herrn, der preußischer Legationsrat a. D. war und dessen Vermögen, als er in London starb, etwa achtmalhunderttausend Mark in deutschem Gelde betrug ... Da nun leider —" Scupinsky lächelte diabolisch, indem er das sagte — „leider, wie Sie wissen, durch eine kleine Vergeßlichkeit des Herrn Erblassers, den Erben nicht bekannt wurde, in welcher der vielen Banken Londons dieses ansehnliche Kapital lagert, so hat sich dieses Depot seit dem Tode des seligen Herrn Legationsrats um Zins und Zinseszins vermehrt und wird in zwei, drei Jahren rund eine Million erreicht haben ... In zwei, drei Jahren, in denen es, von den Erben ungestört und unangegriffen, weiter so ruhig anwachsen kann wie ..."

„Wollen Sie mich verhöhnen, Herr —! Das sind doch ..."

„Vermutungen? Nein. Auf mein Ehrenwort werden Sie vielleicht keinen allzugroßen Wert legen —"

„Nein."

„Schade. Ich könnte Ihnen sonst dieses Ehrenwort ohne jedes Risiko verpfänden dafür — daß ich — verstehn Sie wohl, ich — die Bank sehr gut kenne, auf der das Depot Ihres seligen Oheims lagert, von dem Ihnen ja wohl ein Drittel zukommt — wenn es erst für Sie entdeckt ist."

Kreuzwendedich fühlte, daß ihm schwach wurde. Eine zuversichtliche Stimme sagte ihm, daß Scupinsky diesmal nicht log. Auch stimmte die von dem Glücksritter angegebene Höhe des Vermögens mit den Mutmaßungen der Familie genau überein. Scupinsky fuhr, jetzt ganz sicher und geschäftsmäßig im Ton, in seiner Rede fort, während er Reubke nicht aus den Augen ließ.

„Ich habe nämlich vor Jahren — am Anfang meiner Laufbahn — in dieser selben Bank als Angestellter gearbeitet. Habe gewissermaßen dort gelernt und begonnen. Daher —"

Kreuzwendedich hatte wieder das Gefühl: das stimmt. Daß diese Beschäftigung Scupinskys in der Bank damals dem Institut nicht gerade zum Vorteil gereichte, und daß seine sogenannte Lehrzeit mit anderthalb Jahren Zuchthaus geendet hatte, fühlte Reubke allerdings nicht mit.

„Ein freundliches Geschick hat es also gefügt —" in Scupinskys Stimme kam etwas Gönnerhaftes —, „daß ich in der glücklichen Lage bin, Ihnen ein recht stattliches Vermögen, ein Vermögen von ungefähr dreihundertdreißigtausend Reichsmark — so viel kommt eben auf Ihre Kappe — nachzuweisen, das Ihnen nach englischen wie deutschen Gesetzen gehört."

„Sie — Sie wissen wirklich ...?" Kreuzwendedich sah farbige Kreise vor den Augen. Auf seiner Stirn stand in Perlen der Schweiß.

„Zuversichtlich. Ein Vermögen, von dem Sie aber niemals einen roten Heller sehen werden, wenn Sie dieses — dieses — wie nannte ich es doch gleich — ach ja, dieses freundliche Geschick mißachten. Will sagen, wenn Sie nicht die Hand ergreifen, die ..."

„Ihre Hand —"

„Es scheint so, daß es die meine ist."

„Das hieße ja — —"

„Hm. Eine Hand wäscht die andre. Sie können mir jetzt — ich gebe das zu, Herr von Reubke — durch Mitteilung einiger erlauschter und selbst-

verständlich mißverstandener Gesprächsbrocken ärgerliche Unannehmlichkeiten bereiten, vielleicht sogar meine Abreise von Amsterdam — an deren Beschleunigung mir aus privaten Gründen viel liegt — um ein paar Stunden verzögern. Aber — ich sähe dann wirklich nicht ein, wozu ich Ihnen die Gefälligkeit erweisen sollte, den Namen der mir gut bekannten Londoner Bank zu nennen. Der Bank, an deren Depositenkasse ich häufig den Vorzug hatte, Ihren liebenswürdigen Herrn Onkel — er war etwas schwerhörig, trug einen leicht ergrauten Knebelbart, nicht wahr, und hatte eine Vorliebe für weißleinene Gamaschen und — wohl aus Studententagen — zwei Narben auf der linken Wange. Die eine ging sogar, wie ich mich recht erinnere, quer durchs Ohr ..."

„Ja — ja — durchs Ohr."

Kreuzwendedich räusperte sich und gab sich Haltung. Er war sehr blaß, als er langsam, jedes Wort betonend, sagte:

„Ich halte Sie, Herr von Scupinsky, zwar für einen Lügner —"

Scupinsky zuckte zusammen und kaute die Unterlippe.

„Ich sagte: Lügner. Regen Sie sich nicht auf: wer stiehlt — ich sage: stiehlt und falsch spielt, muß lügen. Diesmal aber haben Sie wohl einmal ausnahmsweise die Wahrheit gesagt. Aber wenn es auch wahr sein mag, daß eine Hand die andre wäscht — ich verzichte darauf, meine leidlich saubere Hand von der Ihrigen waschen zu lassen. Ich ziehe es vor, als armes Luder die andern vor Ihnen zu schützen und ..."

„Haben Sie sich das auch wirklich gut überlegt, Herr Baron?" Scupinsky stand dicht bei ihm. Seine Augen funkelten tückisch, und in seiner heiseren Stimme wetterleuchtete eine Drohung.

„Sehr gut."

In diesem Augenblick kam, drei Stufen auf einmal nehmend, Bob, der herkulisch gebaute Decksteward, die Treppe herunter.

„Herr von Scupinsky," meldete er sehr höflich, „der Herr Kapitän — im Rauchzimmer — läßt bitten, ihn für ein paar Minuten aufzusuchen."

„Steward!" Kreuzwendedich hatte das angenehme Gefühl, daß seine Haltung gut und fest war, als er das sagte. „Ich komme sofort auch ins Rauchzimmer — und will den Kapitän sprechen. Wollen Sie — auf meine Verantwortung — diesen Herrn da nicht aus dem Auge lassen, bis er vor dem Kapitän steht!"

Keine Muskel bewegte sich in des Stewards sommersprossigem Gesicht, als er ruhig und mit aller Höflichkeit nickte: „Ich habe von dem Herrn Kapitän bereits ganz denselben Befehl."

Da wußte Scupinsky, daß sein Spiel verloren war. Ein zynisches Lachen verzerrte seine Züge, als er, dem athletischen Steward vorausgehend, über die Schulter Kreuzwendedich zurief:

„Schade, daß ein so reicher Mann wie Sie, Herr von Reubke, wird bis an sein Ende Hungerpfoten saugen müssen!"

Kreuzwendedich blieb, als die beiden im Stiegenhaus verschwunden waren, noch einen Augenblick schweratmend stehn. Das Anständigbleiben wurde einem doch manchmal verteufelt schwer gemacht. Aber ein Wohlleben als Gnadengeschenk von diesem üblen Burschen — nein!

Als er, seine immer noch nicht recht parierenden Knochen zusammennehmend, langsam die Stufen steigen wollte, fühlte er eine Hand auf seiner Schulter.

Selma, blaß wie eine nächtliche Erscheinung, aber wie keine angenehme, das mehrfarbige Haar unordentlich in der gepuderten Stirn, keuchte ihn an:

„Herr von Reubke, der Mann ist ein Schuft ... Aber ich, glauben Sie mir — ich hab' das alles nicht gewußt ... Ich ..."

Kreuzwendedich ließ sie stehen.

*

Im Rauchsalon saß der Kapitän vor einer Menge beschriebener Papiere und trommelte ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch. Er liebte Papier und Schreibarbeit nicht und machte kein Hehl daraus. Diesmal aber schien ihm die Sache besonders unangenehm, was schon den kräftigen Seemannsflüchen zu entnehmen war, die er in kurzen Zwischenräumen leise vor sich hin murmelte.

Hinter ihm stand in dienstlicher Haltung, den Bauch vorgestreckt, der Obersteward und neben diesem in weißer Jacke Beppo Marlettino, der Friseur, wichtig und zuversichtlich.

Kahl und unfreundlich wirkte der sonst so behagliche Raum. Die kleinen Vorhänge waren schon abgenommen für die große Reinigung im Hafen. Von den Tischen waren die Rauchutensilien und die Schachbretter entfernt. Im Hintergrund standen ein paar Stühle aufeinander, wie in einem Großstadtcafé am frühen Morgen. Es roch nach kaltem Rauch. Durch die Luken sah man langsam, gleichmäßig die Ufer des Kanals vorüberziehn, grüne Wiesen mit sattem Vieh. Die Sonne hatte sich durchgekämpft und lag freundlich auf den grünen Flächen. In der Ferne blitzten die morgenfeuchten Dächer eines Dörfchens auf. Ein paar Schornsteine rauchten schon. Die Windmühlen bewegten langsam ihre gewichtigen Flügel.

Der Kapitän zog unter dem Wust von beschriebenen und leeren Papieren die geschwungene Goldkrücke eines Spazierstocks hervor und betrachtete sie aufmerksam, als sehe er sie zum erstenmal. Unter dem Goldrand war das spanische Rohr mit einem Messer scharf durchschnitten.

„Es ist kein Irrtum möglich, Beppo?"

„Aber nein, Herr Kapitän. So wahr meine selige Mutter ..."

„Lassen Sie schon Ihre selige Mutter liegen! Sie war gewiß eine anständige Frau. Sie kamen also in die Kabine des Herrn von Scupinsky?"

„Wie alle Tage, bitte, zum Rasieren. Aber — wohl verstanden, Herr Kapitän — es war die Kabine auf dem Promenadendeck, in die er umgezogen war aus der Luxuskabine."

„Nummer dreizehn. Ich weiß."

„Ich sag's ja immer, Herr Kapitän, wir sollten die Kabine „Zwölf A" nennen — die Dreizehn bringt Unglück."

„Was schadet's schon, wenn sie einem Lumpen Unglück bringt? Uns hat sie Glück gebracht. Ohne daß der Kerl — der Himmel erschlag' ihn! — umgezogen wäre, hätten Sie doch sicherlich nicht ..."

„Gewiß nicht. Ich sah sie zufällig liegen, die Krücke; ganz zufällig, als ich mich nach ein wenig Papier umsah, den Seifenschaum vom Messer zu

streichen. Aus dem Boden einer Hutschachtel schien sie gefallen zu sein, in der die Dame wohl gekramt hatte. Die kramt ja in allem. So oft ich vorbeikam ..."

„Sie sollen die Passagiere nicht immer ausspionieren!"

Beppo war gekränkt: „Herr Kapitän, ohne meine guten Augen und ohne meinen Einfall, einen Napf fallen zu lassen und mit Napf und Pinsel und Seife gleich die Krücke da rasch aufzuraffen und blitzschnell einzustecken — so, sehn Sie — ohne das wüßten wir doch jetzt nicht ..."

„Gut, schon gut! Errichten Sie sich doch nicht immerzu Triumphbogen, wenn Sie bloß ... Was wollen Sie denn hier, Herr Balzer?" Der Kapitän wandte sich, ärgerlich die Mütze in den Nacken rückend, zu dem kleinen Kapellmeister, der, wie geschoben von einem edlen Vorsatz, geniert, aber mit strahlenden Augen direkt auf den Tisch losging. Er stotterte vor Aufregung.

„Ich habe — habe eine So—Sonate komponiert, Herr Kapitän."

„Meinetwegen. Irgendeine Dummheit muß der Mensch machen."

„Ich möchte gern die So-Sonate ..."

„Aber, Mensch, ich habe jetzt keine Zeit für Sonaten! In einer Stunde legen wir an und ..."

„Ja, ja — ebendeshalb. Sie sind nämlich darin, Herr Kapitän, in der Sonate. Ja. Und mein Dank ist darin, Herr Kapitän." Balzer legt ein beschriebenes Notenblatt mit zitternden Fingern vor Jürgens hin, der ihn verblüfft aus großen runden Augen anstarrte.

„Ich — bin drin?"

„Ja, ich bitte zu entschuldigen, daß ich ... ich meine, daß die letzten Zeilen verwischt sind ... Ich tu das sonst nicht ... Arm, sagte meine Mutter immer — aber sauber und ganz."

„Jetzt kommt der mir auch mit seiner seligen Mutter!"

„Pardon, nein, sie lebt noch. Aber es mußte so schnell gehen ... Und Herr Mücke hatte mir die Inspiration gestört, weil er den Stuhl umwarf ... Ich habe als kleines Kind schon komponiert, Herr Kapitän. Aber wir sind arm, ja. Damals hatte ich kein Papier. Ich meine kein Notenpapier ..."

„Herr, sind Sie des Teufels! Ich habe jetzt keine Zeit für Ihre Biographie!"

Balzer ließ sich nicht irremachen. Seine leidenschaftliche Rede drängte vorwärts wie ein Amokläufer. „Und danken wollt' ich Ihnen, Herr Kapitän. Einesteils durch die Widmung für Ihre Person: daß Sie so sind, wie Sie sind, ja ... andernteils ..."

„Schockschwerenot, einesteils sind Sie ein Narr, Herr Balzer, andernteils laß ich Sie hinausführen, wenn Sie jetzt nicht ..."

„Andernteils ... Sie müssen mich hören, Herr Kapitän, andernteils — für Ihre Herzensgüte, daß Sie mich da oben mein Heimweh haben austoben lassen, ja, an dem verlassenen Klavier. Es muß übrigens bald einmal gestimmt werden. Auch das Pedal klappert ein bißchen. Und deshalb — zur Erinnerung — ich könnte ihn ja doch nicht tragen, er paßt nicht zu meinem bescheidenen Anzug, Herr Kapitän, nicht wahr — und dann, er hindert mich auch beim Klavierspielen — wirklich — deshalb nehmen Sie, bitte, diesen Ring, den ..."

Weiter kam Adam Balzer nicht in seiner wohldurchdachten Widmungsrede. Sprachlos hatte der Kapitän ihm, rasch zugreifend, den Ring aus der leise zitternden Hand genommen, starrte mit offenem Mund auf den Rubin und dann wieder in die versteinerten Gesichter Beppos und des Oberstewards, als wollte er sich darin Rats holen. Dann griff er mit der freien Hand unter die gehäuften Papiere und zog einen zweiten Rubinring heraus. Ganz den gleichen, wie den von Balzer überreichten.

„Ja, bin ich denn verrückt, oder ... Das sind ja nun auf einmal zwei Rubinringe!"

„Zwei!" Beppo und der Oberstewart wiederholten es leise, bedrückt, wie der finstere Chor in der attischen Tragödie, ehe eine Gottheit den Knoten zerhaut.

In diesem Augenblick schob Bob, der athletische Steward, den Edlen von Scupinsky vor sich her durch die Tür ins Rauchzimmer. Es war, als ob er ihm nur diensteifrig den Weg zeigte und höflich den Vortritt ließe. Er sagte sogar mit einer kleinen Verbeugung: „Bitte sehr!" Aber Scupinsky spürte die Faust im Rücken.

Mit einem raschen, tückischen Blick hatte der Edle alles überschaut und begriffen, die Anwesenden, ihre Haltung und Gesichter, den Kapitän, der sich weder erhob und grüßte, den Tisch, von dem ihm die goldene Krücke von Oltzendorffs Spazierstock entgegenblinkte, und die Situation. Verloren gab er sich noch nicht.

„Die Art der Zitierung," sagte er sanft, und ein milder Tadel, mehr ein Bedauern über die mangelnde Kinderstube der andern klang leise mit an, „die Art der Zitierung ist ja etwas merkwürdig, Herr Kapitän. Aber ich bin zuviel auf See gefahren, um nicht zu wissen, daß ein Schiffskommandeur mit den Machtbefugnissen eines kleinen Königs ausgestattet sein muß. Sie haben diese Macht bis jetzt sehr ritterlich und tadellos ausgeübt, Herr Kapitän, ich hoffe ..."

„Ich bitte, mir Ihr Lob zu ersparen, Herr. Kommen wir ohne Umschweife zur Sache!"

„Bitte. Ich bin begierig, da ich die „Sache" nicht kenne ... bitte aber um Kürze, da ich noch packen muß."

„Das werden Ihnen die Holländer wohl erleichtern." Mit zwei Fingern an die Mütze greifend, rief der Kapitän hinüber zu dem eben eintretenden dicken Holländer, der phlegmatisch, in den langen Regenmantel gewickelt, seinen Bauch wie ein wichtiges Paket vor sich hertrug:

„Dat is die Mijnheer in questie, wilt U zoo goed zijn de noodige stappen te doen."*

Unter dem fadblonden, hängenden Seehundsbart kam ohne Eile und Erregung die pomadige Antwort:

„O, is hij dat? De fransche politie stuurde ons al zijn signalement. Wilt U is kijken, het portret lijkt sprekend. Hij heefd in Nizza valsch gespeeld."**

* Das ist der Herr, um den es sich handelt, wollen Sie, bitte, das Nötige veranlassen?

** Oh, das ist er? Wir haben sein Signalement schon von den französischen Behörden. Wollen Sie, bitte, sehen, das Porträt stimmt ganz genau. — Er hat ein bißchen falsch gespielt in Nizza.

Lächelnd, fast freundschaftlich den Edlen von Scupinsky von oben bis unten musternd, stellte sich der Holländer breitbeinig neben sein Opfer.

Scupinsky kämpfte gewaltsam die ohnmächtige Wut nieder, die in ihm aufstieg, und das weltmännische Lächeln seines Gesichts zerriß. „Ihre Gesellschaft, Herr Kapitän, wird wenig erbaut sein, wenn sie von den Belästigungen hört, denen ihr Vertrauensmann auf der „Astarte" einen Passagier, der seine Luxuskabine mit gutem Geld bezahlt hat, auszusetzen für nötig hält."

„Meine Gesellschaft —" der Kapitän fertigte, während er sprach, ohne Überstürzung den Schiffsarzt ab, der ihm eben, sehr erstaunt um sich blickend, die Gesundheitspapiere zur Durchsicht unterbreitet hatte — „meine Gesellschaft wird sich freuen, daß ich meine Passagiere, ohne daß sie Verlust erlitten, ausborden kann. Herr von Oltzendorff wird seinen historischen Stock wiedersehen — wenigstens die wertvolle Krücke. Und — wir haben keinen Seekranken mehr, Doktor, was? Nein? Sehr gut — ja, und Frau Schuch wird wieder in den Besitz ihres indischen Rubins gelangen, der ..."

Der eintretende Kreuzwendedich von Reubke hatte die letzten Worte gehört. „Wenn Sie etwa für die Überführung dieses Gentlemans Zeugen brauchen, Herr Kapitän — ich habe ungern mit den Gerichten zu tun, aber ich stehe zur Verfügung."

Der dicke Holländer hatte phlegmatisch in den Papieren geblättert, die auf dem Landweg Amsterdam weit schneller erreicht hatten als das Schiff, auf dem der Glücksritter fuhr, mit dem sich diese Blätter beschäftigten. Unter dem hängenden Seehundsbart ließ sich ein befriedigtes Grunzen vernehmen, das die in mäßigem Deutsch nicht allzu deutlich geformten Worte einleitete: „Oh — dieser Mann hat so viel als das ich seh — schon manches einmal mit das Gericht zu tun gehabt ... angefangen mit — zwei Jahren Zuchthaus — — wo er is gewesen Volontär — in das Schottische Bank von London."

Balzer schrie laut auf vor Schmerz. Er glaubte, eine eiserne Zange habe ihn oberhalb des Ellbogens erfaßt. Aber es war nur Reubke, der neben ihm stand und ihn plötzlich heftig in den Oberarm gekniffen hatte.

„Die — Schottische Bank in London, haben Sie's gehört?"

„Aber ja —" sagte Balzer ärgerlich, indem er sich den schmerzenden Arm rieb. „Das kann uns doch nun schon egal sein, wo der Mann vor so und so viel Jahren mal gestohlen hat."

„Ja, das sagen Sie so — das sagen Sie so ..." Ein heißer Jubel drohte Kreuzwendedichs Stimme zu ersticken. Er sah plötzlich seinen toten Onkel durch den Rauchsalon spazieren in weißleinenen Gamaschen, den gepflegten weißen Knebelbart gebürstet und die Hand am schwerhörigen Ohr, als wolle er hören, was ihm der Neffe zu sagen habe ... Er mußte hinaus an Deck, mußte etwas unternehmen, irgendwas ...

Im Treppenhaus stieß er mit Tilly und Schwammerl zusammen. Die beiden, schon reisefertig, gingen eingehakt und strahlten halb glücklich, halb verlegen.

„Also bitt' schön ... Herr von Reubke — wir zwei, wie Sie uns da schaun, wir sind nämlich ..." Schwammerl hatte sich sehr gefürchtet vor diesem Moment. Denn schließlich — er hatte den körperlichen Zusammenbruch

Blücher bei Ligny (16. Juni 1815). Nach einem Gemälde von P. F. Messerschmitt

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

des Rivalen ausgenutzt. Und wenn auch der immer delphische Sprüche machende Doktor Lux lächelnd behauptet hatte, die Biskaya könne eigentlich ganz allein den Ruhm dieser Verlobung beanspruchen, so schien es Schwammerl doch sonnenklar, daß er ohne Reubkes Seekrankheit niemals dazu gekommen wäre, Tillys molligen Arm — wie jetzt — vertraulich durch den seinen zu ziehen und seine linke Franz-Josephs-Kotelette so selbstverständlich der herrlichen goldschimmernden Krone ihres Köpfchens zu nähern.

„Ja also — Sie werd'n überrascht sein — gelt, Tilly-Schnuckerl, das wird er? — wir sind nämlich verlobt, ja."

Kreuzwendedich hatte es gewußt, daß er etwas unternehmen mußte. Aber daß er gerade Schwammerl mitten auf den Mund küssen würde, akkurat zwischen die zwei Franz-JosephsKoteletten, das hatte er nicht geahnt. Schwammerl auch nicht. Aber es war doch so.

„Alsdann —" Schwammerl sagte das sehr verblüfft, „da sieht mer doch, was a guter Freund is! Ja." Und besorgt fügte er hinzu: „Wann S' jetzt nur kan Schnupfen nit kriegen, Herr von Reubke. I hab' nämlich schon wieder einen. Aber jetzt is ja eh' egal."

Aber Kreuzwendedich hörte die letzten Worte schon nicht mehr. Er hatte Tilly noch gratulierend die Hand gequetscht, daß sie leise aufwimmerte, dann hatte er sich rasch entfernt. Er mußte etwas Gutes tun, irgend etwas. Oltzendorff mitteilen, daß seine goldene Krücke wieder gefunden sei. Oder der Kapelle zwanzig Franken schenken oder an die Äbtissin ein Funkentelegramm schicken, daß sie sich aus ihren Orchideen Salat machen solle, oder dem Peterle ein Sahnenbeefsteak mit Bratkartoffeln dedizieren. Und dazwischen blitzte es ihm durch den Kopf, daß er wieder mal im Eifer falsch disponiert hatte. Denn er hätte am Ende besser und mit mehr Genuß Schwammerl die Hand gequetscht und Tilly geküßt ...

Und dann — Teufel auch! — für die fatale Gastfreundschaft der Kabine hätte er sich ja auch eigentlich bei der schönen Frau Tilly noch bedanken müssen. Vielleicht mit einem Scherzwort anknüpfend an Kloppenbuschs lichtvolle Darlegungen vom Minnedienst ... Aber sie war fort. Er hörte nur noch ferne und ferner ihr vergnügtes Lachen. Esprit de l'escalier!

„Ist es wahr — ist es wirklich wahr —?"

Reubke erschrak heftig. Er hatte Arthur Mücke, wie all die andern auch, tagelang nicht gesehen; so aufgeregt hatte er ihn nicht in Erinnerung. So lebhaft, so gespannt. Sein Gesicht hatte all das Holzige, das Zurechtgeschnitzte verloren. Da glotzte kein fischäugiger, zur Gleichgültigkeit dressierter Dandy, den kein Vulkanausbruch zu einem Augenblinken, keine winkende Freude zu einem rascheren Schritt bewegen konnte; da kochte ein von heißer Wißbegier geschüttelter leidenschaftlicher Mensch, der nicht mehr Herr seiner Gefühle, seiner Hoffnungen war.

„Pardon, was soll denn wahr sein?" Reubke fand sich sowenig in Mückes neuem Gesicht zurecht wie in seinen Fragen. „Daß mein Onkel ... Natürlich. Aber nein, das können Sie ja gar nicht wissen ..."

„Ist dieser elende Scupinsky ..."

„Edle — wollen Sie sagen."

„Nein — ich will „elend" sagen. Ist dieser Mensch wirklich ver ... ver ..."

„Verhaftet ist er. Ja. Die Holländer sind zwar nach den zweibeinigen Proben, die da herumlatschen, recht phlegmatische Leute, und die Eile haben sie gewiß nicht erfunden — den Herrn aber haben sie sich prompt gelangt. Und Oltzendorffs Goldkrücke ist auch glücklich zutage gefördert. Und zwei Rubinringe ..."

„Zwei — nur zwei ...?" Mückes Augen wurden rund in größter Spannung. „Frau Schuchs Ring —"

„Ja, und —"

„Die Ringe von Balzer, Häfele, Eckardt...? Vier müssen es sein. Vier!"

„Um Gottes willen, es sind ja sogar in „Nathan dem Weisen" nur drei!" Die Logik dieses Ausspruchs schien Reubke selbst nicht bezwingend; aber Mückes gereizte Fragerei verwirrte ihn.

„Dann hab' ich —" Mückes Züge verdüsterten sich —, „hab' ich die andern Ringe doch geträumt — halluziniert ..."

„Sehr glaublich. Immer schöner, wie meine Träume ... Ich hab' — werden Sie's glauben? — drei Tage lang nichts wie fliegende Hunde gesehen ... Die sahen alle aus wie Peterle. Lauter Peterles mit Flügeln. Und hatten Orchideen an die Schwänze gebunden mit marineblauen Schleifen."

Mücke hörte offenbar gar nicht zu. Denn was er jetzt sagte, paßte durchaus nicht auf Reubkes interessante Mitteilungen über seinen leidenden Zustand und die damit verbundenen Sinnestäuschungen.

„Oh, wie froh bin ich — wie glücklich — wie — —!"

„Warum? Haben Sie Geburtstag?"

„Nennen Sie's so, Herr von Reubke — nennen Sie's immerhin so! Aber beim ersten Geburtstag, sehen Sie — da weiß man ja gar nicht, daß man lebt, nicht wahr? Man kennt das Wort, den Begriff „leben" nicht. Man hat keine Ahnung, was da draußen blüht, singt, lockt, wartet auf uns, nicht wahr?"

„Das ist doch nicht Ihr Ernst —?" Das Symbolische lag Reubke an sich nicht.

„Denn — verstehn Sie mich recht, Herr von Reubke," — Mücke sprach das feierlich und langsam, wie ein vom Staat dafür besoldeter Richter im Namen des Königs Recht spricht — „wenn der Mann dort ein Falschspieler ist, ein Dieb, ein Betrüger, ein systematischer, skrupelloser Menschenverderber, so hat er kein Recht, als Gentleman mir die Waffe in die Hand zu zwingen, daß ich selbst ein Ende mache — nicht wahr — Sie verstehen doch?"

„Nein!" sagte Reubke ehrlich. Aber er hatte den Eindruck, daß ihm das große Unannehmlichkeiten zuziehen konnte.

„Leben werd' ich — verstehn Sie ... leben will ich!"

Reubke war froh, diesmal bestätigen zu können. Er hatte allerdings schon in Tanger den Eindruck gehabt, daß Mücke lebte und leben wollte; und so schien ihm die Mitteilung des Entschlusses, zu tun, was er bisher auch getan, den reichlichen Enthusiasmus, der ihn sichtlich befeuerte, nicht ganz zu erklären. Aber Kreuzwendedich hatte gar keine Zeit, über diese wunderlichen Bekenntnisse des gewandelten Lebemannes nachzudenken, da Mücke immer stürmischer, beglückter, ekstatischer in ihn hineinredete, als mache sich eine

lang zurückgedrängte, hinter fader Tünche mühsam verborgene temperamentvolle Jugend endlich Luft.

„Ein anderes Leben werd' ich leben — ein neues! Und wissen Sie, wer mir Helfer und Zeuge sein soll? Der Bruder meiner Mutter . . ."

„Das soll er," bestätigte Reubke, denn Mücke schien seine Zustimmung zu erwarten. Er hatte bloß keine Ahnung, wer der Bruder von Mückes Mutter war.

„Das ist lieb von Ihnen, Reubke, daß Sie mich verstehen — lieb! Ich danke Ihnen von Herzen!"

Reubke fühlte seine beiden Hände stürmisch geschüttelt. Er hätte dem schwächlichen Jüngling gar nicht so viel Kraft zugetraut. Und er hatte den Eindruck, daß wenig fehlte und er hätte jetzt von Mücke den Kuß zurückbekommen, den er selbst vorhin zwischen Schwammerls wohlriechend geölte Franz-Josephs-Koteletten befestigt hatte.

„So denk' ich mir ungefähr russische Ostern," sprach er vor sich hin, als er kopfschüttelnd dem wie beflügelt Enteilenden nachsah.

*

Die „Astarte" zog langsam und würdevoll die letzte Schleife des Nordseekanals.

Verschwunden waren die saftigen Wiesen. Die Handelsstadt schob nüchtern und korrekt ihre schützenden Steindämme, ihre riesigen Speicher vor. Die roten Backsteine leuchteten in der Frühlingssonne. Kleine Dampfer hasteten fauchend und pfeifend vorbei. Auf müde daherziehenden Frachtkähnen sprangen wichtig kleine Hunde herum und bellten. Ein Motor der Hafenpolizei schoß hinüber nach dem Bahnhofskai. Ein paar Kähne, vollgepfropft mit stumpfsinnig hockenden Japanern und Chinesen, schaukelten im Kielwasser eines Dampfers der Nederlandgesellschaft, der nach Ostindien ausfuhr. Die Musik an Bord des Asienfahrers spielte „Wilhelmus von Nassauen . . ." Hellgekleidete Damen winkten mit Tüchern. Ein feierlicher alter Herr stand, die Mütze in der Hand, zwischen ihnen und verneigte sich tief hinüber nach den Mauern, Speichern, Kranen, hinter denen mit seinen Grachten und Gärten Amsterdam lag.

Grabusch saß, reisefertig, die „Parerga" Schopenhauers in der Manteltasche, auf seinem Koffer. Die meisten Passagiere hatten, die Länge des Nordseekanals unterschätzend, schon kurz hinter der Schleuse voneinander lauten und herzlichen Abschied genommen, um sich dann während der stundenlangen Fahrt immer wieder aufs neue zu begegnen, etwas verlegen wieder anzureden und ihre Eindrücke über Häfen und Kanäle im allgemeinen, sowie über Sprache, Charakter, Viehstand und politische Zukunft Hollands im besonderen auszutauschen.

Grabusch aber, als einer, der hier schon zum sechsten oder siebten Male ankam, war schließlich der Mittelpunkt eines größeren Kreises. Kloppenbusch, den Krimstecher über den reichlich karierten Ulster geschnallt, das Ehepaar Tiegs, schweigsam und vornehm, Tilly und Schwammerl, verstohlen lodernde Blicke glücklichen Einverständnisses tauschend, und Pilzheimer, still und gedrückt neben der wieder genesenen Gattin Emilie, umstanden den die Situation erläuternden Amtsgerichtsrat. In einiger Entfernung lauschten auch die

Oltzendorffs seinen Worten und Winken. Sie waren schon in Besuchstoilette, da sie — aus unbekannten Gründen — vor ihrer Abreise nach England auf dem deutschen Generalkonsulat ihre Karten abgeben wollten.

Der Amtsgerichtsrat hatte bereits in geschäftsmäßigem, wenig interessiertem Tone auf die wesentlichsten Sehenswürdigkeiten hingewiesen, die man nicht versäumen sollte. Hatte die Calvesstraat genannt, Damrock mit der Börse, Industriepalast; hatte die Rembrandts im Rijksmuseum gerühmt und einen lohnenden Ausflug nach 's Gravenhage, der eigentlichen Residenz, empfohlen. Jetzt deutete er nach links auf die ungeheuren, dem Wasser entzogenen Hinterteile einiger nebeneinander in den Docks aufgereihten Dampfer und sagte:

„Wir werden bald anlegen. Da drüben sind schon Juliana en Wilhelminadok, und hier rechts der rote Turm, der da herankommt, ist das Kop van de Handelskade, das Hauptgebäude mit der Registratur."

Er sagte das lässig und müde; nicht stolz auf sein Holländisch, denn es hatte ihn ein paar tausend Gulden gekostet, als er in Amsterdam den Gatten seiner Schwester nach dessen moralischer Entgleisung rangierte. Auch beabsichtigte er nicht, die gepriesenen Sehenswürdigkeiten persönlich aufs neue zu besichtigen; denn in seinem Herzen lebte noch die alle Unternehmungslust hemmende Enttäuschung der in dieser Nacht gezogenen Bilanz. Auch diese achte Seereise hatte ihn also seinem spät geschauten Lebensziel nicht näher gebracht! Die Ernüchterung war um so größer, als die diesmalige scharfe Prüfung der Frauen — der während der Seefahrt maskenlos sich 'gebenden Frauen — immerhin eine einzige Würdige übriggelassen hatte: Elisabeth Hunneberg. In der Stunde der Entscheidung aber hatte ihn selbst dann die besonders tückische Biskaya zu Werbungen untauglich gemacht; und als er endlich, wieder genesen und zu neuem Entschluß erstarkt, zunächst einmal vorsichtig bei Mister Hobsen nach Fritzchens unsichtbarem Vater diskrete Erkundigungen einzog, hatte dieses sinnvoll begonnene Gespräch rasch eine unliebsame Wendung genommen. Mister Hobsen beschränkte sich nämlich nicht darauf, seine eigne Unkenntnis in dieser Richtung achselzuckend zuzugeben. Er ließ auch deutlich durchblicken, während er eine Zigarette rollte, daß die Diva selbst ganz zuverlässige Mitteilungen über diese Frage nicht machen könne. Was er einesteils mit ihrem starken künstlerischen Temperament, andernteils mit ihrem schwachen menschlichen Gedächtnis, das auch die Souffleusen zuweilen zur Verzweiflung bringe, zu entschuldigen geneigt war ... Während das Entsetzen dem an eine gewisse Ordnung in Familienangelegenheiten gewöhnten Grabusch die Kehle schnürte, hatte er dann noch ein unverlangtes Kapitel aus der merkwürdigen Lebensphilosophie des Amerikaners genießen müssen, die darin gipfelte: die sogenannten Eltern eines Menschen seien für diesen selbst, sobald taugliche Neigungen in ihm erwacht und die Möglichkeit der Selbsternährung gegeben seien, ziemlich gleichgültig und unbeträchtlich. Wenn man erst den Mut hätte, mit dem stark überschätzten sogenannten „Familienleben" zu brechen, würde die Selbständigkeit des einzelnen und damit der Wert der Gesamtheit erstaunlich rasch zunehmen. Er zum Beispiel wisse von der Dame, die ihn vor achtunddreißig Jahren geboren habe, nur, daß sie voriges Jahr in Aix-les-Bains

eine, wie er ihr wünsche, erfolgreiche Kur gebraucht habe; und sein Vater habe nach einer ihm zufällig bekanntgewordenen Version in Nagasaki einen Exporthandel mit Kimonos gegründet; nach einer andern Version habe der alte Knabe im Mormonenstaate Utah in Salt Lake City eine städtische Anstellung. Wenn dies letztere zutreffe, so hoffe er, daß die Stellung mit Pensionsberechtigung verbunden sei ...

Grabusch hatte die weiteren und gewiß interessanten philosophischen Darlegungen des Mister Hobsen mit illustrierenden Beispielen aus dem eignen Gemütsleben nicht mehr gehört. Seine Entschlossenheit, die Walkürenhand der Diva für seinen herbstlichen Lebensrest zu ergreifen, sank jäh in sich zusammen. Er war wieder genau so weit wie vor zwei Wochen, als er, aus dem Hafen von Genua schwimmend, sich hoffnungsvoll das erste Glas Pommard einschenkte und die Weiblichkeit der Tischgesellschaft mit prüfenden Augen musterte.

Nun saß er — den sonnenbeglänzten Kai von Amsterdam vor Augen — auf seinem Koffer, den er schon siebenmal in der Adolfsallee in Wiesbaden, froher Erwartungen voll, umständlich gepackt hatte. Er mußte zurückkehren, wie er ausgezogen war, zu seinem unfolgsamen und genäschigen Pudel, der faul wurde und nicht mehr schön roch; würde versuchen, wieder auf die Jagd zu gehen, um die Doppelflinte beim ersten schmerzhaften Zucken des Ischiasnervs wieder erschreckt an die Wand zu hängen; würde dreimal in der Woche kegeln und, wenn er Glück hatte, im September eine zähe Gans oder eine gräßlich fette Spansau dabei ersiegen, die er der Gesellschaft mit einer Champagnerbowle weit über den Wert bezahlen mußte. Würde Schopenhauer lesen und zu den Konzerten nachmittags in den Kursaal gehn. Um im Winter dann eine neue Seereise zu planen, die vielleicht ... wenn er Glück hatte ... und wenn die Biskaya nicht ...

Sein Auge schweifte unwillkürlich das Deck entlang bis zu jener Stelle, wo ein ungleiches Paar in ein leises, aber leidenschaftliches Gespräch verwickelt schien. Zwingenberg, sein Kabinengenosse, hatte die letzten Tage und auch leider einen Teil der Nächte, wenn er Grabuschs Schlaflosigkeit wahrnahm, dazu benutzt, allerlei seltsame Gespräche zu führen. Gespräche, bei denen er keinerlei Antworten erwartete; gedankenvolle Monologe, die darin gipfelten, daß das weibliche Geschlecht doch noch andre Vorzüge habe als solche auf dem Gebiet der Kochkunst; daß es die Genüsse des Lebens verkennen heiße, wenn man sie abhängig mache von einer groben Köchin, die den unseligen Hang zum Lotteriespiel habe; daß es zarte und unaussprechbar warme Empfindungen gebe, die durchaus nicht an die jungen und unreifen Jahre gebunden seien; und daß mithin jeder, sofern er nur nicht schnöde das Geld andrer vergeude, seine eignen Dummheiten machen dürfe, so spät es ihm beliebe.

Jetzt stand der zu neuem Frühling erwachte Zwingenberg da unten bei Selma, die einen ihrer größten und blumenreichsten Hüte trug. Ihre längst sorglich von Scupinskys beschlagnahmtem Gepäck geschiedenen Koffer, Taschen und Hutschachteln standen bereits bei dem unansehnlichen rindsledernen Schiffskoffer des neuen Freundes.

Die Aussprache der beiden aber — die nur durch eine kurze Vernehmung Selmas vor dem Kapitän und dem holländischen Kriminalbeamten peinlich

unterbrochen worden — hatte mit zarten Angelegenheiten des Herzens und der schönen Empfindungen begonnen und mit gemeinsamer Abfassung eines knappen Telegramms geendet. Diese Depesche gedachte Zwingenberg unverzüglich von Amsterdam an seine Bank zu schicken, um sich in das Hotel nach Scheveningen, das Selma empfahl, die nötigen, nicht ganz unbedeutenden Summen für eine standesgemäße, auf einige Wochen berechnete Verpflegung zweier Liebender senden zu lassen.

*

Der Kapitän Jürgens hatte ausnahmsweise das Kommando auf der Brücke während des Anlegens dem ersten Offizier übergeben. Er hatte den dringenden Wunsch, den ärgerlichen Fall Scupinsky der Amsterdamer Behörde als eine fertige Sache zu übergeben, klargestellt, protokolliert und ohne jede lästige Weiterung für seine andern Passagiere.

Aus den Aussagen Tillys, Erichs und Balzers hatte sich rasch ergeben, daß es sich hier um zwei ganz gleiche Ringe handelte. Um zwei edle indische Rubine, die aber immerhin beide selten schöne Steine darstellten Mückes Aussagen hatten dann noch einmal Verwirrung in die Angelegenheit getragen; bis sich Erich entsann, daß er damals in der Sternennacht von Granada, kurz ehe er sich seines Ringes auf eine, wie er jetzt zugab, vorschnelle und törichte Weise entledigte, den auf die Zigeuner wartenden Herrn Otto Häfele da unten hatte herumgeistern sehen. Da später aber der kleine Kapellmeister zum Lohn für seine Rettungsaktion in Tanger den Ring von den auf dem Landweg verschwindenden Häfeles zum Geschenk erhalten hatte — angeblich als einen Ring der Zigeuner, die nachweislich gar nicht erschienen waren —, so lag der logische Schluß nahe, daß Otto Häfele der glückliche Finder des Ringes gewesen war. Er mochte Stein und Fassung für nicht sonderlich wertvoll gehalten und den Ring dem Kapellmeister deshalb geschenkt haben.

Jetzt ging der Kapitän auf die kleine abseits stehende Herrengruppe auf dem Promenadendeck zu, deren Zusammensetzung sein altes Seemannsherz erfreute.

„Daß sich Herzen finden auf der See —“ mit einem breiten, gutmütigen Schmunzeln zwischen Bergemann und Mücke tretend und sich in beide leicht einhakend, sagte er das, feierlich, wie ein angestellter Erklärer von Raritäten und Kostbarkeiten — „daß sich Herzen finden auf See ... das ist eine alte liebe Erfahrung, meine Herren. Aber die beiden Herzen, die so tun, glauben Sie mir das, der ich mehr auf dem Wasser schaukle, als auf dem weit tückischeren Festlande herumkrieche, sind meistens verschiedenen Geschlechtes. Hier haben wir nun mal die ganz seltene Freude, einen jungen Mann dem Bruder seiner Mutter zuführen zu dürfen, der ihn auf dem unübersichtlichen Kontinent nicht finden konnte. Und — hm“ — er stockte und sah mit einem listigen Augenblinzeln Mücke von der Seite an — „es scheint ja, als ob das Wiedersehn zur rechten Zeit stattgefunden hätte. Der Edle von Scupinsky hat in seiner ohnmächtigen Wut allerlei Andeutungen gemacht ... von Ehrenhändeln „amerikanischer“ Art ... Übrigens — holla! jetzt weiß ich's, was Sie mir die ganze Zeit so verändert erscheinen läßt, mein lieber Herr Mücke — wo haben Sie denn Ihr schönes Monokel?“

Mücke hielt seinen Blick ruhig aus. Ein ganz unaffektiertes, menschliches Lächeln stieg, von einer leisen knabenhaften Röte begleitet, in das endlich belebte Gesicht, als er antwortete:

„Es liegt bei einem Revolver und andern Dummheiten tief unten wo im Atlantischen Ozean, Herr Kapitän."

„So ist's recht, junger Mann!" Jürgens' breite Hand klopfte fröhlich Mückes schmale Schulter. „In Ihrem Alter kann man noch, wie Kolumbus, an jede Küste steigen. Zu immer neuen Entdeckungen, immer neuen Möglichkeiten. Sie waren — nehmen Sie mir's nicht übel — als Sie in Genua an Bord kamen, ein bißchen ... alt für Ihr Alter."

Bergemann legte seinen Arm fest in den Arm des Neffen: „Jetzt werden wir beide noch einmal zusammen jung, Herr Kapitän! Und Ihnen und Ihrem schönen Schiff danken wir die Wunderkur."

Der Kapitän wehrte ab. „Nicht dem Schiff, Herr Sanitätsrat. So sehr ich's liebe, ich muß das Lob ablehnen. Mir noch weniger. Dem Meer, wenn Sie wollen, nur ihm. Dem Meer, das gut und groß und gerecht ist. Die Mägen mag's ein Weilchen frotzeln — aber es weckt und weitet die Herzen ... Bloß Sie, mein lieber Herr Doktor," und er wandte sich, den Ton wieder leicht nehmend, an Erich, der mit unruhig flackernden Blicken das Deck hinaufsah, „Sie scheinen mir ohne Gewinn die brave „Astarte" zu verlassen."

„Doch nicht."

„Nun, eine Freude kann ich Ihnen jedenfalls machen. Den Rubinring hier stell' ich Ihnen wieder zu. Ob es der Ihrige ist oder — der andre, ja, das läßt sich freilich nicht feststellen. Doch da sich Frau Schuch bereit erklärt hat, ohne weitere Untersuchung den einen davon zu nehmen — sie hat ja nun wohl auch das Glück gefunden, das der Rubin erst bringen sollte — so machen Sie vielleicht auch keine Schwierigkeiten und nehmen den andern?"

„Gern, Herr Kapitän. Ich hatte mein Anrecht an jenen Rubin ja eigentlich schon aufgegeben. Freiwillig in Granada. Und nun —"

Über Erichs gespannte Züge zuckte plötzlich ein Leuchten. Er hatte Hilde entdeckt, die Tilly Schuch eine vergessene Handtasche aus der Kabine brachte. Mit einem hastigen Griff faßte er einen vorüberkommenden Matrosen am Ärmel.

„Wären Sie so gut, Fräulein Hilde — ich meine, der Stewardeß dort, zu sagen, daß wir — daß der Herr Kapitän sie einen Augenblick bitten läßt ..."

Der Matrose griff an die Mütze und eilte, den Auftrag zu bestellen.

„Sie verzeihen die Eigenmächtigkeit, Herr Kapitän — ich wollte Sie nämlich bitten, dem Fräulein ..."

Hilde war gekommen und stand, sichtlich etwas betroffen, vor dem Kapitän, der selbst nicht recht wußte, was hier geschah.

Erich sah unverwandt in das hübsche Gesicht, das in der Blässe, die es jetzt überzog, jener Madonna von Padua mehr glich denn je zuvor. Jenem süßen Köpfchen der Schmerzensreichen mit der edelgeschwungenen römischen Nase, mit den feingeführten dunklen Augenbrauen, mit dem krausen, fast schwarzen Haar, in dem, mehr ein irdischer Schmuck als ein Zeichen himmlischer Abkunft, das schmale Gold des runden Heiligenscheines lag.

Erich sprach zum Kapitän, aber sein Blick sank dabei tief, bittend, hoffend, versprechend in die dunklen Augen Hildes. Er sprach langsam, jedes Wort betonend, und nur ein ganz leises Zittern in der Stimme ließ erkennen, daß sein aufgewühltes Herz in rascheren Schlägen arbeitete: „— — wollte Sie bitten, Herr Kapitän, dem Fräulein für drei Tage Landurlaub zu geben ..."

„Was denn —?"

Der Kapitän schaute aus großen, verblüfften Augen drein.

„... Ich habe —" Erich stockte. Sein Blick war von Hildes Augen heruntergeglitten zu der kleinen silbernen Marguerite an ihrem Halse. Seltsam, dachte er, ich habe als Knabe Margueriten schon so geliebt. Ganze Arme voll bracht' ich von den Wiesen nach Haus und verteilte sie in die Ziergläser. Sie soll immer Margueriten tragen, Margueriten, wenn sie erst ... Und dann hörte er Musik, die österreichische Hymne, kräftig von Blasinstrumenten in den holländischen Frühlingsmorgen hinausgeschmettert. Da besann er sich wieder, wo er war, und vollendete rasch, zuversichtlich und mit jugendlicher Freude an der Verblüffung der andern:

„Ich habe durch Funkenspruch meine Mutter nach Amsterdam gebeten. Als ich abreiste von Berlin, versprach ich, ihr eine Tochter mitzubringen. Ich habe leider zunächst die Richtung meiner Reise falsch gewählt. Bin erst nach Büssigheim gefahren, statt gleich nach Genua. Aber jetzt —" Er griff in die Tasche und entnahm ihr den Rubinring, der herrlich in der Sonne funkelte. Mit einem Blick, aus dem alle Feuer der Hoffnung brachen, reichte er ihn Hilde: „Niemand weiß mehr, ob es der glückbringende Rubin der Herzogin ist oder der andere. Aber wollen Sie ihn tragen, Hilde, so soll er Glück bringen — Ihnen ... und mir!"

Der alte Sanitätsrat hatte die Augen geschlossen, als ob ihn die Sonne blende, die dort auf den Dächern der Speicher lag. Sein alterndes Herz fuhr nicht in Amsterdam ein in diesem Augenblick. Sein Herz war wieder jung; und vor dem Auge seiner Erinnerung stand in der kleinen deutschen Stadt wieder das Bürgerhaus mit den grünen Läden und den roten Geranien an den Fenstern, das altmodische reputierliche Gelehrtenheim. Und ein Mädchen kam ihm an der Treppe entgegen, ein scheu zurückgedämmtes Hoffen auf Glück in den hübschen, lustigen Augen. In den Augen, die sie später aus braver, leidenschaftsloser Ehe mit einem andern ihrem einzigen Sohne Erich mitgab in die Welt. Nach einem Menschenalter sollte er sie wiedersehen, die Geliebte seiner Jugendträume, Klara Winternitz, aus deren holdem Bann er beschämt geflohen war damals, vor einem Menschenalter, unwürdig geworden durch den eigenwilligen Leichtsinn der Schwester.

„Was haben Sie, Sanitätsrat?" Erichs Stimme klang ehrlich bekümmert. „Sie sollten doch verstehen."

„Ich verstehe, Erich. Mehr als das: ich freue mich von ganzem Herzen! Der Tag blendet bloß ein bißchen meine alten Augen. So viel Licht auf einmal ..."

„Ja, wahrhaftig, die Sonne meint es gut mit uns!"

„Das Leben auch, Erich. Nur verlangt es von manchem die Kraft und die Ruhe, zu warten."

Deutsche Siedlungsheime, eine Friedensarbeit im Kriege

Von Frida Spandow

Mit Schlagworten zu operieren ist so bequem, daß man ohne Widerspruch nachlässig hinnimmt, wenn unsre Zeit einfach mit dem Stempel: „materiell, ohne Ideale" abgetan wird. Der Ausbruch des Krieges hat die Krittler und die Lässigen unversehens eines Besseren belehrt. Wie begriffe sich Begeisterung und Opfermut ohne Ideale und wie wäre es anderseits möglich, daß diese ideale Richtung plötzlich hervorbräche in einem ganzen Volke, in einer Jugend, die bisher nur selbstischen Zielen gelebt hätte? So darf auch jenen, die allen Idealismus kurzweg heute leugnen wollen, ganz energisch widersprochen werden; wenn ein Begriff eine Wandlung durchmacht, so ist damit noch nicht sein gänzliches Verschwinden dargetan, obwohl vom Pathos und der rhetorischen Begeisterung früherer Tage bis zur sittlichen, dem Gemeinwohl zugute kommenden Betätigung, in der sich heute der Idealismus äußert, ein so weiter Weg ist, daß ein oberflächlich Suchender die Spur bald verlieren kann. Wir haben Ideale, trotz all der Ankläger, die so blind sind, sie nicht zu sehen, heute, wie zu allen Zeiten, haben opferfreudige Menschen, die sich dem Dienst der als gut erkannten Sache weihen; nur — ideales Wollen mit wirklichem Handeln verbinden — darin liegt neues und wertvolles Streben.

*

Spaziere ich da neulich einmal gemütlich durch die prächtigen Wohnstraßen eines westlichen Berliner Vororts. Zurückhaltend liegen die Heimstätten hinter Vorgärten, getrennt vom lauten Leben der Straße; stille Plätze, kleine Parks unterbrechen angenehm den steinernen Strom, durch Rasenmatten gedämpft verhallt der Lärm der elektrischen Bahn. Gedankenlos biege ich um die Ecke. Enger rücken die Steinwände aneinander, lichtloser, luftloser schneiden sich die Straßen dazwischen, die Gärten verschwinden, durch den aufgeputzten Glanz der Mietkaserne lugt die Vernachlässigung und das typische Merkmal ärmerer Viertel, der ungeheure Kinderreichtum macht sich tobend bemerkbar. Ein Schildchen an einem Haus fällt mir ins Auge: Siedlungsheim! Merkwürdiges Wort! Unwillkürlich bleibe ich stehen und studiere die Inschrift, die mir so gar nichts sagt und mich doch fesselt. Ein niedliches kleines Mädchen tritt aus der Haustür; sie lacht mich vergnügt an und sagt freundlich, meinen Blicken folgend: Gehen Sie doch hinauf, da ist es fein! So kam ich ins Siedlungsheim und will nun berichten, was ich da erlebte, denn es war ein Erlebnis.

*

Das Wort „Siedlungsheim" in Anlehnung — wie überhaupt die ganze Bewegung — an das englisch-amerikanische Settlement geschaffen, könnte vielleicht zur Verkennung der Bestrebungen führen. Es handelt sich nicht um das Besiedeln von Ödland, wie man nach dem Wortklang annehmen könnte, vielmehr wollen Bevorzugte, die das Glück haben, einer sozial gutgestellten Klasse anzugehören, ganz gleich, welchen Kreisen sie entstammen und welcher Partei oder Stand sie sich zuwenden, sich in den Vierteln der ärmeren Bevölkerung ansiedeln, in der gleichen Umgebung, unter gleichen Bedingungen leben, um sich so in die Gedanken- und Empfindungswelt der unter dem Druck schwerster körperlicher Arbeit in fast jeder Beziehung notleidenden Brüder einfühlen zu können. Nicht etwa mit der jedes Vertrauen ab-

tötenden Geste des Barmherzigen, nicht belehrend oder herablassend will der Besitzende dem Besitzlosen sich nähern — nein, ohne jede Pose, mit gütigem Herzen, ebenso lernend wie lehrend, „einfach als Nachbar, Freund und Mitbürger". Es ist klar, nur junge, ungebrochene, hoffende, stark idealisch Gesinnte werden imstande sein, eine solche Aufgabe zu übernehmen und durchzuführen. Vorwiegend hat denn auch die Jugend den Gedanken aufgenommen, und besonders die Studentenschaft bringt ihm regste Teilnahme entgegen. Um nicht mißverstanden zu werden: helfen und mitwirken darf und soll jeder, ob alt, ob jung, Männer und Frauen, Kaufmann, Handwerker und Akademiker, nur vorläufig sind die notwendigen Organisationen in akademischen Kreisen gebildet und tatkräftig unterstützt worden.

*

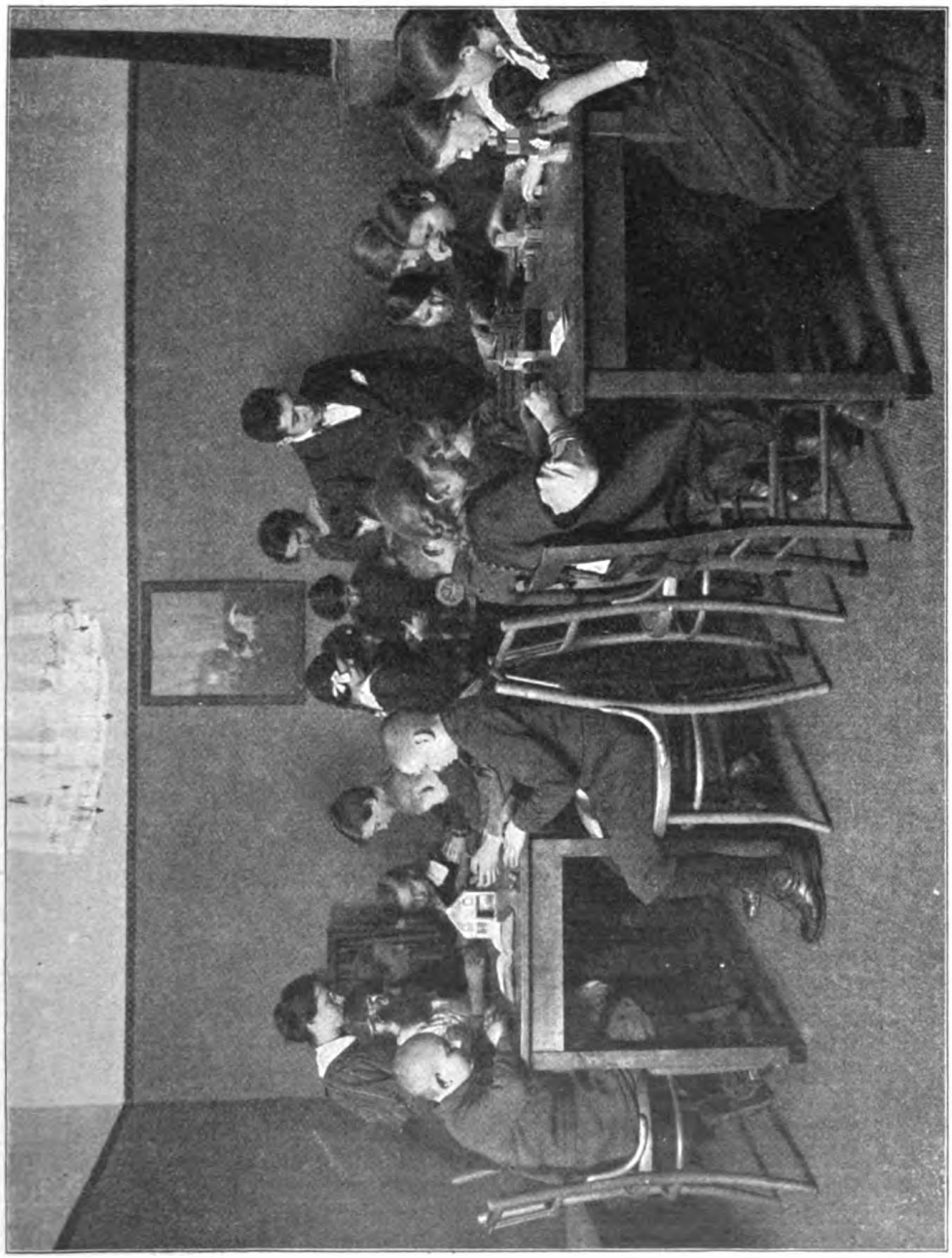
Von den jugendlichen Siedlern — seßhafte ältere Leute werden nur selten so frei sein, ihre einmal geschaffene Lebensgrundlage auch nur zeitweilig mit einer völlig veränderten zu vertauschen, und müssen sich mit der Rolle des nicht angesiedelten Helfers begnügen, ebenso wie an Heim oder Familie gekettete jüngere — wird nicht erwartet, daß sie ihre ganze Zeit in den Dienst der Sache stellen. Nur neben ihrem Studium oder ihrer sonstigen Arbeit sollen sie etwa ein Jahr lang ein paar Stunden in der Woche einem Werk widmen, das wie kein andres die Möglichkeit bietet, die Entfremdung, die die Großstadt und die modernen Lebensbedingungen zwischen Mensch und Mensch wie eine Mauer künstlich aufrichtet, zu überbrücken. Um nun den Siedlern, die hier und da im weiten Armenviertel verstreut wohnen, einen Mittelpunkt, zugleich auch denen, denen ihre Arbeit gilt, eine Stätte des Zusammenschlusses zu geben, mußten Heime gegründet werden, die als Versammlungsort dienen und in welchen auch je nach Bedarf mehrere Siedler, die nicht in Familien Unterkunft fanden, gemeinsame Wirtschaft führen können. Ein solches Heim entstand in jenem Berliner Vorort, den ich durchstreifte, und in die segensreiche Tätigkeit seiner Bewohner und Freunde will ich weiterhin einen Einblick geben.

*

Einen Gedanken denken — seine Bedeutung erkennen, heißt noch nicht ihn ausführen können. Auch die beste Absicht wird oft genug verkannt, begegnet Schwierigkeiten, an die keiner dachte, der nur den schönen Endzweck sah. Auch um Gutes zu tun bedarf es des Entgegenkommens des freundlich Bedachten, und um das zu erreichen, müssen Taktgefühl, ernster Wille und Geduld unermüdlich am Werke sein. Die Siedler und ihre Helfer und Helferinnen haben richtig erkannt, der Weg zum Herzen des durch böse Erfahrungen mißtrauisch gewordenen oder durch Not verhärteten Menschen geht durch die Kinder. Hier ist noch kein Argwohn, keine Furcht vor Enttäuschung. Willig nimmt das Kind gebotene Freuden an, folgt neugierig, wenn ihm von ungekannten Herrlichkeiten erzählt wird, und mit vor Erwartung strahlenden Augen tritt es in die neue Welt des Heims. Da sind Puppen und Spielzeug für die kleinen Mädchen, die größeren lernen Soldatenstrümpfe stricken, während ein Märchen ihr Denken fesselt, ein Schrank birgt die mannigfaltigsten Beschäftigungsspiele für Knaben, flink wandelt sich das Zimmer in eine Werkstatt eifrigen Schaffens. Im Sommer lehren Wanderungen die Kinder ihre Heimat kennen und lieben, Bewegungsspiele im Freien helfen den oft zarten Körper kräftigen. Die frischfröhlichen Siedler, selbst noch nahe dem Kindesalter, verstehen es, mit Güte und freundlichem Zuspruch auch das scheueste Geschöpf der Straße aufzumuntern und sonniges Lächeln auf vergrämte Kinderwangen zu zaubern. Man darf sich solch eine Kinderkameradschaft — es bestehen deren zurzeit im Charlottenburger Heim fünf Mädchen- und drei Knabengruppen von fünf bis zwölf Teilnehmern — nicht etwa unter irgendwelchem Zwang vorstellen, es wird nicht „gearbeitet" im Sinne der Schule, hier herrscht Freiheit des Willens, und dennoch leitet der Helfer unfühlbar die anvertraute kleine Schar zu seinem Ziele. Sein Ziel aber ist, im Kinde schon das Verständnis zu wecken, daß Arbeit nicht nur Last, sondern auch Lust sein kann, seine natürliche Freude am Schönen zu unterstützen und daß im Umgang der Menschen untereinander Güte und Liebe die wichtigsten Faktoren sein sollten. Kein Wunder, daß den wenig verwöhnten

Kleinen das Siedlungsheim wie ein Paradies erscheint. In Massen drängen sie herzu, einer erzählt dem andern von seinen Erlebnissen, und jedem wird der Aufenthalt zur viel zu schnell schwinden-

Durch Rat und Hilfe versucht er Vertrauen zu erwerben — manchmal gelingt es recht schwer, manchmal auch gar nicht — aber ist es einmal erwacht, so ist der Weg zur Annäherung gefunden. All-



Beschäftigungsspiele der Kinderkameradschaften im Charlottenburger Siedlungsheim

den Feierstunde. Über die Kinder aber findet der Siedler den Weg zu den Eltern. Da gibt es wichtige Erziehungsfragen zu besprechen, ein Besuch zeigt dem Verständnisvollen, wo es hauptsächlich fehlt.

mählich entschließen sich auch die Eltern, das von den Kindern so gerühmte Heim aufzusuchen. Sie sehen sich als liebe Gäste behandelt, sachlich werden ihre Angelegenheiten besprochen, Mißverständnisse ge-

klärt, Aufklärungen über Absichten und Ziele gegeben, durch Vorträge und musikalische Darbietungen Interesse für Kunst und die verschiedensten Lebensfragen geweckt. Nachfolgende Diskussionen beweisen, mit welch tiefem Verständnis die Anregungen aufgenommen werden und wie sehr das Bedürfnis geistiger Betätigung vorhanden ist. Ein Nachbar erzählt dem andern von der neuen Einrichtung, die ihm so sehr zusagt, größer und größer wird der Kreis der Besucher, und mit vollster Befriedigung kann der Siedler auf das erste Stück Wegs zurückblicken. Eine tüchtige Leistung liegt hinter ihm, der Erfolg ist da, die erste Schranke ist gefallen, Mensch hat sich zu Mensch gefunden.

*

Betrachten wir einmal das vielseitige Wochenprogramm. Der Sonntagnachmittag bietet abwechselnd den Kindern eine Puppentheatervorstellung oder den Erwachsenen ein Konzert. In der warmen Jahreszeit werden gemeinschaftliche Wanderungen und Ausflüge unternommen. Die Nachmittage der Woche gehören den verschiedenen Kindergruppen, deren jede zweimal wöchentlich das Heim besuchen darf. Die Abende sind den Erwachsenen vorbehalten, die hier nach des Tages Mühe Erholung und geistige Erfrischung suchen. Einmal wöchentlich finden die erwähnten Vorträge statt, einmal Übungen eines gemischten Chors. Musikalische Elemente vereinen sich, die Leitung liegt in den Händen des Musikalischsten, sei er Arbeiter oder Helfer, ein „Höher oder Tiefer" des Ranges gibt es hier nicht. Die Sachkenntnis allein entscheidet, und die Erfolge haben alle Teile aufs äußerste befriedigt. Eine Literaturgruppe beschäftigt sich mit dem Lesen klassischer Dichtwerke, ein Abend ist den Frauen gewidmet, die bei friedlicher Handarbeit Gelegenheit haben zu nachbarlicher Unterhaltung und Meinungsaustausch. Auch hier wird Nützliches und Angenehmes unmerklich verbunden. Ein Teil des Abends wird durch Vorlesen aus ernsten Büchern mit nachfolgender Besprechung, der Rest mit heiterem Geplauder ausgefüllt. Die Erfahrungen der einzelnen Zusammenkünfte werden schriftlich niedergelegt und bei einer ebenfalls wöchentlich stattfindenden Helferbesprechung durchprüft. Auf diese Art werden Mißgriffe durch gegenseitige Aufklärung und durch Vorträge über die Probleme des sozialen Lebens vermieden, und jeder Siedler ist ständig über Wege und Mittel des andern unterrichtet. Selbstverständlich ist die Teilnahme an allen diesen Veranstaltungen völlig frei.

Dies Programm ist natürlich in keiner Weise feststehend. Es ändert sich nach Bedürfnis und Verlangen der Teilnehmer, dehnt sich aus auf Zusammenarbeit mit bereits bestehenden örtlichen sozialen Organisationen und hat während des Krieges vor allem das Mitschaffen an der vaterländischen Hilfsarbeit als wichtigen Punkt aufgenommen. Auch die Jugendfürsorge dehnt sich während der Kriegszeit besonders auf solche Kinder aus, deren Väter im Felde stehen und deren Mütter, durch Berufsarbeit gezwungen, die Erziehung notgedrungen sonst dem Zufall überlassen müßten. Diesen einsamen Kindern wird im Heim wenigstens für einige Stunden in der Woche herzliche Gastfreundschaft geboten.

*

Bisher sahen wir nur, was an ernster Arbeit, an Wärme und menschlichem Mitfühlen gegeben wird, worin aber liegt der große, nicht hoch genug zu bewertende Vorteil für den Siedler selbst? Ein jeder Beruf bringt seinen Vertreter in Berührung mit den verschiedensten Gesellschaftsklassen. Unendlich schwer, ja fast unmöglich scheint es, dem Denken und Empfinden Andersgestellter nahezukommen, wenn man nie aus dem engschließenden Gitter der eignen Kaste herauszutreten wagt. Niemals wird man theoretisch subtile Regungen andrer begreifen lernen, nur die Annäherung von Mensch zu Mensch kann Aufschluß geben. Die große Bedeutung des Siedlungsgedankens liegt in der Überwindung der künstlichen Abgeschlossenheit, in der Vermenschlichung engherziger Buchstabenlehren, im warmen, lebendigen Erfassen, im Gegensatz zu kalter Buchgelehrsamkeit. Wie unendlich wichtig besonders für die mannigfachen Frauenberufe! Darf doch die Siedlerin dem mütterlich quellenden Empfinden wirklichen Menschen gegenüber freien Lauf lassen. Nach solch inniger Verständigung über Wünsche und Bedürfnisse seiner Mitmenschen kann der

mit geweitetem Blick Ausgestattete den Ansprüchen eines jeden Berufs bedeutend gerechter werden als jener, der gezwungen ist, sich stets im engen Kreis überkommener Anschauungen und Sitten zu bewegen.

Ein andrer nicht minder wichtiger Faktor ist die Selbstzucht, die jeder Siedler ständig an sich übt. Um bei der Jugend durch Beispiel, bei den Eltern durch Teilnahme

Siedlerin und Nachbarinnen beim Strickabend

wirken zu können, bedarf es einer ununterbrochenen Selbstkontrolle. Ein unbedachtes falsches Wort, ein Augenblick der Unaufmerksamkeit kann den mühsam errichteten Bau des Zutrauens ins Wanken bringen. Die Schule, die der Siedler zu durchlaufen hat, mag nicht immer leicht und angenehm sein, aber jedes Werk der Nächstenliebe fordert Opfer und gibt nur dem Befriedigung, der von dem ehrlichen Wunsch zur Mitarbeit getrieben wird, der Allgemeinheit sein schuldiges Scherflein darzubringen.

*

Über ganz Deutschland sucht der Deutsche Siedlerbund dem Gedanken Freunde zu werben, und in vielen Städten wird die Gründung von Siedlungsheimen geplant. Leider hat der Krieg viele überzeugte Helfer mitten aus ihrer fruchtbaren Arbeit herausgerissen, weil sie an andrer Stelle dem Vaterlande dienen müssen. Mit der Verringerung der Zahl der Helfer geht aber eine Vermehrung der Hilfsbedürftigen Hand in Hand. Gilt es doch, zurückbleibende Frauen und Kinder zu stützen, Trauernde zu trösten und Gebrochene aufzurichten. Hier ist ein Arbeitsfeld für alle, ganz gleich, welcher Partei oder Überzeugung, die Nützliches wirken möchten.

Das gemeinsame Ziel, die gemeinsame Liebe zum Vaterland haben unsre Krieger im Schützengraben schnell genug Mittel und Wege finden lassen, alte Klassengegensätze zu überbrücken. Manche Freundschaft mag da draußen mit Blut geschlossen werden, die in friedlichen Zeitläuften an tausend Unmöglichkeiten scheitern müßte. Da ist der Grundgedanke der Siedlerbewegung von selbst zur Wirklichkeit geworden. Die Hemmnisse unsres engen Lebens sind der Größe der Ereignisse gewichen. Sollte hierin nicht eine Mahnung für die Daheimgebliebenen zu finden sein, im gleichen Sinne zu handeln? So viele führen das Wort von der sittlichen Forderung tönend im Munde, ohne je daran zu denken, für die Forderung eine Erfüllung zu suchen. Hier wäre ein Weg, mögen ihn recht viele beschreiten!

Wo steht das?

Bedeutsame Stellen aus wichtigen Quellen

Von **Alexander Moszkowski**

Einige der nachstehenden Zitate sind wohl zu umfangreich, um in den Sammlungen von Büchmann, Fried, Zoozmann Obdach zu finden. Sollten sie jemals in den Flughäusern künftiger Geflügelter Worte heimisch werden, so wird man sie jedenfalls nicht bei den Finken, Stelz- oder Paradiesvögeln, sondern bei den Adlern zu suchen haben. Es sind Geschöpfe mit wehrhaften Schnäbeln und Krallen darunter, und man sieht ihnen nicht an, von wannen sie geflogen kommen. Die alte Vexierfrage: „Wo steht das?“ flattert neben ihnen einher wie neben manchen andern Zitaten, bei denen man, wenn die Ursprungsfrage auftritt, so oft in die Irre geht.

Nehmen wir zuerst eine Probe hochgeschwungener Beredsamkeit, eine Fanfare zu Ehren Friedrichs II., geschmettert beim Heimgang des großen Königs:

„Gleich hervorragend durch die Kühnheit seiner Gedanken, die Schärfe seines Geistes, die Energie seiner Entschlüsse und die Festigkeit seines Charakters, weiß man nicht, welches von seinen Talenten, welches unter seinen durchdachten Urteilen, welche Offenbarung seiner großen Seele man am meisten bewundern soll. Nie wurde ein Sterblicher so ausgestattet, um den Befehl zu führen! Er wußte es: er schien in sich die Weltseele zu spüren. Er ist gefallen, er, dessengleichen die Sonne in ihrem das Universum umspannenden Lauf nicht sah. Gefallen ist ein König, wert, daß alle Zeitalter um ihn trauern!“

Das schrieb einer, der dazu bekannte, daß er bis ans Grab des süßen Stolzes, ihn interessiert zu haben, froh sein werde. War das ein Hofhistoriograph? Ein Degen des Friderizianischen Heeres? Nein. Aber gewiß doch ein Vollblutpreuße? Nein. Wer es nicht weiß, wird es nicht erraten. Diese Apotheose Friedrichs stammt von einem Volksgenossen des Soubise, den Friedrich bei Roßbach geschlagen hatte, von Mirabeau, dem eberköpfigen französischen Volksgrafen, der die ersten Minen zur Großen Revolution legte und bei dieser Arbeit das Land Friedrichs nicht etwa als rückständig betrachtete, sondern ausdrücklich bekannte, daß „Preußen um hundert Jahre voraus“ wäre. — Geben wir einem Mann des neunzehnten Jahrhunderts das Wort:

„Die französische Regierung ist eine solche, die ganz und gar aus Lügen besteht. Frankreich sollte wirklich erkennen, daß die Hilfe durch Lügen längst erkannt ist als ein Weg, der abwärts führt zu den Pforten des ewigen Todes.“ Wer hat das geschrieben? Welcher Hasser Frankreichs konnte seine Feder so tief in Gift und Galle tauchen?

Es war Carlyle, den England durch ein Denkmal in Chelsea geehrt hat, und

als Organ dienten ihm die „Times". Sein Ausspruch findet ein Gegenstück in einem andern Zitat, das als Kennzeichen Englands die Formel aufstellt:

„Ein Volk, versunken in Heuchelei, durchdrungen von ihr bis auf die Knochen." Wo steht das? Gewiß in einer gewaffneten Gegenschrift, im Pamphlet eines Galliers — am Ende gar eines Teutonen? Ach nein, das Ergänzungszitat ist ebenfalls von Carlyle, der seine gefährlichen Fliegerpfeile abwechselnd und unparteilich diesseits und jenseits des Kanals fallen ließ. — Von Carlyle zum Geschichtsforscher Macaulay ist der Weg leicht zu finden, am besten mit Hilfe einer Markierungstafel, auf der wir Macaulays Flügelwort finden:

„Es gibt kein so lächerliches Schauspiel wie das britische Publikum in einem seiner zeitweiligen Anfälle von Moral."

Deutschland aber wird in manchen Denksteinen nach Gebühr gefeiert. Besonders eindrucksvoll erschien mir stets folgendes aus Wortquadern getürmtes Monument:

„Die Deutschen, das ist zweifellos, haben seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine größere Anzahl tiefer Denker als irgendein andres Land, ich könnte vielleicht sagen, als alle andern zusammengenommen, hervorgebracht."

Von wem ist das? Von einem alldeutschen Schwärmer, der deutsche Geistestaten kosmisch aufblasen wollte, um die westliche Kultur zu verkleinern? Nein, jener Psalm steht im Hauptwerk einer britischen Hauptautorität, er ist von Thomas Buckle und steht mit wuchtigen Akzenten in seiner „Geschichte der Zivilisation in England".

Kaum sollte man glauben, daß Buckles Superlative noch überboten werden könnten. Aber, das Überschwengliche, hier wird es Ereignis. Da trat einer auf, um zu verkünden:

„Ich verehre und bewundere das deutsche Volk mehr, als ich ausdrücken kann. Ich weiß, daß es mit seinen großen geistigen Fähigkeiten und der Höhe seiner Kultur das auserwählte Volk der Erde ist."

Höher hinauf geht's nicht mehr, und Sir Edward Grey würde vielleicht behaupten, das stünde im Nietzsche, wenn es nicht von Boz Dickens wäre, der als ein Wahrheitskünder und Wahrheitsapostel bei den Unsterblichen in der Westminsterabtei ruht.

In der Wertung der Kulturgüter fällt die Dichtung naturgemäß besonders schwer in die Wagschale. Man untersucht die Anwartschaften auf den Parnaß, aber man bestreitet kaum einer Sprache allgemein das Recht und die Befähigung, in Versen zu dichten. Und doch ist auch dies geschehen. Wie hieß er doch, der Sünder, der mit der französischen Sprache so hart ins Gericht ging? Der ihr jede zweckdienliche Prosodie aberkannte und hinzufügte:

„Daher rührt es, daß das Französische vor allen die Sprache der Konversation ist, aber zugleich die ungeeignetste für die Versdichtung."

Hieß er Lessing oder Julian Schmidt oder Scherer? Nein, dieser herbe Kritiker war Lamennais, an dem wir schon als Schüler den fortreißenden Schwung französischer Eloquenz studieren sollten, und der ja wohl gewußt haben muß, was seine Muttersprache zu leisten imstande sei.

Und nun kommt einer, wie es scheint, ein Fanatiker des Rassebewußtseins, der ein ganzes Füllhorn von Zitaten über uns ausschüttet:

„Preußen das Vaterland der Gedanken! — Die Deutschen bilden gewissermaßen den Vortrab, die Späher bei der geistigen Armee der Menschheit. — Auf den deutschen Universitäten beginnt die Erziehung da, wo die mehrerer europäischer Nationen endet. — Man ist zu der Behauptung berechtigt, daß es in der Jetztzeit keine Poesie gibt, die einen lebhafteren Eindruck macht und mannigfaltiger ist als die deutsche. — Deutschland, ein Land, wo die Poesie allen gebildeten Geistern eigen ist. — Als ich das Studium des Deutschen begann, schien es mir, als ob ich in eine neue Sphäre träte, in der die überraschendsten Schlaglichter auf alles fielen, was ich bis dahin dunkel empfunden hatte."

Das alles könnte von Georg Brandes sein, ist aber von Madame de Staël, die sich, wenn sie heute lebte, über ihren Mitbürger Clemenceau gewiß sehr wundern würde. Vielleicht auch über den Romain Rolland von heute, der uns in seinem „Jean Christophe" vor gar nicht langer Zeit so viel vom

„génie allemand“ zu erzählen wußte, von der „französischen Republik ohne Republikaner“, und der uns damals bewies, „daß die französische Sprache sich nicht für die Musik eigne“.

Weit schroffer hat sich ein andrer Feuergeist ausgedrückt, so schroff, daß ich hier nur den vergleichsweise noch milderen Anfang seiner Sentenz herausziehen möchte:

„Die Franzosen sind eine ebenso barbarische wie frivole Nation . . .“

Das geht dann in steter Zornsteigerung weiter, stammt aber von einem Schriftsteller, dem die Pariser schon bei seinen Lebzeiten ein wahres Vergötterungsfest bereitet haben. Also war es doch wohl ein Franzose, der es schrieb? Gut geraten! Die ganze Anklage steht in einem Brief an d'Alembert, und der Verfasser schrieb sich Voltaire.

Und wer datiert die höchste Wissenschaftskultur von der Erscheinung unsres großen Helmholtz? — Ja, hier komme ich auf den Punkt, wo ich selbst eine Gedächtnislücke zu beklagen habe. Aber auf den Namen des Redners kommt es hier auch nicht an, sein Mund war vielmehr das Organ eines ganzen Gelehrtenkongresses, der in verflossener Zeit der Internationalität in Paris tagte. Und die Worte, die damals der Stimmung entsprachen, lauteten elementar genug:

„Dieu parla que Helmholtz naquît, et la lumière est faite!“

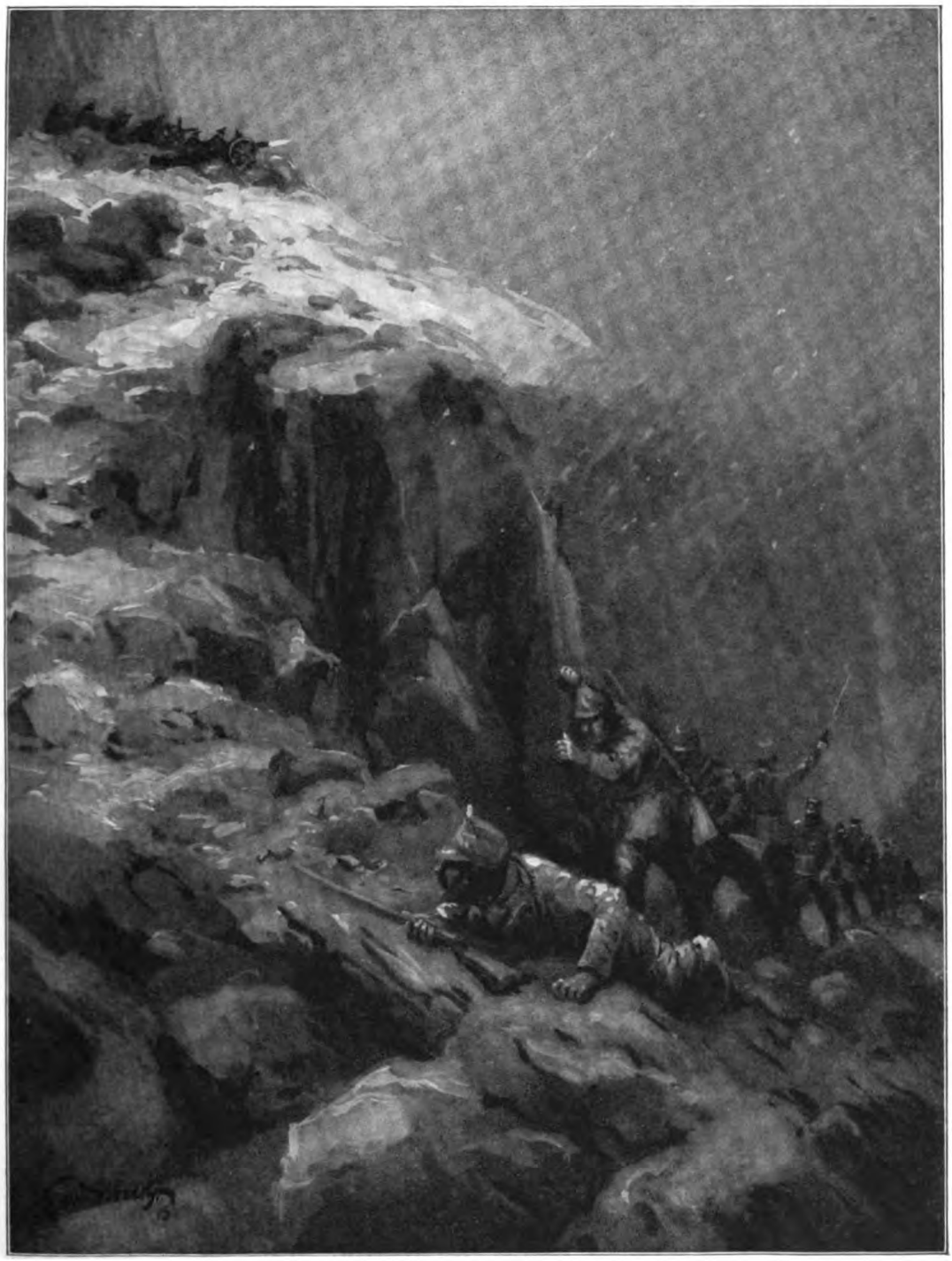
In jenen Tagen strich man noch nicht die Namen deutscher Größen von den Wissenschaftslisten im Ausland, und mit Ehrfurcht wiederholte man in der Welt das Zitat vom „Volk der Dichter und Denker“. Das steht nun wirklich im Büchmann; und daneben steht auch eine Quelle verzeichnet: Lytton Bulwer, der eines seiner Werke dem „großen deutschen Volke, einem Geschlecht der Denker und Urteiler“, gewidmet hat.

„Meminisse juvabit,“ die Erinnerung wird Freude machen, sagt Virgil, dem wir, als einem unbedingt Neutralen, unser volles Vertrauen entgegenbringen dürfen.

Blick in Feindesland

Nach dem Leben geschnitten von Otto Wiedemann

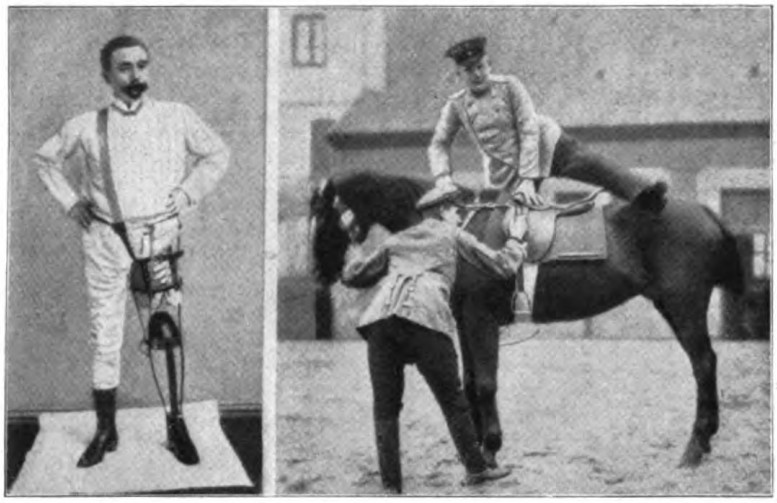
(Aus dem Besitz Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen August Wilhelm von Preußen)



Umgehung einer russischen Artilleriestellung in den Karpathen durch österreichisch-ungarische Truppen

Nach einer Originalzeichnung von Kurd Albrecht

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY



Offizier, der mit künſtlichem linken Bein wieder im Weſten in der Front ſteht

Es gibt keine Krüppel mehr!

Von

Generaloberarzt Dr. Brettner

Ein geflügeltes Wort erklang aus dem großen Saale des Reichstagsgebäudes, in welchem am 8. Februar 1915 die Deutſche Vereinigung für Krüppelfürſorge tagte, als frohe Botſchaft für die Kriegsinvaliden:

„Es gibt keine Krüppel mehr!"

Als die Männer auszogen, um Leib und Leben für das Vaterland einzuſetzen, da rief Ihre Majeſtät die Kaiſerin in landesmütterlicher Fürſorge am 13. Auguſt 1914 die Zurückbleibenden auf zu gemeinſamer Arbeit für das Wohl der Verſtümmelten; und ſo konnte der Vorſitzende der Verſammlung, der Wirkliche Geheime Medizinalrat im preußiſchen Kultusminiſterium Profeſſor Dr. Dietrich, die Vertreter der Miniſterien ſämtlicher deutſchen Staaten, des Reichsverſicherungsamtes, der Provinzialbehörden, Abgeordnete des Landtags, Vorſtände der Krüppelheime, Ärzte, Arbeitgeber und Arbeitnehmer im vollbeſetzten Hauſe unter den Augen der Kaiſerin begrüßen.

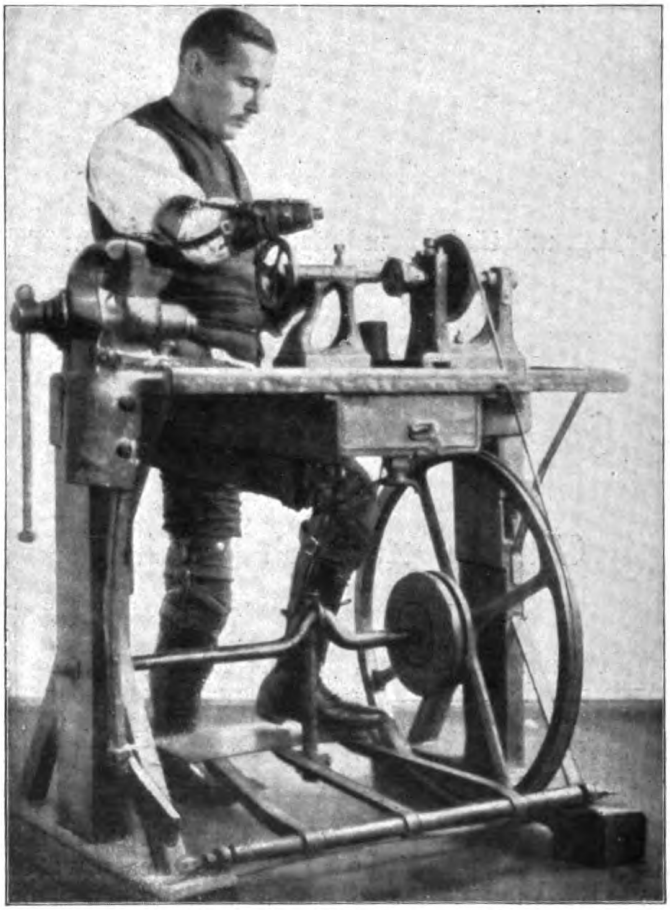
Wir Menſchen ſind nicht ſo glücklich wie manche Tiere, denen verlorene Glieder wieder wachſen. Ein Krebs, dem eine Schere oder ein Bein abhanden gekommen iſt, wartet in Geduld, bis ſich nach Jahr und Tag ein neues Glied gebildet hat. Aber was uns Menſchen die Natur nicht gewährt, das erſetzen wir durch die Technik.

Dieſes Beſtreben iſt nicht etwa erſt im Zeitalter der Diplomingenieure entſtanden. Bereits im Jahre 484 vor Chriſtus berichtet Herodot von künſtlichen Erſatzſtücken; 200 Jahre vor Chriſtus kämpfte Marcus Sergius im zweiten puniſchen Kriege mit einer eiſernen Hand.

„Wer kein ungriſcher Ochſe iſt," — die Bundesbrüder werden dieſen Ausdruck der Bewunderung für ihre Kraft richtig bewerten —, „kommt mir nicht zu nah!" rief Götz von Berlichingen den Herren Reichsgerichtsräten in Heilbronn zu. „Er ſoll von dieſer meiner rechten eiſernen Hand eine ſolche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles

Weh der Erden aus dem Grund kurieren soll." Götz hatte bei der Belagerung von Landshut im Jahre 1504 seine Hand durch einen Schuß aus einer Feldschlange verloren und auf seinem Krankenlager den Mechanismus zu einer eisernen Hand ersonnen, die von seinem Waffenschmied in Jaxthausen angefertigt wurde und die ihm „im Gefecht mehr Dienste geleistet hat als zuvor die natürliche". Sie umfaßte den Schwertknauf und führte den Zügel.

Nach diesem leuchtenden Vorbild des alten deutschen Recken, der durch eigne Überlegung und Willenskraft seine Felddienstfähigkeit wiederhergestellt hat, sollen die Invaliden, die im Kampfe für das Vaterland ein Glied geopfert haben, nicht traurig auf den Stumpf blikken, der die Hand, den Fuß getragen hat. Mit Ausnahme der Erblindeten, die längere Zeit brauchen, um sich an ihr herbes Schicksal durch Vertiefung des Seelen- und Gemütslebens zu gewöhnen, sind die Gliedverstümmelten am schmerzlichsten betroffen. Diejenigen, die auf dem Schlachtfelde als Helden gefallen und zur großen Armee versammelt sind, haben insofern ein schöneres Los, als sie der Arbeit des Lebens entrückt sind und ihrer Familie die Trauer um den schmerzlichen Verlust überlassen haben.



Arbeiter mit künstlichen Armen und Beinen an der Drehbank

Den Lebenden, die als tapfere Helden beschädigt aus dem Kampfe zurückgekehrt sind, entsteht ein neuer Kampf, der Kampf ums Dasein.

Die Zeiten, in denen Krüppel und Invalide schlecht beraten und versorgt waren, an den Landstraßen und vor den Kirchen durch Gaben des Mitleids ihr kümmerliches Dasein fristeten oder den Leierkasten drehten, der ihnen als ein Gnadengeschenk übergeben war; die Zeiten, in der sie mit Trauer in der Seele zu geduldeten Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gesunken waren, die Zeiten sind vorüber. Der Leierkastenmann mit dem Stelzfuß hat sich in den tätigen Handwerker an der Werkbank verwandelt.

Jeder Arzt betrachtet es als seine besondere Pflicht, nicht nur Wunden zu heilen, Glieder gebrauchsfähig zu machen, das Leben durch Abnahme zerschossener oder hoffnungslos eiternder Arme und Beine zu erhalten, sondern auch nach Erhaltung des Lebens und nach Heilung der Wunden den Beschädigten die Erwerbsfähigkeit wiederzugeben. Er begnügt sich nicht mit der halben Arbeit, der Heilung, er will den Kampf gegen das Krüppeltum voll und ganz durchführen nach der von Hindenburg befolgten Taktik, der nicht nur auf dem Schlachtfelde den Feind zu besiegen,

sondern ihn gänzlich zu vernichten bestrebt ist.

Wie in dem Krüppelheim des Friedens Kinder und jugendliche Personen, die von der Natur stiefmütterlich bedacht worden sind, zu arbeitsfähigen Menschen erzogen und geschult werden, so daß sie Freude an der Arbeit und an dem Lohn der Arbeit haben, so ist jetzt auch Fürsorge getroffen, daß der verstümmelte Vaterlandsverteidiger wieder seinen Platz an der alten Arbeitsstelle einnehmen kann.

Unwillkürlich kommt der Gedanke, daß der kriegsinvalide, weniger leistungsfähige Arbeiter, welcher Rente erhält, billiger arbeiten und so seinen Arbeitskameraden den wohlverdienten Lohn beeinträchtigen könne. Diese Besorgnis ist jedoch nicht gerechtfertigt, da die Arbeitgeber im Volksinteresse sich entschließen werden, Unterbietungen nicht anzunehmen.

Schlosser mit künstlichen Armen und Beinen bei der Arbeit

Der größte Arbeitgeber ist der Staat, und es unterliegt keinem Zweifel, daß in der großen Verwaltung der Post, der Bahn, der Justiz und der Fabriken für jeden arbeitsfähigen Invaliden ein passender Platz ausfindig gemacht werden wird.

Vor Jahren ist einem Beobachter in den Vereinigten Staaten Nordamerikas die große Zahl einarmiger Brief- und Depeschenträger aufgefallen, die als besonders zuverlässig galten, da sie ihren Dienst pünktlich versahen, um nicht durch Entlassung brotlos zu werden. Und jetzt ist zum Beispiel ein kriegsinvalider einarmiger Fahrstuhlführer von Rudolph Hertzog mit dem vollen Gehalt wiederangestellt.

Anderseits liegt die Möglichkeit vor, daß die Arbeitskameraden selbst dem durch Invalidität schwächeren Arbeiter nicht den vollen Lohn gönnen. In diesem Falle ist es Pflicht der vollkräftigen Arbeiter, die das Glück gehabt haben, unversehrt oder völlig geheilt aus dem Kriege zurückzukehren, in Dankbarkeit für ihr gnädiges Geschick für den oft arbeitsbeschränkten Mitkämpfer einzutreten.

Ein schönes Beispiel solcher Kameradschaft findet hier seinen Platz. Ein Unfallverletzter entgegnete auf meine Bemerkung, er könne doch nicht den gleichen Lohn erarbeiten wie die andern: „Wir arbeiten in der Kolonne auf Akkord, die andern helfen mir.“

Wie verhältnismäßig schnell übrigens die seelische Gewöhnung an den Verlust von Gliedern eintritt, zeigen fünfzig Verstümmelte, die am 12. März in Berlin aus französischer Gefangenschaft eintrafen. Ein Teil von ihnen hatte auf der Insel Oléron vor der Mündung der Gironde Unterkunft erhalten, auf welcher Fontane 1870/71 untergebracht war. Sie zeigten ihre gutgeheilten Stümpfe vor und waren in guter Stimmung, die durch die Aussicht auf arbeitstüchtige Ersatzstücke bekräftigt werden konnte.

Ein Mann mit Verluſt beider Hände und beider Füße
Derſelbe beim Eſſen

Was ein Mann mit einem Armſtumpf ſelbſt ohne jedes Erſatzſtück leiſten kann, zeigt ein Schloſſer, der mit dem Stumpf die große Feile faßt und alle andern Geräte zu führen vermag, die durch Gegendruck zu handhaben ſind. Mit Zuhilfenahme des Oberarmes kann auch der Hammer geſchwungen werden, indem der Stiel in der Achſelhöhle feſtgedrückt und mit dem Unterarmſtumpf regiert wird.

Und nun ſchnallt der „arme Krüppel“ mit vergnügtem Geſicht einen 7 Kilogramm ſchweren Hammer an und ſchmiedet das Eiſen auf dem Amboß allein oder in gleichem Takt mit dem Meiſter.

Und wenn Kleinholz zum Heizen gebraucht wird oder Pfähle im Garten anzuſpitzen ſind, dann führt er das Beil ebenſo ſicher wie den Hammer.

Ignaz Z. hat im zwölften Lebensjahre durch Unfall die rechte Hand verloren und iſt ſpäter in der Anſtalt ausgebildet worden, die, in beſcheidenem Umfange von zehn Betten im Jahre 1906 von Profeſſor Bieſalski gegründet, ſich in Zehlendorf zur Berlin-Brandenburgiſchen Krüppelheil- und Erziehungsanſtalt mit 300 Betten entwickelt hat. Die Anſtalt, welche als Dank für die Spendung einer halben Million Mark ſeitens der Frau Kommerzienrat Helene Pintſch den Namen Oskar-Helene-Heim trägt und ſich der beſonderen Fürſorge der Kaiſerin erfreut, hat jetzt auch für hundert Kriegsinvalide ihre Pforten geöffnet. Der Einarmige arbeitet in der orthopädiſchen Werkſtatt des Hauſes und verdient den vollen Lohn des zweihändigen Geſellen.

Derartige Erfolge ſind glücklicherweiſe nicht vereinzelt. Die Zählung einhändiger Arbeiter und Handwerker in Deutſchland würde eine ſtattliche Summe ergeben.

Und ſelbſt das Schreiben ohne Hände iſt möglich, wie der Lehrer zeigt, der den Federhalter zwiſchen die Stümpfe klemmt und eine tadelloſe „Handſchrift“ liefert.

Die Arbeit der fehlenden Hände den Füßen zu übertragen, war die geiſtreiche Leiſtung eines oſtpreußiſchen Lehrerſohnes, welcher die Füße beim Spielen benutzte, ſich im Alter von ſechs Jahren entkleiden, vier Jahre ſpäter ſich ankleiden

konnte und mit sechzehn Jahren anfing, Geige zu spielen. Auf Anordnung seines Vaters durfte ihm niemand behilflich sein, niemand ein Wort des Mitleids aussprechen. Er schreibt Maschine, handhabt geschickt die Karten, spielt Geige und Trompete und hat sich durch öffentliches Auftreten eine Lebensstellung errungen.

Hermann Unthan schreibt aus Prag: „Es ist mir ein dringendes Herzensbedürfnis, meine Erfahrungen den Kriegsinvaliden mitzuteilen, damit sie schneller das Ziel erreichen, sich als Vollmenschen zu fühlen und vor der tiefen Mißstimmung bewahrt zu werden, die zu einer Art Haß gegen die Menschen mit gesunden Gliedern führen kann.“ Unter lebhaftem Beifall hat er in den Berliner Lazaretten zum Troste für die Verwundeten seine Kunst mit humorvoller Heiterkeit vorgeführt. Zwar ist ein jugendlich schmiegsamer Körper leichter imstande, sich zu helfen, aber auch Erwachsene können das Schreiben mit den „Fußfingern“ erlernen, wie ein Schüler Unthans, ein Slowene, beweist, der beim ersten Vorgehen Österreichs gegen das verbrecherische Serbien die Hände verloren hat.

Auf eine andre Art behilft sich ein Student, der durch einen Stadtbahnzug den rechten Arm eingebüßt und eine Verkrüppelung der linken Hand erlitten hat: er faßt den Schreibstift mit den Zähnen.

In den meisten Fällen werden aber wohl die Stümpfe durch künstliche Ersatzstücke gebrauchsfähig gemacht werden.

Die Hand mit hölzernen Fingern prangt in der Auslage jedes Bandagisten. Sie ist aber nur geeignet für einfache Hantierungen, zum Beispiel zum Einklemmen der Zeitung beim Lesen, des Papiers beim Schreiben, der Gabel und des Löffels beim Essen und zum Überziehen der Handschuhe, um im Verkehr den Verlust der Hand zu verdecken.

Zur wirklichen Arbeit ist nur eine andre, bedeutend einfachere Vorrichtung zu brauchen: eine Lederhülse für den Stumpf, die das Werkzeug trägt.

Vor etwa fünfzig Jahren sind von den Franzosen, die sich damals in ärztlich-technischen Sachen eines besonderen Rufes erfreuten, solche Ersatzstücke hergestellt worden.

An den einfachen Arbeitshaken, mit dessen Hilfe auch das An- und Auskleiden geschieht, und den Stielhalter reiht sich der Papierhalter, die dreizangige Arbeitsklaue und der Feilkloben an, und vor allem der Griffhalter, in welchem die

Das Gehenlernen nach dem Verlust beider Beine

Das Gehen wird zuerst mit niedrigen Hilfsstützen erlernt, die allmählich höher gemacht werden, bis sie durch künstliche Beine von ebenmäßiger Länge ersetzt werden

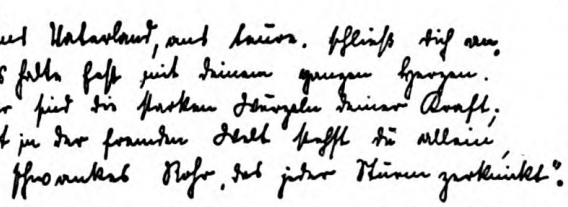
verschiedenartigen Werkzeuge eingesetzt werden können.

Ein Tischler, der seine Arbeitsfähigkeit dem Leiter der Krüppelheil- und Lehranstalt für Ostpreußen, Professor Hoeftmann in Königsberg, verdankt, faßt den Quergriff des Bohrers mit dem Haltring und den Hobel, indem er einen Haken in ein Loch am Hinterende des Hobels einsetzt und umdreht.

Der Korbflechter vermag mit dem Ersatzstück, welches an der Stelle des Ellbogens gebeugt und festgestellt werden kann, und mit den drei vorhandenen Fingern der rechten Hand Stuhlböden herzustellen.

Auch ein fast völlig gelähmter Knabe betätigt sich bei derselben Arbeit.

Schreiben ohne Hände, bei verbundenen Augen



Eine Handschriftprobe dazu nach kurzer Zeit

Beim Maschinennähen wird der Stoff mit dem Stumpf glatt gehalten und beim Stricken die Nadel im Gelenk des Ansatzstückes bewegt. Mit natürlicher Geschicklichkeit wird die Gabel beim Essen gebraucht.

Selbst das Diebeshandwerk kann mit Ersatzstücken ungestört fortgeführt werden, wie ein händeloser Invalide des Invalidenhotels in Paris zur Zeit Ludwigs XIV. bewiesen hat.

Er steckte bei den nächtlichen Ausflügen den rechten Stumpf in eine hölzerne Hülse, in welche er Haken, Stemmeisen und Nachschlüssel einsetzte. Zum Tode verurteilt, wurde er begnadigt und als Hausschlosser am Bizêtre angestellt. — Auch große Geräte wie Spaten und Heugabel können gefaßt werden,

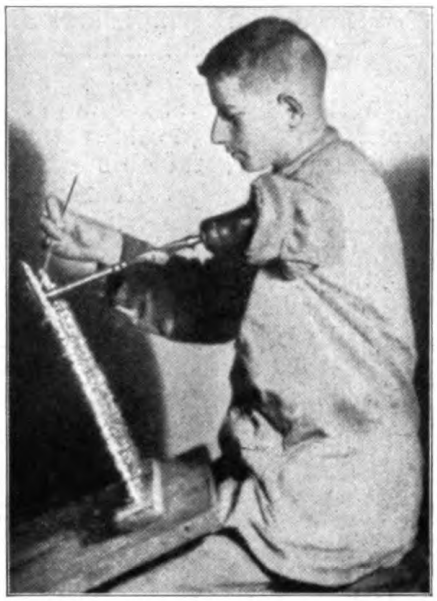
Junges einarmiges Mädchen
beim Essen beim Stricken

ebenso Harken und Sense mit Gelenk am Stielende, so daß der einhändige Arbeiter zu jeder landwirtschaftlichen Verrichtung befähigt ist.

Aber nicht nur der Kraft- und Geschicklichkeitsarbeiter, sondern auch der geistige Arbeiter, dessen Gedanken durch die Feder auf das Papier fließen, erreicht hervorragende Leistungen. Ein Lehrer, der den rechten Arm im Felde verloren hat, gibt bereits vier Wochen später eine linkshändige Schriftprobe.

Ein Standesbeamter mit gelähmter rechter Hand bekundet sicher und vollgültig mit der linken den Wechsel der Generationen.

Auch die Schreibmaschine kann der Einarmige bedienen, wenn sie so gebaut ist, daß der Schriftspiegel keine Umschaltung erfordert oder wenn eine Fußschaltung angebracht ist. Ebenso kann die Kassiermaschine einhändig in Bewegung gesetzt werden.



Korbflechter, dessen rechte Hand nur drei Finger hat, beim Anfertigen von Stuhlböden

Klaviervirtuose ist der linksarmige Graf Géza Zichy, der Generalintendant des Budapester Hoftheaters, der in seiner Jugend den rechten Arm verloren hat. Er spielte kürzlich den Invaliden zum Trost die ungarische Rhapsodie von Liszt, eine Paraphrase Straußscher Walzer, die Don-Juan-Phantasie vor und entfesselte zum Schluß durch den feurigen Rákóczimarsch brausenden Beifall.

Lähmung der rechten Hand infolge Gewehrschußverletzung des Speichennerven am 10. September 1914 hat den Lehrer Fr. nicht gehindert, nach wenigen Monaten in einem Konzert der Verwundeten im Haus Schönow-Zehlendorf die erste Geige zu spielen.

Der Ersatz der unteren Gliedmaßen bietet weniger Schwierigkeiten als der Ersatz der Arme, da ihnen in erster Linie die Aufgabe zufällt, den Körper zu tragen und fortzubewegen, und eine schwierigere

Schmied mit einem 7 Kilogramm schweren Hammer bei der Arbeit

Schlosser mit Armstumpf handhabt ohne jedes Ersatzstück die Feile

Arbeitsleistung erst beim Steigen von Treppen und Leitern und beim Reiten in Betracht kommt.

Ein Bein genügt als Standbein, wie ein Schlosser zeigt, der sicher, wie ein Storch auf dem Dache, steht und der sich des künstlichen Beines nur außerhalb der Werkstatt bedient.

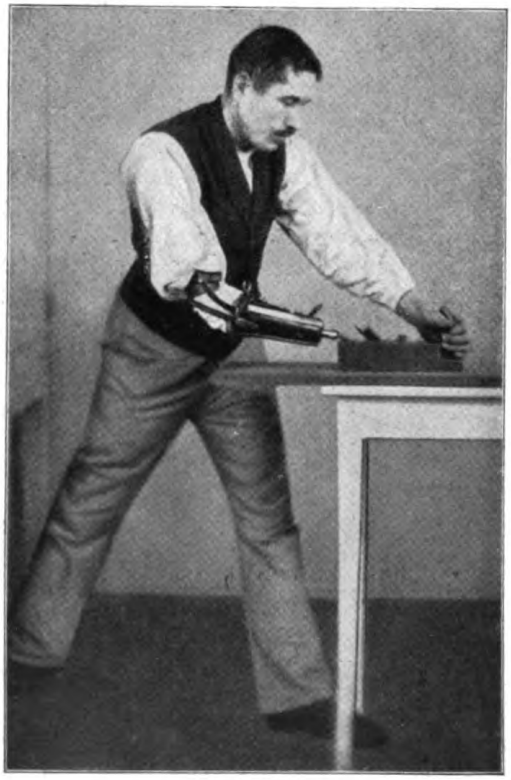
Und sobald eine Sitzstütze eingenommen wird, kann der Fuß den Antrieb der Drehbank besorgen.

Der einfachste und zweckmäßigste Ersatz des Beines ist für die Arbeit und die Werkstatt der Stelzfuß, der den besonderen Vorteil der Haltbarkeit bietet, während das künstliche Bein mit Stahlschienen und Holzfuß häufig der Ausbesserung bedarf.

Das künstliche Bein mit Stiefel ist geeignet für Kaufleute, Beamte und ähnliche Berufe. Es wird übrigens jedem Militärinvaliden ein Stelzfuß und ein künstliches Bein geliefert, ausgebessert und nach Bedarf ersetzt.

Welche Gehfertigkeit mit einem Ersatzbein erlangt werden kann, habe ich vor Jahren im Invalidenhaus Berlin gesehen. Hauptmann Schlichter, welcher bei Wörth ein Bein verloren und nur einen sehr kurzen Oberschenkelstumpf behalten hatte, ging täglich von der Scharnhorststraße bis zu dem bekannten roten Hause des Generalstabes ohne Stock.

Aber nicht nur für die Schreibstube, sondern auch für den Truppendienst befähigt ein besonders leicht gebautes künstliches Bein, wie das Bild des Hauptmanns Br. zeigt, welcher neun Wochen nach der Abnahme des Beines — dank dem Professor Hoeftmann — zu Pferde steigt und jetzt im Westen wieder in der Front steht.



Tischler beim Hobeln

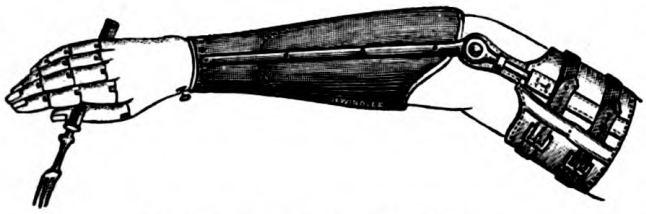
Landwirtschaftlicher Arbeiter

Der Hauptmann hatte einen Vorgänger, der mit langem, kräftigem Stumpf imstande war, auf das Pferd einzuwirken, und der ohne Ersatzstück seine Truppe führte. Major Djoka Blaikowitsch hatte vor Sebastopol das rechte Bein verloren und führte bei Beginn des Russisch-Türkischen Krieges im Jahre 1876 die ersten serbischen Truppen gegen die Türkei.

In Mexiko war nach dem amerikanischen Bürgerkrieg die Zahl der einbeinigen Reiter auffallend groß; sie bedienten sich

des Stelzfußes nur beim Gehen.

Selbst durch den Verlust beider Beine wird der Mensch nicht zum unbeweglichen Torso. Die Ersatzstücke dienen nicht nur als Standbeine, sondern gestatten dank geschickter mechanischer Anordnung Beugung und Streckung im Knie- und Fußgelenk durch seitliche Verschiebung des Körpergewichts. Das Gehen wird mit niedrigen Hilfsstützen erlernt, die allmählich höher werden, bis sie durch künstliche Beine von ebenmäßiger Länge ersetzt werden.



Hand mit hölzernen Fingern

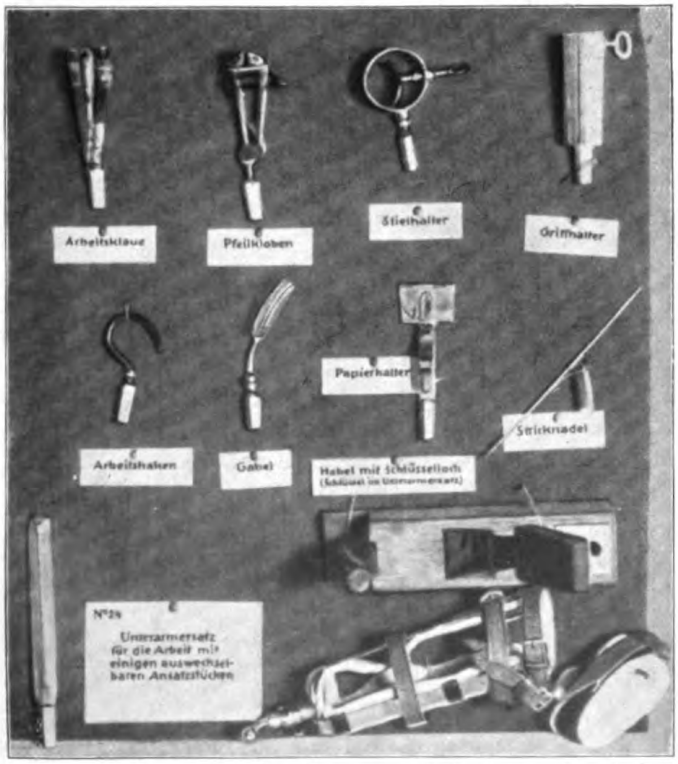
Ein Kutscher auf der Furkastraße, dem beide Beine fehlen, schwingt sich mit der Kraft seiner Arme zur Überraschung der Reisenden auf den Bock.

Alle Leistungen, die je mit Stümpfen vollbracht worden sind, verkörpert ein Drechsler ohne Arme und Beine. Er ist völlig unabhängig von der Wartung und Pflege andrer und voll arbeitsfähig, kein hilfloser, mitleiderregender Krüppel, sondern ein aufrechter Mann. (Professor Hoeftmann.)

Zu der Erreichung eines solchen Erfolges ist aber der feste Wille erforderlich, die Geschicklichkeit im Gebrauch des künstlichen Gliedes wird durch Anweisung erlernt, die am besten durch Leidensgenossen gegeben werden kann.

In Wien ist am 28. Januar ein orthopädisches Spital mit einer Invalidenschule eröffnet worden, in welcher Einarmigen und Einfüßigen 21 verschiedene Berufe gelehrt werden; ebenso in Freiburg i. B., Heidelberg und an andern Orten. In Zehlendorf ist ebenfalls eine Invalidenschule im Anschluß an das Krüppelheim geplant.

Welche Möglichkeiten für Invalidenarbeit vorhanden sind, zeigt die Tatsache, daß jetzt in 54 deutschen Krüppelheimen nicht weniger als 51 Erwerbsfächer in 221 Werkstuben gelehrt werden, und zwar: Anstreichen, Bandagenarbeit, Bauzeichnen, Bildhauerei, Buchdruckerei, Buchbinderei, Buchhalterei mit Stenotypie, Bürstenbinden, Drechslerei, Gärtnerei, Glaserei, Handelslehre, Hobelbankarbeit, Holzpantoffelmachen, Holz- und Laubsägearbeiten, Instrumentenmachen, Intarsienarbeit, Kartonage- und Tütenanfertigung, auch Kerbschnitzen, Klempnerei Knüpfarbeit, Korbflechten, Landwirtschaft, Lithographie, Malerei, Maschinenschreiben, Maschinenstricken, Mattenflechten, Mechanik, Musik, Naturholzarbeit, Netzfilieren, Orthopädiemechanik, Papparbeit, Photogra-



Tischlerwerkzeuge, die in den Griffhalter eingeführt werden

Der einbeinige Major Blaikowitsch

leinenklöppeln, Zahntechnik. — Wie die Bundesgenossen Hand in Hand den Kampf gegen den vielköpfigen Feind führen, so kämpfen sie auch gemeinsam gegen das Krüppeltum.

Nachdem am 26. Februar Graf Zichy in Wien das Wort kundgab:

„Unsern Invaliden muß die Arbeit gelehrt werden, wir dürfen nicht erlauben, daß sie ihren Lorbeer in den Staub treten; sie werden durch Arbeit glücklich werden!"

hatte ich Gelegenheit, am 27. Februar im Kaiserin-Friedrich-Haus in Berlin den Amputierten zuzurufen:

„Es muß euch zum Bewußtsein kommen: wir waren nicht bloß Helden im Schützengraben, sondern wir sind auch Helden der Arbeit im Kampfe ums Dasein!" — dann gibt es keine Krüppel mehr!

phie, Portefeuiller, Poliererei, Sägearbeit, Sattlerei, Schneiderei, Schuhmacherei, Schnitzen, Schlosserei, Smyrnaarbeit, Seilstricken, Stuhlflechterei, Steindruckerei, Tischlerei, Uhrmacherei, Wäsche-

Der Fußkünstler Unthan beim Geigenspiel

Wiegenlied

Von

Ernst Zahn

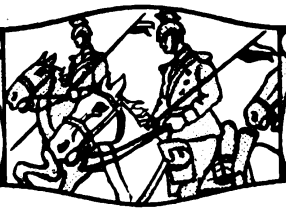
Schlafe, mein Jüngſter, ſchlaf ein!
Vater und Brüder ſind ausgezogen
Hinter den Fahnen, die flammten und flogen,
Wollen der Heimat Retter ſein.
Knabe, ſchlaf ein!

Schlafe, mein Jüngſter, mein Kind!
Ob jene andern uns wiederkehren,
Wer kann es wiſſen? Die Zeit muß es lehren,
Wann die Schlachten geſchlagen ſind.
Schlafe, mein Kind!

Schlafe, mein Jüngſter, mein Sohn!
Tauſende ſinken zum Schlummer nieder,
Sehen den leuchtenden Morgen nicht wieder.
Ohne Opfer kein Siegeslohn!
Schlafe, mein Sohn!

Einmal wird kommen der Tag:
Wehende Wimpel, glückliche Glocken!
„Friede auf Erden!“ ſo wird es frohlocken.
Was auch bluten und ſinken mag,
Nahn wird der Tag!

Schlaf ihm entgegen, ſchlaf ein!
Vater und Brüder, ſie müſſen ſtreiten.
Du aber ſollſt einſt, ein Erntender, ſchreiten,
Wo ſie den Boden dir befrein.
Knabe, ſchlaf ein!



Gebrüder Grimm im Feld

Eine heitere Kriegsſkizze

von

Adolf Obee

Er rückte den dick verbundenen Fuß bequem auf dem Stuhl zurecht und begann mit jener Behaglichkeit, die aus fröhlicher Erinnerung fließt:

Aus der Einfarbigkeit der Uniform pflegen ungewöhnliche Naturen ſchneller herauszuſpringen, als das im bürgerlichen Leben der Fall iſt, beſonders wenn man wochenlang Schulter an Schulter marſchiert und kämpft. Mit meinem Nebenmann ging es aber nicht ſo ſchnell; er war ein ſtiller Menſch und mußte ſich erſt langſam eingewöhnen, war dann aber der beſte Kamerad. Er hieß Grimm, war als Freiwilliger mitgegangen und im Zivilverhältnis Befliſſener der deutſchen Philologie in vorgerückten Semeſtern, in Greifswald, glaube ich, oder in Heidelberg. Sein Vater war als junger Ehemann ziemlich entrüſtet geweſen über vier nacheinander anlangende Mädchen, und um ſo erfreuter über meinen an fünfter Stelle eintreffenden Nebenmann. Der Junge ſollte nun aber auch einen Namen bekommen, der ſich hören laſſen konnte. Der Alte horchte hier und dort herum, wer von den berühmten Gebrüder Grimm der größere geweſen ſei, hörte von beiden Rühmliches, wollte keinen zu kurz kommen laſſen und ließ den Jungen auf die Namen Jakob Wilhelm taufen. Das war ein halber Scherz, wurde hier aber beſtimmend für ein Leben oder wenigſtens mitbeſtimmend, inſofern der Name einer Veranlagung auf halbem Wege entgegenkam. Denn als der kleine Jakob Wilhelm zum erſtenmal das Buch ſeiner Namensvetter durchſtudierte, ſo war er bald, wie er mir anvertraute, der Überzeugung, er hätte die Märchen geradeſo gut erſinnen können. In beſonders glücklichen Stunden ſchienen ſie ihm ſogar eignes Produkt zu ſein. Die begrenzte Liebe hatte ſich zur allgemeinen erweitert, und er ſtudierte alſo deutſche Philologie in Heidelberg, oder war's in Würzburg?

Mir war er zuerſt dadurch aufgefallen, daß ſeine Eulenaugen, ſo ſahen ſie wenigſtens hinter den runden Gläſern ſeiner Schießbrille aus, jedesmal in ſtillem Entzücken leuchteten, wenn wir durch ein reizvolles Städtchen zogen. Auch führte er bisweilen halblaute, kurze Sätzchen im Mund, die mir ſonderbar bekannt vorkamen, ohne daß ich *mich* näher beſinnen konnte. Einmal, beim Einrücken in einen großen flandriſchen Ort, hörte ich ihn fragen: Wem gehört dieſe ſchöne große Stadt? Die Antwort ſaß mir auf der Zunge, aber ehe ich ſie heraushatte, rief ſchon ein ſchlagfertigerer Hintermann: Sie gehörte früher dem König Droſſelbart! Zwölf Geſichter zogen ſich verſtändnisinnig in die Breite, und der Kriegsfreiwillige Grimm ſah ſich dankbar nach dem Sprecher um. Im ſelben Ort war's, wo ein niederträchtiger Einwohner, der ein paar Jahrhunderte früher einen unübertrefflichen Folterknecht abgegeben hätte, eine gerupfte Gans unerreichbar hoch ans Fenſter gehängt hatte, eine Gans, wie ich ſie nur in Deutſchland für möglich gehalten hatte, roſig wie ein Kindergeſicht und dick wie ein kleiner Mehlſack. Freiwilliger Grimm hatte ſie frühzeitig erſpäht, ſeine Brillengläſer funkelten ſehnſüchtig, hungrig, und willenlos rückte er dem Tantalusvogel näher und vorbei und tat nur den einen erhaben traurigen Seufzer: O Falada, da du hangeſt! Ich bin überzeugt, er würde, wenn es irgend angegangen wäre, den Falada ohne weiteres erlöſt haben, und ſuchte

ihn und mich ohne sonderlichen Erfolg damit zu trösten, daß das wohl andre besorgen würden, die nach uns kämen und mehr Zeit hätten. Er blieb aber düster und sagte, das sei eben sein Schmerz.

Das war zu der Zeit, wo sich der Jakob Wilhelm zu einem lustigen Kameraden zu entwickeln begann. Wenn wir, was häufiger als uns lieb der Fall war, in einer leeren, halb zerschossenen Bauernhütte quartieren mußten, dann sagte er wohl zuerst verstimmt: Ach Gott, was ist das Haus so klein! Wem mag das elende winzige Häuschen sein? War er aber erst einmal drinnen und satt, so ließ er sich gern bereit finden, vor einer mäuschenstillen und dankbaren Zuhörerschaft zu erzählen, und wie er diese Geschichten vorbrachte, Fitchers Vogel und das Lumpengesindel und was weiß ich, das war einfach meisterhaft, weil es meisterhaft einfach war. Überflüssig zu sagen, daß er alsbald unter dem Namen „Gebrüder Grimm" ging. Er wehrte sich zwar bescheiden und sagte, er zähle nicht mal voll für einen, geschweige denn für zwei, es half ihm aber nichts. Außerdem hatte er unrecht; er fürchtete sich vor nichts und niemand, und im Nahkampf machte ihn sein deutscher Zorn, der ihn leicht befiel, zu einem schrecklichen Gegner.

So einfach er aber seine Geschichtchen vorzutragen wußte — man mußte übrigens aufpassen, wenn er erzählte; er konnte unangenehm gründlich werden und wies dann mit Leichtigkeit Parallelgeschichten zum eisernen Heinrich bei den Babyloniern und Botokuden nach —, so verwickelt wußte er ganz harmlose Vorfälle der Wirklichkeit zu gestalten. Als wir mal durch einen zwar angeschwollenen, aber ungefährlichen Bach mußten, war er der einzige, dem es gelang, in ein Loch zu geraten und zu versinken. Ein Kunstschwimmer war er nicht, und er mußte, als er wieder an Land war, viel Wasser ausspucken, ehe er sagen konnte: Manntje, Manntje, Timpe Te und so weiter. Einmal wurden wir auf dem Marsch schwer beschossen. Ein Brummer schlug dicht neben uns ein und warf uns wie Lappenbündel durcheinander. Ein einziger Baum stand in zehn Schritt Entfernung; gegen den flog Gebrüder Grimm. Er war der letzte, der sich unbeschädigt wieder aufrappelte, und der erste, der Worte fand, nämlich diese: Meine Schwester, das Marlenichen, sucht alle meine Benichen.

Einmal aber wäre seine Rezitierkunst ihm und mir beinahe übel bekommen. Wir zwei gingen eine freiwillige Patrouille und hatten uns vorgenommen, allerlei zu sehen, was einem so leicht nicht gezeigt wird. Als wir daher ein Viertelstündchen unterwegs waren, so — wie sage ich nur gleich? —, nun also, wir waren, bald nachdem wir unsern Gang angetreten hatten, nicht mehr sehr von französischen Infanteristen zu unterscheiden. Wir hatten Glück und freuten uns schon auf dem Rückweg auf die wirkungsvolle Meldung, die wir machen konnten, als wir uns in der tiefen Dämmerung plötzlich einer französischen Patrouille von vier Mann gegenübersahen. Der Führer schrie etwas wie bonsoir herüber. Wie erschrak ich aber, als der Jakob Wilhelm zornig seinen Mund auftat und die prachtvoll unmotivierte Antwort herausstieß, mit der der Riese das tapfere Schneiderlein begrüßt: „Du Lump, du miserabler Kerl!" Er hatte seine grimmische Anrede noch nicht ganz heraus, da liefen wir schon beide, daß uns der Wind an den Ohren sang. Es wäre doch zu schade gewesen um die schöne Meldung; nebenbei ging's auch noch um den Kopf, wenn sie uns fingen. Die Rothosen begriffen schnell; erst schossen, dann rannten sie hinterdrein. Es war eine aufregende Jagd. Wir liefen auf eine Waldecke zu, und hinter ihr einer Ulanenpatrouille fast in die Arme. Die sehen erst zwei, dann noch vier Franzosen anrennen, und schießen nicht schlecht. Gottlob trafen sie nur die richtigen, bis auf einen, den wir mit nach Hause bringen konnten. Gebrüder Grimm hinkte etwas beim Weitermarsch; ihm hatte eine Kugel den linken Stiefelabsatz weggerissen.

Wir lagen im Schützengraben, jeden Augenblick zum Sturmangriff bereit. Gebrüder Grimm hatte eben gesagt: So zieht denn herzhaft in den Streit, hieran erkennt man tapfre Leut! als es auch schon losging. Wir waren aber noch nicht weit gekommen, als ich den Jakob Wilhelm in vollem Lauf, wie von einer Feder geschnellt, in die Luft springen, vornüberstürzen und die gekrallten Finger

in den Boden schlagen sah. Ich sah das leider nicht zum erstenmal und wußte: das war Herzschuß. Dem hilft kein Sprüchel mehr, dachte ich noch — und dann an nichts mehr. Es gab heiße und lange Arbeit bis in die Nacht hinein. Wir waren arg durcheinander gekommen und mußten, notdürftig geordnet, in größter Eile weiter. Ich meldete, was ich gesehen hatte, andre konnten es bestätigen, einer wußte es ganz genau, und so wurde denn Gebrüder Grimm als ehrenvoll gefallen in die Liste eingetragen. In seine Heimat kam diese Nachricht glücklicherweise gleichzeitig mit der berichtigenden, daß er nur verwundet sei. Wir bei der Truppe aber, die wir in der nächsten Zeit gewaltige Märsche zu machen hatten, hatten davon keine Ahnung. Wir betrauerten ihn ehrlich und vermißten ihn gar manchmal schmerzlich.

So kam es denn, daß ich ungefähr acht Wochen später, am gleichen Tage, wo es mir in den Fuß ging, unsern Feldwebel zum erstenmal ratlos sah, obgleich ich ihn bis dahin schon in mancher verzwickten Lage gesehen hatte. Aber als Gebrüder Grimm an diesem Tage unerwartet vor ihn hintrat und sich zurück meldete, verließ ihn doch seine oft erprobte Fassung. „Sakrament, Sakrament," sagte er und sah hilflos in die runden Brillengläser, „was schreib' ich nachher in meine Liste'n ein?"

Er hat aber diesen geistigen Schwächeanfall schnell und glänzend überwunden, unser wackrer Feldwebel, und was er in seine Liste eingetragen hat, das hätte ganz gut in einer jener Geschichten stehen können, von denen der kleine Jakob Wilhelm in besonders glücklichen Stunden geglaubt hatte, sie seien eignes Erzeugnis. Es lautete so:

„Kriegsfreiwilliger Jakob Wilhelm Grimm, bisher tot, zur Truppe zurück."

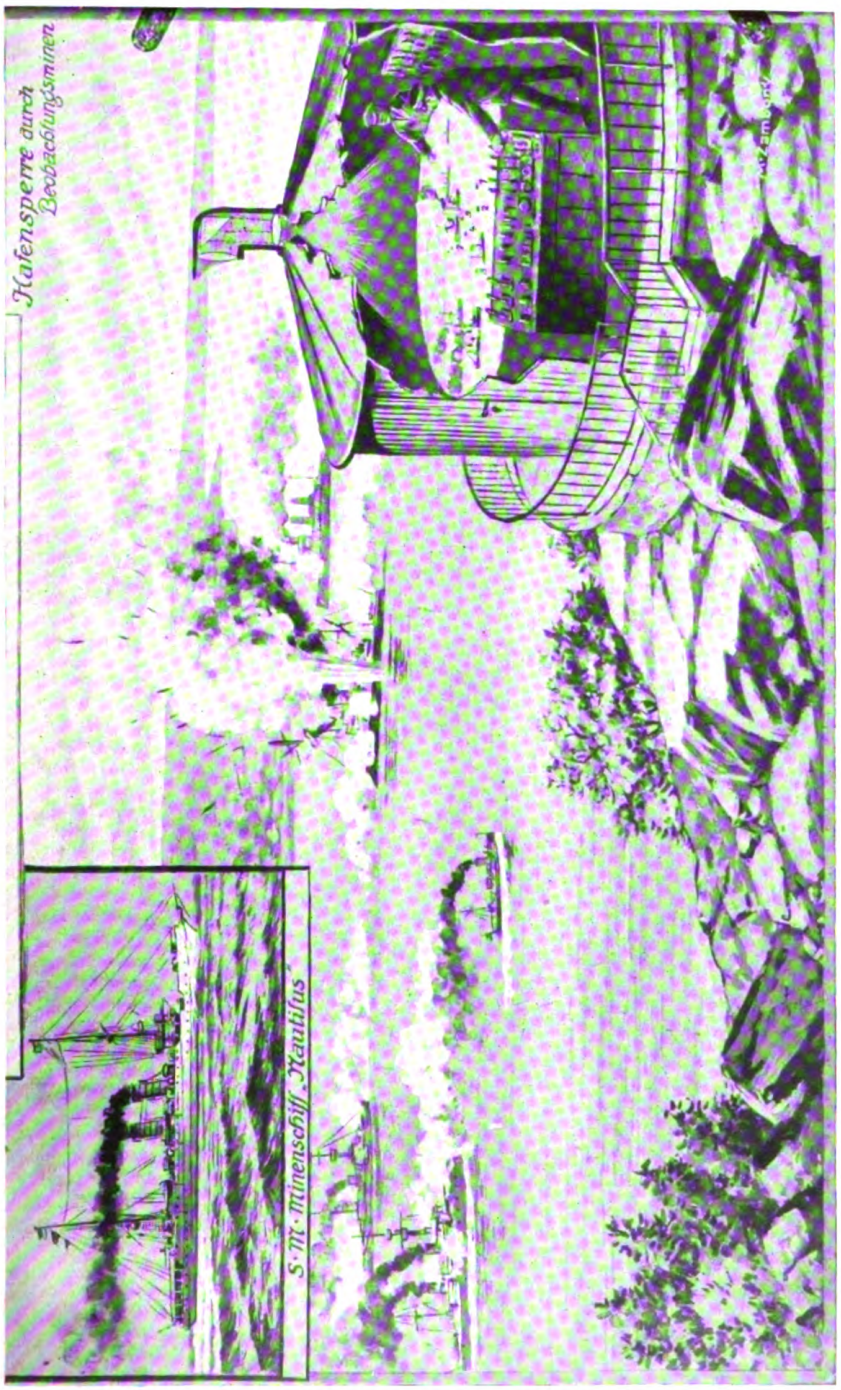
Seeminen

Man unterscheidet Kontakt- und Beobachtungsminen. Beide sind hohle schmiedeeiserne Behälter, welche mit einer Sprengladung, meist Schießbaumwolle, gefüllt sind. Während die Kontaktminen zum Legen auf hoher See benutzt werden, finden die Beobachtungsminen zur Sicherung von Häfen und Flußläufen (Mündungen) Verwendung. Die Minen werden mit Drahtseilen an schweren Eisenstücken derart befestigt, daß sie ungefähr drei Meter unter der Wasseroberfläche schwimmen. Am Oberteil der Kontaktmine befinden sich Bleikappen, die ein mit einer Säure gefülltes Glasgefäß enthalten. Stößt ein Schiff gegen eine dieser Kappen, so wird dieselbe verbogen und das unter ihr befindliche Glasgefäß zerbrochen. Die Säure ergießt sich über eine unter der Kappe angebrachte Zink-Kohle-Batterie, und der dadurch erregte elektrische Strom bringt einen innerhalb der Sprengmasse befindlichen Zündapparat zum Glühen und die Mine zur Explosion.

Das Legen von Minen erfordert wegen der großen Gefahren viel Umsicht und ein gut geschultes Personal. Um die vielen Unglücksfälle, welche früher bei dem Legen von Minen entstanden sind, zu verhindern, hat man eine Sicherung in die Leitungsschnur eingeschaltet. Erst kurz bevor die Mine gelegt wird, schraubt man den Leitungsdraht zusammen, so daß, wenn eine vorzeitige Verletzung der Bleikappen eintritt, der elektrische Strom unterbrochen ist und die Mine sich nicht entzünden kann. Zum Legen von Seeminen benutzt man besondere Schiffe mit großer Fahrgeschwindigkeit. Die deutsche Marine besitzt drei solcher Minenschiffe.

Bei den Beobachtungsminen fehlen solche Bleikappen. Dafür sind die Minen mit einer Beobachtungsstation durch ein elektrisches Kabel verbunden. Die Station hat eine Camera obscura. Ein System von optischen Linsen und Spiegeln projiziert das Hafenbild in verkleinertem Maßstab auf einen weißen Tisch. Beim Legen der Minen in das Fahrwasser werden die Punkte auf dem Tisch markiert. Über diese Minen hinweg können nun Schiffe ungefährdet aus- und einfahren. Nähern sich aber dem gesperrten Hafen feindliche Schiffe, so wird der Beobachter auf der Station in dem Moment, in dem ein solches Schiff einen auf dem Tische markierten Punkt überfährt, den elektrischen Strom schließen und die Mine zur Entzündung bringen. Um das Einlaufen von feindlichen Schiffen im Nebel oder bei Nacht zu verhindern, befinden sich zwischen den Minen noch Kontrollapparate, die das Überfahren auf der Station automatisch anzeigen. An Stelle der Camera obscura benutzt man in neuerer Zeit auch häufig den Siemensschen

Distanzmesser. Zum Beseitigen und Auffischen von Minen gebraucht man Schiffe



Darstellung einer Hafensperre durch Beobachtungsminen

mit geringem Tiefgang, meist Torpedoboote älteren Systems. Diese Minensuchschiffe schleppen ein mit Sandsäcken beschwertes Drahtseil und reißen dadurch die Minen vom Grund los, worauf diese zur Explosion gebracht oder aber nach dem Herausnehmen unschädlich gemacht werden.

Ruthenische Popen als russische Spione in der Bukowina verhaftet

Nach einer Originalzeichnung von Lutz Ehrenberger

Nishnij-Nowgorod, Hauptmarkt und Warenstapelplatz Rußlands

Die Herzarterie des Zarenreichs

Von

Heinz Karl Heiland

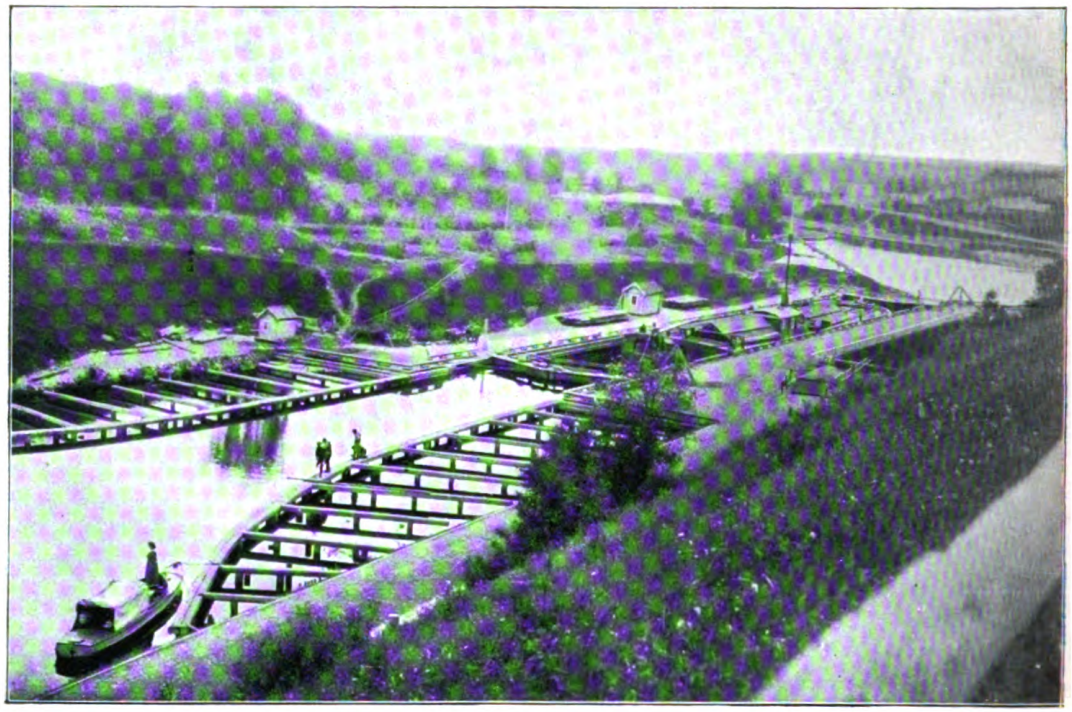
(Mit 8 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Bei der augenblicklichen politischen Lage ist es gewiß von Interesse, etwas über die Verbindungswege zu erfahren, die dem ausgedehnten Zarenreich, das seine Truppen-, Munitions- und Verpflegungstransporte oft aus den entferntesten Provinzen herbeischaffen muß, eine Kriegführung überhaupt möglich machen.

Während wir einerseits vieles im russischen Wesen und dem russischen Staat überschätzen, unterschätzen wir ebenso sicher manches andre.

Dahin gehört vor allem die Entwicklung der Wasserstraßen. Während das russische Eisenbahnnetz nicht besonders dicht und zweifellos nicht von besonderer Güte ist, gibt es in Rußland Wasserstraßen, die sich den ersten Schöpfungen der Welt auf diesem Gebiet zur Seite stellen können, und über die trotzdem in Deutschland wenig bekannt ist. Wer hält es zum Beispiel nicht für ein Märchen, daß ein Wasserweg, der an Dimensionen zum mindesten unserm Großschiffahrtsweg gleichkommt, ihn auf den weitaus meisten Strecken sogar ganz bedeutend übertrifft, von der Ostsee bis zum Kaspischen Meer, also quer durch Europa führt?

Tatsächlich wird eine ganze Reihe der Seedampfer, die auf dem Kaspischen Meere verkehren, auf den Werften der Ostsee gebaut und auf dem Wasserwege



Eine der vielen Schleusentreppen, welche die oft großen Niveauunterschiede überwinden

hinuntergeschafft. Von der Größe der auf diesen Wasserstraßen verkehrenden Fahrzeuge geben die Abbildungen ein ungefähres Bild. Sogar im nördlichen Teil der Wasserstraße, die zum großen Teil aus Kanälen besteht, verkehren Fahrzeuge mit Dieselmotorantrieb und Schleppkähne von einer erstaunlichen Größe.

Der Verlauf dieser Hauptverkehrsarterie Rußlands ist ungefähr folgender. Von Petersburg geht es zunächst die Newa hinauf bis zu deren Austritt aus dem gewaltigen Ladogasee, dem größten See Europas, der bei einer Oberfläche von 18 150 Quadratkilometern 206 Kilometer lang, 130 Kilometer breit, bis 223 Meter tief ist. Den Ausfluß der Newa aus diesem Binnenmeer bezeichnet die altberühmte Schlüsselburg, eine kleine, ziemlich steile Insel, die schon von den alten Wikingern umfahren wurde; bildeten doch die Newa und der Ladogasee schon deren Wasserweg nach dem Wolchow und Nowgorod.

Im Jahre 1323 legten die Nowgoroder im Kriege mit den Schweden auf jener Insel die Schlüsselburg an, die in der Folge der Zankapfel zwischen Schweden und Russen blieb; 1617 wurde die Festung schwedisch, um im Jahre 1702 von Peter dem Großen nach fünfunddreißigstündiger Bestürmung genommen zu werden.

Trotz seiner Größe bildet der Ladogasee kein sicheres Fahrwasser, ist vielmehr sehr reich an Sandbänken und Klippen. Infolgedessen wurden im Laufe der Jahrhunderte von den Russen nicht weniger als drei Kanäle gegraben, welche den ganzen See südlich umgehen und hinüberführen bis zum Swir, einem mächtigen Fluß, der die überschüssigen Gewässer des Onegasees über eine Strecke von 200 Werst in den Ladogasee führt. Die Wasserstraße benutzt nun weiter diesen Fluß, auf dem die Schiffahrt mit unendlicher Mühe durch Wachtposten, Signale, Bojen und so weiter gesichert wird, denn es gibt hier eine große Anzahl von Stromschnellen. Alle

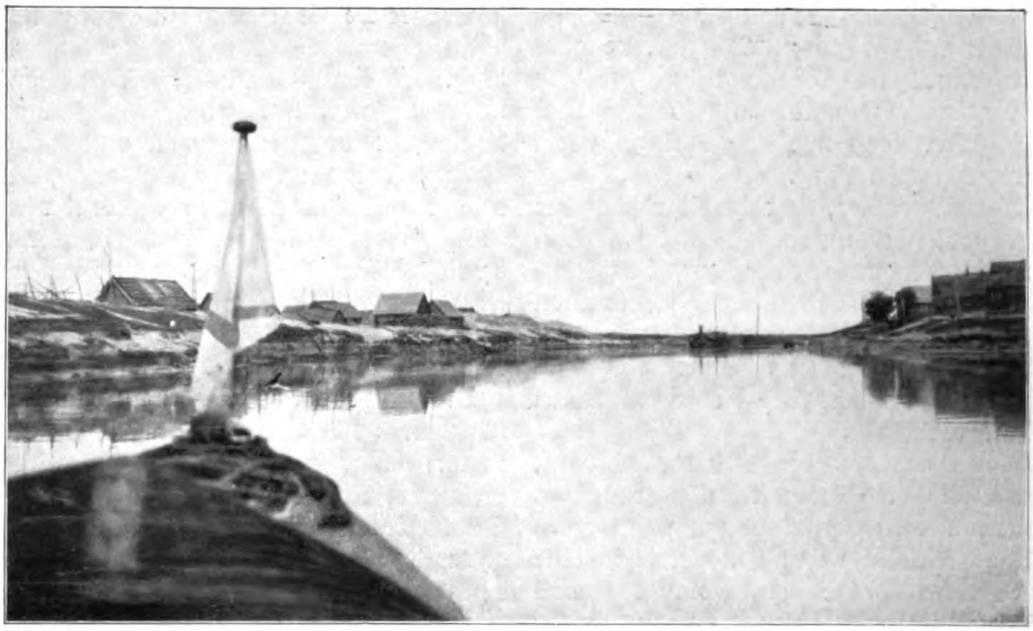
diese Bojen und Signale sind — ebenso wie die auf der ganzen Riesenstrecke quer durch Europa — bei Nacht durch farbige Laternen gekennzeichnet, so daß die Schiffahrt Tag und Nacht ungehindert vor sich gehen kann.

Der Onegasee, der zweitgrößte See Europas, der immerhin noch 9836 Quadratkilometer Oberfläche hat, ist gleichfalls durch einen 1818 bis 1851 erbauten Kanal von 73 Kilometer Länge umgangen, welcher den Swir mit der Wytegra, einem kleinen kanalisierten Fluß, verbindet.

Dann geht es die Wytegra hinauf, der Bjelosierſk-See wird wiederum von einem kurzen Kanal umgangen, dann ist das Marienkanalsystem erreicht, eine unendliche Folge von Kanälen und Schleusentreppen, die sich in ungefähr 40 Stufen bis auf die Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem Kaspischen Meer hinaufziehen. Alle diese Schleusen sind aus Fichtenholz erbaut, so daß ihre fortwährende Erneuerung und Instandhaltung enorme Summen verschlingen muß. Endlich ist dann die Höhe erreicht, und der Kanal mündet in die Scheksna, einen sehr bedeutenden Nebenfluß der Wolga, der dann schließlich zur „Matuschka Wolga", zum „Mütterchen Wolga", wie der gewaltige Strom bezeichnenderweise von den Russen genannt wird, hinunterführt. Bei dieser Einmündung liegt die große Stadt Rybinsk.

Die Wolga, der größte Strom Europas, ist zwar 3458 Werst (gleich 3700 Kilometer) lang, hat aber nur 248 Meter Gesamtgefälle. Hieraus erklärt sich die Schwierigkeit der Schiffahrt auf dem an und für sich ungeheuren Strome; denn dieser vermag bei der geringen Wassergeschwindigkeit die Sandbänke nicht zur Seite zu schwemmen, so daß sich fortwährend neue Untiefen bilden und eine außerordentlich genaue Überwachung und Markierung notwendig ist,

Schwimmende Holzhäuser, zum Schutz gegen die gewaltigen Überschwemmungen

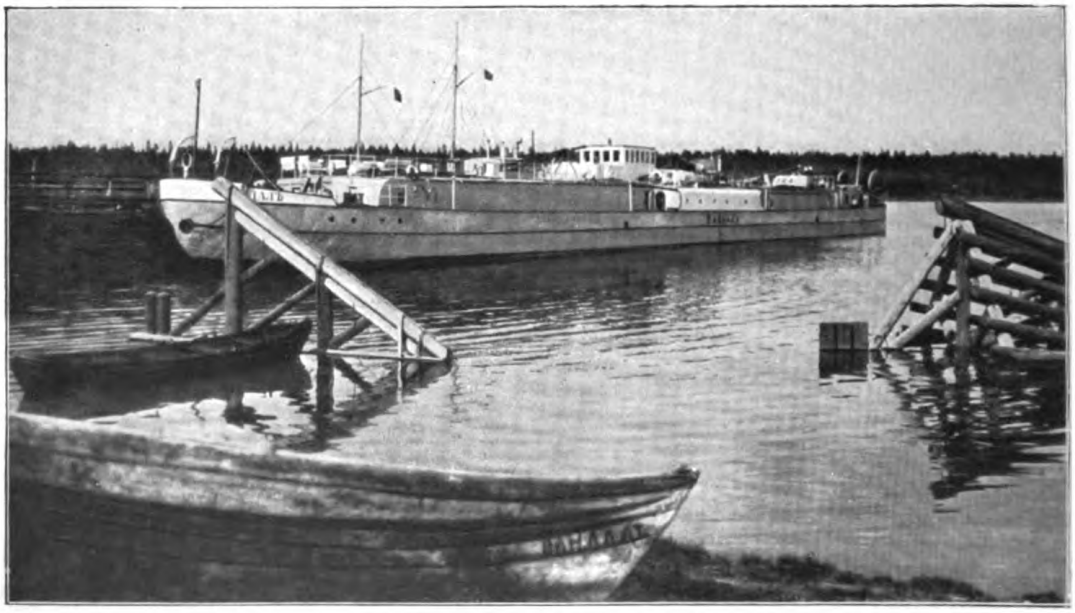


Ladogakanal

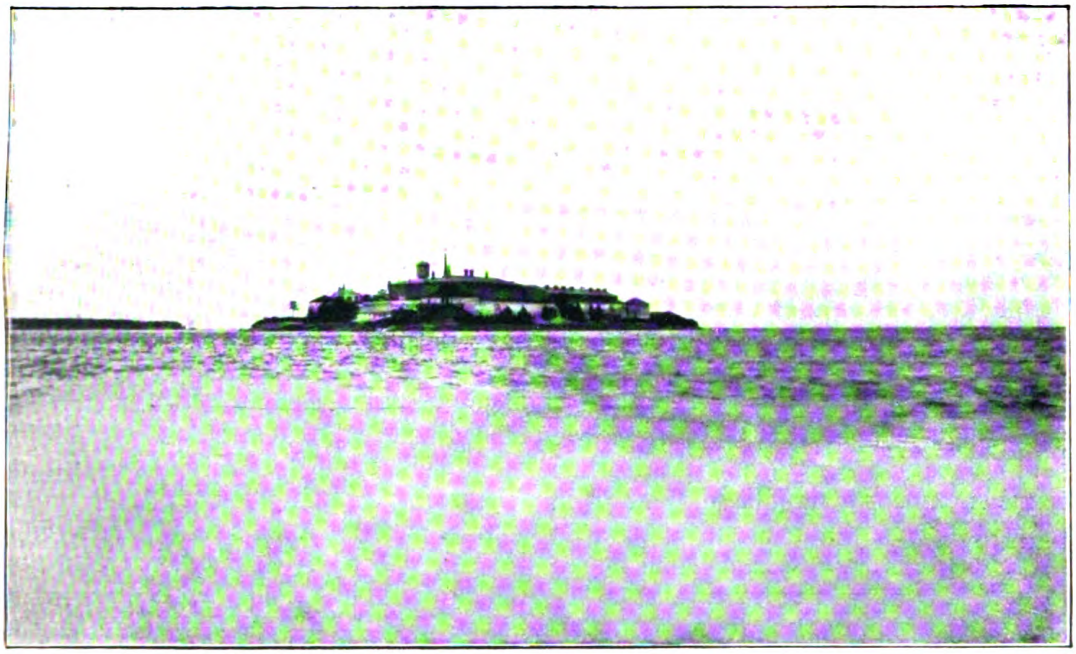
andernfalls könnten tiefgehende Fahrzeuge die Wolga nicht benutzen.

Die Breite wechselt je nach dem Wasserstand; so beträgt sie bei Twer 215 Meter, bei Kostroma 520 bis 600 Meter, bei Nishnij-Nowgorod zur trockenen Zeit 750 Meter, im Frühjahr bis zu 2 Kilometer, bei Saratow 950 bis 4870 Meter, während das Delta, durch welches sich die Wolga ins Kaspische Meer ergießt, nicht weniger als 110 Werst, der Hauptstrom immerhin noch 730 bis 1950 Meter breit ist.

Die Wolga, welche, wie bereits gesagt, in ihrem ganzen Laufe mit nachts er-

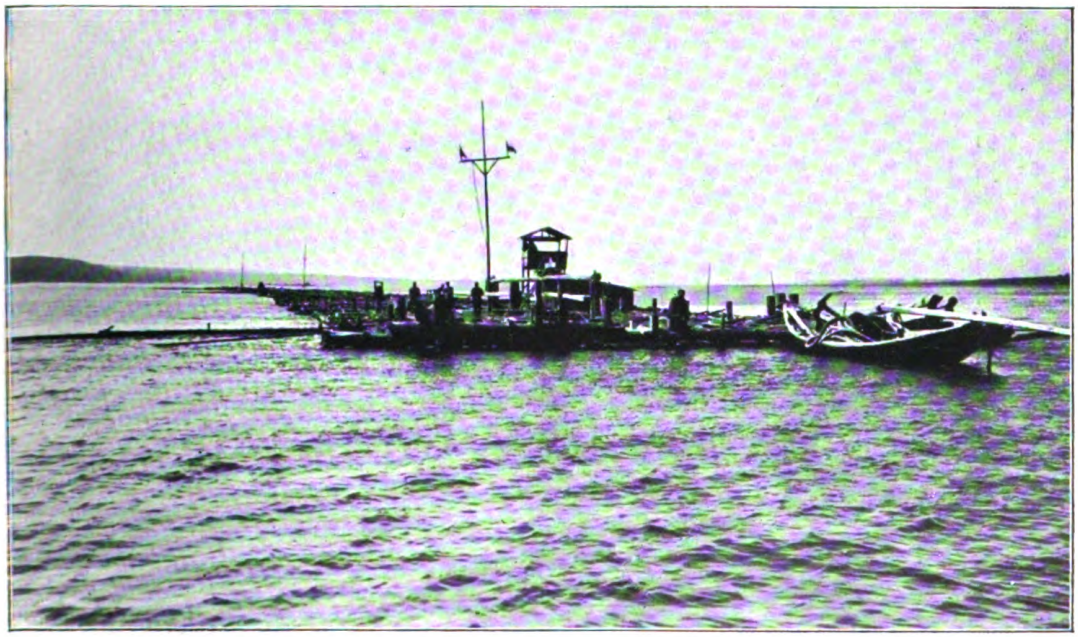


Dieselmotorschiff für den Kanalverkehr mit Naphthaladung



Die Schlüsselburg, der Kopf des ganzen Kanalsystems

leuchteten Schiffahrtszeichen versehen ist und Tag und Nacht unter Bewachung von Signalposten steht, führt von Rybinsk über die altberühmte Stadt Jaroslaw nach Nishnij-Nowgorod, dem Ort des großen jährlichen Jahrmarktes, des internationalen Pelzmarktes, weiterhin berührt sie Kasan, die einstige Hauptstadt des Tatarenreichs. Kasan hat noch heute sein tatarisches Gepräge mit den spitzen mehrstöckigen Backsteintürmen und gewaltigen Festungsmauern bewahrt. Der



Ein typisches Riesenfloß im Kanalnetz

interessanteste von diesen Türmen ist der sieben Stockwerk hohe Ssjumbekaturm, von dessen Höhe sich eine tatarische Prinzessin aus Verzweiflung über den Untergang ihrer Vaterstadt herabgestürzt haben soll.

Weitere bekannte Städte sind dann Ssamara, wo sich eine ziemlich bedeutende Industrie entwickelt hat, und wo sich auch die bekannteste deutsch-russische Brauerei befindet, dann folgt Saratow und Zarizyn. Hier nähert sich die Wolga am meisten dem Don, der nur eine kurze Strecke entfernt ist, so daß ohne Schwierigkeit ein Wasserweg von der Ostsee zum Schwarzen Meer geschaffen werden könnte, denn der gleichfalls schiffbare Don führt in kurzer Linie hinab zum Schwarzen Meer bei Rostow. Sicherlich wird ein solcher Kanal, der ja von unendlicher Bedeutung sein könnte, zumal er einen Ausweg des Kaspischen Binnenmeeres darstellen würde, späterhin einmal gebaut.

Es folgt Astrachan am Kaspischen Meer, 90 Werst von der Mündung des Hauptstromes in das Meer entfernt, eine ziemlich bedeutende Stadt von 113 000 Einwohnern und Mittelpunkt des Handels des großen Kaspischen Tieflandes. Vor allen Dingen laufen hier die Dampferlinien zusammen, die von Baku und den andern Orten des Tieflandes die ungeheuren Mengen Naphtha zusammentragen, die hier in Astrachan auf die kleineren Dampfer und Schleppschiffe verladen werden, um auf dem Wasserwege nach Petersburg zu gelangen.

Gleichfalls wird hier der größte Teil des Getreides verladen, das ganz Nordrußland ernährt, denn das meiste dieses Getreides kommt aus dem Gebiet des Don und wird nur selten direkt mit der Bahn nach Petersburg geschickt: alle diese Getreidetransporte benutzen die Wolga, so daß ein Abschneiden dieser wichtigsten russischen Verbindung unabsehbare Folgen für Nordrußland haben könnte. Ob allerdings ein solches Abschneiden des russischen Lebensfadens möglich sein wird, ist fraglich, da auch der westlichste Teil der Wolga immerhin auf dem 44. Längengrad liegt, also unendlich weit von der deutschen Grenze entfernt ist. Viel geringer ist natürlich die Entfernung von Österreich-Ungarn; ein Vorstoß von dort gegen die Küste des Schwarzen Meeres, gegen Odessa und Rostow, läge absolut nicht aus dem Bereiche der Möglichkeit, und damit würde dann sicherlich eine Unterbindung des Wolgaverkehrs verbunden sein.

Kasan mit dem Ssjumbekaturm

Wie das Josephchen ein Held wurde!

Novelle von Robert Misch

Er war nie aus seinem böhmisch-deutschen Städtchen herausgekommen. Und eigentlich auch nie recht aus dem kleinen Lädchen in Malzen. Da stand das Josephchen schon als Schulbub hinter der Theke und verkaufte Papier und Federn, Gläser und Knöpfe, Bücher und baumwollene Kopftücher mit der gleichen stillen, lächelnden Miene an jedermann, ob er nun Tschechisch oder Deutsch sprach. Und wurde zwanzig Jahre alt und hörte alle Meinungen geruhig an. Und widersprach nie. Denn das hatte ihm sein Mütterchen eingeprägt; das sei die Hauptsache, um gut durchzukommen im Leben. Und es lag auch in seinem Temperament. Das war sanft und blond und blauäugig. Dazu war er Mutters Einziger; und den Vater hatte er nie gekannt. Kameraden eigentlich auch nicht; auch keine Mädchen. Die zu ihm in den Laden kamen, machten ihm zwar ab und zu schöne Augen, besonders die ärmeren; denn das Geschäft nährte seinen Mann und würde auch die Frau nähren mitsamt ihrer leiblichen Fortsetzung. Aber er fürchtete sich vor den Mädchen. „Ein Bursch wie du kriegt an jedem Finger zehne," meinte übrigens die Mutter — und die war doch alt und klug und sein Orakel.

Er fürchtete sich auch sonst noch vor allerlei Dingen: vor dem Wirtshaus, wo sie so laut und roh waren und ihn fragten, ob er hier Milch trinken wolle, und wo er seine Mama gelassen. Und vor Streit und Zank und vor der Fremde — und über alles vor dem Militär. Die Assentierung: das war das drohende Schreckgespenst seiner Nächte und Träume. Sein lächelndes Milchgesicht war ganz verzerrt, als er mit den andern Burschen nach Pilsen zur Untersuchung fuhr. „Vorläufig zurückgestellt auf ein ganzes Jahr — zu schwach auf der Brust und im Beingestell!" diktierte der Arzt.

Die Mutter tröstete ihn, daß er sein Lebtag nicht stärker würde; und sie hätten so viel Kräftigere für das Militär. Aber dann kam der Krieg. Mit seiner eisernen Hand kehrte er alles zusammen, was es an jungen Burschen und Männern gab. Und diesmal nahmen sie, was nicht Krüppel oder Idiot war. Den blonden Joseph auch. Da lächelte er nicht mehr und weinte bittere Tränen an Mutters Busen. Und die Mutter weinte auch. Denn er war ihr Einziger. Er würde auch die Strapazen nicht aushalten. Das meinten auch die Gevatterinnen, die sie schleunigst zum Kaffee lud, und zwischen denen der Joseph nun mit seiner Tasse saß und sich bedauern ließ.

„Laufen und marschieren wird er schon gar nicht können," jammerte die Mutter.

„Aber das brauch' ich ja gar nicht — ich bin ja zur Kavallerie gekommen."

Da hielt die Mutter die erhobene Tasse in der Luft hoch; und auch die andern Weiber blickten voll Erstaunen den Joseph an.

„Das Fußgestell sei zwar etwas schwach," meinte der Doktor, aber zum leichten Kavalleristen sei ich wie geschaffen. Sogar die Säbelbeine hätt' ich, hat er gesagt. Und ob ich schon mal auf einem Pferde gesessen? — Ja, sagte ich, weil ich doch

früher manchmal dem Nachbar die Ackergäule in die Schwemme geritten habe. Da hat er genickt; und dann hieß es: Zu den ...er Dragonern nach F.!"

An dem Tage war ein großes Gerenne nach dem Lädchen. Alle wollten den Joseph sehen, der zu den Dragonern kam, und wollten es aus seinem eignen Munde hören.

— —

So hat der Wachtmeister der dritten Eskadron noch nie in seinem Leben geflucht, als er die Entdeckung machte, das Milchgesicht könne überhaupt nicht reiten. Und die Kameraden, meistens lustige Oberösterreicher, lachten, wenn er vom Pferde fiel. Erst fürchtete er sich vor den Biestern; aber die lachten nicht und fluchten nicht und standen mucksstill, wenn er herunterfiel. Im Stall sahen sie ihn mit so sanften, leidenden Tieraugen an, besonders seine „Bella". Wenn er dem Gaul Zucker gab, dann schmiegte er den Kopf so sanft an den Joseph an, und beide liebten sich bald innig.

Die Kameraden neckten ihn erst; aber er antwortete nie, war stets gefällig und lächelte nur. Da ließen sie ihn in Ruhe. Freilich, er gehörte nicht so recht zu ihnen — und außerdem nannten sie ihn „Fräul'n Josepha". Sogar der Wachtmeister. Auch der gestrenge Major schmunzelte, wenn beim Reiten der Wachtmeister rief: „Na, wollen S' net gütigst Ihnere Spazierstecken dem Rössel ein biß'l an d' Wangen leg'n, Fräul'n Josepha?"

Der Major machte ihn auch zu seinem Burschen. Denn der war ein Menschenkenner und merkte bald, wie liebreich „Josepha" die Pferde behandelte, und daß er ehrlich und anständig war und seine Zigarren nicht aufrauchen würde. Denn der blonde Jüngling rauchte überhaupt nicht.

Außerdem konnte man ihn mit dem ersten Schub überhaupt noch nicht ins Feld schicken — wegen des Reitens. So hatte der Major einen, den er behalten konnte. Schließlich lernte der Joseph sogar das Reiten leidlich; denn gar so ungeschickt war er nicht, und die Bella war die frömmste Stute in der Schwadron. Nur durfte man sie nicht kitzeln oder sehr mit den Sporen molestieren — dann legte sie die Ohren an und fegte davon. Aber das tat auch der Joseph nicht. Pferd und Mann behandelten sich gegenseitig mit Hochachtung und Freundlichkeit.

Schließlich wurde auch der zweite Schub fertig, und mit dem ging auch der Major fort ins Feld. Natürlich nahm er seinen getreuen Joseph mit. Unterdes war es November geworden. Sturm und Regen fegten über die Wälder und kahlen Felder Galiziens, wohin man sie schickte, um sich mit den Russen herumzubalgen.

Die gingen damals gerade zurück, und die Österreicher hinter ihnen her. Aber dann bekamen die Russen Verstärkung, und da gingen wieder die Österreicher zurück. Die Dragoner bezogen ein Dorfquartier. Die Schwadron hatte eigentlich nur ein paar Aufklärungsplänkeleien gehabt. Und da war der Joseph nicht dabei. Den ließ sein Major stets bei der Bagage und den Reservepferden. Dazu brauchte man doch auch Leute. Einige Patrouillenritte hatte er zwar mitgemacht — einmal sogar in der Nacht. Aber sein gutes Glück hatte sie die Russen da nur ganz von weitem erblicken lassen. Und er hatte sich auch nicht gerade vorgedrängt.

Heute mußte er wieder hinaus mit einer solchen Aufklärungsabteilung, etwa zwanzig Mann hoch. Sie zogen durch Wälder und über kotige Feldwege, in denen man knietief versank. Er hatte sich sacht wieder nach hinten geschlängelt. Da lachten sie aber und neckten ihn. Natürlich neideten sie ihm die Stellung beim Major. Wie auf Verabredung schob sich einer nach dem andern hinter ihn. Und plötzlich war er ganz vorn neben dem Wachtmeister und dem Offizierstellvertreter, der die Führung hatte. Sie ritten jetzt am Rande eines Wäldchens entlang und

sollten beileibe nicht angreifen, nur etwas ausspähen. Was, das war ihm nicht recht klar, ging ihn ja auch nichts an. Dazu waren die Vorgesetzten da.

Plötzlich hielten sie. Der Führer hob warnend die Hand in die Höhe. Da unten vor dem Hügel zog eine kleine russische Proviantkolonne mit Bedeckung ahnungslos vorbei. Die Vorgesetzten flüsterten miteinander. Und da — ganz plötzlich — legte die Bella, die Satansstute, mit einmal die Ohren fest an den Kopf, machte einen riesigen Satz und stob wie der Teufel davon. Beinahe wäre er heruntergefallen; und hätte er nicht den gezogenen Säbel in der Hand gehalten, so hätte er den Hals seiner Bella liebevoll umarmt.

Zuerst dachte er gar nichts, dann überfiel ihn eine nie gekannte Wut. Das hatte der schwarze Farkas getan, der Hund — der hatte die Bella wahrscheinlich gekitzelt. Und dann eine fürchterliche Angst: jetzt schießen sie dich gleich nieder, und du siehst die Heimat und die Mutter und den Laden nie wieder! Er blickte flüchtig zurück — er galoppierte noch immer ganz allein. Und jetzt pfiffen und schwirrten auch schon die ersten Kugeln um ihn her. Ade, du junges Leben!

Da packte ihn wieder die Wut; aber diesmal noch viel größer — gegen den Farkas, gegen die Kameraden, die ihn feige im Stich ließen, gegen die Bella und vor allem gegen diese Hunde von Russen, die ihn töten wollten. Dann wollte er wenigstens sein Leben teuer verkaufen. Und jetzt hörte er auch hinter sich Pferdegetrappel und Hurra rufen. Mitten hinein in einen Schwarm sauste er und hieb mit dem Säbel einem Kerl über den Kopf. Aber die Bella, nun ganz rasend durch das Schießen und Brüllen, setzte über alles hinweg, zwischen zwei Wagen hindurch und den sanften Hügel vor ihm hinauf. Nicht zu halten war sie, trotzdem er wie toll an den Zügeln riß. Er sah sich um — hinter ihm war ein Fechten und Raufen und Schießen — fürchterlich! Aber er war durch — keine Kugel kam mehr; und einmal mußte die Bella die Sache doch satt kriegen.

Jetzt war er oben und sah in ein welliges Tal. Aber — o Schreck: aus dem Wald kam sacht und sorglos plaudernd eine kleine Schar Russen, etwa zwanzig Mann. Wie die ihn herangaloppieren sahen mit seinem gezogenen Säbel, da gerieten sie in wilde Erregung. Einige schossen, andre warfen die Gewehre fort; denn sie vermuteten mindestens eine ganze Schwadron Kavallerie, von der er nur der Führer sei, hinter jener Anhöhe.

Plötzlich stolperte die Bella, denn eine Kugel hatte sie gestreift, und stand zitternd still — etwa dreißig Schritt vor den Russen. In seiner Todesangst schrie er: „Ergebt euch!“, und zwar auf böhmisch und russisch; denn einige Ausdrücke hatte er schon gelernt. Und fuchtelte mit dem Säbel herum. Da warfen auch die andern die Gewehre fort, streckten die Arme hoch und kamen auf ihn zu. Das war der Höhepunkt seiner Angst; denn wenn sie merkten, daß er allein sei, dann würden sie ihn natürlich mit den Kolben totschlagen.

Aber da tauchten auch schon auf der Höhe zwei, drei Reiter auf, und dann noch zwei — und zuletzt waren es zehn, der Wachtmeister auch dabei. Die machten nicht viel Federlesens, banden einigen Russen mit ihren Halfterriemen die Hände zusammen, lasen einige Gewehre auf, und dann trieben sie die ganze Horde vor sich her. Der Wachtmeister machte mit dem Joseph den Schluß.

„Sie, Sepperl,“ sagte er bewundernd, „dees hätt i Ihna mei Lebtag net zutraut. Sie san ja a Held.“

Unten im Tal hatte die andre Hälfte derweil mit der Kolonne aufgeräumt, die Verwundeten auf einen Wagen gelegt — und nun zogen sie los: gegen achtzig Russen und drei gefüllte Proviant- sowie ein Munitionswagen. Die Kameraden jauchzten dem Joseph zu, und der Kadett drückte ihm die Hand.

Aber das war nur ein Vorspiel gegen den wilden Jubel, den ihre Ankunft im Dorfe erregte. Der Major umarmte seinen kühnen Sepp, und dann wurde er dem Oberst vorgestellt. Der gab ihm die Hand und sagte: „Ich hab' Sie natürlich zur goldenen Tapferkeitsmedaille vorgeschlagen und verleihe Ihnen den Distinktionsstern" (Unteroffizier). Die Medaille kam zwei Wochen später und wurde ihm vom Brigadier vor versammelter Mannschaft mit einer Ansprache überreicht.

In Malzen schlugen sie die Hände über dem Kopf zusammen, als die Geschichte in der Pilsener Zeitung erschien. Der Laden wurde nicht leer von Kunden, die sich Josephs Brief vorlesen ließen. Einen großen Kaffeeklatsch gab die Mutter mit viel Gugelhupf und sagte bei jeder neuen Kanne:

„Ja, mein Joseph — das ist ein Heimlicher. Aber ich, ich ganz allein hab's gewußt, was alles in dem Buben steckt."

Aphorismen

Was vielen an den gesellschaftlichen Vergnügungen mißfällt: die Einförmigkeit ihrer Abwechslung.

*

Durch ein abgekürztes Verfahren wurde schon manche Sache verlängert.

*

Wodurch sich jemand sehr beliebt machen kann: durch seine Lächerlichkeit.

*

Unglaublich, wie frech einer auftreten kann, wenn er seine Schüchternheit verbergen will!

Otto Weiß

*

Wenn der Fuchs auf dem Eisen sitzt, bedecken ihn seine Freunde mit dem Mantel der strategischen Rücksichten.

*

Bei jedem Friedensschluß kommen ja für dies oder jenes Land mehr oder weniger schwierige Amputationen in Frage. Da wollen wir uns freuen, daß bei dem kommenden Frieden England nicht wieder, wie früher, die Stelle des beratenden Chirurgen haben wird.

*

Wer im Angriff todesmutig vorstürmt, wird von der Begeisterung getragen, wer in der Verteidigung tapfer ausharrt, der trägt die Begeisterung.

*

Die Reutermeldungen sind das Kriegsbrot der feindlichen Presse.

Max Hillmann

Frühling in der Champagne: Eine luſtige Kahnfahrt mit den Quartierleuten

Aus dem besetzten russischen Gebiet

Der Landsturm beim Durchmarsch durch die Hauptstraße von Lodz

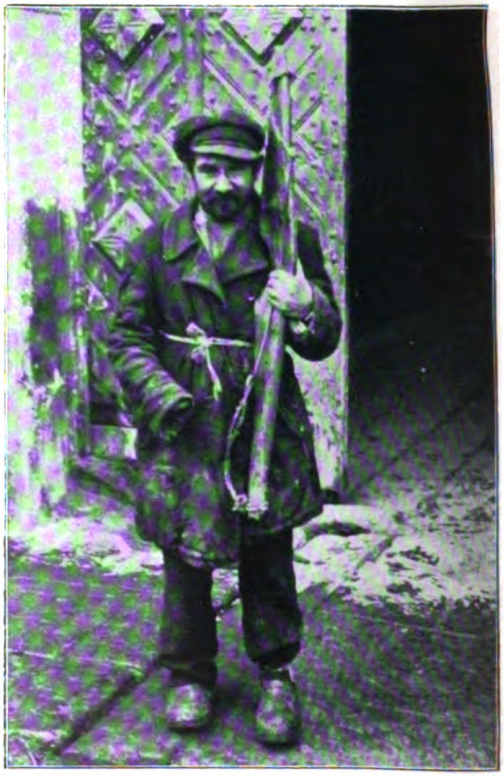
Das deutsche Gouvernementsgebäude

Die Petersburger Straße, die Hauptverkehrsader Suwalkis

Deutsche Soldaten beim Einkauf

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Gesamtansicht des Judenmarktes in Lodz



Garnisonskirche in Suwalki mit typisch russischen Kuppeln — Jüdischer Wasserträger

Als „deutscher Spion“ verhaftet

Von einem Mitarbeiter an der feindlichen Front

Kriegsberichterstatter zu sein, ist recht amüsant, besonders wenn man als „deutscher Spion“ verhaftet wird und vier Tage und drei Nächte mit braven bayerischen Kriegsgefangenen das saubere Stroh und das reichliche Essen teilen muß.

Als uns gestern unser Weg zur englischen Front in Laventie in Flandern vom englischen Generalstab untersagt wurde, glaubten wir, daß heute dieses Verbot, welches gestern aus strategischen Gründen notwendig war, wieder aufgehoben ist. Und in dieser Meinung machen wir uns auf den Weg zur alleräußersten englischen Front, dort, wo bayerische Kugeln pfeifen. Unsre Papiere sind natürlich in Ordnung, und unser wertvoller „sauf-conduit“ des französischen Großen Generalstabs ist der Talisman eines jeden Berichterstatters an der französischen Front. Doch wir hatten unsre Rechnung ohne den englischen Feldmarschall French gemacht!

Nachdem wir einige Stunden unmittelbar hinter der englischen Feuerlinie zugebracht haben, wo unser guter Stern uns gegen deutsche Granaten beschützte, suchen wir bei Tagesneige ein Unterkommen für die Nacht. Hinter einem Wald versteckt finden wir ein flandrisches Nest, voll von englischen Soldaten, die eben aus der Schlacht kommen. Im Dorf — den Namen habe ich leider infolge unsrer plötzlichen Verhaftung zu notieren vergessen — verteilt man Stroh für die Nachtlager. Kleine Feuerchen brennen an allen Straßenecken zum Aufwärmen der verspäteten Mahlzeit. Das ganze Nachtbild lustig und bizarr, und wir fühlen uns wirklich glücklich, unter englischen Soldaten eine Nacht — ach, diese Nacht mußten wir so teuer bezahlen — zu verbringen. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell,“ wie unser Schiller singt.

Nicht weit von uns stehen zwei englische Offiziere, die uns eigenartig beobachten. Pah, neue Freunde, denken wir. Daran zweifeln wir keineswegs, denn alle Welt, und besonders Offiziere, nachdem sie unsern „sauf-conduit“ geprüft haben, waren immer so gewesen. Unser berühmter „sauf-conduit“ ... ein wahrer Talisman.

„Ihre Papiere!“ verlangt herrisch einer dieser Offiziere. Wir präsentieren ihm unsern vom Generalissimus Joffre unterzeichneten „sauf-conduit“, den aber der englische Hauptmann als eine Fälschung ansieht, und indem er uns mißtrauisch betrachtet, fordert er uns streng auf, ihm zu folgen.

Einige Schritte weiter führt man uns in ein Haus. Auf der Diele schlafen, in Stroh und Decken eingehüllt, fünf bayerische Kriegsgefangene. Bei der Tür sitzen auf einer Bank zwei englische Wachtposten mit Gewehr bei Fuß. Meiner Treu, ein provisorisches Gefängnis!

„Warten Sie hier,“ sagt uns bitter der englische Hauptmann, „man wird sich noch heute mit Ihnen beschäftigen. Vorläufig sind Sie Gefangene der englischen Armee!“ Dann wendet er sich zum Wachtposten: „Visitieren Sie diese Leute, ob sie Waffen bei sich tragen!“

Zwei bittere Stunden warten wir vier Amerikaner auf unser Schicksal. Endlich werde ich aufgerufen und unter schwerer Bedeckung in einen großen Raum geführt. Im Hintergrund ein langer Tisch, auf welchem Karten und Schriftstücke ausgebreitet liegen. In der Mitte daran sitzt ein Oberst, rechts und links ein Leutnant: das englische Kriegsgericht. Meine Papiere werden geprüft, meine Argumentierung angehört und ich wieder ins Gefängnis abgeführt; dann werden meine drei andern Landsleute aufgerufen und derselben Formalität unterworfen.

Kurz darauf werden wir zum zweitenmal verhört, wo unsre Unschuld, keine Spione der deutschen Macht zu sein, bewiesen wird. Doch kommt es zu keiner Freilassung, weil dieser englische Gerichtshof die Verantwortung nicht übernehmen will und deshalb uns an den englischen Großen Generalstab verweist.

Eine Viertelstunde später sind wir unter schwerer Bedeckung unterwegs. Stockdunkel und regnerisch ist die Nacht. Zu Fuß wandern wir durch Flanderns Schlamm nach Laventie zu. Hinter uns donnern in weiter Ferne deutsche Kanonen, und die nahen Waldungen sind vom Flintengeknall erfüllt, vermutlich ein kleines Vorpostengefecht.

Endlich Laventie, der Sitz des Feldmarschalls French! Wir werden in ein großes flandrisches Bauerngut geführt, wo uns ein Oberst empfängt. Anfangs knurrt er wegen Störung und blickt uns finster an, doch nach Lektüre des Protokolls, aus dem er Kenntnis nimmt, daß wir irrtümlich verhaftet wurden, wird dieser Englishman der liebenswürdigste Gentleman.

„Keine Angst, meine Herren,“ sagt er uns. „Was wollen Sie, wir haben Krieg! Morgen werden wir weiter sehen, heute bleibt mir weiter nichts übrig, als Ihnen dieses Nachtlager anzubieten.“ Er öffnet uns eine Tür und führt uns in ein Gemach, wo im Stroh Generalstäbler sorglos schlummern. Doch wir finden dort keinen Platz, alles besetzt! So werden wir in einen andern großen Raum geleitet, wo in Stroh zwanzig Bayern, alles Kriegsgefangene, schlafen und von der Heimat träumen. Wir legen uns neben diese, aber doch so, daß zwischen den tapferen Bayern und uns die englische Gefangenenwache mit Gewehr bei Fuß sich lagern kann.

„Nun, meine Herren, das ist alles, was ich Ihnen bieten kann,“ sagt uns der Oberst, „alle Räume sind besetzt, doch ist das Stroh frisch ... Good night!“

Endlich allein, allein mit deutschen Landsleuten. Wie wohl das einem tut, deutsche Luft unter den verhaßten Engländern zu atmen! Ohne uns zu entkleiden, werfen wir uns ins Stroh.

Bei Tagesanbruch wecken uns die Kanonen. Sie donnern wütend und, wie mir scheint, in unmittelbarer Nähe von uns.

Wir sind bald draußen. Die Kriegsgefangenen erhalten ihren Morgenkaffee. Draußen vor dem Gut marschiert ein Regiment englischer Söldner vorbei.

Unser Oberst erscheint wieder und ladet uns ein, das Breakfast im Kreise seiner Offiziere einzunehmen. Dieser Ehre leisten wir gern Folge in der angenehmen Erwartung unsrer baldigen Befreiung.

Unentwegt donnern die Kanonen noch fort, deren Granaten in weißen Wölkchen am blauen Himmel scheinbar hängen. Drüben auf einer Wiese bildet ein Regiment Schottländer einen Kreis, wo man sich gerade anschickt, einen englischen Deserteur zu degradieren. Das ist der Hinrichtungsplatz, auf welchem gestern zwei deutsche Spione standrechtlich büßen mußten.

Plötzlich erscheint eine Ordonnanz vom Großen Generalstab, der uns kundgibt, daß wir uns als Kriegsgefangene der englischen Macht zu betrachten haben. Nette Aussichten! Wir glaubten schon in Freiheit gesetzt zu sein, um unsre Frontreise fortsetzen zu können.

Inzwischen kommt der Mittag heran, wo man uns wie den Bayern das Essen austeilt: ein Fleischragout, welches vorzüglich mundet. Ich muß hier offen gestehen, daß die Engländer den deutschen Kriegsgefangenen eine menschlichere Behandlung zuteil werden lassen, als es die Franzosen tun.

Der Tag vergeht, und noch immer hören wir nichts in unsrer Sache. Darob sind wir recht traurig. Der nächste Tag vergeht wieder im geduldigen Warten. Man hat uns vielleicht vergessen, deshalb verlange ich energisch, vom Feldmarschall French empfangen zu werden.

Der dritte Tag bricht an. Am Morgen werde ich ins englische Hauptquartier beordert. „Was wollen Sie,“ sagt mir General French, „man muß sich gedulden ... Wir haben wahrlich andre Sachen zu tun, als uns um Kriegsgefangene zu bekümmern!“

„Das ist gegen das Völkerrecht, Berichterstatter neutraler Staaten in Gefangenschaft zu setzen, und ich verlange die sofortige Intervention der amerikanischen Botschafter in London und

Paris," erwidere ich dem Feldmarschall ohne Furcht.

Und was antwortet mir dieser: „Im Krieg kennen wir Engländer kein Völkerrecht mehr!" Und dann werde ich verabschiedet.

Im Laufe des Nachmittags erheitert uns eine Überraschung: fünf neue Kriegsberichterstatter werden als englische Kriegsgefangene eingeliefert, nämlich der russische Kriegskorrespondent der „Reschi", zwei Franzosen des „Gaulois" und des „Temps" sowie zwei Engländer von der „Times" und von der „Morning Post"! Also nehmen die Engländer sogar ihre eignen und ihre verbündeten Kriegsberichterstatter als „deutsche Spione" gefangen.

Wir verbringen eine vierte Nacht in lustiger Gesellschaft. Wahrlich, wäre es nach uns gegangen, wir würden sofort mit den hier liegenden bayerischen Helden Frieden geschlossen haben.

Am nächsten Morgen tritt zu uns ein englischer Oberst: „Gentlemen," beginnt er, „ich bringe Ihnen eine gute Nachricht, jedoch mit dem Bedauern, daß Ihre Autos von der englischen Militärbehörde mit Beschlag belegt wurden, Sie werden alle nach Havre gebracht und dort in Freiheit gesetzt."

In der nächsten halben Stunde sitzen wir im Auto, eskortiert von englischen Reitern, die uns nach St. Omer begleiten. In St. Omer werden wir der französischen Gendarmerie übergeben, die uns zum Bahnhof begleitet. Dort gesellt sich zu uns noch ein deutscher Unteroffizier der Berliner Garde unter schwerer französischer Bedeckung. Eine ungeheure Menschenmenge umgibt diesen seltsamen Gefangenen, so daß ich den nächsten Gendarmen darüber fragen muß. Dieser flüstert mir leise ins Ohr: „C'est Prince Adalbert, un des fils du Kaiser!" — Prinz Adalbert, des Deutschen Kaisers Sohn! „Aber sagen Sie das nicht weiter!"

Die Franzosenmenge jauchzt vor Freude und preßt sich an unsern Bahnwagen heran: „C'est tout le portrait de son père!" — Das ganze Gesicht seines Vaters! höre ich sie rufen. Glücklicherweise setzt sich unser Zug in Bewegung.

An „Seine Königliche Hoheit", dem das Hohenzollerngesicht zukam, wende ich mich, um die Wahrheit aus seinem Munde zu erfahren. Er nennt mir seinen Namen, polnische Aussprache; im Zivilleben ist er Metzgerbursche und aus Posen stammend. Also ist er doch nicht des Kaisers Sohn.

Endlich, nach langer Fahrt, taucht Havre auf, und wir werden vom „commandant du dépôt", dem Kriegsgesetz gemäß, empfangen. Nach einigen Minuten geduldigen Wartens sagt er uns: „Vous êtes libres, messieurs!"

Frei, frei ...

Trauer

Von **Margarete Sachse**

Frühling flüstert ums Haus.
Zart, gleich fiedernden Fächern,
Dehnen über den Dächern
Weiße Wölkchen sich aus.

Still schwebt Hoffnung heran,
Weint um Firste und Fenster,
Weil sie Wintergespenster
Fühlt und nicht fassen kann.

Das sie so sucht, das Herz,
Wird sie im Flug nicht finden;
Über Wolken und Winden
Wohnt ihm noch Schmerz.

Polnischer Legionär

Nach einem Gemälde von Adalbert Kossak

(Zu dem nachfolgenden Artikel: **„Kriegsausstellung polnischer Künstler in Wien“**)

Karpathenlandschaft, von Filipkiewicz

Kriegsausstellung polnischer Künstler in Wien

Von

Egon Dietrichstein (Wien)

Die polnische Ausstellung, die kürzlich in Wien zu sehen war, greift mitten in die Gegenwart. Man braucht jetzt ja nicht gerade Ausstellungen, Konzentrationen polnischen Geistes aufzusuchen, um dieses nördliche Grenzleben, das uns früher nicht nur räumlich fern und fremd lag, unmittelbar stark mitzufühlen. Man braucht nur über die Straßen Wiens zu gehen, um in den Lemberger Korso hineingezogen zu werden. Da sind die Gymnasiasten in ihren einförmig seminarhaften Uniformen, Juden mit russisch üppigen Pelzen oder armselig reduzierten schwarzen Röcken, kleine, gebückte, rotbärtige Gettogestalten mit dicken Brillen und Schläfenlocken neben den elegantesten mondänen Aristokraten, Männern voller Vornehmheit und Hoheit des Umganges, voll feiner, kultiviertester Bildung und Geist. Damen mit beneidenswert luxuriösen Flüchtlingstoiletten. Galizische Emigranten, welche die teuren Restaurants, das Parkett der Theater und die Cafés füllen.

Polen ... Alle Gegensätze vereinigt. Elende Armut und Üppigkeit, weiche Sentimentalität und brutaler Geschäftssinn, stille Trauer und Verzweiflung, das tragische Lebensschicksal aus der Vergangenheit und die lachende Freude am Bunten, am Lärm des Tages, am Vergnügungsrausch. Weltfremde Landjunker, Gegenwartsmenschen, kulturgesättigt, und die einsam wartenden Greise, die als Aufständische von russischen Kosakenknuten gepeitscht, nach Sibirien verschleppt wurden; polnische Söhne, deren

Väter damals in Warſchau durch ruſſiſche Henker ſtarben. Sie ſtehen jetzt in der polniſchen Legion, die gegen Rußland den Krieg führt, der für ſie ein Krieg der Vergeltung iſt.

Den Verwundeten und den Kranken der polniſchen Legion iſt das Erträgnis der Ausſtellung gewidmet worden. Und ſo iſt ſchon gewiſſermaßen finanztechniſch ein Zuſammenhang zwiſchen den Polen in der Schlachtfront und jenen, die für die Ausſtellung malten, hergeſtellt. Aber die Gegenwart wird auch in den Bildern lebendig, eine bunte Fülle militäriſcher Sujets hängt an den Wänden. Die Ausſtellung iſt zum großen Teil ein künſtleriſch wertvoller Beitrag zu den Kriegsſchauplatzilluſtrationen. Schlachtenbilder in freudenfarbiger Glut, Reiter und Pferde, Soldaten auf dem Marſche, Legionäre. Da iſt ein prächtiger Vollblutḥuſar Michalowſkis, ſeine feiſten Pferde tummeln ſich auf der Weide. Matejko zeigt uns das wilde Schlachtgetümmel bei Warna, Joſef Brandt Koſakentypen, Koſſak hat Legionäre mobiliſiert. Mal-

Mittelbild aus dem Triptychon Regina Poloniae, von Matejko

Kosaken, von Josef Brandt

czewski bringt eine sentimentale Szene aus dem polnischen Aufstand 1831: Abschied, Marga Opolskas flüchtige Bleistiftzeichnungen aus dem Frauenkonzentrationslager in Frankreich, Popiel ein Winterbild: Vor der Durchfahrt des Zaren. Es ist beinahe eine Satire: beschneite russische Ebene, durch die der breite Schienenstrang zieht. Soldaten sitzen auf der Böschung, der Sturm peitscht ihnen die Schneewolken ins Gesicht. Mit aufgepflanztem Bajonett bewacht der Mann die Eisenbahn,

Vor der Durchfahrt des Zaren, von T. Popiel

ſtumpf, gleichgültig vor ſich hinbrütend; man hat ihn hierher kommandiert, hier harrt er in den Schneeſtürmen aus.

Einige Schritte weiter ein zweiter Poſten. So ſchützen die Bajonette viele Kilometer die Durchfahrt des Zaren. Dieſes Bild könnte aber auch ebenſogut heißen: Rußland.

Die troſtloſe, weite Öde der ruſſiſchen Landſchaft mit dem Schienenſtrang, der ruſſiſche Soldat, das ruſſiſche Bajonett, führten nach ... Aufſtändiſche in der Schmiede; der Feuerſchein überflammt dieſe ernſten, zornerfüllten, ſtarrköpfig ſich erhebenden Polen. Und dann ſind wir mitten in der Schlacht. Tote und Verwundete. Der Fahnenträger blickt gläubig empor, in der Verzweiflung erfleht er von oben Rettung. Die Ruſſen ſind abgezogen. Sie haben Wohnungen demoliert, Koffer erbrochen, den Hausrat vernichtet. Die Leichen einer Familie ...

Das Jordanfeſt, von Axentowicz

die Waffe des Zaren gegen die Empörung der Unterdrückten, ſeine gewalttätige Macht, welche die Soldaten im Winterſturm zum Polizeidienſt zwingt; und dieſer Koſak, der ſtumpfſinnig und verſoffen vor ſich hindämmert; dieſe traurige Landſchaft, die ihren Herrn erwartet. Das Bild iſt Rußland!

Zwangsrekrutierung heißt ein Augenblicksbild aus dieſem Zyklus. Ein Pole wird von einem ruſſiſchen Soldaten weggeſchleppt, die junge Frau iſt in die Knie geſunken, eine zweite eilt dem Entfünf Frauen ſitzen weinend um einen Tiſch. Sie tragen Nationaltrauer, ſchluchzen auf, da ſie aus Zeitungen und Briefen das Unglück des Landes leſen ... „Nach dem Kampfe“: Eine Mutter vor dem Leichnam ihres Sohnes, die Hände ringend, Aufſtändiſche, die begraben werden ... Es ſind Szenen, dramatiſierte Balladen, brutal und grauſam, herzzerfleiſchend und jammererfüllt wie der Krieg ſelbſt. Zola hat ſolche Szenen geſchrieben.

In den andern Sälen wird es lichter und freundlicher, mitunter ſogar bunt

Kommandant des 1. Kavallerieregiments der poln. Legion, von Rozwadowski

Ausgemusterte Soldatenpferde, Skizze von Michalowski

Belinakavallerist, von Jan Skotnicki

und freudig. Sichulski zeigt uns den Karneval einer faschingshaft mit Flitter, Tand und Bändern herausgeputzten Huzulenhochzeit in den Beskiden. Wojtkiewicz, der Moderne, träumt Märchenimpressionen voller Sehnsuchtsrätsel, Wyczolkowski streut Blumen und zeichnet die Krakauer Häuser im Friedensscheine. Kardinal-Fürsterzbischof Pucyna im Kardinalsornat, schmal, vornehm und ernst, ein Werk Pochwalskis wie das behaglich gütige Gesicht des Admirals Cassini. Eine unendlich rührende Bettlertype von Hofmann, Landschaften von Falat und Filipkiewicz. Das Jordanfest von Axentowicz: der Pope im roten Ornat, über den Schneehügel schreitend. Gläubiges Volk. Sienkiewicz auf einem Bilde der Boznanska. Matejko farbenprächtig, feierlich. Ein Triptychon: Regina Poloniae und die Hochzeitszene des Polenkönigs Kasimir mit Elisabeth von Österreich im Krakauer Dome. Über einer naturfrohen Sumpflandschaft die Rohrdommel Chelmonskis.

Wir gehen durch die Säle, in denen Frühlingslandschaften zart aufblühen, Blumen keimen, anmutige Mädchenköpfe lächeln, durch ein Spalier von graziös heiteren, spielerischen Sujets, durch eine Galerie von Friedensbildern. Wie weit sind wir von den Aufständischen Grottgers! Hier ist wieder das leichte, geschminkte, leidvergessende Polen, in dessen Schicksal Kastagnetten klappern. Es ist beinahe wohltuend, nach den tragischen Motiven Grottgers

Porträt Sienkiewicz', von Boznanska

auch dieses Polen zu sehen. Das Polen der Huzulenhochzeit, die Bauern im Jahrmarktslärm, die ihre Wagen und Frauen mit Blumen schmücken, die sich in Demut neigenden, die Wasserweihe andächtig feiernden Bauern, eine stolze, seidenumhüllte Frau, milde Gelehrtenköpfe, arme Juden, agrarische, bäuerlich gläubige Schollenmenschen und Großstadtfiguren, Tatarengestalten in der Steppe auf dürren Pferden, die polnischen Legionäre Kossaks, die vom Kriegsschauplatz weg hier einmarschiert sind. — Polen ... Die Künstler haben hier in vielfarbigen Sujetsvariationen dieselben Bilder, dieselben Gestalten geschaffen, die wir in Wien sehen: das Elendsmilieu der Verarmten in den Volksküchen, den Luxus der Theater und Speisesäle, die bunte, üppige polnische Lebensfreude, den künstlerischen Polengeist, welcher die Ausstellung geschaffen hat, und die bewaffneten Legionäre, die gegen Rußland ausziehen: 1863 und 1915.

Sommertraum

Von

Will Vesper

Über uns wehen Zweige und Strauch.
Über uns mit leisem Hauch
Weht unendliche Stille.
Unsre Hände sind nebeneinandergelegt.
Ein Schatten schwebt windbewegt
Über dein Gesicht.
Drüben in dem flimmernden Licht
Ruhlos ruft die Grille.

Über unsre geschlossenen Augen gehen
Leise die Stunden; wir fühlen sie kaum.
Sonne, Mond und Sterne stehen
Unbeweglich in unserem Traum.
Lust und Leid und was geschah,
Alles ist ferne.
Nur zwei liebe, liebe Sterne
Nah, so nah!

Aus unseren Herzen steigt ein Baum,
Innerlich,
So groß, der Himmel faßt ihn kaum,
So dehnt er sich.
Und oben hoch im Gipfel singt
Ein fremder Vogel, schau, o schau!
Aus seiner kleinen Kehle dringt
Ein Silberbrunn ins Blau,
Der Freude helle, helle,
Schöne, tönende Quelle,
Die tief aus unsrer Seele springt.

Der Klippfiſch

Von

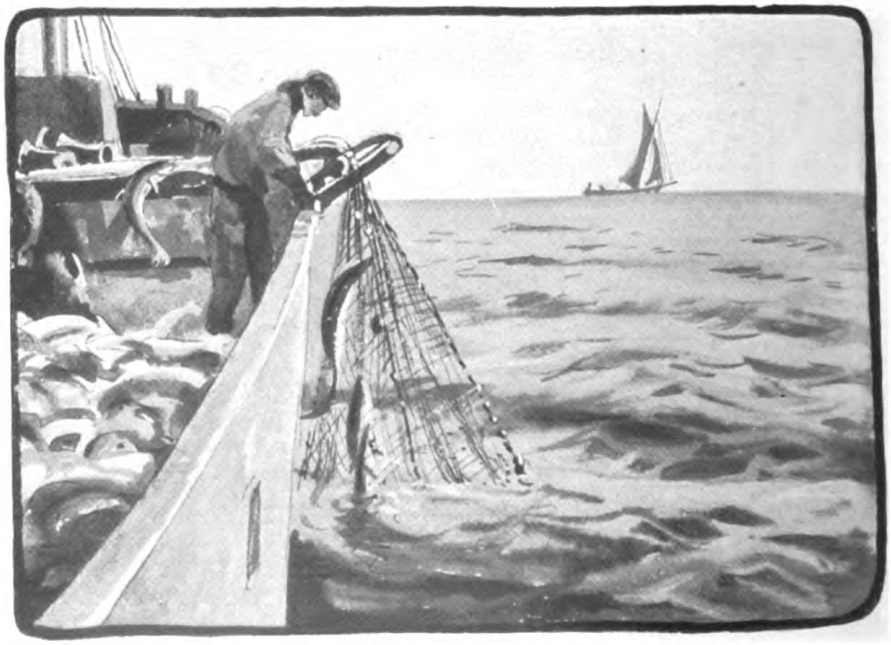
Alfred Bratt

Mit fünf Zeichnungen von A. Hubart

Ein fünfzigpfündiger Klippfiſch

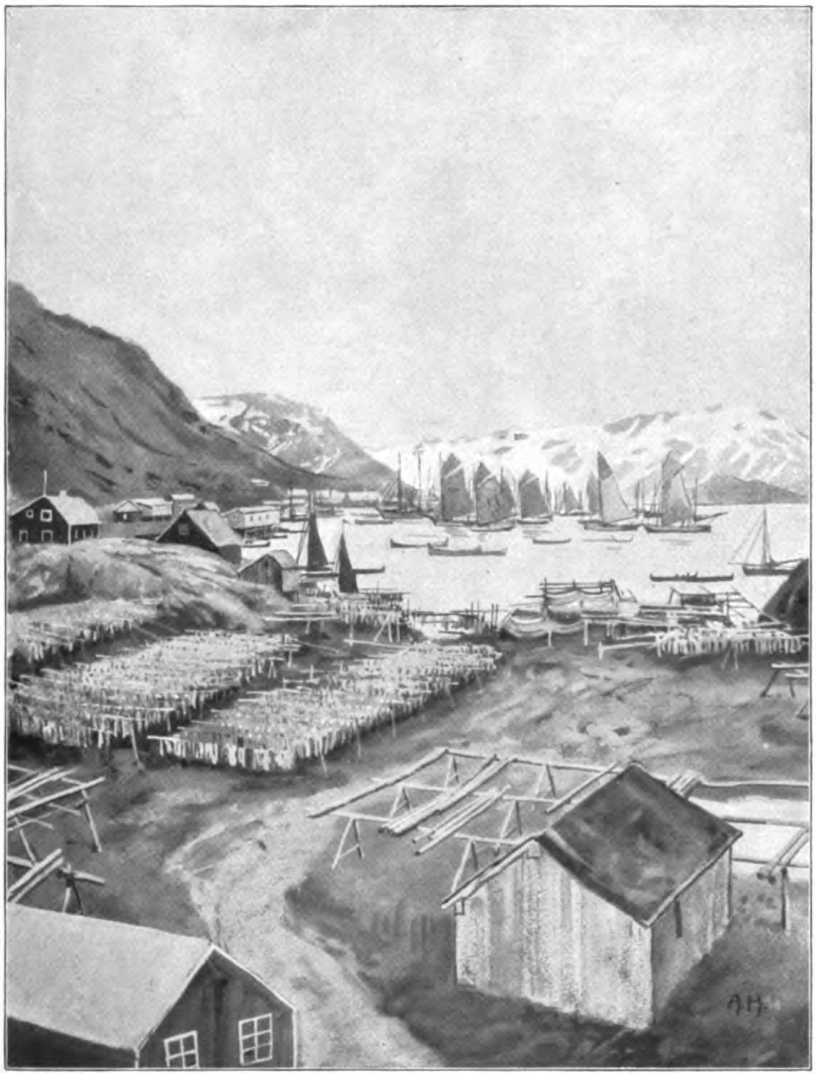
Wie ſo vieles andre, haben auch unſre Speiſekarten während des Krieges eine überraſchend ſchnelle Veränderung durchgemacht. Die sauce tartare, bouillon en terrine, grilled beaf und ſo weiter mußten einfacheren, aber nicht minder zutreffenden deutſchen Bezeichnungen weichen. Ja, die Zeiten ändern ſich, allerdings nicht in ſo fürchterlicher Weiſe, wie es einige ſehr ſchwarze und ganz melancholiſche Privatnörgler meinen, die den Speiſezettel der Zukunft am liebſten mit „Brot aus Wannſeeſand“ ſchmücken würden. Davor ſind wir, Gott ſei Dank, für Gegenwart und Zukunft bewahrt, wie überhaupt dank der vorſorgenden Maßnahmen der Regierung jede Not ausgeſchloſſen iſt. Aber Änderungen und Neuheiten gibt es natürlich, und zu den letzteren gehört auch der Klippfiſch, deſſen Name neuerdings die Speiſekarte der Gaſtwirtſchaften ziert. Vor kurzem noch gänzlich unbekannt, iſt er heute bereits in vielen Kreiſen ein guter Freund, deſſen Nährwert und hervorragende Billigkeit in dieſen Zeitläuften nicht genug geſchätzt werden können. Der Klippfiſch wird ſeit einiger Zeit in großen Mengen nach Deutſchland eingeführt, um — vor allem für die breiteren Volksſchichten — den teuren Fleiſchbedarf als Erſatzmittel zu ergänzen. Und er hat ſich bereits glänzend bewährt. Mit einer kleinen Abänderung des berühmten Zitates könnte man ſagen: er kam, wurde gekoſtet und ſiegte.

Das Geſchlecht der Klippfiſche (Kabeljaue) hat ſeine Heimat im hohen Norden; am häufigſten iſt es in den kalten Gewäſſern an den Küſten der Lofoten, deren meergrüne Inſeln und Klippen durch den Veſtfjord von Norwegen ge-



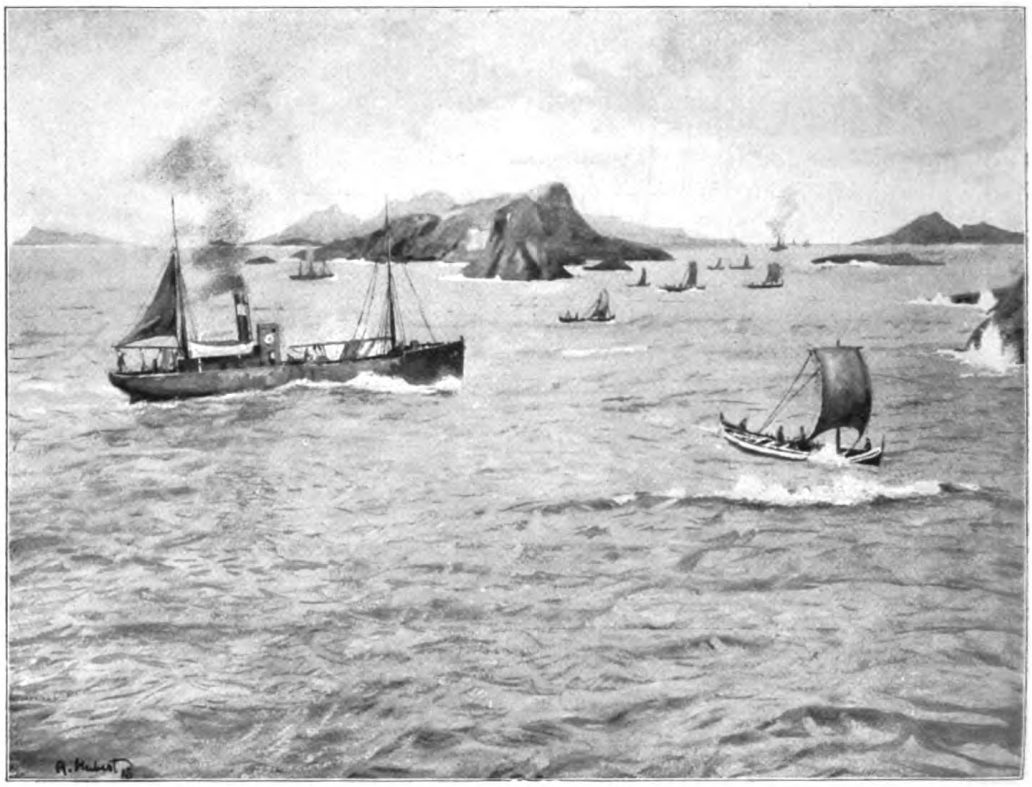
Das Einholen der Netze

trennt werden. Die Verwendbarkeit und hohe Bedeutung des Klippfisches für die Volksernährung wurde bereits in primitiven Zeiten erkannt, und schon in den Tagen des heiligen Olaf war die Kabeljaufischerei die vornehmste und einträglichste Beschäftigung der norwegischen



Trockenplätze der Klippfische bei Svolvaer (Lofoten)

Küstenbewohner. Mitte Januar jeden Jahres segeln die Fischer aus allen Teilen des nördlichen Skandinaviens nach den Lofoten; es ist ein ewig wiederkehrender Zustrom von Menschen und Kräften, die dem rauhen, aber unendlich schönen Inselreich neues Leben verleihen. Der Fang wird in großem Maßstab betrieben, ganze Flottillen ziehen das Meer hinauf; an 30000 Fischer in 8000 Booten werfen alljährlich an den Lofoten ihre Netze und Fangleinen aus. Diese Fischzüge sind wegen der plötzlich hereinbrechenden Stürme mitunter sehr gefahrvoll. Die unvermutet anstürmenden Westwinde machen die Rückkehr nach den Lofoten oft unmöglich. Die Fischer müssen dann versuchen, in ihren ungedeckten Booten quer über den breiten Vestfjord nach dem Festland zu gelangen. Wenn das Boot kentert, so gilt es, inmitten der sich überstürzenden Wogen „umzutreten", das heißt auf den Kiel zu gelangen. Daher sind an den Kielen der Boote öfters eiserne Griffe

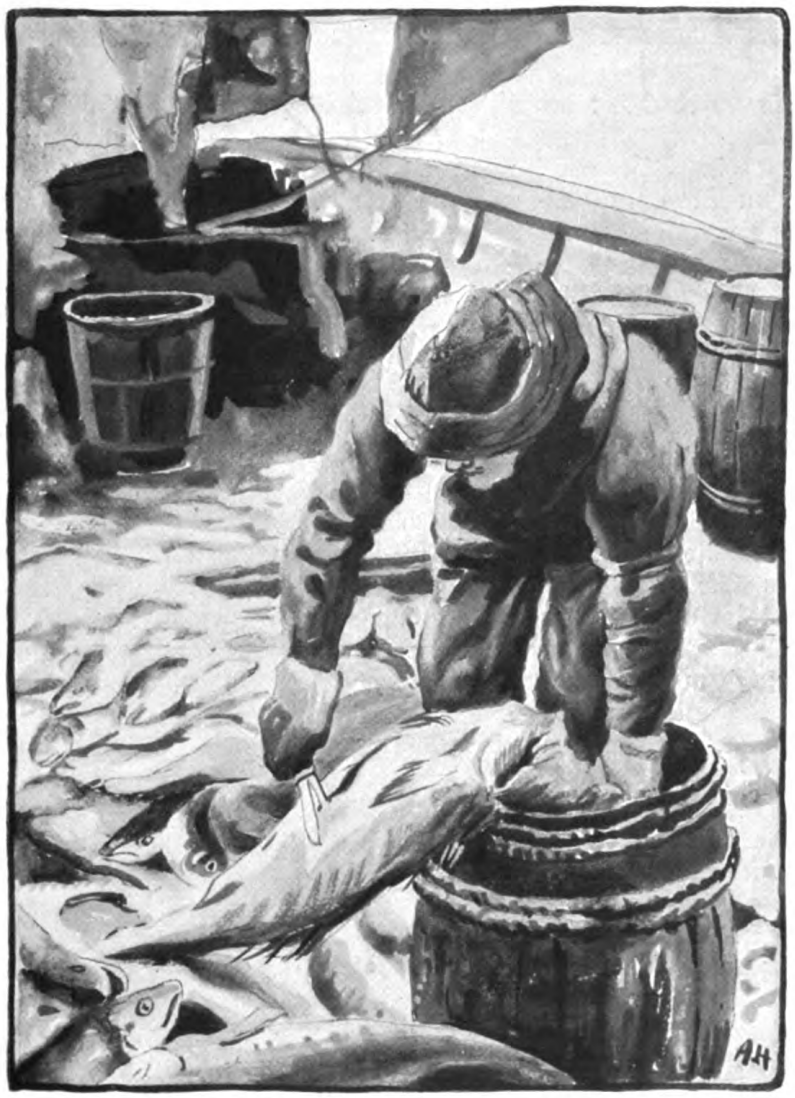


Fischdampfer und Fischerboote im Vestfjord

(sogenannte „Stripperne") angebracht; meist aber versuchen die Schiffbrüchigen, an ihre in den Kiel geschlagenen Messer geklammert, der Flut zu trotzen. Treibt später ein solches Boot an Land, dann verkünden die im Kiel steckenden Messer die Zahl der Verunglückten. — Mitte April ist der Fang beendet; hierauf folgt die Arbeit des Sortierens und Präparierens. Die vielen kleinen Inseln, die ein Gewirr von Höhen, Tiefen und Sunden bilden, sind im Frühjahr von zahllosen Fischersiedlungen bedeckt, eine Bude reiht sich an die andre. Dabei herrscht außerordentliche Ordnung in diesen Miniaturstaaten. Die Mannschaften leben unter selbstgewählten Führern, ein reisender Prediger hält an den Sonntagen Gottesdienst. Im Mai und Juni gleichen die Eilande riesenhaften Ameisenhaufen, selbst Kinder beteiligen sich an der Arbeit, und aus den Holmen und Schären weht ein herber Geruch von Tran und Salz dem Meere zu. Die Kabeljaue werden zu zweien mit zusammengebundenen Schwänzen in langen Reihen auf die Holzgestelle gehängt; die klare und rauhe Luft des Nordens besorgt die Arbeit des Trocknens. Dann folgt das Einsalzen, und Mitte Juni ist alles zu Ende. Die Ausbeute beträgt zwischen zwanzig und vierzig Millionen Fische. Da sofortige Zahlung üblich ist, müssen die norwegischen Banken in jedem Frühjahr große Barbestände nach Svolvaer und den andern Lofotenstädtchen schicken. Der präparierte Klippfisch kann jeden Transport, jede Strapaze, Kälte und Hitze Wochen und Monate überdauern, ohne Schaden zu nehmen. Hart wie ein Stein kommt er in die Küche, doch wenn er achtundvierzig Stunden im Wasser gelegen ist, bildet er, einfach gekocht, ein schmackhaftes Gericht.

Nun ist er bei uns zu Ehren gekommen, und sein Erscheinen in Deutschland ist nur die neueste Episode in der Chronik seines Daseins. Denn auch der Klippfisch hat seine kleine politische Geschichte. Die Engländer erklärten im Jahre 1584 eine andre Heimat des

Kabeljaus, Neufundland, als ihr Eigentum. Später gerieten sie darob mit den Franzosen in Konflikt, die sogenannte „Fischereifrage“ wurde aufgeworfen, und der Fang des Kabeljaus in neufundländischen Gewässern wurde den Franzosen zum Teil freigegeben. In den Jahren 1870/71 galt der Klippfisch in Frankreich als äußerst populäre Speise, und sein Rogen wird bis auf den heutigen Tag in der französischen Sardinenfischerei häufig als Köder verwendet.



Das Spalten der Fische. Die Köpfe werden in Tonnen gesammelt und als Dung verwendet

Jetzt aber ist der Klippfisch zu uns gekommen; stumm und zäh reist er nach Deutschland, um auch hier seine Pflicht zu erfüllen — als eine im besten Sinne des Wortes „neutrale“ Erscheinung.

Der Astronom. Novelle von Fritz Müller

„Meine Sternwartarbeit interessiert Sie also?“ sagte der Professor.

„Sehr, Herr Professor,“ sagte ich, „und ich wäre Ihnen dankbar, wenn ich Sie einmal im Observatorium besuchen dürfte.“

„Hm, wenn Sie aber dann enttäuscht sind? Ich rechne und photographiere, ich photographiere und rechne, das ist alles. Entdeckungen gibt's keine.“

„Ja, ich weiß, es ist der alte Massenirrtum: Astronomen sind geheimnisvolle Leute mit Talaren, ihr Blick reißt alle Himmel auf und projiziert sie auf das private Schicksal von Herrn Obermaier und Frau Untermaier.“

„Nun, so schlimm ist's nicht mehr. Den Astronomen Seni im Wallenstein hat unsre Arbeit in der Volksvorstellung doch schon überwunden. Aber immer noch sähen sie am liebsten eine Aushangtafel an der Tür des Observatoriums: „Jeden Dienstag und Freitag von zehn bis elf Uhr nachts werden Entdeckungen gemacht.“

Wir lachten. „Ich sehe schon, Herr Professor,“ sagte ich, „Sie sind nicht nur in den weitsichtigen Himmeln, sondern auch auf der kurzsichtigen Erde ordentlich zu Hause — wann also darf ich zu Ihnen ein Viertelstündchen heraufsteigen — ich verspreche Ihnen, Sie nicht zu stören, nur schauen möchte ich ein wenig, weiter nichts.“

„Das will ich auch, weiter nichts, solang ich lebe,“ scherzte er.

„Dann also nächsten Donnerstag, Herr Professor, wenn der Himmel klar *ist*.“

Er nickte und machte sich eine Notiz ins schwarze Büchlein. „Aber mir ist auch ein andrer Tag recht,“ fügte er hinzu, „denn wegen der Störung können Sie ohne Sorge sein: ich lasse mich nicht stören.“

„Nein, nein, es bleibt also beim nächsten Donnerstag, Herr Professor, es müßte denn inzwischen der Himmel einfallen ...“

Der Himmel fiel nicht ein, doch ein Stück der Erdenordnung ging in Scherben bis zum nächsten Donnerstag: der Weltkrieg brach aus, der Deutsche Krieg. Mehr als eine Verabredung auf den Donnerstag hat dieser Krieg in das Vergessen hinuntergespült. So auch die meinige. Was war der ruhige bestirnte Himmel und seine Wunder, wo jetzt der Erde Sterne aufeinanderprallten? Auch die Fernrohre der Sternwarte mußten jetzt erzittern von dem Tritt der ausziehenden Regimenter.

Monate verstrichen mit ihrer Angst, mit ihrer Siegesfreude. Wir wurden ruhiger. Wir arbeiteten wie sonst und bauten Mauern zäher Zuversicht um unsre Arbeit.

An einem klaren Winterabend ging ich heim. Viele Leute sah ich an einer Ecke stehen. Sie reckten die Hälse. Ein Surren fiel aus der Luft in die Straßen, wie unsichtbarer Prasselregen. Aha, ein Militärflieger auf einem Übungsflug. Ich schaute und schaute dem schweren Vogel zu, bis mir die Kälte in die Augen biß. Rasch das Taschentuch, das dumme Wasser weggewischt — wo ist er jetzt, der schwarze Kranich? Verschwunden war und zurück ließ er den Himmel, den stillen, besternten Nachthimmel. Der sah mich an aus hunderttausend fragenden Augen.

Ich wurde unruhig. Dunkel stieg mir ein Versprechen aus der Erinnerung, ein Donnerstagsversprechen, wurde heller, immer heller — und da war ich auch schon eilig unterwegs nach der Sternwarte.

„Der Herr Professor arbeitet,“ sagte der Diener, „Sie werden ihn kaum stören dürfen — aber da Sie gut bekannt mit ihm sind ...“

Stiegen über Stiegen, lange Gänge ging ich vor und zurück. Endlich eine kleine Tür. „Hier," sagte der Diener. Ich wollte klopfen. „Nicht klopfen," flüsterte der Diener, „der Herr Professor liebt das nicht bei seiner Arbeit — treten Sie einfach ein und warten Sie, bis er Zeit hat."

Ich trat still in eine große Halle. Fernrohre standen da wie Batterien. Geheimnisvoll glitzerten aus dem Halbdunkel eine Menge andrer Instrumente. In der Mitte stand ein ungeheures Fernrohr. Wie ein großer Mörser sah es aus, der an das Gewölbe anstieß. Nein, er stieß nicht an, er ging hindurch. Durch einen Viertelskreisschnitt im Gewölbe drang das Rohr zum Himmel. Und durch den offenen Bogenstreifen am Gewölbe sah die Nacht und atmete mit leichtem Frost herein, herunter auf ein einsames Ding, das auf einem hohen Gestühl unbeweglich am Fernrohr saß.

Jetzt sahen meine Augen deutlicher. Das einsame Ding war ein gekrümmter Pelzmantel. Der Pelzmantel bewegte sich nun ein wenig. Wie ein Tiger sah es aus, der im Schlafe unruhig träumt. Aber nun ward eine menschliche Hand sichtbar, die sich aus dem Pelzwerk hob und an großen Messingschrauben drehte. Das Riesenrohr ging im Gewölbeschlitze ein wenig abwärts und verneigte sich vor dem Nachthimmel.

Nun stand es in der neuen Stellung still. Der Pelzmantel drehte sich nach mir herum und schien mir zuzunicken. Auf einmal unterschied ich des Professors gütiges Gesicht. Das nickte nochmal. Ich verstand: ich sollte warten.

Also wartete ich. Auf einen Schemel setzte ich mich und ließ meine Augen langsam in dem hohen Raume wandern. Fernrohre glotzten mich an: „Was will denn der?" Unbekannte Apparate zuckten mit den Schultern: „Der ist nur ein Stück des Taglärms, wir haben nichts mit ihm zu schaffen."

Ich schaute so mutig drein, als ich vermochte: „Bitte sehr, dieser Taglärm ist ein Stück des großen Kriegs."

„Des großen Kriegs? Wir wissen nichts davon."

„Um so schlimmer für euch."

„Erzähl doch mal, erzähle."

Da gingen meine Gedanken im Angesicht der Sternwartapparate durch die verflossenen Kriegsmonate, durch all den Jubel, allen Schmerz und alle Größe dieser Zeit. Und die Sternwartapparate gingen verwundert ein Stück mit:

„Aber davon wußten wir ja gar nichts."

„So? Hat euch der Professor denn nicht —?"

„Wer?"

„Der Mann am großen Fernrohr."

„Ach so, unser Herr — nein, der hat keine Zeit, der rechnet und photographiert, der photographiert und rechnet."

Der Pelz am Fernrohr bewegte sich. Eine Hand kritzelte Zahlen aufs Papier. Ein Auge schaute in die Himmelsferne, kam zurück und las Minuten und Sekunden ab an Winkelinstrumenten. Wieder kritzelte die Hand ...

Nein, der hatte keine Zeit für diesen Krieg. Wie war das möglich? Draußen ging die Welt aus ihren Fugen, und hier drinnen maßen schweigend kühle Winkelinstrumente?

Was hatte das für einen Sinn, wenn draußen die Völker rangen, keuchten und im Ringen sich umfaßten, daß ihres Gefüges Rippen krachten wie entferntes Grollen der Kanonen — und im Herzen eines dieser Völker stand ein Fernrohr dessen großes Auge zu derselben Zeit geruhsam in friedesamen Sternenwelten schweifte?

Die Sternenwelten friedesam? Wie ist mir denn? Hat der Professor uns nicht vor dem Kriege merkwürdige Dinge von einem ewigen Krieg in den Himmeln

erzählt? Von Sternenpaaren, die im Wirbel umeinander schwangen, seit Jahrtausenden nach einer Schwerkraftblöße bei dem andern spähend? Von Sternenheeren, die mit Millionen Sonnen seit Hunderttausenden von Jahren gegeneinander zu Felde zogen mit einer Geschwindigkeit von zwei Millionen Kilometer im Tag? Und die sich nach fünfzig Millionen Jahren unbedingt begegnen mußten, mit unhörbarem Getöse im Weltenraume aufeinander prallend, zerpulvernd, zerstäubend und flammend neue Welten bildend? Von andern Sternenheeren, die einander schon begegnet waren, unendlich lange vorher, ehe Christus seinen Fuß auf diese Erde setzte? Und die jetzt als neue Sonnenhaufen friedlich im Milchstraßensystem dahinrollten, neuen Untergängen, neuem Auferstehen zu?

Wohin das Fernrohr schaut, ballen sich die Sternennebel als Zeugen ungeheurer Weltenkatastrophen. Sonnen stieben auseinander. Feuerkugeln fliegen durch die Räume gleich Geschossen, scheinbar ziellos, aber dennoch — man muß nur Jahrmillionen warten können — das von mächtigen Gesetzen haarscharf vorbestimmte Ziel erreichend und als eine Weltgranate nach allen Richtungen zerschellend und die letzten Granatsplitterchen durch unsre Atmosphäre schnuppend. Und hinter allen Himmelsschlachten brausende Weißglutdämpfe in Fetzen auseinander reißend, unserm armseligen Fernrohr einen jähen Durchblick gestattend in ein ungeheures Gebären nach einem ungeheuren Krieg ...

Der Pelz war während meines Sinnens vom Gestell herabgestiegen. Ein gütiges Gesicht kam auf mich zu:

„Ich bin mit meiner Arbeit heute fertig. Sie haben den — den (er hatte ein kleines Notizbuch aufgeschlagen) — den Donnerstag ein wenig weit hinausgeschoben —"

„Der Krieg, Herr Professor, der Krieg."

„Weiß schon, weiß schon — kommen Sie, ich will Sie noch ein wenig führen."

Der Himmel tat sich hinter glitzernden Fernrohrlinsen auf. In erloschene Mondkrater blickte ich, die sahen aus, als hätte eine Granate sie so ausgehöhlt.

„Ein hübscher Treffer," sagte der Professor lächelnd, „der Krater ist ein wenig größer als das ganze Russisch-Polen."

Das Fernrohr rückte weiter. Planeten schwebten vor ihm her. Der Saturn drehte seine Ringe. Der Jupiter glänzte auf. Die Fixsternheere wallten vorüber. Pünktchen entwirrten sich zu Sternenhaufen. Aus den Dunkelheiten schossen leuchtende Ströme von Sternen, Sternen, Sternen ...

Der Professor hatte eine Karte abgelesen, geschraubt, gestellt: „Was sehen Sie auf diesem Punkte?" sagte er. Ich mühte mich vergeblich. Dunkel blieb das Firmament.

„Ich sehe nichts," bekannte ich.

„Auf diesem Punkte," sagte etwas lehrhaft der Professor, „genossen wir am 21. Februar 1901 das Schauspiel eines Sonnenuntergangs."

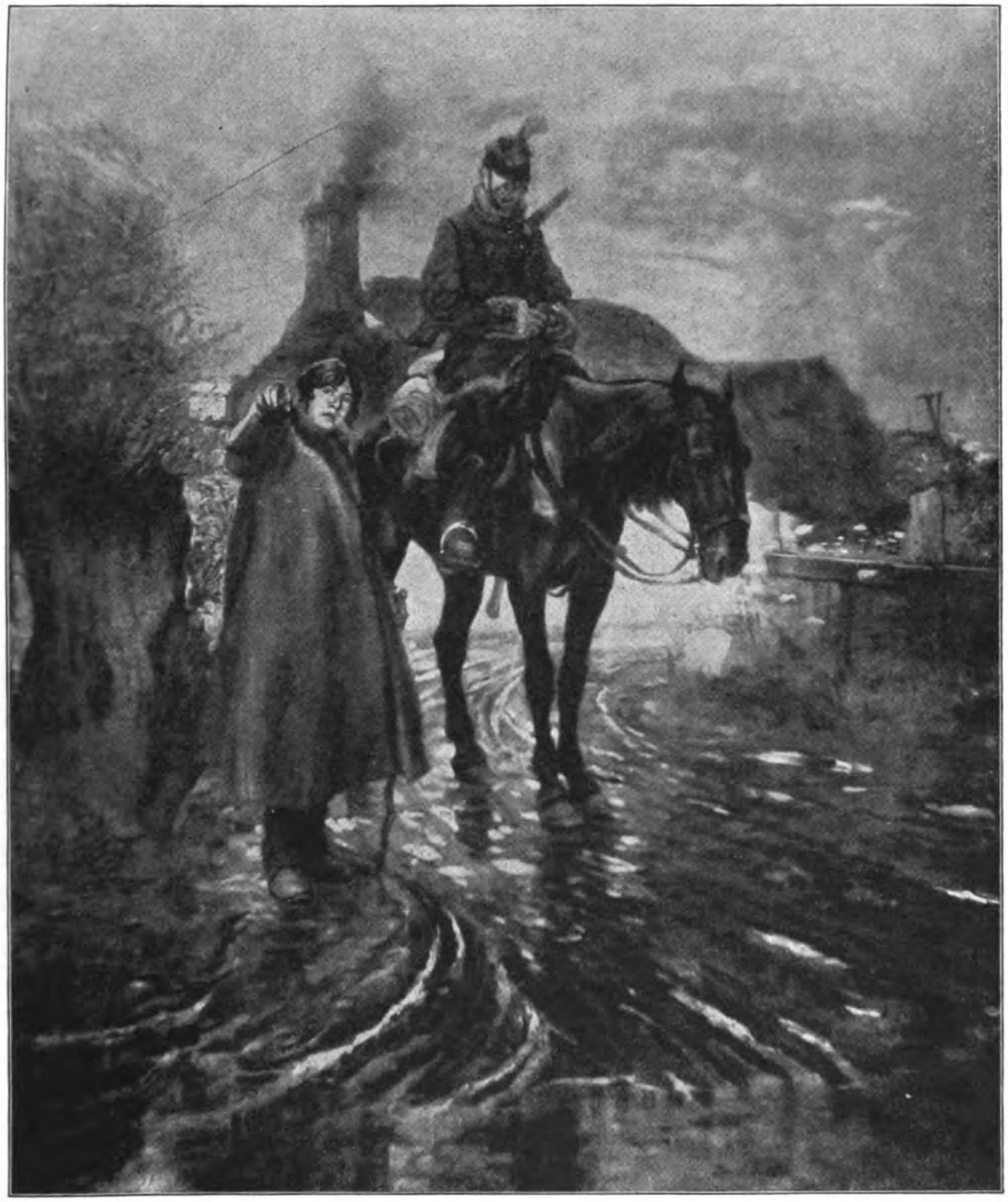
„Sonnenuntergang? So hoch am Himmel, Herr Professor?"

„Ja, nicht des gewöhnlichen Sonnenuntergangs, der gar kein Untergang, sondern nur ein Übergang der Sonne ist. In diesem Bild des Perseus aber leuchtete damals dreißig Stunden lang ein bis dahin unsichtbarer Stern zu einem Glanze auf, den nur der Sirius noch überstrahlte. Zwei dunkle Sonnen hatten sich dort gekreuzt und aufeinander gestürzt."

„Und wo sind sie geblieben?"

„Verschwunden. Die Materie der zusammengeprallten Welten ist verdampft. Wir sahen die glühenden Gase mit Lichtgeschwindigkeit in den Weltenraum ausströmen. Zwei Sonnen, die sich einst aus kosmischem Nebel formten, die dann geleuchtet hatten und erloschen waren, wurden wieder, was sie waren: Nebel."

„Das war im Jahre 1901?"



Verſprengt

Nach einem Gemälde von B. A. Straſſer

(Ungariſcher Honvedhuſar erkundigt ſich bei einer ruthenischen Bäuerin nach dem Wege)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

„Eigentlich zweihundert Jahre früher, zur Zeit, da Leibniz lebte. Denn so lange brauchte das Licht von dort, um uns davon die Kunde zu bringen."

„Das Licht, das in einer Sekunde — in einer Sekunde —"

„— dreimalhunderttausend Kilometer durcheilt. Durcheilt, sagen wir. Durchschleicht, sagt der Weltenraum."

„Und so gäbe es also Sterne, die noch für uns leuchten, während sie im Weltenkampfe längst zerschellten, so wie es auch schon Völkern ging, nicht wahr?"

„Ganz richtig — und wie es anderseits auch wieder Sterne und Völker gibt, die längst geboren sind und leuchten und dennoch von den andern nicht gewürdigt werden, weil ihr Licht noch unterwegs ist."

Der Professor war an einen Tisch getreten. Er zeigte auf eine viereckige Platte. Etwas wie Stolz lag in der Bewegung.

„Unsre elfhundertneunzigste Sternenplatte," sagte er; „jetzt fehlen noch zehn, dann sind wir fertig."

„Fertig womit?"

„Ach so, Sie wissen nicht — vor siebenundzwanzig Jahren hat der internationale Astronomenkongreß beschlossen, den ganzen Himmel photographisch aufzunehmen. Das photographische Auge enthüllt uns Dinge da droben, die unserm Menschenauge stets verschlossen blieben. Die fünfzehn größten Sternwarten der Erde haben sich in die Aufgabe und den Himmel geteilt. Jede hat zwölfhundert Doppelaufnahmen von fünf und von fünfzig Minuten Belichtungsdauer zu machen. Jede der Platten, die ein Viertel ineinander greifen, umfaßt den zehntausenddreihundertdreizehnten Teil des Himmels. In eben diesen Tagen geht das Riesenwerk zu Ende und —"

„Jetzt, im Kriege, Herr Professor?"

„Der Krieg dort unten ist noch nicht der Krieg hier oben. Beide haben miteinander nichts zu schaffen."

„Und wenn Paris beschossen werden sollte?"

„So wird mein Kollege dort ruhig an seiner Sternenplatte weiterarbeiten — zerspringt sie ihm, so macht er eine neue — wir Astronomen sind geduldig — wir sind gewohnt, mit ungeheuren Zeiträumen und darin mit einem minimalen Fortschritt der Bewegung zu rechnen — wir haben Zeit — viel Zeit."

„Das große Werk kann also gerade im Kriege fertig werden?"

„Vielleicht — vielleicht zum Friedensschluß — vielleicht ein wenig später — es kommt auf die Kriegsdauer an — die allein ist ungewiß — unsre Arbeit, unsre stete, nicht."

„Und dann?"

„Und dann werden wir nach fünfzig Jahren die photographische Himmelskarte wiederholen. Dann können wir vergleichen. Die geringste Verschiebung des letzten Sternchens wird sich uns alsdann enthüllen — damit ihre Bewegung — einen Blick in den Aufbau und den Sinn der Welt werden wir tun können . . ."

Der Professor hatte sich in seinem Pelz fast prophetisch aufgerichtet. Ich sah sein Auge leuchten, jäh seinen Mund sich herbe schließen.

Schweigend stiegen wir hinab, Treppe um Treppe. Unten auf der Straße schlugen sie ein nächtliches Telegramm an:

„. . . es gelang uns, die vereinigten Franzosen und Engländer aus ihren Verschanzungen bei . . ."

Der Professor las es.

„Zusammenstoß von Welten," murmelte er, „eine neue Welt wird erstehen — Zerstören und Gebären fließt aus gleichen Quellen —"

Er sah auf zum flimmernden Winterhimmel.

„Aus den gleichen Quellen," wiederholte er, „dort droben und hier unten."

Bombenwürfe. Von Wilhelm Bastiné

Mancher mag bloß mit Grauen an die Zukunft gedacht haben, indem er mit ansah, wie rasch sich die Militärverwaltungen aller Staaten der Fliegerei bemächtigten. Sie war kaum aus dem Versuchsstadium herausgetreten, da hieß es auch schon, sie sei berufen, eine neue Waffe abzugeben. Diese Waffe mußte furchtbar sein, anders konnte man es sich nicht vorstellen. Groß waren in solchen phantastischen Erwartungen vor allem die Franzosen; sie erhofften von den Geschwadern ihrer „stählernen Vögel" den Sieg im Zukunftskrieg. Uns Deutschen hatten sie mehr die Rolle der Angegriffenen zugedacht, und wenn man ihre prophetischen Schlachtbilder las, griff man sich unwillkürlich an den Kopf, als fühle man sich schon getroffen! Vor dem drohenden Feuer- und Bombenregen der unheimlichen Scharen schien es bloß eine Zuflucht zu geben: sich in geborgene Tiefen zu verkriechen. Philosophen wollten bereits Entwicklungstendenzen aufdeuten, dahin führend, daß sich bei weiterem Umsichgreifen der Luftseuche das Leben nach und nach überhaupt von der Erdoberfläche zurückziehen müsse. Und wenn sie menschenfreundlich angehaucht waren, so verlangten sie kategorisch, der Gebrauch von Luftfahrzeugen als Kriegswaffe müsse völkerrechtlich verboten werden.

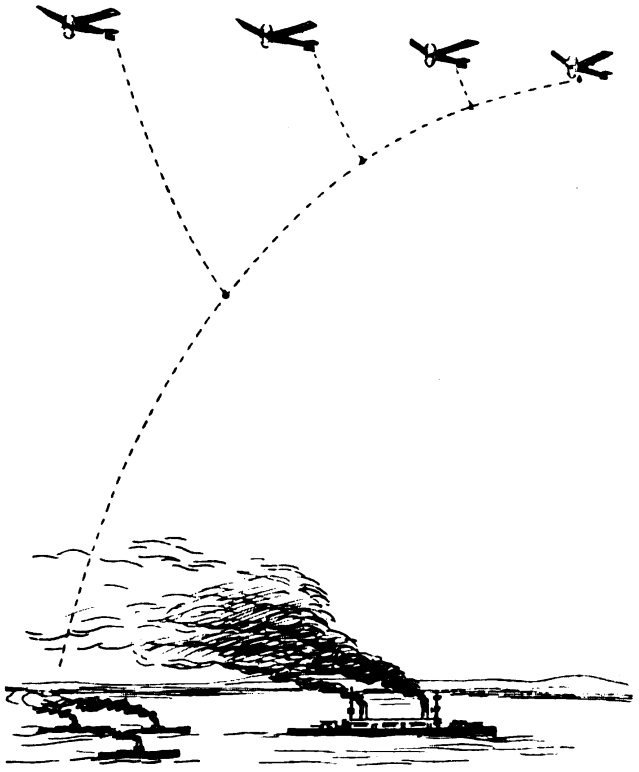
Zu einem solchen Generalverbot ist es nicht gekommen — ganz so schlimm, wie es sich die Phantasie von der Beherrschung der Luft im Krieg erträumte, ist es aber ebensowenig gekommen. Man konstatiert manchmal ein bißchen schadenfroh, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Nun, man dürfte sich in diesem Fall ruhig darüber freuen, daß die Blumen des Bösen auch nicht unendlich üppig ins Kraut schießen können. Die Natur jeder Sache trägt schon in sich selbst Keime, die eine schädliche Überentwicklung ausschließen und segensreich hemmend wirken. So auch hier. Man kann heute, da der langerträumte Zukunftskrieg tatsächlich wütet, doch wahrhaftig sagen, daß es mit dem Kampf in der Luft nicht ganz so fürchterlich ist, wie vorausgesagt wurde. Die schlimmste Enttäuschung haben wohl die Franzosen erlebt. Die Verwendung ganzer geschlossener Geschwader, welche ihren Haupteffekt ausmachen sollten, ist schon deswegen so gut wie unmöglich, weil die einzelnen Teilnehmer sich gegenseitig hindern und bei jedem unvorhergesehenen Windstoß einander ebenso gefährlich werden würden, wie sie es dem Gegner zu sein wünschen.

Aber auch der Kämpfer, der noch altmodisch drunten auf der Mutter Erde steht, oder gar die Nichtkämpfer in offenen Städten, alte Leute, Frauen und Kinder, die sich schon verraten und verkauft wähnten, rettungslos dem Geschoßhagel aus den Lüften preisgegeben, genießen mannigfachen Schutz, der ganz aus der Natur der Waffe herfließt, ohne daß man etwas dazu tun brauchte. Der Laie denkt bei dem Wort „Bombenwurf" sofort unwillkürlich sich selbst in die Situation eines „Werfenden", so wie er die Sache auffaßt; das heißt, er stellt sich vor, er nehme einen Stein zur Hand, mit der Absicht, einen nahen Gegner damit zu treffen. Je nachdem sein Temperament in der Jugend mehr offensiv oder defensiv gewesen ist, versetzt er sich auch in die Lage des Getroffenen, duckt sich im Geist und schreit unwillkürlich: „Au!" Auf jeden Fall sieht es sehr gefährlich aus. Eine geringe Überlegung rein aus theoretischen Betrachtungen heraus, ohne jede praktische Erprobung, zeigt sofort, daß diese einfache Vorstellung durchaus unzutreffend ist; das Bombenwerfen aus Luftfahrzeugen vollzieht sich ganz anders.

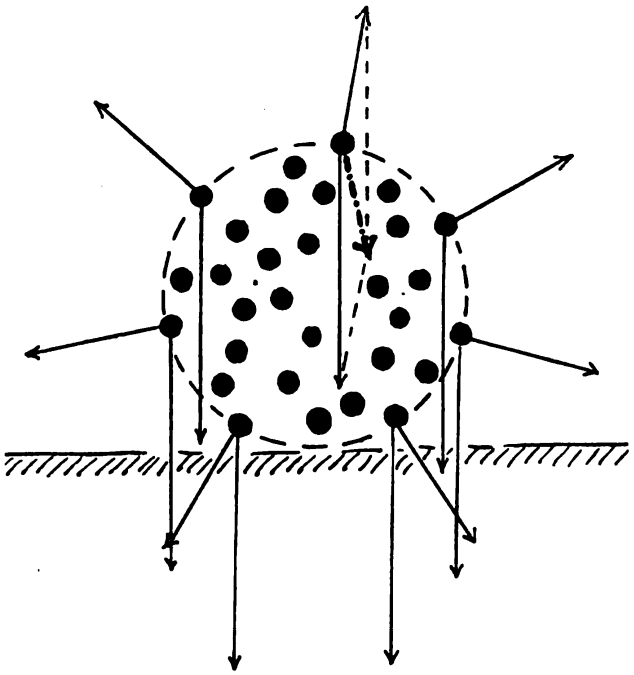
Zunächst steht ja das Flugzeug vor oder über seinem Ziel nicht still, sondern rast mit einer Geschwindigkeit daran vorbei, welche einen Schnellzug bei weitem

übertrifft, hundert Kilometer und meist noch mehr. Nun hat zwar die Militärverwaltung aus andern Gründen, um beim Landen den Anprall und Auslauf zu mindern, von ihren Konstrukteuren verlangt, daß sie Vorkehrungen treffen, um diese Höchstgeschwindigkeit bremsen zu können; aber es bleiben noch immer siebzig Kilometer. Langsamer kann das Flugzeug sich gar nicht bewegen, es sei denn, daß es im Gleitflug auf sein Opfer niederstößt.

Die Skeptiker, welche überhaupt anfänglich bezweifelten, ob der Luftwaffe jemals eine Rolle im Zukunftskrieg zufallen könne, sahen hierin ihr Lieblingsargument. Man erinnert sich wohl noch, wie die ersten Bombenwürfe aus Flugzeugen gewagt wurden; die Ängstlichen atmeten auf, denn von zwanzig Bomben traf kaum eine das Ziel, es waren reine Zufallstreffer ohne jede



Die Parabelkurve einer fallenden Bombe



Beim Aufprall haben die explodierenden Teilchen auch noch die Bewegungskomponente nach unten. Die Resultanten werden infolgedessen nach unten abgelenkt
(Vergleiche zum Beispiel für das Teilchen oben rechts, Resultante punktiert)

Zuverlässigkeit. Dann nahm die Militärverwaltung das Problem emsiger in Angriff, und das Ergebnis war die Ausbildung der skizzierten Praxis. Im Ernstfall angewandt wurden die „Lufttorpedos" wohl zum erstenmal von den Italienern bei ihrem Krieg gegen die Türkei in Nordafrika. Die Araber wußten anfangs gar nicht, was sie aus den Dingern machen sollten, welche die Flieger fallen ließen. Doch darf man glauben, daß sie es bald lernten! Und — sie wichen aus! Das ist nämlich bei einer derart geschleuderten Bombe sehr wohl möglich, wie ebenfalls eine kleine Rechnung bestätigt. Nimmt man an, das Flugzeug lasse sein Geschoß in fünfhundert Meter Höhe los, so berechnet sich nach den Fallgesetzen, daß eine Zeit von rund zehn Sekunden verstreicht, ehe es den Boden berührt. — Noch ein zweiter rein

physikalischer Umstand erschwert das Treffen. Von einem Zielen und Schleudern, als stünde man auf der Erde vor einem festen Objekt, ist, wie gesagt, ja gar keine Rede. Aber selbst das bloße Fallenlassen wird ganz von selbst kompliziert infolge der Eigenbewegung des Apparates. Man lasse aus dem Fenster eines fahrenden Zuges einen Stein auf irgendeine Marke plumpsen, die man im Flug erhaschte. Es wird dem Stein nicht einfallen, diese Marke zu treffen, auch wenn man noch so genau gezielt hat. Denn der Stein gehorcht dem Trägheitsgesetz, das heißt, er macht die Bewegung des fahrenden Zuges mit! Wenn wir ihn aus dem Fenster werfen, überrascht es uns, daß er „bei uns bleibt"; weniger überrascht es uns, wenn wir das Experiment im Abteil selbst anstellen; da würde es uns im Gegenteil sehr unangenehm sein, wenn der Kognak, den wir aus der Flasche ins Gläschen gießen, wirklich senkrecht herabfließen wollte. Nein, wir können ihn ebenso ruhig einschenken, als ob der Zug stillstünde, denn nicht nur Flasche und Gläschen, sondern jeder Tropfen der Flüssigkeit macht ohne weiteres die Zugbewegung mit.

Eben infolge dieser Eigentümlichkeit fällt auch die abgeworfene Bombe nicht senkrecht gerade herunter, sondern sie bewegt sich gleichzeitig in der Fahrtrichtung selbsttätig weiter; aus beiden Bewegungen resultiert eine gekrümmte Kurve, eine Parabel. Nehmen wir das gewählte Beispiel, daß ein Geschoß von einem mit hundert Kilometer dahinrasenden Flugzeug aus fünfhundert Meter Höhe herabgefallen sei, mithin erst nach zehn Sekunden aufschlüge, so würde es sich inzwischen um zehnmal hundert Meter, das ist ein Kilometer, in der Flugrichtung weiterbewegt haben; um ebensoviel also müßte der Pilot schon vor dem Ziel das Geschoß von seinem Halt lösen.

Selbst im kritischen Augenblick des Aufpralls wird die Sprengwirkung noch durch einen Umstand beeinträchtigt, der sehr seltsam anmutet. Ein aus fünfhundert Meter Höhe fallender Gegenstand kommt mit einer Endgeschwindigkeit von rund hundert Sekundenmeter an, diese Geschwindigkeit hat die ganze Bombe — aber auch jeder Splitter, ja jedes der kleinsten Pulverpartikelchen, in die sie beim Platzen auseinanderfährt! Diese Geschwindigkeit wirkt nach wie vor senkrecht abwärts, und sie schwächt ganz empfindlich die Explosionswirkung, die doch vor allem nach den Seiten und nach oben sich geltend machen will. Daher geschieht es, daß Bomben so oft nichts weiter tun, als ein großes Loch in den Boden wühlen.

Ein treuer Freund in einem Schützengraben im Osten

Weibliche Spionage

Von

Carl Niebuhr

Wie in vielen anderen Beziehungen, so unterscheidet sich der schwere Krieg, den wir heute führen müssen, von allen früheren auch durch den Umfang der gegen feindliche Spionage und geheime Anschläge notwendigen Vorkehrungen. Sie sind durchaus nicht überflüssig, selbst wenn, namentlich bei schon erregter Stimmung, hier und da Mißgriffe unterliefen. Vor kurzem aber ist die Aufmerksamkeit etwas mehr auf weibliche Spione gelenkt worden, an denen es im Lande nicht zu fehlen scheint. Beispielsweise machte der Bericht eines Reisenden in den Blättern die Runde, wonach sich zwei Frauen zu verschiedenen Zeiten gleichsam berufsmäßig mit Ausforschung der Mannschaften befaßten, die auf der Fahrt ins Feld begriffen waren. Eine der beiden soll sogar ganz ungeniert Notizen darüber in ihr Taschenbuch eingetragen haben; — hoffentlich ist ihr dieses saubere Gewerbe im Umherziehen mittlerweile gelegt worden. Jedenfalls mag es den eleganten Spioninnen gelungen sein, eine ganze Menge von einzelnen Angaben zu fischen, und so erhebt sich die schwierige und verwickelte Frage nach der Ausdehnung dieses feindlichen Betriebes. Sie wird niemals, weder jetzt noch späterhin, auch nur annähernd richtig beantwortet werden; vielleicht könnten es die Gegner selber nicht einmal. Denn während der Mann fast gar nicht als Gelegenheitsspion auftritt, sondern sich seine Aufgaben mehr oder weniger ausdrücklich übertragen läßt, befinden sich die regelrecht angeworbenen Kundschafterinnen des Auslandes wahrscheinlich in der Minderheit. Hier müssen die Erfahrungen der Kriminalpsychologen herangezogen werden, und sie ergeben ziemlich interessante Aufschlüsse.

Schon der unaufhörliche Kampf, den die Polizei mit dem Verbrechertum zu führen hat, kann der weiblichen Unterstützung keineswegs entraten. Allein die Zahl der geheimen Vigilantinnen, so gut wie völlig auf größere Städte beschränkt, verschwindet nahezu neben den freiwilligen Spurhelferinnen aus gewissen Bevölkerungsschichten, die im Einzelfall mitwirken. Es sind dann urwüchsige Beweggründe — Liebe oder Haß, Eifersucht oder Furcht —, die sich geltend machen und oft verwickelte Hergänge klären, wohingegen die bloße Gewinnsucht eine verhältnismäßig seltene Rolle spielt. Auch die Neugier, Eitelkeit und allgemeine Charakterschwäche beschäftigungsloser Frauenspersonen, wie sie die Straße kennt, hat einen kriminalistisch zwar nicht geringen, aber doch nur indirekten Wert. Ein Weltkrieg aber, unerhört in seiner Wucht und Ausdehnung, hat jetzt bisweilen auch Anschauungen umgewandelt, die sonst kraft der Erziehung und gesellschaftlichen Gewohnheiten gerade bei Frauen besonders fest haften müßten.

Macht es nun für uns auch wenig aus, ob die weibliche Spionage um irgendeinen Lohn oder zur Befriedigung seelischer Antriebe geübt wird, so wird immerhin die größere Gewandtheit der von einer feindlichen Zentralstelle eigens instruierten Kundschafterinnen wettgemacht durch den besseren Schein von Harmlosigkeit bei heißem Eifer, den die andre Spezies zu entwickeln vermag. Ihre Vertreterinnen zerfallen ganz naturgemäß wieder in zwei Abarten: die Ausländerin, deren Familie draußen durch die Ereignisse Nachteile hat, deren Bräutigam, Erkorener oder Bruder vielleicht gegen uns im Felde steht, und den Typus der „Squaw". Die indianischen Altbewohner des amerikanischen Kontinents sind nämlich den so lange an Zahl geringeren Weißen auch deshalb erlegen, weil sich beinahe regelmäßig ein Mädchen des Stammes aus Verliebtheit zum Verrat bewegen ließ. Die Eng-

länder, denen diese und manche ähnliche koloniale Erinnerung noch geläufig ist, haben auch nicht gezögert, unsre Landsleute einfach in Konzentrationslager zu stecken, wozu man sich bei uns schon minder schnell entschloß. Weil aber der „Prominenzenrausch", d. h. eine Massenbezauberung der Weiblichkeit durch berühmte Männer — Josef Kainz wußte ein Lied davon zu singen — oder durch fremdländische Besucher sich überall leicht einstellt, so beugte die Maßnahme entschieden manchem Übel vor. Wer beobachten konnte, welchen Eindruck ausgestellte Araber, Somali und vor Jahren sogar einmal schmutzstarrende Feuerländer zuwege brachten, der wird nicht überrascht gewesen sein, daß es Mühe machte, Kriegsgefangenentransporte vor gelegentlicher Anhimmelung sicherzustellen. Mit Recht läßt sich einwenden, daß von der autosuggestiven Anwandlung bis zur spionierenden „Squaw" noch ein tüchtiger Weg liegt, den nur wenige ganz zurücklegen dürften. Doch die Entwicklung ist einmal gegeben, namentlich wenn sie schon in Friedenszeiten anfing; und jene zwei „Damen", die unsre Soldaten im Bahnabteil liebenswürdig aushorchten, müssen doch des Deutschen und wohl gar seiner Dialekte in hohem Grade mächtig gewesen sein. — Selbstverständlich kommen solche verlorenen Schafe, die kaum in die Hunderte gehen werden, nicht in Betracht neben den Millionen deutscher Mädchen und Frauen, die heute mit Herz und Hand für unsre Sache wirken, die so recht den innersten Kern unsrer Wehr bilden.

Entschließt sich aber eine weibliche Person ausländischer Herkunft zur Spionage, dann wird sie meist auch vermöge ihrer Eigenschaften dafür begabt sein, ferner die nötige Hartnäckigkeit und Verschlagenheit zu entwickeln verstehen. Aus allem hier bereits Gesagten geht jedoch schon hervor, wie rar solche Hauptspioninnen sein werden, deren „Arbeit" über die verstohlene Zuträgerei an wirkliche Kundschafter hinausreicht. Im allgemeinen wird der Spion beiderlei Geschlechts seinen Auftraggebern den größeren Nutzen bringen, solange noch Frieden herrscht; von dieser Erkenntnis unsrer Gegner haben die zahlreichen Spionageprozesse in den letzten Jahren Zeugnis abgelegt. Gar nicht bewährt haben dürfte sich die Entsendung erst bei Kriegsbeginn; es sei denn, daß etwa die Person schon von früher her unverdächtige Beziehungen zu dem betreffenden Lande hatte, die ihr Erscheinen begründen können. Den Engländern, einer in treuloser Kriegführung gegen „minderwertige" Völker besonders geübten Nation, wäre allerdings zuzutrauen, daß sie den Schüben entlassener Nichtkombattanten jeweils ein paar Verwegene einverleibten, die schon unser Mitleid vor Verdacht schützen soll.

Erst unlängst hat sich eine Stimme erhoben, die, mit ausdrücklicher Bezugnahme auf Ostpreußen, an Beispielen klarmachte, wie leicht und häufig der Spionageverdacht irregehen kann. So geriet eine Bauersfrau in Untersuchung wegen nächtlicher Lichtsignale „nach dem Morsealphabet"; sie hatte, weil die Russen nahe waren, ihr tagsüber versteckes Schwein auf den Hof hinausgelassen und bei Laternenschein gehütet. Der Schimmer aber fiel in unregelmäßigen Streifen und Folgen durch das Buschwerk nach außen. Dagegen heißt es in Galizien bei seiner gemischten Bevölkerung achthaben, so daß mit Landleuten, die in der Feuerlinie harmlos oder nicht harmlos auftauchen, wenig Umstände gemacht werden. Aber erst nach wiederholten Malen kam heraus, daß Weiber, die Rindvieh herantrieben und es vor den österreichischen Deckungen weiden ließen, während sie selber immer rasch verschwanden, damit der russischen Artillerie drüben die Ziele angegeben hatten.

Sonst freilich meidet die Spionin das Kampfgefilde und bevorzugt Orte, wo wichtigere Nachrichten zusammenlaufen. Eine angebliche Sprachlehrerin aus Belgien wurde in Berlin verhaftet, als sie einen wohlverborgenen Bericht auf absichtlich gewähltem Umwege ins Ausland bringen wollte. Glimpflicher verlief der Fall der Gräfin de Mérode, die auf der Fahrt von Antwerpen nach Brüssel angehalten wurde, da ihr Gepäck eine Korrespondenz verdächtigen Inhalts barg. Die Vermutung, daß die Reise der Dame den Zweck verfolgte, belgische Heerespflichtige aus dem Lande und in den Bereich der Franzosen zu schaffen, ließ sich jedoch vor dem deutschen Feld-

gericht nicht hinreichend belegen. Der Generalgouverneur sah deshalb von der ihm dennoch zustehenden Befugnis ab, die Gräfin in ein Gefangenenlager zu schicken — eine Milde, die hoffentlich ihren Eindruck hinterläßt.

Es ist übrigens nicht unerhört, daß gerade höhergestellte Damen, die dem Ernst solcher Dinge im Innersten doch wohl fremd waren, einen prickelnden Reiz darin fanden, die Kundschafterin zu spielen und womöglich dem Gange der Weltgeschichte vorzugreifen. Man weiß zum Beispiel, daß irgendeine Circe dieser Art es im Frühjahr 1866 fertigbrachte, ein vollständiges Verzeichnis der für den bevorstehenden Feldzug designierten österreichischen Truppenbefehlshaber bis zu den Brigadiers herab hinauszuschmuggeln. Mehr noch: jedem Namen war eine Charakteristik des betreffenden Militärs beigefügt, die bisweilen von ergötzlicher Bosheit strotzte, aber immer das Wesentliche über seine Begabung und Kenntnisse enthielt. Das unheimliche Schriftstück entstammte zweifellos der Feder eines Eingeweihten von Rang, der sich zurückgesetzt sehen mochte, und war gewiß nur für einen kleinen Kreis Gleichgesinnter bestimmt, die Unheil erwarteten und ihre Stunde erst dann kommen sahen. Allein die Abschrift — sie ging vor etwa zehn Jahren als historischer Fund durch die Blätter — geriet doch schon vor Kriegsausbruch an einen Hof, der es nicht mehr mit dem Deutschen Bundestage hielt, und kann den Empfängern nur willkommen gewesen sein. Die Angaben bewährten sich auch zum größten Teil.

Der heutige Weltkrieg hat vermöge des Umfangs und der Vielfältigkeit seiner Interessenkonflikte ganz neue Abarten der Spionage geschaffen, so vor allem die Spürsuche im Ausland. Wenn englische und französische Kaper bisweilen mit merkwürdiger Genauigkeit diejenigen neutralen Schiffe anhalten und durchsuchen, auf denen sich eine größere Anzahl von Deutschen befindet, dann spielt, wie jetzt ziemlich festgestellt ist, Spionage mit. Und wirklich „arbeiten" besonders englische Kundschafterinnen hier voll Eifer und Dreistigkeit. Eine dieser Personen macht die südamerikanischen Häfen ganz berufsmäßig unsicher, steigt in Buenos Aires auf, „liebet deutsche Mann serr", hat bis Rio de Janeiro jeden irgend zugänglichen Reisenden ausgefragt und geht dann an Land, um nach London zu telegraphieren und von dorther weitere Befehle zu empfangen. Ein Gewerbe, das allerdings auf die Dauer leicht zu einer steigenden Unfallziffer beim Betrieb führen könnte. Gleichen Kalibers sind die ebenfalls meist englischen Feindesagenten und Spioninnen in den Handelshäfen neutraler Länder. Da Großbritannien alles für Konterbande erklärt, was ihm brauchbar erscheint oder sonst beliebt, so bildet dieses Denunziantengelichter geradezu eine Weltplage. Ohne Zweifel werden die Reederfirmen bereits Maßnahmen getroffen haben, sich der Spürnasen tunlichst zu erwehren, wozu in vielen Fällen eine scharfe Musterung des eignen Personals gehören möchte. Auch die Regierungen dürften die erste Handhabe, durch Ausweisung einzugreifen, kaum verschmähen, und inzwischen werden die offiziellen Schiffahrtsnachrichten wohl einsilbiger werden, die jetzt geradezu als Almanache der Seespionage dienen.

Auf deutschem Boden haben sich jedenfalls die Aussichten für feindliche Kundschafterei nicht gehoben, obgleich die anfangs zu beobachtende Spionenfurcht, die ja auch in gewissem Umfange gerechtfertigt war, sehr nachgelassen hat. Nur soll ein jeder eingedenk bleiben, daß wir mit verschlagenen und verbissenen Gegnern zu tun haben, daß Gespräche mit zutulichen Unbekannten beiderlei Geschlechts über Neuigkeiten vom Übel sind. Nicht immer läßt sich alsbald ermitteln, was den Fragenden antrieb, und vollends selten kommt es zu einer solchen Aufklärung wie neulich auf dem Stuttgarter Hauptbahnhofe. Dort wandte sich eine durchreisende Engländerin an einen Beamten: „Was for Soldate sind die mit Nummer 119 und 126 über Schultern?" Der Eisenbahner erwiderte streng und scharf: „Wozu wollen Sie das wissen?" — „Oh, alle Zeitungen in England schreiben von so ungeheuren Verlusten, die haben schottische Truppen gelitten von deutsche Regimenter mit Nummer 119 und 126." — Der Beamte schmunzelte, und die Engländerin warf noch einen furchterfüllten Blick auf die schwäbischen Krieger, ehe der Zug nach der Schweiz sie wegführte.

Hofphot. G. Berger, Potsdam

Der Deutsche Kaiser mit Erzherzog Friedrich von Österreich-Ungarn auf dem östlichen Kriegsschauplatz

Kriegschronik

Der Weltkrieg 1914

XII

Stuttgart, 5. Juni.

Unter unsern Feinden, deren bunt zusammengewürfelte Schar so manchen auffallenden Charakterkopf aufweisen kann, haben wir bisher noch den Typus der nackten, glatten Gemeinheit vermißt. Auch diese Lücke ist nun seit dem Pfingstsonntag 1915, seit der Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn, ausgefüllt; zum Konkurrenzneid Englands, zu Frankreichs Rachsucht, zu Rußlands Raubgier hat sich die Verräterei Italiens als würdige Bundesgenossin gesellt. Was Italien begangen hat, ist der blanke Verrat, die Verschacherung alter Freundschaft und der eignen Ehre um das Linsengericht von Versprechungen, für deren Erfüllung der Gegenpart keine sichere Bürgschaft aufbringen kann. Wenn wir, trotz geringster Einschätzung der Moral der italienischen Politik, noch vor kurzem meinten, die Herren Salandra und Sonnino würden, bei annähernd gleich hohem oder doch gleich sicherem Gewinn, den Weg halber Anständigkeit dem der vollen und ganzen Unanständigkeit vorziehen, so sehen wir nun, daß wir damit immer noch zu hoch von diesen Ehrenmännern gedacht haben. Sie entschlossen sich für die pure, einfache Unanständigkeit; und dies Verdienst wenigstens, daß sie etwas Ganzes einer Halbheit vorzogen, wollen wir ihnen neidlos, ja dankbar zuerkennen.

Mit dem Verrat, den Italien an dem von ihm dreiunddreißig Jahre mitgehaltenen Dreibund begangen hat, ist es wie mit jeder menschlichen Tat: er ist die reife Frucht eines Stammes, dessen Wurzeln tief in die Vergangenheit hinabreichen, eine Frucht, die der Windstoß eines äußeren Anlasses dann vom Zweige löste. Neigung zum Verrat ist an sich ein ererbter Zug im italienischen Nationalcharakter; Dante, der Kenner der Höhen und Tiefen seines Volkes, wußte, warum er den untersten und grausigsten Schlund des Inferno den Verrätern vorbehielt; warum er, vor dem aufatmenden Übertritt in die reineren, helleren Lüfte des Läuterungsbergs, als letztes, ungeheuerliches Bild seiner Höllenwanderung den von Gott abgefallenen Luzifer in Gestalt des dreigesichtigen Riesen zeigt, dessen drei Mäuler die drei Erzverräter: Judas Ischariot, Brutus und Kassius in unaufhörlichem Kauen zerfleischen. — Es war eine Bußpredigt und eine Warnung des Dichters an sein Volk: in den Wind gesprochen, wie wir aus der italienischen Geschichte auch des späteren Mittelalters und der Renaissance wissen. Aber warum so weit in die Vergangenheit zurückgehen? Im Jahre 1866 hatte König Viktor Emanuel II. es dem Bündnis mit Preußen zu danken, daß er, zu Land und zur See von den Österreichern jämmerlich geschlagen, doch mit reicher Beute aus dem Krieg hervorging; 1867 sandte derselbe Viktor Emanuel, von seinem dankbaren Volke Rè Galantuomo genannt, den General Türr zu Kaiser Franz Josef, dem er soeben Venetien abgejagt, und bot ihm ein Bündnis an gegen dasselbe Preußen, dem er Venetien zu verdanken hatte; als Trinkgeld für die Schurkerei erbat er sich — nur die Lumpe sind bescheiden — Welsch-Tirol. Franz Josef aber meinte mit Recht, er sehe nicht ein, warum nur er immer hergeben solle, und so zerschlugen sich die Verhandlungen, um im Jahre 1870 wieder einzusetzen und nur an dem raschen und völligen Sieg der deutschen Waffen endgültig zu scheitern. Diesmal war es gar Rom, das mühelos als Frucht der deutschen Heldentaten dem König-Edelmann in den Schoß fiel; trotzdem wäre er auch jetzt noch gern den Franzosen zu Hilfe geeilt, und was er nicht tun konnte, tat wenigstens der hochgemute Wirrkopf Garibaldi, der zwar im Jahre 1860, genau wie der König selbst, blutige Tränen über die Wegnahme von Savoyen und Nizza vergossen hatte, der sich nun aber schon durch sein rotes Hemd verpflichtet fühlte, diesem Volk beizustehen, das sich zur Republik bekehrt hatte, aber auch als Republik nicht daran dachte, die erpreßten Provinzen etwa an Italien zurückzugeben. — Wilhelm I. und Bismarck haben damals die Haltung des Königs und Garibaldis als schnöden Undank und Verrat empfunden, und es gehörte die ganze Gutmütigkeit

Kriegschronik

Frühmorgens, wenn die Hähne krähen . . .

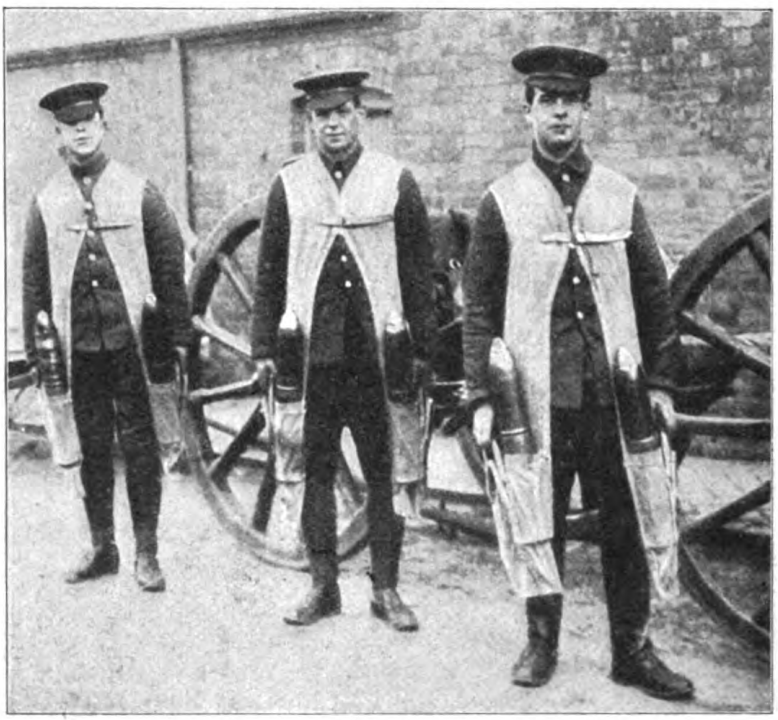
des Deutschen, seine Gedächtnisschwäche erfahrener Unbill gegenüber dazu, schon nach wenigen Jahren jene ganze Episode für abgetan und ausgelöscht anzusehen.

Immerhin, Bismarck wenigstens war nicht der Mann, sich Illusionen hinzugeben; und wenn er fernerhin Italien förderte, wo und wie er konnte, so geschah es nicht aus Sympathie für die italienische Küche oder aus Begeisterung für die Kultur der Renaissance, an der übrigens — eine Tatsache, die nachweisbar ist, die aber von unsern Gebildeten öfter vergessen wurde — die modernen Italiener völlig unschuldig sind. Wenn er den Italienern auf dem Berliner Kongreß riet, Tunis sich anzueignen — ein Rat, den zu befolgen sie damals zu zaghaft waren —, wenn er dann das über die Wegnahme Tunesiens durch Frankreich erbitterte Italien 1882 in das Bündnis mit Österreich-Ungarn aufnahm, so tat er es, weil er wollte, daß Italien und die Donaumonarchie in Frieden auskämen, und weil ihm ein starkes Italien als Gegengewicht zu der Mittelmeermacht Frankreich notwendig erschien. Ihn leitete hier, wie immer, die Sorge um Deutschlands Wohlergehen; aber er fürchtete nicht von dem Wohlergehen andrer eine Schwächung Deutschlands, solange jene andern sich nicht als unversöhnliche Feinde Deutschlands erwiesen,

An der Aisne

Zu den erbitterten Kämpfen zwischen Maas und Mosel: Die vielumstrittenen Höhen bei Combres

Kriegschronik



Ein praktischer, von den Engländern gebrauchter Überwurf zum Geschoßtragen
(Aus einer englischen Zeitschrift)

wie gegen Ende der achtziger Jahre Frankreich.

Für Frankreich war natürlich Italiens Zugehörigkeit zum Dreibund ein Dorn im Auge, und mit Zuckerbrot (Umschmeichelung der Instinkte der Rasse und der Gasse) und Peitsche (Handels- und geldpolitische Bedrängung Italiens) suchte es die lateinische Schwester aus dem Bund mit den Zentralmächten zu lösen. Der Abschluß des Handelsvertrags zwischen den beiden Ländern (1896) bedeutet wohl den ersten Schritt auf der Bahn, auf der Italien vom Dreibund allmählich weggleiten sollte; er ist ominöserweise mit dem Namen Visconti Venostas verknüpft, des Staatsmannes, der, zehn Jahre später, auf der Konferenz von Algeciras in einer Weise gegen das „verbündete" Deutschland tätig war, die schon recht hart an den Verrat streifte. Diesmal hieß das Trinkgeld, das sich Italien für seine Unredlichkeit ausbedang, Tripolis — das heißt die Erlaubnis der Westmächte, sich Tripolis sobald wie tunlich und möglich anzueignen. Und während es so auf der Lauer lag, der Türkei ohne jeden Rechtsgrund ein Stück ihres Besitzes zu entreißen, spielte es den sittlich Entrüsteten, den widerrechtlich Übervorteilten, als 1908 die Donaumonarchie die okkupierten Gebiete Bosnien und Herzegowina, auf die es sich durch dreißigjährige gründliche Kulturarbeit jedes moralische Anrecht erworben hatte, endlich auch formell annektierte. Was sich die italienischen Staatsmänner im übrigen an „Extratouren", an indiskreter Weitergabe von vertraulichen Mitteilungen, die es von den Kaisermächten erhalten, an die Tripelentente während der folgenden Jahre geleistet haben, wird die Welt nun wohl nach und nach erfahren. Unterdes vertiefte sich die Verstimmung zwischen Österreich-Ungarn und Serbien, das, der russischen Rückendeckung sicher, geradeswegs auf einen Konflikt hinarbeitete, immer mehr, bis endlich das Attentat von Serajewo die Wiener Regierung zum schärfsten Auftreten zwang, aus dem dann der Weltkrieg sich entwickelte.

Italien war beim Ausbruch des Krieges noch arg mitgenommen vom libyschen Raubzug; seine Kriegskasse und seine Depots waren leer, seine langgestreckte Westküste einem feindlichen Vorgehen der französischen und englischen Flotte gegenüber ziemlich wehrlos. So erklärte es seine Neutralität — wie Viktor Emanuel III. an Kaiser Franz Josef telegraphierte, seine für die bisherigen Bundesgenossen wohlwollende Neutralität. Aber schon damals begann es den Verrat; denn neben der offenen Versiche-

Kriegschronik

rung des Wohlwollens an Deutschland und Österreich-Ungarn ging die indirekte Betätigung der gleichen Gesinnung an den Dreiverband durch eine so völlige Verschiebung der norditalienischen Grenzgarnisonen von Westen nach Osten, daß Frankreich, diese Gebärdensprache wohl verstehend, die ganze Heeresmacht, die ihm bisher die Grenze gegen Italien hatte decken müssen, nach Norden werfen konnte: den Erfolg an der Marne — das haben italienische Blätter ganz offen ausgesprochen, wenn französische ein noch wirksameres Eingreifen Italiens verlangten —, den Erfolg an der Marne dankten auch Frankreich und England zum großen Teil der „Neutralität" Italiens. Der Dreibund aber blieb bestehen, denn während auf der einen Seite Italien schon französische Geschütze und Munition bezog, konnte es auf der andern noch gute Geschäfte mit Deutschland machen. Als aber Österreich siegreich gegen Serbien vordrang, meldete Italien seinen Anspruch auf „Kompensationen" an; und höchst bezeichnenderweise wurde der Ton, in dem es diese Ansprüche erhob, zuerst ein direkt drohender, ja unverschämter, als sich im serbischen Feldzug, nach der Eroberung Belgrads, der bedauerliche Umschwung vorbereitete: am 2. Dezember war Belgrad erobert worden, am 16. mußte es wieder aufgegeben werden, vom 9. Dezember ist die erste Note Italiens an Österreich datiert, die das römische Grünbuch würdig eröffnet.

Der Ton dieser Note läßt es uns heute selbstverständlich erscheinen, daß das Wiener Kabinett sich nur zögernd auf gütliche Verhandlungen einließ, wie es auch sachlich nur zu begreiflich ist, daß die Habs-

Phot. A. Grobs, Berlin

Unser größter Gefangener, ein Sudanneger, in Wünsdorf bei Zossen

Kriegschronik

Unsre feldgrauen Feinschmecker: Deutsche Soldaten beim Ausnehmen von Krähennestern als Ersatz für die mangelnden Hühnereier

burger-Monarchie nicht auf die erste Erpressergeste hin Gebiete gutwillig herausgab, die geradezu zum ältesten österreichischen Landbesitz gehört hatten und trotz der italienischen Abstammung und Sprache ihrer Bewohner niemals, von den Jahren 1811 bis 1815 abgesehen, italienisch gewesen waren. Der materielle Wert und die strategische Wichtigkeit Welsch-Tirols, des Isonzogebiets und der Stadt Triest sind für Österreich-Ungarn so groß, daß die freiwillige Herausgabe dieser Objekte ein schmerzliches, nur im äußersten Fall zu bringendes Opfer bedeutete. Es hat denn auch kein Deutscher von politischem und menschlichem Takt die Rücksichtslosigkeit besessen, dem treuen Bundesgenossen dies Opfer an einen sehr unzuverlässigen Dritten offen zuzumuten und anzuempfehlen.

In Wien ging man bei diesen peinlichen, naturgemäß sehr langsam fortschreitenden Verhandlungen bis an die äußerste Grenze dessen, was die Monarchie, ohne moralischen und militärischen Selbstmord zu begehen, gewähren konnte. Die italienische Begehrlichkeit, angestachelt von den Versprechungen des Dreiverbands, fand diese äußersten Zugeständnisse undiskutierbar

Kriegschronik

gering; Rom verhandelte aber weiter, weil man Zeit brauchte, um die Mobilisierung durchzuführen. Am 22. April wurde der Vertrag mit der Tripel-Entente abgeschlossen, am 4. Mai der Vertrag mit Österreich-Ungarn gekündigt, denn mit dem Geist dieses Vertrags — das war jetzt, nach neun Monaten, den italienischen Staatsmännern klar geworden — war das Vorgehen des Wiener Kabinetts vor und bei Kriegsausbruch unverträglich. Aber beide politische Handlungen, die vom 27. April und die vom 4. Mai, blieben der Öffentlichkeit vorläufig noch verborgen; dieser wurde zur Entschädigung eine spannende Komödie vorgespielt: das Eingreifen Giolittis und die Demission des Kabinetts Salandra. — Giolitti selbst war es vielleicht mit seinem Hervortreten ernst, obwohl er sich im Herbst von dem Verdacht aufrichtiger Dreibundfreundschaft gereinigt hatte durch eine der gröbsten Indiskretionen, deren sich je ein früherer Ministerpräsident schuldig gemacht hat, indem er Tatsachen und Akten aus seiner Amtszeit gegen eine nominell noch befreundete Macht öffentlich anführte. Jedenfalls, wenn er es jetzt mit dem Frieden und der Vertragstreue aufrichtig meinte, kam er um etliche Posttage zu spät; und nachdem ihm die immer noch geheimgehaltenen Vorgänge vom 27. April und 4. Mai mitgeteilt waren, blieb ihm, den seine ritterlichen Landsleute an Leib und Leben bedrohten, nichts übrig, als in die Ruhe seines Landsitzes, der — Ironie des Zufalls! — Cavour heißt, zurückzukehren, die tragikomische Figur des verspäteten Vaterlandsretters, auf den aber sein Volk doch vielleicht noch einmal zurückgreifen wird.

Nachdem das Intermezzo Giolitti erledigt war und der König die Demission Salandras und Sonninos abgelehnt hatte, war die Katastrophe natürlich nicht mehr aufzuhalten. Dem von der Regierung halb geduldeten, halb organisierten Lärm der Gasse und der von den leitenden Staatsmännern geschaffnen unwiderruflichen Tatsache des Anschlusses an den Drei-

Unsre feldgrauen Feinschmecker: Auffangen des süßen Birkensafts

Kriegschronik

verband unterwarfen sich die ursprünglich kriegsfeindlichen Majoritäten der Kammer und des Senats. Da man bisher der italienischen Öffentlichkeit wohlweislich verschwiegen hatte, was Italien ohne einen Schwertstreich von Österreich-Ungarn erlangen könne, gab der Deutsche Reichskanzler am 18. Mai im Reichstag die elf Punkte bekannt, in denen die verbündete Monarchie entgegenzukommen bereit war und für deren vertragstreue Durchführung das Deutsche Reich die Bürgschaft übernommen hatte. Natürlich konnte das den Gang der Dinge nicht mehr aufhalten; da in einer meisterhaft ironischen Note das Wiener Kabinett die italienische Kündigung des Dreibundes als nicht im Sinne des Vertrags begründet abgelehnt, alles weitere aber offen gelassen hatte, blieb Italien nichts mehr übrig, als das Odium der Kriegserklärung auf sich zu nehmen. Weniger vielleicht in einer Anwandlung von Wahrheitsliebe, als weil die Wiener Note im voraus jede Scheinbegründung vereitelt hatte, verzichtete Rom in dieser Kriegs-

Generaloberst von Mackensen, der, vereint mit den österreichisch-ungarischen Streitkräften, die Russen in Westgalizien besiegte

Kriegschronik

erklärung auf alle Phrasen von verletzten Rechten, gebrochenen Verträgen und

Ein Konzert eines feldgrauen Trios: Die Baßgeige dieser Musikkapelle an der Front besteht aus einem Eschenstamm, aus Draht, einer Bratheringsbüchse und aus Konservenbüchsendeckeln

dergleichen und sprach nur von seinen Aspirationen. — Seit dem 23. Mai befindet sich Italien im Krieg mit Österreich-Ungarn; es ist ein politisches Kuriosum, daß es den beiden Bundesgenossen der Doppelmonarchie noch zwei Wochen später nicht offiziell den Krieg erklärt, die diplomatischen Beziehungen zunächst nur

Kriegschronik

Ein typischer russischer Straßenbettler in Czenstochau

zum Deutschen Reich abgebrochen hatte, während am 28. Mai Herr von Bethmann Hollweg in einer Rede von erfrischender Offenheit sich mit der italienischen Regierung auseinandersetzte und diese am 4. Juni durch den Mund des Herrn Salandra eine Antwort erteilte, die vor allem verriet, wie tief die von Deutschland empfangenen, zunächst nur oratorischen Hiebe sitzen.

Die Beschuldigung der Treulosigkeit hat weder der Reichskanzler in seiner Rede noch Kaiser Franz Josef in dem Manifest, das er an seine Völker richtete, dem bisherigen Bundesgenossen erspart. Nicht nur die Minister haben sich der Hinterhältigkeit und Doppelzüngigkeit schuldig gemacht, sondern auch der König Viktor Emanuel III. Er hat, wie schon erwähnt, Anfang August 1914 dem Kaiser Franz Josef wohlwollende Neutralität zugesichert; er hat noch in den Wintermonaten dem damals in Rom weilenden Fürst-Erzbischof von Wien auf dessen Frage, ob Italien wirklich neutral bleiben werde, geantwortet: „Man soll ganz unbesorgt sein; ich wäre der erste Fürst aus dem Hause Savoyen, der sein gegebenes Wort bräche." Vor ein paar Wochen aber gab der italienische Botschafter in Paris, Tittoni, als man ihn fragte, ob Italien sich der Triple-Entente anschließen werde, die stolze Antwort: „Man soll ganz unbesorgt sein, Italien hat nur Ein Wort!" — Hält man diese beiden Aussprüche nebeneinander, so gewinnt man den Eindruck, daß das italienische Ehrenwort für den diplomatischen Gebrauch sich durch fast noch leichtere Handlichkeit empfiehlt als das seit vorigem Sommer wieder in seinem vollen Wert erkannte russische Ehrenwort. Herr Salandra hat in seiner Rede vom 4. Juni ungefähr erklärt, Bethmann Hollweg müsse den Verstand verloren haben, da er den Italienern Treubruch vorwerfe; Herr Salandra wird auf Spuren einer derartigen Geistesstörung leider auch an andern Stellen der kultivierten Welt stoßen, wenn er Zeit findet, zu lesen, was zum Beispiel nicht allein in Stockholm, sondern auch in dem wenig deutschfreundlichen Christiania,

Kriegschronik

ja sogar in Athen über die große Abschwenkung Italiens geschrieben worden ist.

Sehen wir von der natürlichen Disposition gewisser italienischer Staatsmänner, von der durch Geld und Stimmungsmache lange und kunstvoll ins Werk gesetzten Zubereitung der öffentlichen Meinung und der finanziell empfänglichen Schichten Italiens ab, so waren das, was die degenerierten Enkel Machiavells im besonderen zu dem jetzt begangenen Treubruch trieb, in der Tat die Aspirationen, wie die Kriegserklärung an Österreich sich ausdrückt, nur allerdings weniger die nationalen als die Großmachtsaspirationen. Es gehört eine dreiste Stirn dazu, wenn Italien unter Hissung der Flage des nationalen Prinzips den Anspruch auf Gebiete erhebt, wo es, wie im nördlichen Teil Südtirols, Italiener gar nicht oder, wie in Istrien und Dalmatien, nur in einem ganz geringen Prozentsatz gibt. Der Weg, den politischer Anstand Italien wies, war leicht zu finden: entweder offener, tätiger Anschluß an die Mächte, in deren Bündnis es kräftig gediehen war, oder, wenn es ihm dazu an Mut und Stärke fehlte, eine ehrlich durchgeführte Neutralität. Aber es ließ sich auf den andern Weg, den des Verrats, stoßen von imperialistischen Machtgelüsten, die sich irredentistisch maskierten. Nicht um die Volks- oder Sprachgenossen in Trient und Triest, die unter dem heute bekanntermaßen so fürchterlich schwer lastenden Joch der Habsburger seufzen und von denen der wirklich arbeitende Teil gar nicht erlöst sein wollte, war es den Interventionisten zu tun, sondern um die Herrschaft über die ge-

Unsre Schipper beim Ausheben neuer Stellungen im Osten

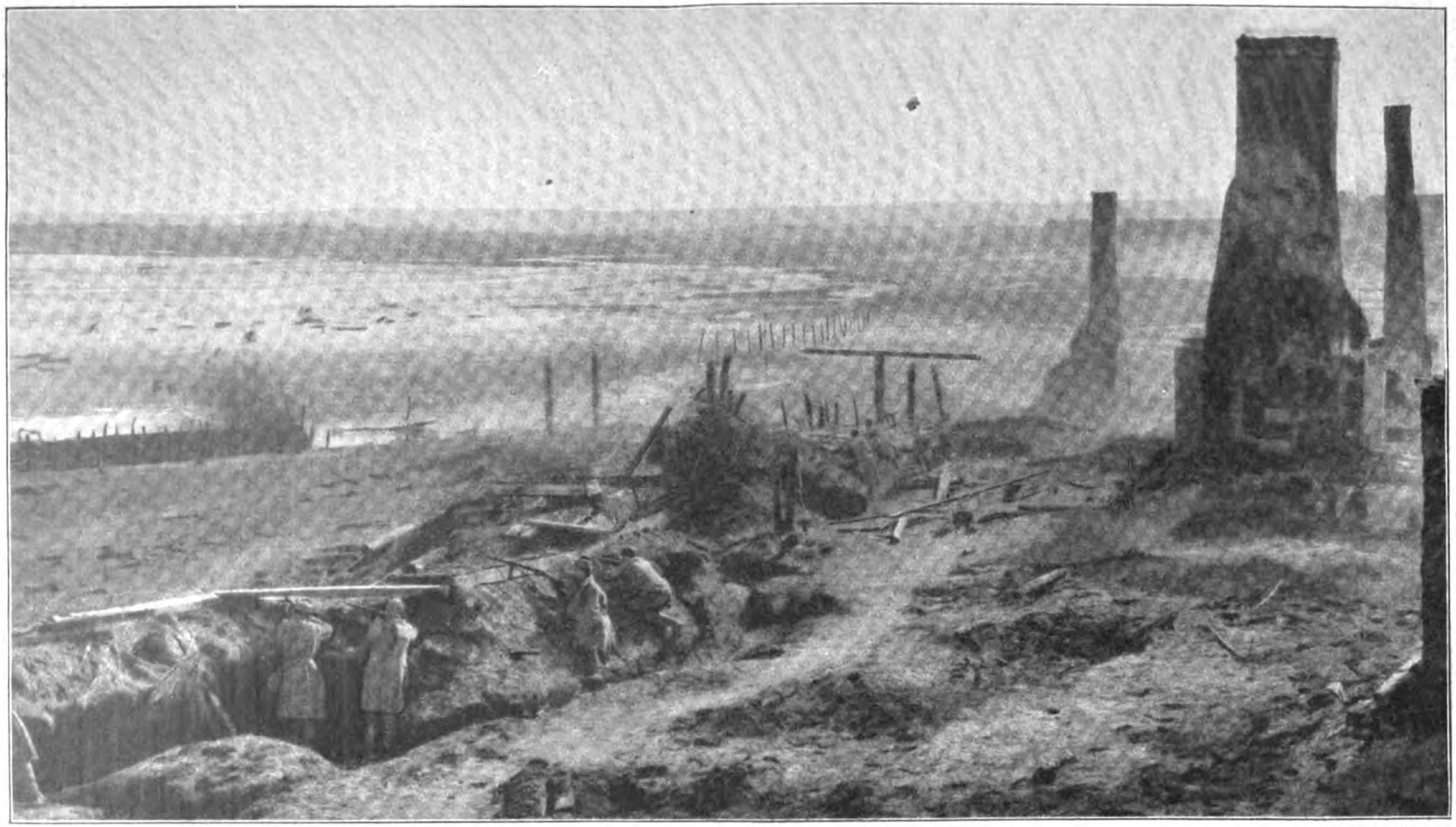
Kriegschronik

Kilophot, Wien

Der k. u. k. Armeekommandant Erzherzog Josef Ferdinand mit seinem jüngsten Kriegsfreiwilligen, dem Tiroler Buben Josef Kaswurm

samte Adria und um eine strategische Grenze gegen Österreich, die ihnen ermöglichte, jeden Augenblick über den verhaßten Kaiserstaat herzufallen. Nachdem Italien zum erstenmal einen Krieg aus eignem begonnen und glücklich zu Ende geführt, in Tripolis den ersten Pfeiler eines neuen Imperium Romanum auf außeritalienischem Boden errichtet hat, war der ‚Wille zur Macht', der sich in der Politik als ‚Wille zur Großmacht' äußert, bei jenem schwatzenden, bummelnden und hohe Politik treibenden Teil des Volks, der die Piazza, die Gasse, darstellt, gewaltig erstarkt. Aber nur d e r Wille zur Macht ist echt und wird auf die Dauer Erfolg haben, der aus starker, lang aufgespeicherter Kraft unwiderstehlich hervorbricht. „Das Große tut nur, wer nicht anders kann"; ein Wollen, das nicht ein innerliches Müssen ist, wird es nie zum rechten Können bringen. Der italienische Wille zur Macht ist eine künstlich entfachte, um Jahrzehnte verfrühte Regung. Trotz allem Schweren, was die italienischen Patrioten des Risorgimento als einzelne hatten erdulden müssen, war dem Volk als Ganzem die Erreichung der Einheit zu leicht gemacht worden; innerlich noch unfertig und arm, sah es sich sogleich in den Areopag der Großmächte aufgenommen und mußte Kräfte und Mühen, die es dem inneren Ausbau des Hauses hätte widmen sollen, für die Fassadendekoration opfern. Trotzdem war in den letzten Jahrzehnten der wirtschaftliche und moralische Aufschwung unverkennbar; noch zwanzig bis dreißig Jahre Geduld — was sind denn Dezennien im Leben eines Volkes, das auf eine geschichtliche Zukunft rechnet! —, und Italien konnte stark genug sein, um das Mittelmeererbe des morschen Frankreich anzutreten. Das italienische Sprichwort, das Goethe verdeutscht hat: „Nicht jeden Wochenschluß macht Gott die Zeche", gilt nicht nur vom rächenden, sondern auch vom belohnenden Gott. Ein gesundes, starkes, diszipliniertes Italien hätte auch im Jahre 1930 oder 1940 noch große weltgeschichtliche Aufgaben gefunden und sie dann zu lösen vermocht. Jetzt ist aus der kleinlichen Angst, den Anschluß nicht zu verpassen, aus der frommen Hoffnung, bei der allgemeinen Rauferei am bequemsten fremde Taschen leeren zu können, der skrupellose und törichte Entschluß hervorgesprungen, als Großmacht, ja als Weltmachtkandidatin mit den andern Großmächten der Welt (die Vereinigten Staaten vorläufig wenigstens der Form nach ausgenommen) auf die schon seit zehn Monaten von allen Seiten angegriffenen bisherigen Verbündeten dreinzuschlagen.

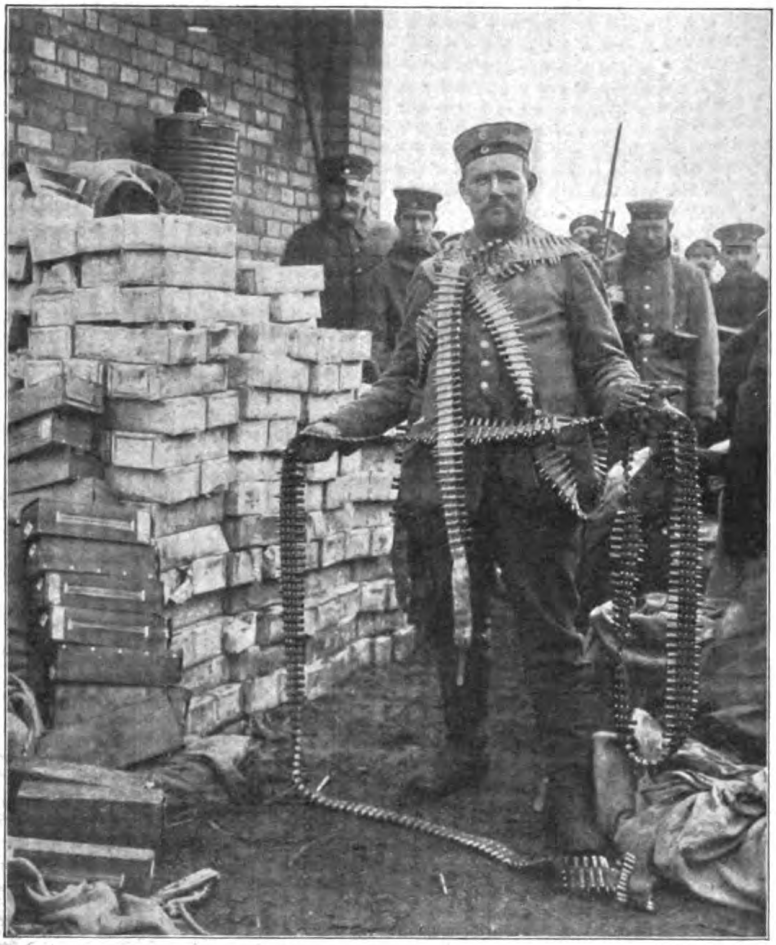
Aber hat nicht Italien aus Angst, sich zwischen zwei Stühle zu setzen, sich im denkbar ungünstigsten Augenblick auf den falschen Stuhl gesetzt? Die Balkanstaaten, die jetzt noch ein paar Wochen warten wollen, um sich dann ohne Risiko



Kilophot, Wien

Österreichisch-ungarische Stellung an einem galizischen Fluß

Kriegschronik



Bei einer Flucht der Russen zurückgelassene Patronenstreifen für Maschinengewehre; links Pioniermaterial

dem Sieger anzuschließen, handeln damit ja nicht gerade besonders vornehm, aber aufrichtig und dem Maß ihrer Kräfte entsprechend. Italien verwahrte sich pathetisch gegen die schlimme Nachrede, die ihm — pikanterweise von ungeduldigen Franzosen — vor ein paar Wochen angeheftet wurde: es wolle nur dem Sieger zu Hilfe eilen. Es scheint in der Tat viel mehr dem unterliegenden Teil beizuspringen, was löblich sein könnte, wenn es aus Edelmut und nicht auf Kosten eines schmählichen Treubruchs geschähe, was aber so, wie und warum es geschieht, töricht und verächtlich zugleich ist. Es scheint so — immerhin müßte man die Abmachungen zwischen Rom und dem Dreiverband, besonders mit England, genau kennen, um mit Sicherheit sagen zu können, welches die Gewinnaussichten Italiens sind, ob es nun auf dem Schlachtfeld Glück habe oder Unglück.

Die Anfänge des Krieges waren sicherlich zunächst für unsern neuen Feind nicht sehr verheißungsvoll. Österreich-Ungarn beantwortete die am 23. Mai ergangene Kriegserklärung am frühen Morgen des 24. mit einer Flottendemonstration, die sich nach räumlicher Ausdehnung und örtlichen Einzelwirkungen höchst eindrucksvoll gestaltete. Von Venedig bis Barletta wurden militärisch wichtige Punkte und Bauten von Marinefliegern und von den Kriegsschiffen aus gründlich unter Feuer genommen. Im Verhältnis zu den schweren Schädigungen, die sie dem Feind zugefügt, hatte die Flotte unsrer Verbündeten nur geringe Schäden und Verluste aufzuweisen; und sie hatte, von dem tatsächlichen Erfolg ihres Angriffs ganz abgesehen, den Italienern recht klar zur Anschauung und ins Gefühl gebracht, wie günstig für die österreichisch-ungarischen, wie ungünstig für die italienischen Seestreitkräfte die ganze Situation in der Adria ist, und daß die österreichische Marine gesonnen ist, diesen natürlichen Vorteil durch frischen Angriffsgeist bis zum äußersten auszunutzen. Auf dem Land hat unser Bundesgenosse aus guten Gründen dem Feind den Vortritt gelassen: in Südtirol, in

Kriegschronik

Kärnten, im Küstengebiet sind die Italiener über die Grenze vorgedrungen, haben sich aber teilweise schon recht empfindliche Schlappen geholt und so die Schwarzseher, die nach der langen, ungestörten Mobilisierungszeit in Italien gleich zu Anfang ein keckes Vordringen großer feindlicher Massen, einen Überrumpelungsversuch nach russischem Muster, wenn auch in kleinerem Maßstabe, erwartet hatten, bisher angenehm enttäuscht. In der Aufmachung der Generalstabsberichte dagegen hat sich Italien die Leistungen seiner neuen Verbündeten mit Erfolg zum Vorbild genommen, und die blumigen Wendungen der modernen italienischen Prosa geben diesen Offenbarungen, bei denen man sich gerne den großen Gabriele d'Annunzio, den würdigen Tyrtäus des italienischen Raubkriegs, als Mitdichter vorstellt, oft einen erheiternden Zug von unfreiwilliger komischer Naivität. Aber darum wollen wir nicht etwa das Eingreifen Italiens als ein geringfügiges Intermezzo auffassen: anderthalb Millionen neuer, unermüdeter Truppen, deren annoch ziemlich geringe Kampfbegeisterung man sicher durch allerlei Lügen und Hetzereien zu entflammen wissen wird, bedeuten in Wahrheit einen sehr ernsthaften Faktor. Wenn wir uns trotzdem auch von dieser neuen Gefahr nicht entmutigen lassen, so danken wir das dem Vertrauen, daß vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte niedriger Verrat nicht mit dauernden Erfolgen belohnt werden wird, und dem ferneren Vertrauen in den unerschütterlichen Heldenmut der verbündeten Heere, die nicht nur für das eigne Vaterland, sondern um die Rettung von Treu und Glauben für die ganze Welt kämpfen.

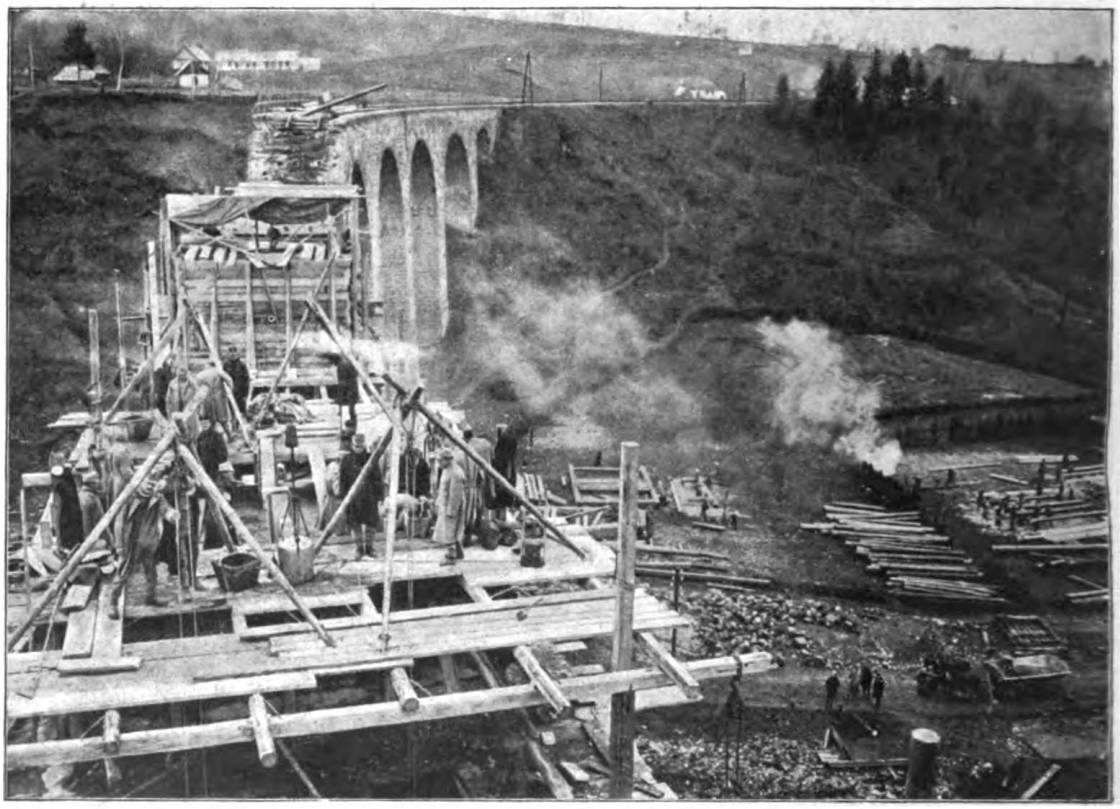
Und wie kämpfen sie! Während im Westen die eiserne Mauer, die von Ostende bis Pfirt reicht, auch gegen die Maioffensive der Franzosen und Engländer, die sich besonders die Strecke südwestlich von Lille bis Arras vorgenommen hatte, trotz manchen durch die Überzahl des Feindes herbeigeführten kritischen Augenblicken

Kilophot, Wien

Schützengraben in den Ostkarpathen während eines Gefechts

Kriegschronik

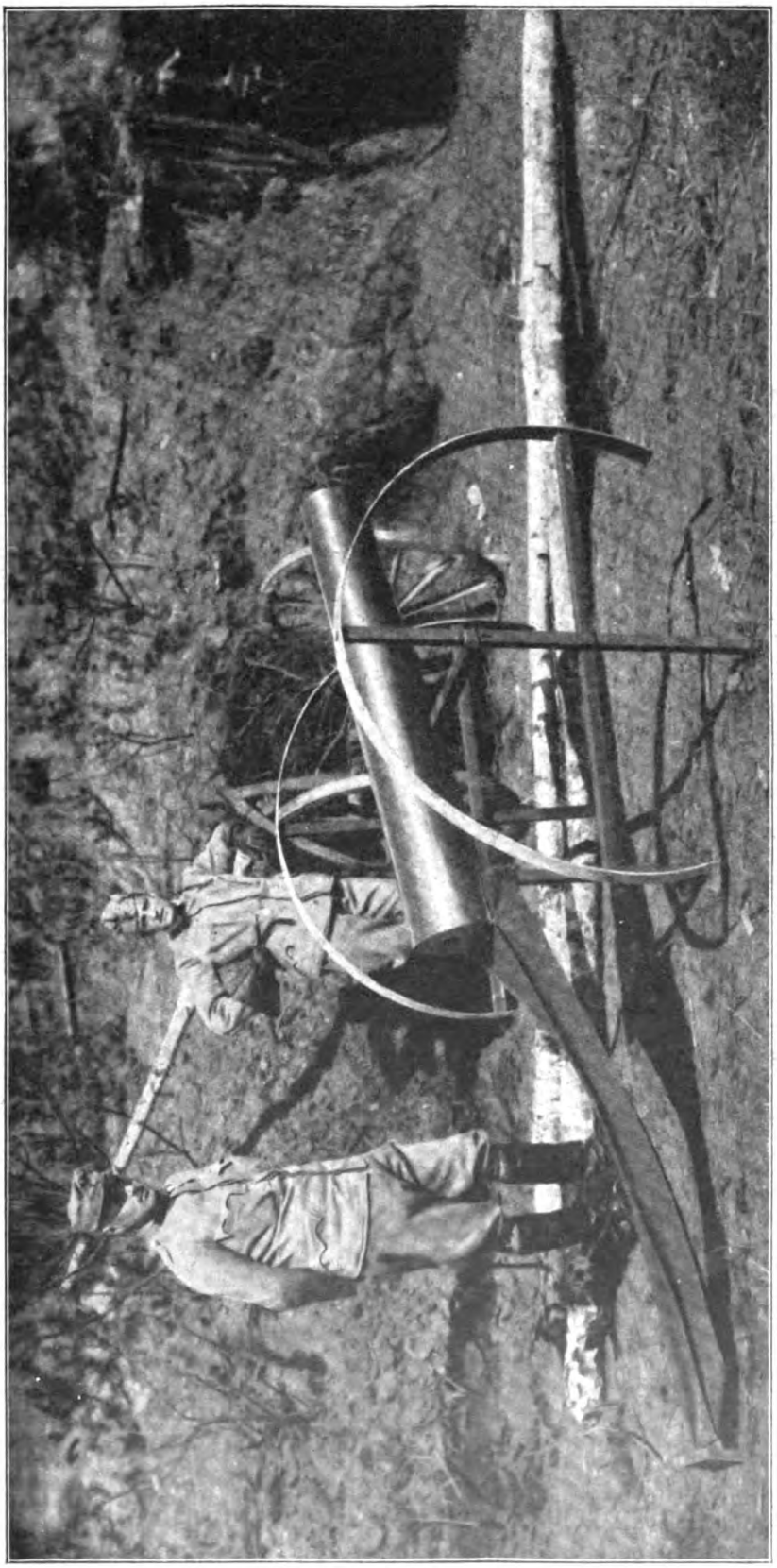
unerschütterlich standhielt und den auch diesmal wieder feierlich verkündeten großen Durchbruch vereitelte, ja besonders um Ypern herum sich langsam noch weiter vorschob, brachte der Mai in Galizien die mit wunderbarer Folgerichtigkeit und unaufhaltsamem Schwung durchgeführte Ausnutzung des großen Durchbruchs, der in den ersten Tagen des Monats mit den siegreichen Kämpfen von Tarnow und Gorlice gelungen war. In ihrer Großzügigkeit und der auch dem Laien einleuchtenden Klarheit der Anlage erinnern die Operationen in Galizien an die großen strategischen Taten Hindenburgs; sie sind in Grundgedanken und Ausführung wohl nicht unwesentlich der Mitarbeit Conrads von Hötzendorff, des österreichisch-ungarischen Generalstabschefs, zuzuschreiben, der mit unserm Hindenburg das strategische Doppelgestirn dieses Weltkrieges bildet; auf seiten des Dreiverbandes hat sich wenigstens bisher kein Feldherr durch ähnliche schöpferische Begabung hervorgetan. Conrads Name sei um so dankbarer genannt, als er naturgemäß in der Öffentlichkeit gegen den des deutschen Generals, der den Oberbefehl über die verbündeten Truppen innehat, von Mackensen, in den Hintergrund tritt. —



Eine prächtige Leistung österreichisch-ungarischer Pioniere: die in kürzester Zeit ausgeführte Wiederherstellung des gesprengten Lubicnia-Viadukts

In beredtem Gegensatz zu Joffres unsicherem Herumtasten an unsrer Westfront macht es den Eindruck einer genialen Eingebung, wie hier an der Front der Russen der Hebel gerade am archimedischen Punkt angesetzt wurde, wo die Durchbrechung nach beiden Seiten gleichzeitig und gleichmäßig erschütternd und auflösend wirken mußte. Nachdem die Nidafront durch das Vordringen am Dunajec eingedrückt, die 3. und 8. Armee katastrophal geschlagen waren, geriet auch

die Karpathenfront ins Wanken und mußte nach Norden weichen, um nicht zwischen den von Westgalizien her östlich und den aus den Karpathen nördlich vordringenden Verbündeten zermalmt zu werden. Umsonst suchten die Russen durch erneutes Vordringen in der Südostecke Galiziens, wo sie durch örtliche Überzahl zunächst erfolgreich waren, vom 20. Mai an aber gleichfalls zum Stehen und Weichen gebracht wurden, und durch Herbeiholen irgendanderswo freizumachender Truppen den Feind aufzuhalten und zurückzudrängen. Von Westen und Süden schoben sich die Unsern immer näher an Przemysl heran, umflügelten es nord- und südöstlich und engten den den Russen noch offenstehenden Rückzugsweg



Kilophot, Wien

Ein Scheingeschütz zur Täuschung der feindlichen Flieger

Kriegschronik

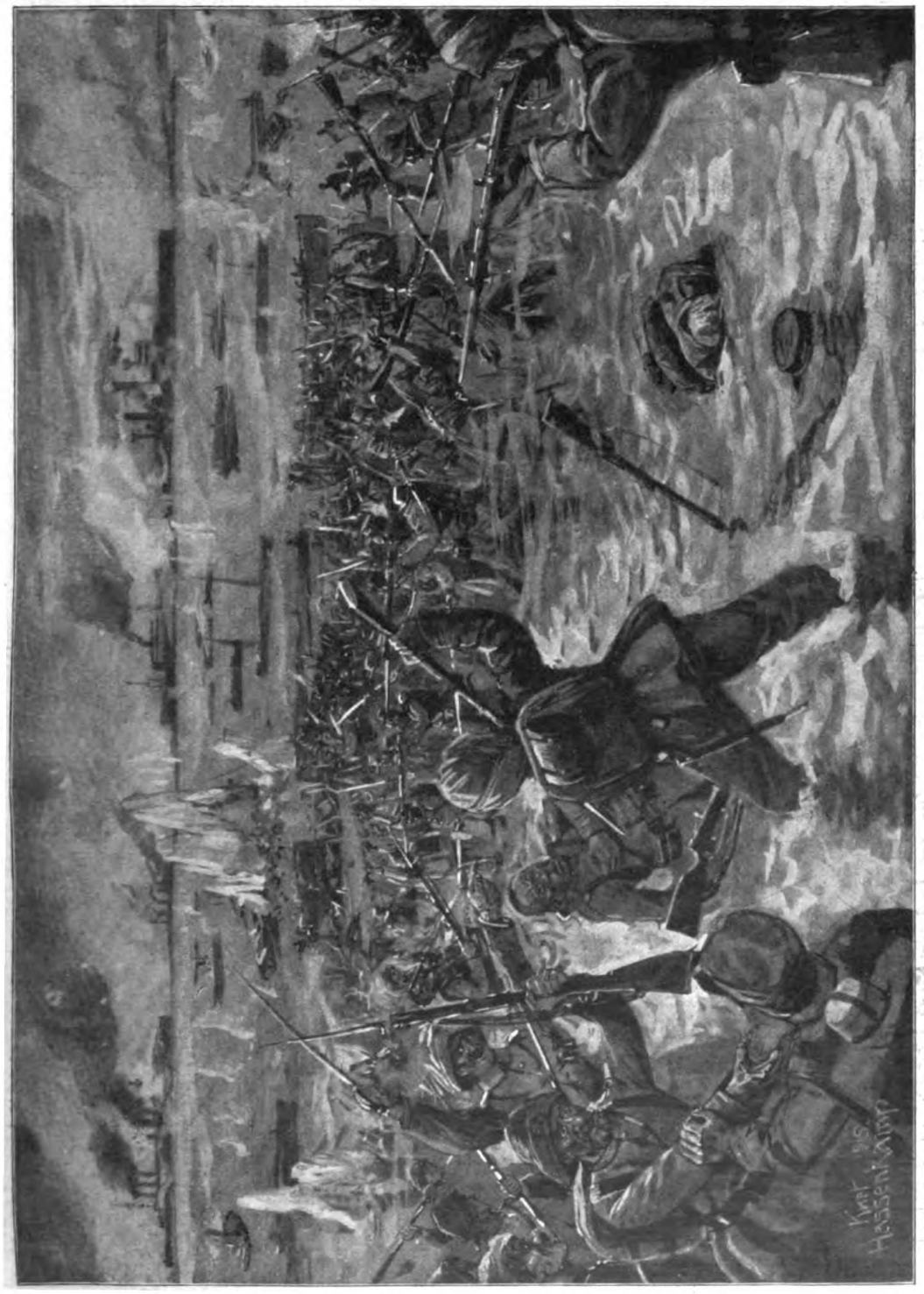
Phot. Berliner Ill.-Gesellschaft

Ansicht der Insel Mitylene mit der Stadt Tenedos

nach Lemberg zu immer mehr ein. Am 31. Mai fielen nach gründlicher artilleristischer Vorbereitung, von den tapferen Bayern gestürmt, die drei ersten Forts an der Nordfront, am 3. Juni, früh 3½ Uhr, drangen Deutsche und Österreicher von verschiedenen Seiten in die Stadt ein. Den Russen war es gelungen, die Besatzung

Österreichisch-ungarische Kavallerie wird in Weichselkähnen nach dem russisch-polnischen Kriegsschauplatz befördert

Kriegschronik

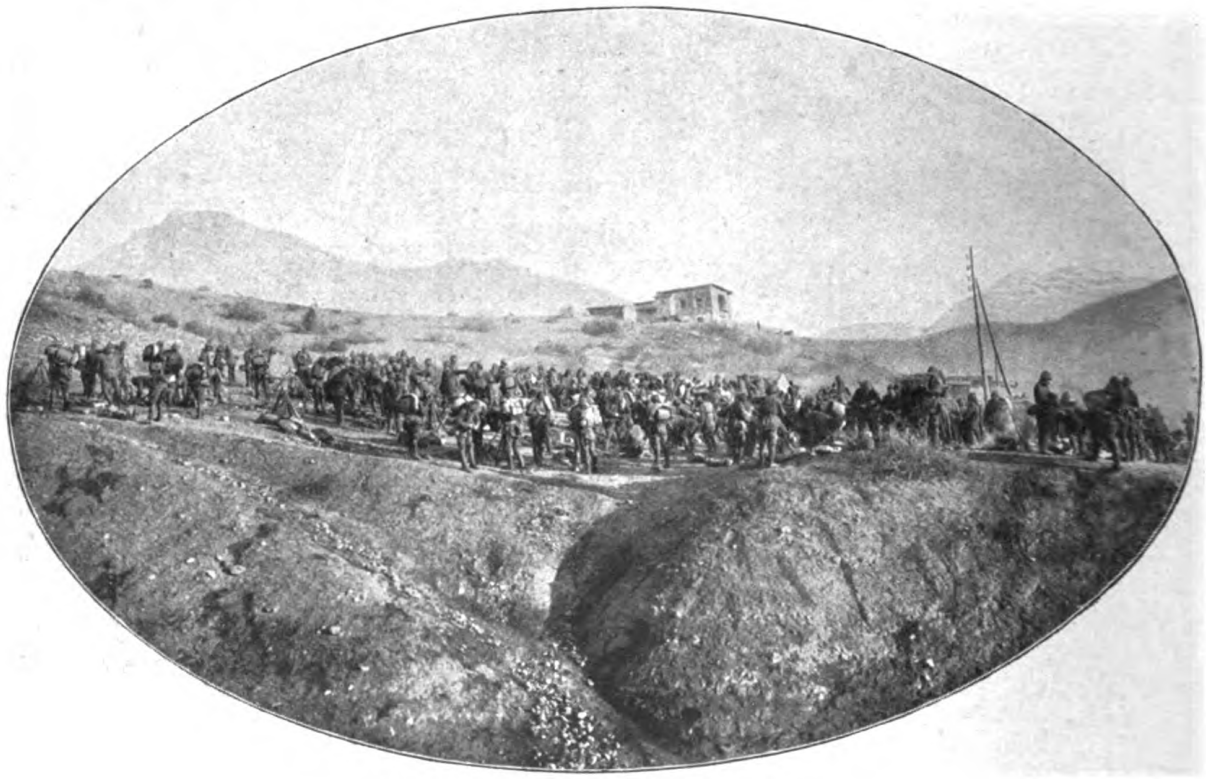


Von den Kämpfen auf Gallipoli: Engländer und Franzosen werden von den Türken mit dem Bajonett ins Meer getrieben. Nach einer Originalzeichnung von Kurt Hassenkamp

Kriegschronik

zum größten Teil noch aus der Festung herauszuziehen; ob sie sich in Freiheit bis nach Lemberg und von da bis über die Grenze durchschlagen können, erscheint höchst zweifelhaft. Denn mit dem ebenfalls am 31. Mai im Sturm eroberten Stryi hatten die Verbündeten einen strategisch sehr bedeutungsvollen Punkt genommen, und die Verbündeten drängen in mehreren Abteilungen (von Linsingen, von Böhm-Ermoli) gegen die Strecke in beunruhigende Nähe heranrückt, waren es über 31 000 Gefangene, 16 Geschütze, 58 Maschinengewehre; in Galizien 863 Offiziere, 268 869 Mann Gefangene, 251 Geschütze, 567 Maschinengewehre; die Gesamtsumme der Gefangenen beträgt etwa 1000 Offiziere und über 300000 Mann.

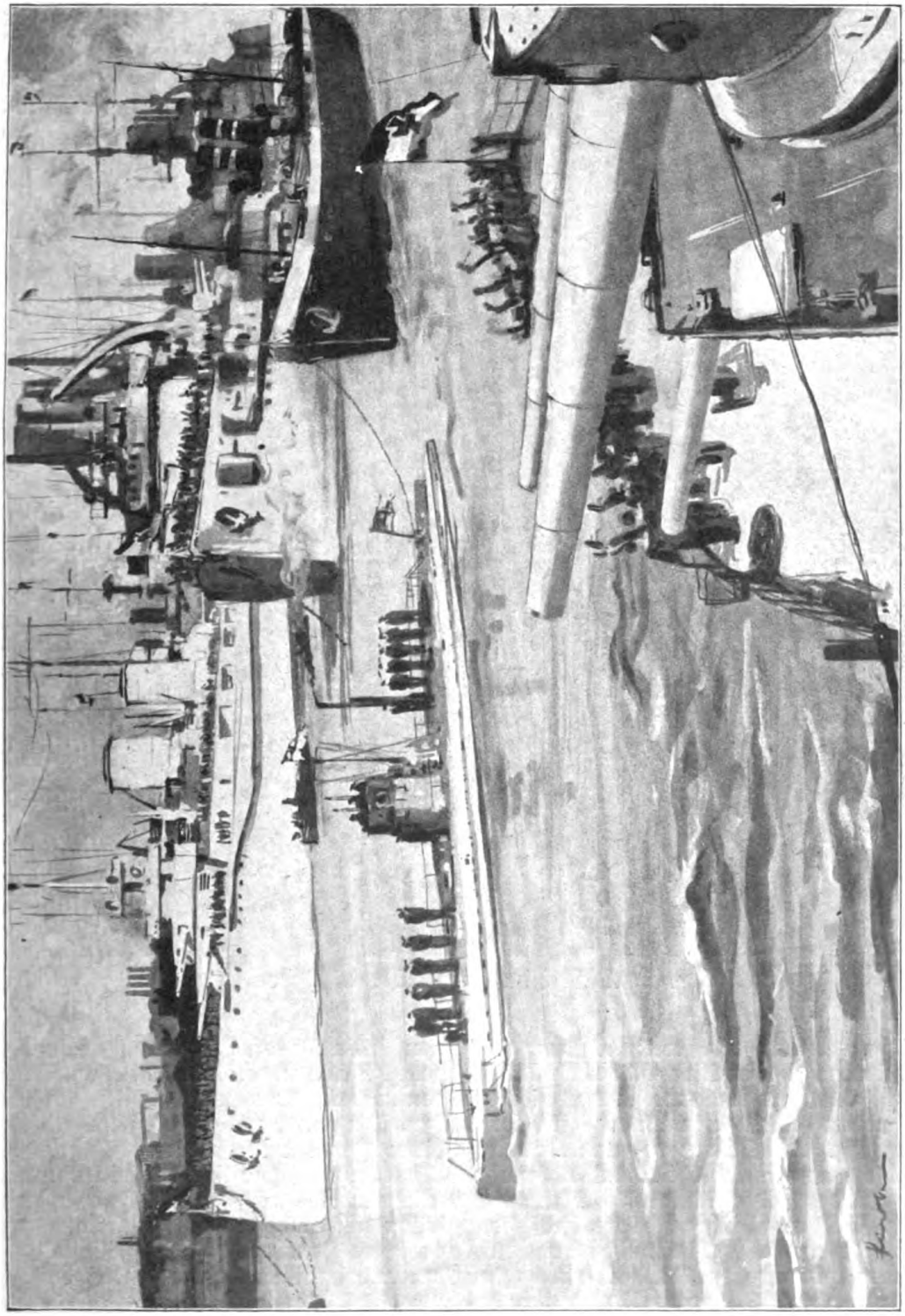
Nach alledem ist die völlige Befreiung Galiziens vom Russenjoch und damit eine fast vernichtende strategische und mora-



Türkisches Soldatenlager im Taurus

Przemysl—Lemberg und gegen Lemberg selbst vor. Daß die Offensivkraft der Russen fast gebrochen ist, beweist das völlige Scheitern eines großen Nachtangriffs, der noch im letzten Augenblick die Besatzung von Przemysl entlasten sollte; beweisen aber auch die ungeheuren Zahlen der Gefangenen und der Kriegsbeute: im Norden,wo Hindenburg durch den völlig überraschenden kühnen Vorstoß nach Kurland die Kriegsereignisse an die Hauptstadt des russischen Reichs selbst lische Niederlage der Russen nur noch eine Frage der Zeit. Zu den Truppen, die sie heranholten, um Galizien zu behaupten, gehörte auch eine Armee, die gegen die Türkei gehen und den Bosporus bedrohen sollte. Aber Bosporus und Dardanellen sind Stätten des Verhängnisses für den Dreiverband. Am 11. Mai wurde die russische Schwarze-Meer-Flotte, als sie sich dem Bosporus nähern wollte, zurückgeschlagen, und am 20. Mai wurde das russische Linienschiff

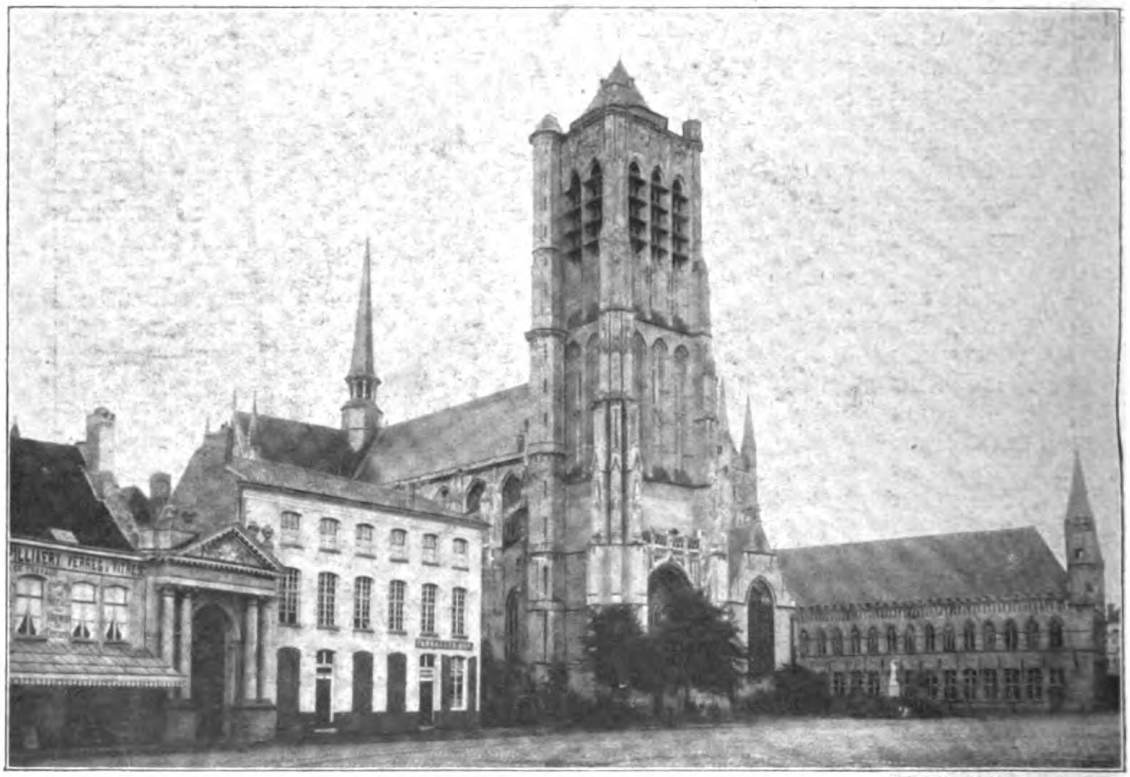
Kriegschronik



Husarenstück eines deutschen U-Bootes: Ein deutsches U-Boot läuft mit einem in der Irischen See aufgebrachten englischen Fischerdampfer, nachdem es ihn durch die ganze Nordsee, von der englischen Flotte unbelästigt, geschleppt hatte, glücklich in einen deutschen Nordseehafen ein. Nach einer Originalzeichnung von Max Fiedler

Kriegschronik

„Panteleimon“ torpediert. Vor den Dardanellen aber ist im Mai der neue große Angriff der Verbündeten, der mit viel größeren Machtmitteln zu Land und zur See ausgeführt wurde, nicht minder gründlich gescheitert wie die früheren. Hier war die große Überraschung das Auftauchen deutscher Unterseeboote, die den feindlichen Schiffen so zusetzten, daß die ganze englische Flotte — am 28. Mai — sich zurückzog und die gelandeten Truppen,

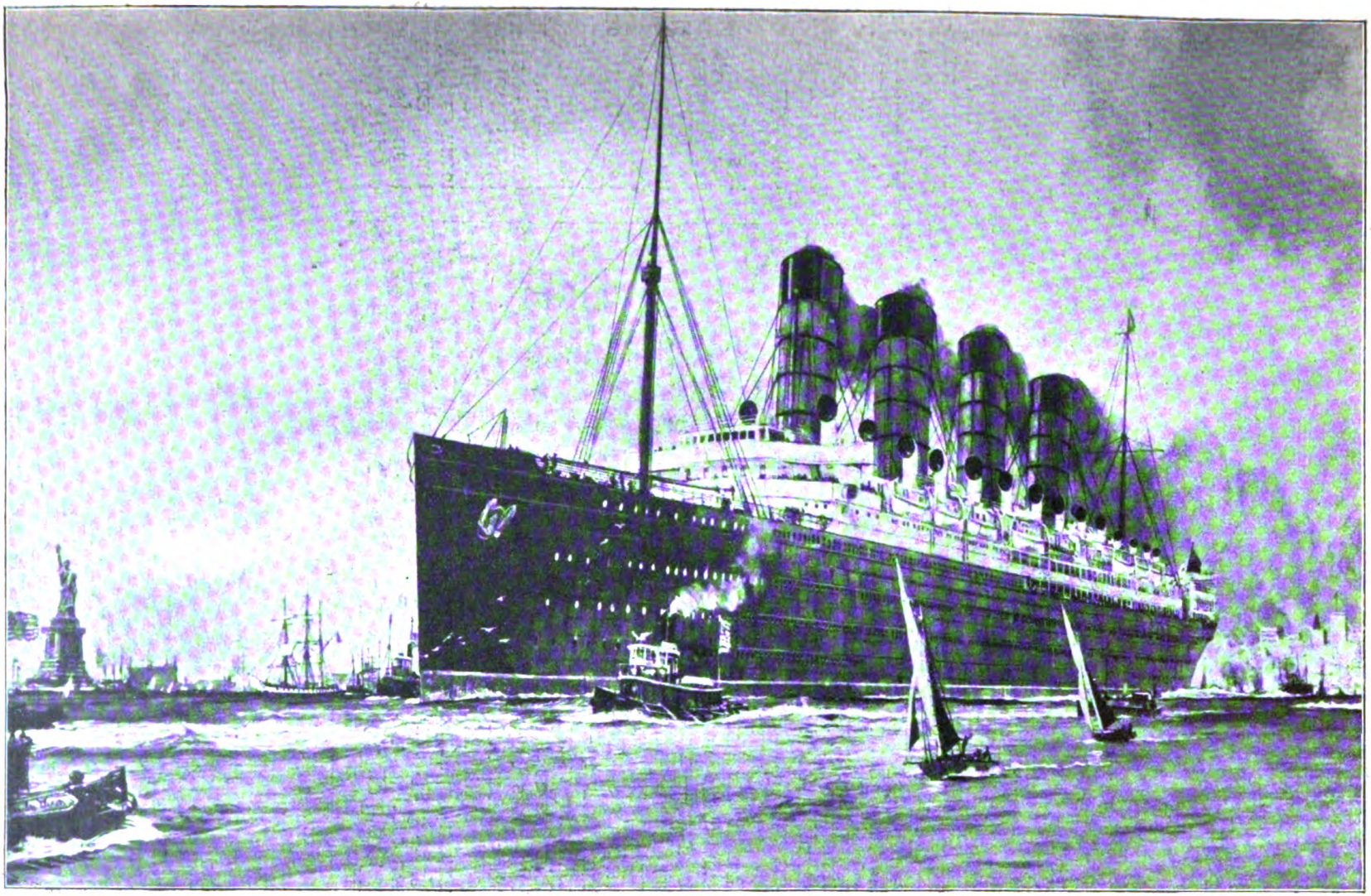


Sankt-Martins-Kathedrale in Ypern

Phot. Presse-Bureau, Leipzig

die trotz allem erbitterten Ansturm und unsinnigem Munitionsverbrauch nicht recht vorwärts kommen, sondern immer schwerere Verluste erleiden, sich selbst überließ. Durch Torpedo- und Unterseeboote waren am 14. Mai der „Goliath“, am 22. der „Majestic“, am 25. „Triumph“ (im Golf von Saros) torpediert, am 28. ein englisches Linienschiff vom Typ „Agamemnon“, am 23. Mai ein großer Dampfer in den Dardanellen schwer beschädigt, am 31. ein großer englischer Hilfskreuzer bei der Insel Strato, am 2. Juni ein englischer Linienkreuzer bei Tenedos torpediert worden. Angesichts dieser Tatsachen erscheint es zweifelhaft, ob es dem Dreiverband, trotz allen Aufschneidereien Churchills, gelingen wird, aus eigner Kraft später an dieser Stelle doch noch Erfolge zu erzielen oder Italien und Griechenland zu überreden, daß sie in selbstmörderischer Bereitwilligkeit die in die englisch-französische Flotte gerissenen Lücken ausfüllen. Und wenn die ganze Aktion an den Dardanellen vielleicht den unausgesprochenen Hauptzweck hatte, den Suezkanal zu entlasten, so ist auch dieser Zweck kaum erreicht: hat doch die Türkei nunmehr offiziell das Suezkanalgebiet in die Kriegszone einbezogen, und sollen sich doch schon, als Vorboten der dort zu erwartenden Ereignisse, einige der unheimlichen deutschen U-Boote vor Port Said gezeigt haben.

Dabei geht auch im Norden die Tätig-



Phot. R. Sennecke, Berlin

Die südwestlich vom Kap Old Head an der irischen Küste torpedierte „Lusitania“ (31 500 Tonnen), aus dem Hafen von Neuyork in See gehend

Kriegschronik

keit unsrer Tauchboote in gesteigertem Maße weiter. In den drei Monaten vom 18. Februar bis 18. Mai haben sie der feindlichen Handelsschiffahrt einen Gesamtverlust von 111 Schiffen (mit zusammen 234 239 Tonnen Wasserverdrängung) zugefügt; und seit dem 18. Mai ist diese Zahl, die besonders der englischen Schiffahrt zugeschrieben werden muß, beträchtlich gestiegen. — Dazu kommen die Fahrten unsrer Luftschiffe, die sich am 9. und 26. Mai über Southend, am 16. über Dover und Calais nachdrücklich betätigten; am 28. flog in Sheerneß der Hilfskreuzer „Irene", offenbar aus einem Luftschiff getroffen, in die Luft; am 31. beschossen Zeppeline die Werften und Docks von London — wohl die stärkste und wirksamste der bisherigen Demonstrationen —, während anderseits das Erscheinen eines Zeppelins über Helsingfors (26. Mai) unsern russischen Freunden zu denken gab.

Das allmähliche Versiegen der schweren Munition bei der englischen Artillerie, das ungenügende Ergebnis der Werbungen, vor allem aber auch die direkten und indirekten Wirkungen der Untersee- und Luftangriffe haben die innerpolitische Lage in England stark beeinflußt und als Ergebnis einer Kabinettskrise die Bildung eines allen konstitutionellen Überlieferungen Großbritanniens Hohn sprechenden Koalitionsministeriums herbeigeführt. Die beiden verhängnisvollsten Männer des englischen Kabinetts, Grey und Churchill, scheinen kaltgestellt; wird es, trotz den inneren Schwierigkeiten, der englischen Diplomatie gelingen, weitere neutrale Staaten, zunächst Rumänien, Bulgarien und Griechenland, in den Weltkrieg hineinzuzerren? — Der Untergang der „Lusitania" (7. Mai), das politisch bedeutsamste Ereignis auf dem Gebiet des Tauchbootkriegs, hat eine Verschärfung des Gegensatzes zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland zur Folge gehabt, deren Konsequenzen heute noch nicht zu übersehen sind. Es wäre das teuflischste Meisterstück Englands, wenn es ihm gelänge, woran es schon so lange arbeitet, auch die Vereinigten Staaten von Amerika aus unfreundlicher Neutralität in offene Feindschaft gegen Deutschland zu hetzen. Die Entscheidung darüber wird kaum allzulange auf sich warten lassen.

Illustrationsphoto-Verlag, Berlin

Telegraphenarbeiter am Bahnhof Lodz

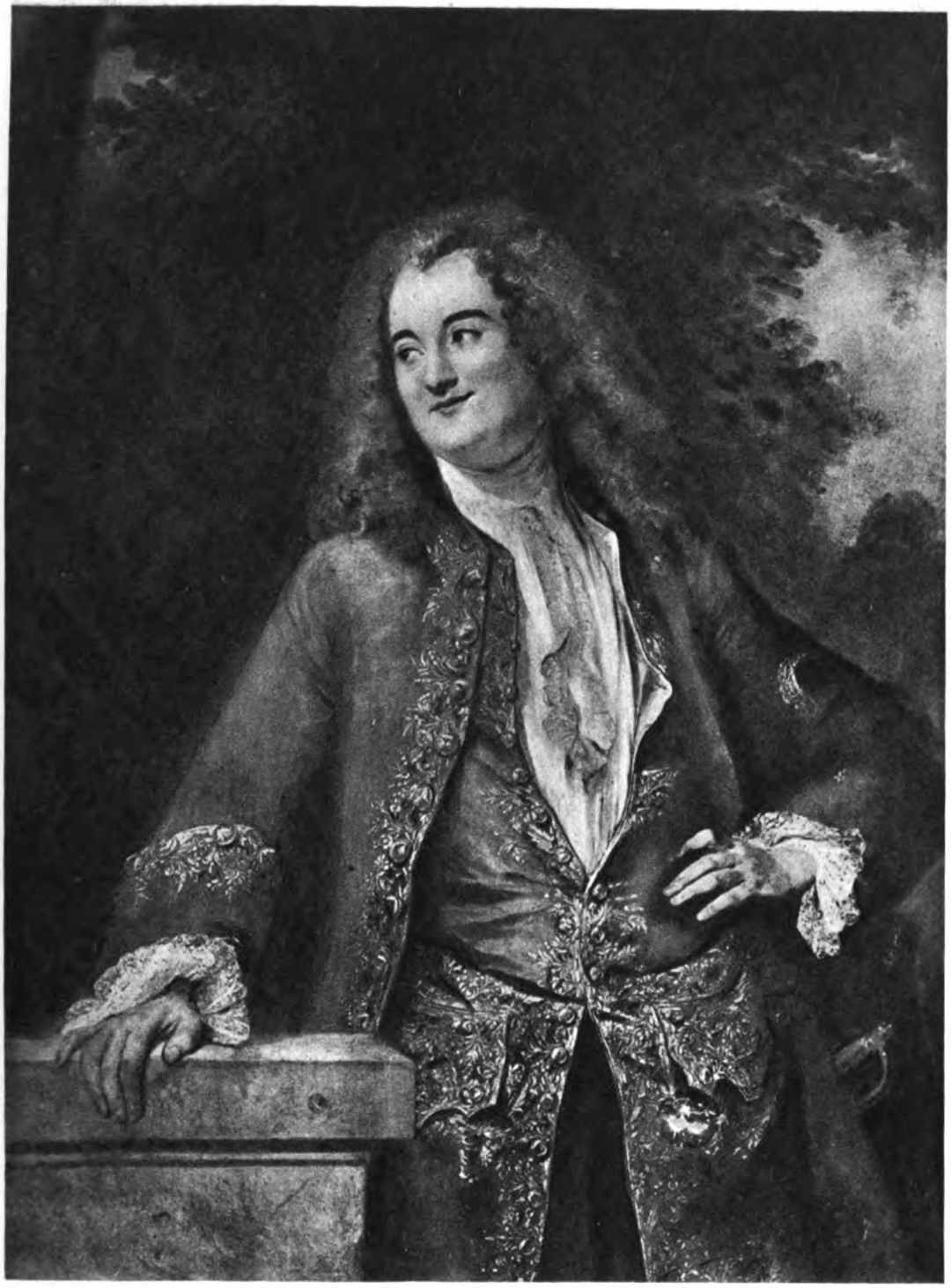
XY.

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion. Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.

TIEFDRUCK DER DEUTSCHEN VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

Holbein d. J.: Die Madonna mit der Familie des Bürgermeisters Jakob Meyer

Holbein d. J.: Bildnis des Kaufmanns Georg Gisze

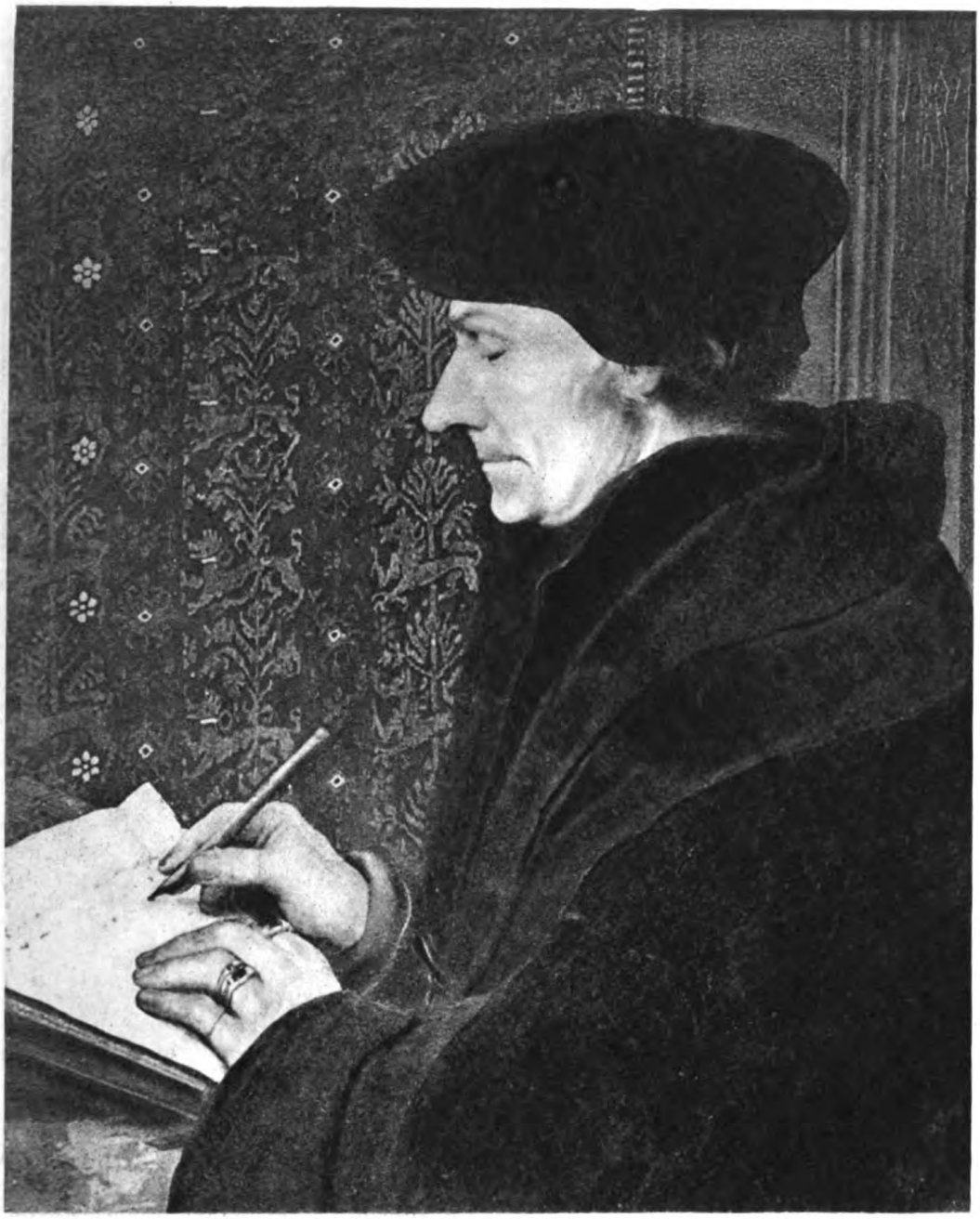


Watteau: Porträt

Watteau: Maskerade

Watteau: Der zudringlich Schauende

Watteau: Die Nymphe mit der Sonnenblume



Holbein d. J.: Erasmus von Rotterdam

Holbein d. J.: Prinzessin Anna von Cleve
nachmalige Gattin König Heinrich VIII.

Österreichisch-ungarischer Flieger über den Bocche di Cattaro
Rechts im Hintergrund der montenegrinische Festungsberg Lovčen (1759 Meter)
Nach einem Aquarell von Professor M. Zeno Diemer

Arena
Oktav-Ausgabe von Über Land und Meer

Die Tragikomödie des Freiherrn von Ellrodt

Erzählung von **Eugen Reichel**

I

„Ach, bitte, gnädiger Herr, was mag wohl die Uhr sein?“

Diese Frage richtete ein Bürschchen von etwa zehn Jahren dreisten Blicks an einen wohl viermal älteren Herrn, der mit fest verschlossen scheinenden Augen über die linke Seite des Steindammes daherkam.

„Die Uhr —? Warte mal, mein Jungchen.“

Er blieb stehen, kniff die Schädelfenster noch fester zu, murmelte kaum vernehmbar noch etwas vor sich hin und sagte schließlich: „Es wird fünf Uhr sein.“

„Ich möcht's aber gar zu gern genau wissen, Herr Baron.“

„Dann warte, bis du an einem Uhrladen vorüberkommst oder eine Turmuhr schlagen hörst, mein Jungchen.“

„Ach so! Der Herr Baron hat keine Uhr bei sich!“

Der Junge sprang über den Rinnstein, lachte unverschämt; und acht oder zehn andre Bengel, die in der Nähe gelauert hatten, brüllten jetzt ebenfalls höhnisch: „Der Herr Baron hat keine Uhr bei sich! Sollen wir Ihnen zu Weihnachten eine Tombakzwiebel schenken, Herr Baron? Hihihi!“

Einer aus der bösen Gesellschaft warf sogar einen bereitgehaltenen Stein nach des seltsamen Spaziergängers hohem, schäbigem Zylinderhut, der unter dem gellenden Hohngelächter der Buben vornüber und seinem Besitzer vor die Füße fiel.

Während die Rangen, von einem zufällig des Weges kommenden Polizeileutnant in Furcht versetzt, davonrannten, bückte sich der stille Pflastertreter, ohne eine Miene seines pergamentfarbenen, fleischlosen Gesichts zu verziehen, hob den Hut auf, behielt ihn in der linken Hand und schritt, wie wenn gar nichts geschehen wäre, mit den hageren, von kurzen schwarzen, blank gescheuerten Hosen eingeschnürten Storchbeinen weiter.

Eine sonderbare, den andern Gassenläufern nur deshalb nicht mehr auffallende Erscheinung, weil sie ihnen seit Jahren dem Ansehen nach bekannt war.

An jedem Nachmittag, auf die Minute pünktlich, kam der dürre, an einen Don Quichotte erinnernde Herr mit dem abgetragenen, aber immer noch den ursprünglichen Schnitt zeigenden schwarzen Tuchrock, dem alle Knöpfe fehlten, mit dem hohen, fettglänzenden Zylinderhut, ein schwarzes Stöckchen in der graubehand-

 Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

schuhten Rechten vor sich hertragend, desselben Weges; bald nach drei Uhr dem Steindammer Tor zustrebend, kurz vor fünf Uhr heimkehrend. Man achtete nicht mehr auf ihn. Wen aber sein Beruf selten in diese Gegend führte, der blickte wohl mit kopfschüttelndem Erstaunen der eigenartigen, steifstolzen Gestalt nach, deren glänzende Lackstiefel wenig zu der Schäbigkeit der übrigen Ausstattung paßten und diese nur noch auffallender erscheinen ließen.

Als der Verhöhnte ein paar Schritte weitergegangen war, schlug, zu seiner stillen Genugtuung, vom Turm der nahen polnischen Kirche die Uhr langsam fünf. Er wußte doch Bescheid!

Ohne die Augen zu öffnen, lächelte er überlegen vor sich hin, ließ das Stöckchen auf den Fliesen des Bürgersteigs springen und setzte sich nach einigen Minuten den Hut wieder auf den dünnbehaarten, aber sehr sorgfältig gekämmten kleinen Schädel.

Er sah niemand an, und niemand grüßte ihn, der wie ein Blinder, aber trotzdem sicheren Schrittes, durch die nicht sehr belebte Welt ging. Als nach einer Weile wieder ein Gassenjunge vor ihn hintrat und fragte, wieviel Uhr es wohl wäre, gab er höflich, wie es seiner gütigen Seele natürlich war, und ohne noch erst im stillen nachzurechnen, Antwort. Er hatte ja die Turmuhr soeben die fünfte Stunde schlagen gehört!

Jedermann in der oberen Stadt wußte, daß Herr von Ellrodt keine Taschenuhr bei sich trug. Jedermann wußte, daß er seit Jahren im Winter und Sommer denselben Anzug und denselben Zylinderhut spazieren führte. Jedermann hielt ihn für einen ungefährlichen Narren, den man bedauern müßte. Nur die Gassenjungen des Viertels mochten es sich selten versagen, den „gnädigen Herrn" oder den „Herrn Baron" zu hänseln, ihm wohl auch, wie es die Gelegenheit gerade bot, einen bösartigen Schabernack zu spielen.

Noch nie hatte er sich darüber entrüstet. Ja, selbst wenn nichtsnutzige Buben mit Steinen oder gar mit schmutzigeren Gegenständen nach ihm warfen, hatte er sich nicht aus seinem edelmännischen Gleichgewicht bringen lassen. Nur wer in solchen Augenblicken an ihm vorüberging, konnte ihn dann wohl Worte murmeln hören, die etwa wie „Kanaillen!" oder „Bestienbrut!" klangen.

Vornehmen Sinnes vermied er alles, was eine Störung auf der Gasse hätte hervorrufen können. Er ging wie ein Nachtwandler still und sicher seinen täglichen Weg, der ihn kurz vor dem Ende der Wanderung an einem Vogelhändlergeschäft vorbeiführte, dem er an jedem Sonnabend einen kurzen Besuch abstattete.

Auch heute trat er als ein gut bekannter und offenbar schon herbeigesehnter Gast, von allen Vögeln laut begrüßt, in den Laden, hinter dessen breitem Tisch ein gutmütig dreinschauendes graubärtiges und kahlköpfiges Männchen saß.

„Guten Abend, Herr Baron!" sagte der kleine krummbeinige Jude, indem er aufstand und sich das Mützchen über den Schädel warf.

„Guten Abend, mein lieber Herr Waldmeister," versetzte Herr von Ellrodt, der inzwischen seinen Zylinderhut auf den Ladentisch gestellt hatte.

„Nun — was wird heute gefällig sein, Herr Baron? Ein prächtiges Kanarienhähnchen?" Der Händler zeigte auf ein laut schmetterndes, schön entwickeltes, tief dunkelgelbes Vögelchen, das in einem besonderen Bauer an der Innenseite des Ladenfensters hing.

„Heute nicht mein lieber Herr Waldmeister. Wir haben übermorgen den ersten Mai — da können Sie sich denken, daß die Mittel nicht mehr weit reichen. Aber zwei Dompfaffen und einen Stieglitz können Sie mir geben — die haben doch wohl immer noch denselben Preis."

„Für den Herrn Baron gewiß. Anderthalb Gulden der ganze Dreiklee."

„Na — dann bitte also, mein lieber Herr Waldmeister."

Er zog in steifer Haltung einen sehr verbrauchten Geldbeutel aus der linken Hosentasche, klimperte ein wenig mit den paar noch vorhandenen Geldstücken und legte die kleine Summe neben den Zylinderhut.

„Einzupacken brauch' ich doch die Vögel nicht, Herr Baron?"

Herr von Ellrodt lächelte unmerklich, nahm das kleine Notbauer an sich, machte sodann eine höfliche Verbeugung, setzte den Hut auf und schritt über die Schwelle. Aber noch ehe der Händler die Tür hinter ihm geschlossen hatte, erbrach Ellrodt den Käfig der kleinen Gefangenen — und mit jauchzendem Geschrei flogen Dompfaffen und Stieglitz ins Weite.

II

Herr von Ellrodt reichte das Bauer wieder in den Laden hinein, warf noch einen zufriedenen Blick auf eines der gegenüberliegenden Dächer, auf das die befreiten Tierchen sich zunächst niedergelassen hatten, und stelzte dann seiner Wohnung zu, die sich im Dachgeschoß eines unansehnlichen Hauses der Fließstraße befand.

Ein gelblichweißes, rechteckig zugeschnittenes Stück Pergamentpapier leuchtete hier jedem Ankömmling von der linken Tür des Stockwerks etwas aufdringlich entgegen. Näher tretend, las man dann die nahezu künstlerisch ausgeführte, geschmackvoll mit allerlei Rankenwerk umrahmte Aufschrift:

Hans Georg Freiherr von Ellrodt, Leutnant a. D.

Die rechte Tür aber zeigte nur ein ganz kleines weißgraues Blechschild, auf das in winziger Lateinschrift eingegraben war:

Hortensie Klappka, Partikuliere.

Mit leichtem Räuspern hatte Hans Georg die letzte Treppenstufe überschritten. Jetzt zog er umständlich einen Schlüssel aus der rechten Hosentasche, steckte ihn feierlich ins Loch des Türschlosses, öffnete die leis knarrende Einlaßpforte, drückte sie möglichst geräuschlos wieder zu und verschloß sie dann von innen aus mit bemerkbarer Sorgfalt.

Ein lautes Zwitschern und Singen begrüßte den einsam hier hausenden Freiherrn. Nachdem er den steifen Hut an einen Knaggenhaken des engen Vorraums gehängt, das Stöckchen beiseite gestellt und den Galarock mit einem offenbar lange nicht gereinigten grauen Hauskittel vertauscht hatte, betrat er die helle Küche, in deren einer Fensterecke sich ein hoher, breitästiger, längst von allen Nadeln entblößter Fichtenbaum befand, von dem jetzt eine Schar Kanarienvögel auf ihn zugeflogen kam, um sich ihm auf den Kopf, die Schultern, an die Brust, auf Arme und Hände zu setzen.

Er hatte jetzt die verkniffenen, leicht geröteten Augen etwas mehr geöffnet, lächelte wie ein glückseliges Kind, pfiff ein paar Tonreihen und sprach schließlich wie ein zärtlicher Vater zu den Lieblingen, die zutraulich an ihm herumhüpften und auf kleine Leckerbissen zu warten schienen.

„Ja, ja, ihr kleinen Freßsäcke — das Abendbrot soll euch nicht länger entzogen bleiben."

Mit einer lebhaften Bewegung scheuchte er das Federvölkchen von sich ab, das nun in der geräumigen Küche mit lautem Gezwitscher durcheinanderflatterte. Dann trat er zum Fenster, dessen obere Flügel zum Zweck einer besseren Lufterneuerung zentimeterbreit aufgesperrt waren, griff tief in eine auf dem Fensterbrett stehende Papiertüte hinein, füllte sich beide Hände mit Raps- und Spitzsamen und rief lockend: „Hier, meine Herren!"

Sogleich kamen die mehr als zwanzig Hähnchen wieder auf ihn zugeflogen, setzten sich in zwei Trupps auf je einen seiner Arme und hüpften von hier aus auf die offen vor ihnen ausgestreckten Hände, um alsbald über die Fülle köstlicher Körnchen herzufallen.

Keiner gönnte dem andern etwas. Es gab heftige Kämpfe. Reichlich die Hälfte des Dargebotenen fiel ringsum auf den Boden, der nun den größeren Teil der hungrigen Gesellschaft noch mehr lockte, so daß schließlich auf den Handflächen nur ganz wenige Mahlzeithalter sitzenblieben, mit denen Hans Georg noch ein Weilchen in der Küche herumspazierte. Nach kurzer Zeit warf er auch diese leichte Last von sich ab, reinigte schnell noch die verschiedenen, auf dem Herd und einem Küchenbrett untergebrachten Wassernäpfchen, füllte sie neu, verabschiedete sich mit einer steifen Handbewegung von den Lieblingen und begab sich in sein Wohn- und Schlafzimmer.

Auch hier sah es nicht viel wohnlicher aus als in der ganz unbestellten Küche, deren nie gescheuerte Dielen statt mit einer Decke nur mit großen Bogen alten, überreich beschmutzten Zeitungspapiers belegt waren.

Beim Öffnen der Tür fiel der Blick des Eintretenden zunächst auf ein altes, mit bunten Kattunvorhängen geschmücktes Bett. Diesem gesellten sich ein Waschtisch, ein gebrechliches Sofa, zwei wohl noch gebrechlichere Lehnsessel, ein nur dürftig überdeckter länglichrunder Mahagonitisch, drei verbrauchte Stühle, ein schmaler Birkenschrank, eine wackelige Kommode aus demselben, in diese Umgebung nicht hineinpassenden Holz, ein auf zwei schwarzen, breitbeinigen Holzböcken ruhendes, dunkelbraun gebeiztes Brett, das einen Schreibtisch vorstellte, über diesem ein kümmerliches Hängeregal, das einer nicht eben bedeutsamen Büchersammlung zum Ruheplatz diente, dann ein durchsessener Klavierschemel, ein paar gut gerahmte Lithographien an den ärmlich tapezierten Wänden und an jedem der kleinen, aus dem Raum herausspringenden Dachfenster stark verstaubte Gardinen.

Die Unsauberkeiten des lange nicht gescheuerten Fußbodens verdeckte kein Teppich; nur ein paar dünne kleine Strohmatten lagen vor Bett und Kommode.

Das war alles. Einige Tassen, Teller und Gläser in der hinteren Ecke des Schreibtisches fielen erst bei näherem Zusehen in die Augen. Ein ärmlicheres Junggesellenheim hätte man sich kaum vorstellen können.

Aber Hans Georg fühlte sich wohl hier; selbst im Winter, wenn der schlecht heizende, weil schlecht genährte graue Ofen die Zimmerwärme nur ausnahmsweise bis zu vierzehn Grad Celsius emporschnellen ließ. Er durfte keine Ansprüche machen; und weil ihm seine Unabhängigkeit über alles ging, so machte er auch keine.

Als letzter Sproß einer verarmten Seitenlinie seines vornehmen Geschlechts stand er seit Jahren vollständig vereinsamt in der Welt. Sein Vater, der sich als Oberpostsekretär durch die Heirat mit der ältesten Tochter eines in den achtundvierziger Revolutionstagen verstorbenen kleinen Rentners einigen Wohlstand über seine Beamtengage hinaus gesichert hatte, war einige Monate nach dem Tode der Gattin ebenfalls entschlafen. Er hatte dem Sohne, der mit Rücksicht auf seine adlige Herkunft in eine Kadettenanstalt aufgenommen und, dank seines Fleißes und seiner allgemeinen Tüchtigkeit, sehr früh zum Offizier befördert worden war, ein bescheidenes Vermögen hinterlassen, dessen Rente leider nicht so weit reichte, um dem jungen Leutnant ein standesgemäßes Leben zu ermöglichen. Immerhin sicherte es ihm ein unabhängiges, wenn auch dürftiges Dasein, als er, vom Exerzierplatz- und Kasernendienst ohnehin abgestoßen, mit einer sehr kümmerlichen Pension in den Bürgerstand zurückgetreten war.

Allerdings mußte er sich mit etwas mehr als dreihundertundzehn Talern begnügen; und auch zur Zeit des Deutschen Krieges von achtzehnhundertsechsundsechzig war mit einem solchen Jahreseinkommen nicht viel anzufangen. Um so weniger, wenn man ein Freiherr von Ellrodt war. Seiner beschaulichen Natur aber genügte das Wenige. Es gelang ihm sogar, immer noch so viel für seine tierfreundlichen Liebhabereien zu erübrigen, um allwöchentlich einigen armen

gefangenen Vögeln die Freiheit zurückzuerkaufen und sich im Lauf der Jahre eine „Menagerie“ von Kanarienvögeln anzulegen.

Andre Leute hätten sich statt dessen lieber eine gute Taschenuhr, auch etwas bessere Garderobe angeschafft und gelegentlich den Besuch des Theaters oder Konzertsaales gestattet — aber das wären dann eben andre Leute gewesen und nicht Hans Georg Freiherr von Ellrodt. Dieser war auch ohne Taschenuhr und andre Überflüssigkeiten des an sich schon recht überflüssigen Lebens zufrieden; war sogar in seiner bescheidenen Weise glücklich und merkte nichts davon, daß er sich allgemach mehr und mehr zum Sonderling entwickelte.

Daß er beruflos dahinlebte, störte ihn kaum. In seiner Jünglingszeit hatte er sich wohl in Dichterträumen berauscht und es nicht für unmöglich gehalten, mit der Feder sich ausleben und sein Brot verdienen zu können. Als dann jedoch der hoffnungsfrohe Leutnant sich etwas kopflos in eine wohlhabende Gutsbesitzerstochter leidenschaftlich verliebte, die sich, sobald er die Uniform abgelegt hatte, treulos von ihm abkehrte — da brach etwas in ihm entzwei, was nie wieder zurechtheilen wollte. Ein tiefempfundenes Gedicht war ihm noch in einer Stunde tiefsten Schmerzes geglückt — dann ward ihm auch die Muse untreu. Weder in Versen noch in Prosa wollte ihm jemals wieder etwas gelingen. Er sah sich zur geistigen Untätigkeit verurteilt und gewöhnte sich langsam an sein zweckloses Dasein, dem er nur durch seine stille, grausam gefangenen Waldvögeln zugute kommende Erlösertätigkeit eine Art von Inhalt zu geben vermochte.

Aber wo keine schwer drückenden Sorgen herrschen, wo für die Bedürfnisse des Tages die Deckung im voraus gesichert ist, da läßt sich's bei bescheidenen Ansprüchen immerhin behaglich leben.

Die Erfahrung hatte Hans Georg schnell gemacht. Er entsagte nach dem frühzeitigen Tode der Eltern und der ihm einige Monate später gern erteilten Verabschiedung aus der Armee allem, was das Leben auch für ihn hätte reizvoller machen können. Die ihm zugefallene Wohnungseinrichtung verkaufte er bis auf ein paar schlecht zusammenpassende, keinen Käufer lockende Möbelstücke und zog sich mit diesem kümmerlichen Hausrat in die freiherrliche Unabhängigkeit zurück, die er sich von der Wohnung, von der Wäsche, den Kleidern und sogar vom Munde absparte. Er lebte fast nur von bitterem Teewasser, von Eiern, Brot, Butter und Käse; im Sommer dazu von Kopfsalat und billigem Obst. Etwas Besonderes ließ er sich nur seine Lackstiefel und Handschuhe kosten, deren er stets drei Paare besaß; ohne die ihm das Leben unerträglich gewesen wäre.

So hauste er nun schon mehr als achtzehn Jahre lang in seiner Dachstube. Ganz einsam. Von niemand betreut, da er in seinem Heim nicht einmal vorübergehend eine Aufwärterin dulden mochte. Nie hatte man ein weibliches Wesen in seiner Nähe gesehen. Seine Stube, sein Geschirr, seine Kleider und Stiefel reinigte er selbst. Das bildete einen wichtigen Teil seiner täglichen Beschäftigung. Früher hatte er noch etwas auf seinen Anzug gehalten. Dann verlor sich diese Eitelkeit, wie er es nannte, nach und nach. Seit langem störte es ihn nicht einmal mehr, daß sein einziger, nun bald ein volles Jahrzehnt ihm dienender Staatsrock im Laufe der Zeit alle Knöpfe eingebüßt hatte. Ja, dieser knopflose Tuchrock schien ihm jetzt eine höchst ehrwürdige Besonderheit vorzustellen. Er hätte am liebsten auch die gleichaltrige Weste von allen Knöpfen befreit; es schien ihm jedoch, seiner nicht stets tadellos sauberen Wäsche wegen, ratsam, sie bei seinen Spaziergängen fest geschlossen zu halten.

Da er sich's nicht gestatten durfte, die „guten Kleider“ im Hause anzubehalten, so legte er nun auch Weste und Hosen ab, vertauschte sie gegen andre, die eben nur noch in einsamer Häuslichkeit getragen werden durften, reinigte sie, glättete sie sorgfältig und ließ sie, gleich dem Rock, im Kleiderschrank verschwinden.

Dann entledigte er sich geräuschlos der Lackstiefel, stäubte sie ab, fettete sie behutsam ein, stellte sie in den unteren Raum des Waschtisches, schlüpfte in ein paar ausgetretene Pantoffeln und legte sich mit einem leisen Seufzer aufs braune Sofa, um von den Strapazen der Nachmittagswanderung auszuruhen.

III

Er hatte noch nicht fünf Minuten gelegen, als an seiner Tür geläutet wurde.

Wer wollte da zu ihm?

An Besuche war er nicht gewöhnt. Der fällig gewesene Steuerbetrag war schon vor etlichen Tagen und wie stets in den Vormittagsstunden abgeholt worden. Mit Schustern und Schneidern hatte er zurzeit nichts zu tun. Auch der Briefträger, der heute noch eine Bestellung zu erledigen haben mochte, kam schon seit Jahren nicht mehr in die Lage, sich zu ihm hinaufbemühen zu müssen.

Wer also konnte es sein? Er wartete, ob sich die Klingel noch einmal in Bewegung setzen würde. Wirklich, sie schlug abermals an. Diesmal sogar etwas stärker, wie es ihm schien.

Er zögerte auch jetzt noch, sich zu erheben. Als aber nach einigen Sekunden ein drittes Läuten erklang, warf er die Decke beiseite, stand auf, begab sich in den Flur hinaus und fragte: „Ist da jemand?"

„Ja, bitte, Herr Baron — ich bin's."

„Darf ich nochmals fragen, wer?"

„Ich. Frau Klappka — Ihre Nachbarin."

Es stieg bitter in ihm auf.

„Sie wünschen, meine Gnädigste?"

Er hatte die Tür ein paar Zentimeter breit geöffnet und blinzelte hinaus.

„Der Briefträger hat mir unten einen Brief für den Herrn Baron mitgegeben. Da ich gerade hinaufsteigen wollte, so nahm ich ihn mit herauf. Ich bitte sehr um Entschuldigung, daß ich den Herrn Baron habe stören müssen."

„Höflichsten Dank, meine Gnädigste." Er steckte die schmale Hand durch die Türspalte und nahm den Brief in Empfang. „Verzeihen Sie, wenn ich mir nicht die Ehre geben darf — aber ich bin auf Damenbesuch nie eingerichtet —"

„Oh, Herr Baron — unter Nachbarn nimmt man's nicht so genau. Aber wir werden ja bei passenderer Gelegenheit — Da will ich heute nicht länger stören. Ich habe die Ehre, Herr Baron."

Die kleine Dame vollführte so etwas wie einen Hofknicks. Hans Georg verbeugte sich hinter der Tür ebenfalls, drückte sie kräftig zu, drehte den Schlüssel wieder zweimal um und trat in sein Zimmer zurück.

Der Brief kam aus Danzig. Trauerrand. Er ahnte nicht, wer ihn geschrieben haben könnte. Die Handschrift war ihm fremd. Immerhin eine gute, feste Handschrift. Er schätzte das. Ein leichter Duft spielte gegen ihn an. Verdächtige Herkunft. Roch nach Frauenzimmer. Danzig. — — Endlich fiel ihm ein, daß die jüngere Schwester seiner Mutter damals nach der Weichselstadt übergesiedelt war, als junge Gattin eines Holzhändlers. Fast vierzig Jahre lagen dazwischen. Er war noch ein Knabe gewesen, erinnerte sich aber dunkel der Hochzeit in Königsberg, an der Vater und Mutter teilgenommen hatten. Seit Jahrzehnten war keine Kunde mehr von diesen bürgerlichen Verwandten zu ihm gedrungen. Er trug auch kein Verlangen, sich den ferngerückten Leuten in Erinnerung zu bringen. Der Onkel war anfangs der dreißiger Jahre in Konkurs geraten. Dessen entsann er sich nun ebenfalls. Im Elternhause war davon geredet worden. Wie weit lag das alles zurück! Was hatte da jetzt dieser Brief mit dem Trauerrand zu bedeuten? Aber er war nicht neugierig. Trauernachrichten erfährt man nie zu spät, dachte er.

Gleichgültig warf er den Brief auf den Schreibtisch und legte sich dann wieder aufs vernutzte Sofa.

Ihn beschäftigte jetzt die ärgerliche Tatsache, daß er die Bekanntschaft dieser Frau Klappka hatte machen müssen, sehr lebhaft.

Achtzehn Jahre lang wohnte er nun hier oben. Nie hatte er sich um die andern Bewohner des Hauses gekümmert. Ihm widerstand es, Bekanntschaften zu machen. Er hatte weder den Rechnungsrat beachtet, den er als Nachbar vorgefunden, noch das Ehepaar, das nach dem Tode des alten Junggesellen die Wohnung bezogen hatte. Einmal in all der Zeit war er den zwei Leuten beim Nachhausekommen auf der unteren Treppe begegnet. Man hatte sich schweigend begrüßt, wie die Höflichkeit es forderte.

Seit dem ersten April war nun diese Frau Klappka — den Namen hatte er gelegentlich vom Blechschild abgelesen — seine Nachbarin geworden; und ihm graute vom ersten Tage an vor der Möglichkeit, von der kinderlosen und wahrscheinlich heiratslustigen Witwe belästigt zu werden. Zweimal schon war es geschehen, daß sie, wenn er gerade nach Hause kam, Schloß und Klinke ihrer Flurtür putzte. Jedesmal hatte sie ihn etwas dreist, wie er urteilte, begrüßt. Jedesmal war er veranlaßt worden, den Hut zu ziehen. Kühl, ganz kühl zwar und ohne daß von seiner Seite ein Wort gefallen war. Aber trotzdem — er fühlte sich nicht mehr unbeachtet. Das Glück seiner Einsamkeit schien ihm gefährdet. Hatte er darum alle die Zeit über an der kümmerlichen Fünfzig-Taler-Wohnung festgehalten, um nun aller bisherigen Annehmlichkeiten dieses Dachwinkels beraubt zu werden? Vielleicht zwang ihm die Aufdringlichkeit des Weibes doch noch einen Wohnungswechsel auf. Eine Möglichkeit, die ihm entsetzlich schien, die er aber trotzdem ins Auge fassen mußte.

Er war ja kein Weltfremdling. Er wußte doch Bescheid. Namentlich über Witwen hatte er sich längst seine Meinung gebildet. Hinter jedem Wort, hinter jedem Blick dieser arglistigen Frauenzimmer lauerte die Falle. Er aber wollte keinem Weibe zum Opfer fallen. Dafür war er sich zu gut. Er hatte ohnehin mit sich allein gerade genug zu tun. Und seit dem traurigen Roman seiner Jugend war er überhaupt für alles, was Weib hieß, unnahbar geworden. Er wollte mit diesem falschen Geschlecht nichts mehr zu tun haben. Auch diese Frau Klappka sollte nicht glauben, eine Freiin von Ellrodt werden zu können. Er wollte den möglichenfalls nur noch kurzen Rest seines Lebens in Ruhe und ohne jeglichen Anhang verbringen. Mochte sein Freiherrntitel und sein Offiziersrang auch verlockend auf die Begehrlichkeit lediger Weiber wirken: wehe jeder, die ihm seine Freiheit zu rauben beabsichtigen sollte! Rücksichtslos — wenn es sein mußte, brutal — wollte er seine Unabhängigkeit behaupten. Seine Kanarienvögel bildeten seine Familie, seine Welt. Alles andre konnte er entbehren — ein Weib am leichtesten.

Und den Briefträger wollte er bei nächster Gelegenheit ins Gebet nehmen! Wie kam der subalterne Kerl dazu, einen für ihn bestimmten Brief an eine fremde Person auszuliefern?! Unerhört! Als wenn es ihm auf die zwei Treppen ankommen dürfte! Die unausrottbare Beamtenträgheit! Na — der Jüngling sollte etwas zu hören bekommen!

Hans Georg hatte sich nach und nach in eine tiefe Erregtheit hineingeärgert, dem Brief aber noch immer keine Aufmerksamkeit geschenkt. Es begann schon zu dunkeln, als er endlich den Mut faßte, sich mit dem Inhalt des geheimnisvollen Schriftstücks vertraut zu machen.

Er stand auf, schritt zum Fenster, öffnete vorsichtig den breit versiegelten Umschlag — das erste wirkliche „Kuvert", das er zu sehen bekam, da diese aus England eingeführte Neuheit noch nicht allgemein in Gebrauch war —, entfaltete den großen Bogen und las:

„Mein sehr geehrter und lieber Herr Vetter!

Obwohl wir uns noch nie gesehen haben — Du wirst von meinem Vorhandensein vielleicht überhaupt noch nichts wissen —, so ist es mir doch ein tiefes Bedürfnis. Du wirst es begreiflich finden, wenn Du die Güte haben willst, diese Zeilen in Dich aufzunehmen.

Daß ich es Dir nur gleich ohne viel Worte offenbare: Meine gute, von mir über alles geliebte Mama — ich liebe die Menschen, die Gott mir zu Blutsverwandten bestimmt hat, alle über alles, das liegt in meiner zärtlichen, treuherzigen Natur — die jüngere Schwester Deiner so längst schon verstorbenen Mutter, auch sie hat im vorigen Herbst ihre so segensreiche Erdenwallfahrt beenden und zu ihrem himmlischen Vater, unserm lieben, treuen Gott, zurückkehren müssen! Fünfzehn Jahre nach Papas Tod, der, wie Du damals wohl erfahren haben wirst, vor beinahe fünfzehn Jahren — oder genauer am 27. März des Jahres 1851, erfolgte.

Wegen des frühen Todes Deiner so sehr geliebten, in Gott ruhenden Eltern waren die Beziehungen meiner über alles geliebten Eltern zu Dir, dem stets so zurückhaltenden Neffen und Vetter, mehr und mehr entschlummert. Danzig und Deine ehrwürdige Vaterstadt Königsberg, diese berühmte Heimat der reinen Vernunft, liegen ohnehin so weit auseinander. Wenn nicht zwingende Gründe oder ein tiefes Bedürfnis — dadurch ist es gekommen, daß ich so wenig oder eigentlich gar nichts von Dir erfuhr. Als aber meine gute, über alles geliebte Mama neulich — oder genauer am 15. November 1866, aus diesem Leben geschieden war, fand sich in ihrem so teuren Nachlasse ein Schreiben von Deiner guten, geliebten, allezeit hilfreichen Frau Mutter, der hochwohlgeborenen Freiin Johanna von Ellrodt, geborenen Schicklich, in dem diese derselben herzlich dankte für das liebevolle schwesterliche Gedenken und sie bat, den einliegenden Hunderttalerschein als kleine Hilfeleistung in augenblicklicher drückender Notlage anzunehmen, denn mein über alles geliebter Papa hatte damals Bankrott gemacht, ganz ehrlich, demzufolge derselbe alles verloren hatte und aus diesem Grunde große Not im Hause war (ich darf doch offen zu Dir sein, wir sind ja unter uns als die einzigen Überlebenden unsrer geliebten Mütter, die allzeit zärtliche Schwestern gegeneinander waren). Also damals hatte Deine gute Mutter meinen über alles geliebten Eltern aus der Not geholfen, da Deine geliebten Eltern ja auch nicht gerade, wie man zu reden pflegt, in der Butter saßen.

Also meinem geliebten Vater ging es dann wieder besser, wie das im Leben so zu geschehen pflegt. Heute noch auf stolzen Rossen, morgen in die Brust geschossen. Aber es lebt ein Gott, ein getreuer himmlischer Vater, und es wird dann wieder alles gut und besser. Und als derselbe vor fünfzehn Jahren starb (er war einundsiebzig und etwas über vier Wochen alt geworden, ein schönes Alter) hinterließ er meiner geliebten Mama, die damals auch schon neunundfünfzig Jahre alt war, ein kleines Vermögen von etwa fünfzehntausend Talern und eine Versicherungsrente von zweihundert Talern, die meine geliebte Mama noch fünfzehn Jahre lang genossen und fast zur Hälfte zum Kapital geschlagen hat, das nun in Höhe von sechzehntausendundfünfhundert Talern auf mich übergegangen ist und mir ein behagliches Leben sichert, was ich nächst unserm lieben himmlischen Gotte meinem geliebten Papa und desgleichen meiner geliebten Mama nie genug werde danken können.

Ich bin nun, wie Du Dir, mein sehr geehrter und lieber Herr Vetter, denken kannst, allein zurückgeblieben, da ich keine wie immer gearteten unmittelbaren Geschwister mein eigen nennen darf, und habe mich in den letzten sechs Monaten umfangreich bemüht, Deine nähere Adresse und ob Du überhaupt noch am Leben wärest (denn schnell tritt der Tod den Menschen an, es ist ihm keine Zeit gegeben, wie Du selbst am besten wissen wirst, da Du Deine geliebten, so rühmenswerten

Eltern schon in jungen Jahren dem unerbittlichen Sensenmann abtreten mußtest). Jetzt endlich ist es mir nach vielem Hinundherschreiben geglückt. Da ist es mir ein tiefes Bedürfnis, Dir die hundert Taler, die Deine geliebte Mutter vor nun bald fünfunddreißig Jahren meiner selig in Gott ruhenden geliebten Mama zu opfern die große schwesterliche Güte an den Tag zu legen bereit war, mit dem herzlichsten Danke und den selbstverständlich dazugehörigen Zinsen (ich rechne rund fünfhundert Taler, womit mein sehr verehrter und lieber Herr Vetter einverstanden sein wird, wie ich zu hoffen mir nicht versagen kann). Denn auch fünfhundert Taler sind ein hübsches Stückchen Geld, und ich lebe ja, wie ich Dir schon anzudeuten mir erlaubt habe, in geordneten Verhältnissen und kann von den Zinsen der dankbarst ererbten sechzehntausend Taler ausreichend und jeder Sorge die Stirn bietend, leben wo und wie ich will, und auch Königsberg, die ehrwürdige Krönungsstadt unsres glorreichen Hohenzollernhauses, das ja in den letzten zwei so ruhmreichen Feldzügen sich hoch zu den Sternen emporgeschwungen hat und mit Bismarck und Moltke (ich weiß natürlich nicht, wie Du über dieselben, und zumal über den ersteren, denkst, er ist aber auch hier jetzt sehr beliebt, und ein Bekannter meinte neulich, er arbeite darauf hin, den über alles verehrten und so treu landesväterlichen König Wilhelm zum Kaiser von Deutschland zu machen, sobald er das Deutsche Reich geschaffen haben wird, wovon ich natürlich nur wenig verstehe, und Du wirst das alles besser beurteilen können, denn Du bist ein Edelmann und Offizier gewesen).

Also, mein sehr verehrter, lieber Herr Vetter, ich reise nächsten Sonnabend — oder genauer übermorgen früh von hier ab nach dem so ehrwürdigen Königsberg, der Vaterstadt auch meiner über alles geliebten Mama, wo ich ohnedies auf den Gräbern Deiner und meiner geliebten Großeltern Schicklich und desgleichen auf den Gräbern (oder sollte es richtiger heißen: auf die Gräber? Deutsch war schon in der Schule nicht meine stärkste Seite. Ich überlasse es Dir, zu entscheiden) Deiner so hochverehrten Eltern je einen schönen Kranz niederzulegen wünsche. Dort gedenke ich auch Dir mit Deiner gütigen Erlaubnis die fünfhundert Taler dankerfüllt persönlich zu überreichen.

Es wird mich, das kannst Du mir ohne weiteres glauben, ganz außerordentlich freuen, den einzig mir noch lebenden so respektablen nahen Verwandten von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, bis wohin ich verbleibe mit den herzlichsten Empfindungen und Gesinnungen Deine

Deiner geliebten Mutter noch im Tode dankbare

Cousine Mathilde Bogentanz."

„Nachschrift: Es ist mir ein tiefgefühltes Bedürfnis, mein sehr verehrter lieber Herr Vetter, Dir herzlichst dafür zu danken, daß Du meinen Brief bis zu Ende gelesen hast.

Bei dieser Gelegenheit mache ich Dir gleich auch die Mitteilung, daß ich nicht schon übermorgen, sondern erst Montag von hier abreisen kann. Ich habe nachträglich feststellen müssen, daß einige Wäschestücke, die näher zu bezeichnen mein weibliches Zartgefühl mir verbietet, nicht ganz in Ordnung und noch einer etwas umständlichen Ausbesserung bedürftig sind, was mich die nächsten Tage noch zeitraubend beschäftigen wird, woraus Du aber, mein sehr verehrter und lieber Herr Vetter, nicht etwa auf einen so empfindlichen Mangel an Ordnungsgefühl schließen darfst. Denn auch in dieser Hinsicht glaubt es mit jedem weiblichen Wesen, unsre geliebten, selig im Herrn entschlafenen Mütter natürlich ausgenommen, aufnehmen zu können

Deine sich sehr auf Dich freuende
Cousine Mathilde."

Es waren sehr seltsame Gedanken, die Herrn von Ellrodt während der Durchlesung dieses merkwürdigen Schreibens durch den Kopf rasten.

Eine Verwandte, ein lediges und offenbar standesveränderungsbedürftiges Frauenzimmer, drängte sich ihm plötzlich entgegen. Wollte ihm sogar fünfhundert Taler, auf die er schwerlich einen Anspruch hatte, zurückzahlen. Die peinlichsten Möglichkeiten stürmten auf ihn ein und ließen seine unabhängigkeitsfreudige Junggesellenseele in all ihren Tiefen erzittern.

Eines schien ihm zweifellos: daß dieses Fräulein Mathilde Bogentanz es auf ihn, auf den ebenfalls in geordneten Verhältnissen lebenden Freiherrn von Ellrodt abgesehen hatte. Aus jedem Wort ihres Briefes schielte ihn diese Heiratsentschlossenheit an. Ihm graute vor dieser offenbar höchst kaltblütig zielbewußten Dame noch mehr als vor Frau Hortensie Klappka, die er sich denn doch ohne viel Umstände fernhalten konnte, da ihn nicht einmal unwissentliche verwandtschaftliche Beziehungen an sie knüpften.

Was sollte er tun? Wie der Gefahr begegnen? Eine so unzweifelhafte Cousine durfte doch nicht kurzweg fortgestoßen, mit einer höflichen Verbeugung hinter fest verschlossener Tür abgelehnt werden. Schrecklich! Er sah sich bereits mit unzerreißbaren Ketten an diese von Pietätgefühl überströmende Jungfrau gefesselt. Seine Freiheit war kaum noch zu retten, wenn er dem Ansturm nicht mit Vorbedacht auswich.

Für ein paar Wochen verreisen und auf diese Weise für die Danzigerin unerreichbar bleiben?

Aber das kostete Geld. Und Hans Georg wußte am besten, was er sich leisten und nicht leisten konnte.

Im höchsten Grade beunruhigt, legte er sich wieder aufs Sofa und grübelte weiter. Aber er kam zu keinem Entschlusse. Die einzige Hoffnung blieb noch, daß Fräulein Bogentanz von der ärmlichen Lebensumrahmung des „geliebten Herrn Vetters" abgestoßen würde; auf das Glück, in dieser bescheidenen Dachwohnung mit ihm und seinen Kanarienvögeln die feste Burg einer gesegneten Ehe zu gründen, einsichtsvoll verzichtete.

Mittlerweile war die Dunkelheit in sein Dachstübchen hineingeschlichen. Er stand auf, zündete ein dürftiges Öllämpchen an, brühte noch schnell ein paar Gläser Tee auf, schnitt sich ein Butterbrot mit „Stuttzchenzwerg" zurecht, verzehrte die kärgliche Kost gedankenvoll und legte sich bald nach neun Uhr endgültig zu Bett.

Die Unruhe seiner Seele verscheuchte ihm zunächst den Schlaf. Dann überfielen ihn böse Träume. Er sah Frau Klappka — die sich übrigens nebenan recht andächtig mit ihm beschäftigte, da soeben die sechste Patience „glücklich aufgegangen" und das alternde Herz daher voll süßer Hoffnung war — mit einer gespensterhaften Nebenbuhlerin um das Glück, Freifrau von Ellrodt zu werden, leidenschaftlich kämpfen. Falsche Zöpfe und echte Frauenhaare flogen umher. Dann sprangen die Furien gegen ihn an, rissen sich um ihn — zerrissen ihn fast. Er wollte flüchten, aber die Weiber schleiften ihm nach, indem sie sich krampfhaft an den Schößen seines schwarzen Tuchrockes festhielten. Frau Klappka kletterte ihm auf den Hals; die andre schmiegte sich rittlings um seine Hüften. Er war nahe daran, unter dieser Doppellast zusammenzubrechen. Mit einem lauten Schrei wachte er endlich auf. Es war dunkle Nacht. Mit geschlossenen Augen blieb er liegen; ohne Schlaf; grübelnd, immer nur grübelnd.

Schon blinzelte der Morgen in die Fenster hinein — da jauchzte endlich die Hoffnung in ihm auf. Es gab doch wohl eine Rettung vor der zärtlichen Cousine! Einfach nicht hereinlassen. Luft spielen. Sich von Montag morgen ab unsichtbar machen; für acht bis vierzehn Tage; vor aller Welt. Keinen Schritt aus dem Hause. Wenn's nicht anders glücken will, im Bett bleiben. Sein Nahrungsvorrat

reichte noch. Ein paar Eier konnte er sich heute vormittag zur Sicherheit kaufen. Im Notfall schadeten zwei bis drei Hungertage nichts. Was lag ihm am Essen! Mochte die Danzigerin die Gräber ihrer Großeltern und auch die seiner Eltern, die er selbst kaum noch einmal im Jahr besuchte, mit Kränzen schmücken. Sehr anerkennenswert — wenn's ohne Hintergedanken geschähe. Aber die Freiheit durfte ihn das alles nicht kosten. Auch auf die fünfhundert Taler verzichtete er gern. Mammon! Du lieber Himmel! Als ob er darauf den geringsten Wert legte! Er hatte ja, was er brauchte.

Es war inzwischen sechs Uhr geworden. Er blieb noch ein Stündchen traumselig in den Federn liegen. Dann stieg er als ein seit Jahren das überflüssige Nachthemd verschmähender Edelmann in den hellen Tag hinein, wusch sich nach allen Regeln damals üblicher hygienischer Kunst den hageren, aber immer noch kerzengeraden-freiherrlichen Leib, rasierte sich, kleidete sich an, kochte für die festgesetzten zwei Tassen Tee das Wasser, frühstückte sonntäglich und begab sich kurz vor acht Uhr auf die Straße.

Zeitiger als gewöhnlich. Aber das hatte seinen Zweck. Der gewissenlose Briefträger sollte gestellt werden. Jetzt kam er des Weges daher. Vielleicht arglos. Hans Georg eilte sofort in majestätischer Haltung auf ihn zu.

„Hören Sie mal — wie dürfen Sie sich unterstehen, einen für mich bestimmten Brief an eine mir ganz unbekannte Dame zur Weiterbeförderung zu übergeben?"

Der Briefträger blickte dem Scheltenden zunächst verdutzt in die rollenden Augen. Dann dämmerte es in ihm auf. „Ach so, Herr von Ellrodt — Sie meinen —"

„Jawohl! Wissen Sie, daß das ein Vertrauensbruch gröbster Art gewesen ist? Wissen Sie das, Herr?! Mein Name ist Freiherr von Ellrodt."

Dem jungen Postbeamten kam die Erscheinung des ihm kaum bekannten erregten Herrn komisch genug vor. Aber er wußte wohl, daß er einen Fehler begangen hatte, und nahm deshalb den Fall ernst. Er bat um Entschuldigung. Die Dame wäre gerade ins Haus getreten, als er im Erdgeschoß eine Bestellung erledigt hatte. Ob etwas für sie oder den Herrn Freiherrn abzugeben wäre, hätte sie gefragt und ihn gebeten, ihr den Brief anzuvertrauen, da sie ohnehin die Treppen hinaufsteigen müsse. Er hätte sich nichts dabei gedacht und wollte es auch nicht wieder tun.

„Möcht' ich Ihnen auch geraten haben, Herr! Seien Sie mir dankbar, wenn ich keine Anzeige erstatte. Würden zweifellos gleich Ihr Brot verlieren. Kein Spaß. Können mir glauben. Vertrauensbruch gröbster Art! Kann größtes Unheil daraus entstehen — unter Umständen. Lassen Sie sich gewarnt sein — sonst — wie gesagt: mache sofort Anzeige, und Sie sind ein erschlagener Mann. Beamter gewesen. Können sehen, wo Sie wieder Brot finden. Morgen!"

Er stelzte davon, kam sich in aller Bescheidenheit sehr bedeutend vor, machte den üblichen Frühspaziergang zum Roßgärtner Tor hinaus, kaufte sich, heimkehrend, eine Mandel Eier und etwas Weißbrot ein und begab sich dann geradeswegs nach Hause.

IV

Als Hans Georg nach zehn Uhr wieder zu seiner Mansarde hinaufsteigen wollte, vernahm er bereits auf der ersten Treppe Frauenstimmen, die halblaut von oben her zu ihm herniederrieselten. Das Gespräch wurde im zweiten Stock geführt, wie er zunächst annahm. Als er jedoch die nächste Treppe emporstieg, mußte er sich überzeugen, daß die Unterhaltung im Dachgeschoß stattfand.

Ein eigentümliches Gefühl huschte ihm über Leib und Seele. Was bedeutete das verdächtige Geplauder dort oben?

Und nun hörte er Frau Klappkas reifen Sopran über das Geländer fluten: „Ich glaube, da kommt Herr von Ellrodt.“

Es gab ihm einen Schlag. Er prallte vor den sieben Worten entsetzt zurück, hatte Mühe, seine Tüten mit Eiern und Franzbrötchen festzuhalten. Wem anders konnte die tiefer klingende, ihm ganz fremde Stimme gehören als ihr — der Cousine!

Er wollte schnell umkehren — die Treppe hinabstürzen. Aber es war zu spät.

„Herr Baron — wie schön, daß Sie kommen! Sie haben Besuch erhalten. Guten Morgen, Herr Baron.“ Die nichtswürdige Partikülière hielt ihn mit diesem Gruß fest. Er mußte hinauf. Mochte werden, was wollte.

„Ach, Herr Vetter — wie beglückt es mich, daß ich nun doch nicht vergebens hinaufgeklettert bin!“ Sie reichte ihm die grau behandschuhte Rechte hin, ohne daß er es zu bemerken schien.

Er zog nur steif und verlegen und still erbittert den Hut.

„Die Dame wartet schon seit zehn Minuten, Herr Baron. Ich hörte die Gnädige an Ihrer Tür klingeln und glaubte in Ihrem Sinne zu handeln —“

„Verbindlichsten Dank!“ Er pfiff es ihr halblaut ins Antlitz, stieß ihr die unvollendete Mitteilung gewissermaßen in den Mund zurück.

Frau Klappka fühlte sich von der eisigen Unhöflichkeit des freiherrlichen Nachbars schmerzlich berührt. Verletzt, aber doch taktvoll entzog sie sich etwa noch zu erwartenden schrofferen Ausbrüchen seiner schlechten Laune, während Fräulein Mathilde Bogentanz etwas befremdet ihren prüfenden Blick über die einige Stufen unter ihr stehengebliebene seltsame Gestalt hingleiten ließ.

„Welche Überraschung!“ stammelte Hans Georg endlich, stieg nun aber doch vollends zu seiner Wohnung empor, öffnete und bat, näher zu treten.

Er hatte sich inzwischen leidlich gefaßt. So leicht ließ er sich nicht aus der Haltung bringen; selbst in den schwierigsten Lagen des Lebens. Während er Hut und Stock beiseite stellte, sagte er vorbauend: „Es ist bei mir sehr einfach. Ich liebe den Luxus nicht. Sie werden an mehr Komfort gewöhnt sein.“ Er hielt die im Augenblick für ihn so lästigen Tüten mit der Linken verschämt hinter seinen Rücken und öffnete die Zimmertür.

Fräulein Bogentanz aber hatte inzwischen einen Blick durch das Fenster der Küchentür geworfen und die geräuschvoll durcheinander flatternden Lieblinge Hans Georgs bemerkt.

„Ach, die reizenden Kanarienvögel! Das ist aber süß! Nein — wie originell! Ein ganzes Heer fliegender Tazetten! Ich habe so etwas noch nie gesehen!“

„Eine harmlose Liebhaberei von mir. — Aber bitte — ja — wollen Sie nicht näher treten?“

Sie betrat, ohne den hellen Frühlingsmantel abzulegen, das heißt ohne von Hans Georg dazu angeregt zu werden, das Wohnzimmer.

Nur einen flüchtigen Blick warf sie über den ärmlichen Raum — und sie sah alles. Scheußlich! Diese verstaubten Gardinen — diese Möbel — nicht mal ein dürftiger Teppich lag auf dem unsauberen Fußboden. Wo war sie hingeraten!

Hans Georg stellte die Tüten zunächst schnell in die Speisekammerecke des Schreibtisches, rückte dann den Tisch ein wenig vom Sofa weg und nötigte den Gast, Platz zu nehmen. „Ich hatte Sie erst für Montag oder Dienstag erwartet, gnädigstes Fräulein. In Ihrem — ja — Ihrem gütigst an mich gesandten Schreiben —“

„Jawohl. Aber bekanntlich kommt fast alles anders. Ich wurde mit meinen Arbeiten doch schneller fertig. So reiste ich noch gestern vormittag von Danzig ab. Die Trennung von den Gräbern meiner teuren Eltern ist mir nicht leicht geworden. Das kannst du mir ohne weiteres glauben. Bei Verwandten meines seligen

Vaters, die erst vor wenigen Wochen vom Lande nach Königsberg übergesiedelt sind — einem kinderlosen Ehepaar — dir vielleicht dem Namen nach bekannt — Premierleutnant und Gutsbesitzer Holzhaut — in den letzten Jahren Gutspächter —"

„Habe leider nicht die Ehre."

„Ein Sohn der Schwester meines seligen Vaters — kinderlos verheiratet — hatte mich gebeten — bei ihnen — sie wohnen —"

„So, so. Gnädiges Fräulein sind also gut — ja — gut aufgehoben," warf er ein, da es ihm schien, daß sie ihren Satz nicht zu Ende bringen konnte.

„Für die ersten Tage — jawohl. Die zwei lieben Menschen wohnen selbst recht beengt. Ich darf nicht erwarten — ich wünsch' es auch nicht. — Aber — was ich vorhin schon sagen wollte — Ach, die lieben Vöglein — man hört sie bis hierher singen! Doch gewiß eine große Freude für dich."

„Und Sie gedenken längere Zeit in Königsberg zu bleiben, gnädiges Fräulein?" fiel er ihr ins Wort, ohne eine Miene zu verziehen, jede Annäherung unhöflich ablehnend.

Sie war eine Dame — war empfindlich, wie sich's für ein Weib von selbst verstand. Sie hatte wohl auch Grund, über die Aufnahme, die der Vetter ihr zuteil werden ließ, vor allem über die völlige Nichtbeachtung ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen empört zu sein. Aber sie war ja nicht ohne einen ernsten Zweck hergekommen. Was sie in Danzig und zu Lebzeiten ihrer geliebten Eltern nicht hatte finden können, das wollte sie jetzt endlich als vermögende Waise, deren Leben bereits über die Tag- und Nachtgleiche hinauszusinken begann, in Königsberg zu gewinnen versuchen: einen Mann. Gleichviel wen — wenn nur auch er zu leben hatte und etwas vorstellte, was ihren bescheidenen Ansprüchen genügen konnte. Der Eindruck, den sie hier von ihrem freiherrlichen Vetter und seiner Umrahmung erhielt, war ja nicht gerade bestechend. Aber trotzdem: sie wußte, wie Männer zu sein pflegen, die als Junggesellen ohne erzieherischen weiblichen Einfluß alt geworden sind. Ein Freund ihres Vaters war auch so ein abschreckender Patron gewesen und hatte seine spät errungene Gattin dann doch sehr glücklich gemacht. Überhaupt ein Mann — den zu besitzen war für ein reifes Frauenzimmer immer schon Glückes genug. Man stand nicht mehr allein in der Welt. Man wußte, für wen man lebte, und dergleichen. Daß der so steif und unliebenswürdig vor ihr sitzende Hagestolz ganz besonders schwer zu behandeln sein würde, glaubte sie annehmen zu dürfen. Trotzdem — sie wollte die Hoffnung nicht aufgeben. Im Gegenteil: es reizte sie, diesen zweifellos eigenartigen, zunächst eher gegen als für sich einnehmenden Freiherrn, der obenein Leutnant und somit eine Respektsperson höherer Art war, zu erobern. Sie unterdrückte deshalb die mehr und mehr in ihr aufsteigende Verstimmung; tat, als ob sie den eigentlichen Inhalt der Frage überhört hätte; versuchte schelmisch zu lächeln und sagte freundlich: „Du machst es mir fast unmöglich, liebster Vetter, den Blutsverwandten in dir —"

„Unsre Verwandtschaft ist weitläufig," warf er mit kalter Unhöflichkeit ein.

„Unsre Mütter waren Schwestern!"

„Darauf kommt's am Ende nicht an. Die Verwandtschaft ist — ja — ist in alle den Jahren nicht von Ihnen angesprochen worden."

„Leider! Es ist traurig genug, daß wir uns so spät erst gefunden haben. Vielleicht wäre es besser für dich gewesen, wenn wir die blutsverwandtschaftlichen Beziehungen sorgfältiger gepflegt hätten."

Er glaubte einen Vorwurf, eine Bemitleidung aus diesen Worten herauszuhören und erwiderte schneidend kalt: „Es braucht mir nicht besser zu gehen, als es mir geht. Ich bitte — ja — bitte höflichst, meine von wirklicher Armut weit

entfernten, wenn auch dürftig erscheinenden Verhältnisse nicht zum Gegenstand tadelnder Bemerkungen zu machen."

Fräulein Bogentanz verteidigte sich in freundlichster Weise, weil sie sich nicht beleidigt fühlen wollte. Sie erklärte mit ernster Feierlichkeit, auf das verwandtschaftliche Du fürs nächste verzichten zu wollen, und kam sodann auf das schon in ihrem Schreiben erwähnte Darlehen der Freifrau von Ellrodt zu reden.

„Meine Mutter hatte Ihrer — ja — Ihrer Frau Mutter das Geld nicht geliehen, sondern geschenkt. Es wäre doch seltsam, wenn ich mir — ja — mir die hundert Taler —"

„Es sind inzwischen fünfhundert Taler geworden; ich sehe nicht ein —"

„Also ich weise die Summe mit aller Entschiedenheit zurück," unterbrach er sie mit schneidender Unhöflichkeit.

„Ihr Stolz macht mir einen großen Eindruck — das können und werden Sie mir ohne weiteres glauben. Aber Stolz gegen Stolz. Meine geliebte Mama hat das Darlehen nicht zurückzahlen können, weil Ihre Frau Mutter zu frühzeitig starb. Aber nun steht die Tochter der Schuldnerin dem Sohne der verehrten Gläubigerin gegenüber. Und die Tochter will das von ihrer Mutter Versäumte nachholen. Sie will es unter allen Umständen, Herr Baron. Und Sie haben kein Recht, meinen Stolz durch Ihre stolze Großmut zu demütigen. Das werden Sie mir ohne weiteres zugeben."

Sie zog jetzt aus ihrer Handtasche eine Börse hervor, entnahm ihr fünf Hunderttalerscheine und legte sie vor dem unhöflichen Vetter auf den Tisch.

Hans Georg erhob sich beleidigt. Auch Fräulein Bogentanz entstieg den Höhlungen des wackligen Sofas und machte sehnlichst erwartete Anstalten, das gastfreundliche Heim des Sohnes ihrer geliebten Tante zu verlassen.

„Ich zahle das Geld nicht nur zurück," sagte sie mit einer leichten Wendung zur Tür hin. „Ich verbinde mit der Zurückzahlung meinen allerherzlichsten Dank für die große schwesterliche Liebe, welche sich damals meiner teuren Mama gegenüber so herrlich offenbarte. Die Toten ruhen. Ehren wir ihren Schlaf. Aber die Lebenden sollen ihre Toten, die sie geliebt, die für sie gesorgt haben — sollen sie auch dadurch ehren, daß sie über den heiligen Gräbern der Toten sich treufreundschaftlich die blutsverwandten Hände reichen und — Denn wir sind doch nun einmal die letzten Überlebenden der in treuer Liebe verbunden gewesenen Schwestern — und —"

Sie hatte sich ihre Rede für alle Fälle sorgfältig vorbereitet. Aber jetzt verlor sie trotzdem den Faden, machte noch einen mißratenden Versuch, ihn wiederzufinden — geriet in immer noch größere Verwirrung und hielt es für das beste, sich schnell zu entfernen und die Folgen dieses ersten Besuchs in Geduld abzuwarten.

Ohne dem in steifster Haltung vor ihr stehenden Sonderling die Hand zu reichen, machte sie eine höfliche Verbeugung und sagte: „Sie lassen mich wohl hinaus."

Hans Georg öffnete die Tür. Im Vorraum hörte man die Kanarienvögel wieder laut jubilieren. Fräulein Bogentanz schaute noch einmal verzückt durch das Flurfenster in die Küche. Dann flüsterte sie zärtlich: „Die süßen, süßen Tierchen!", verneigte sich noch einmal gegen den Freiherrn, trat durch die bereits offen stehende Korridortür und stieg mit einem letzten Gruß, der höflich erwidert wurde, langsam die Treppen hinunter.

Sobald Hans Georg wieder allein war, machte er ein paar menuettartige Bewegungen, rieb sich frohen Herzens die Hände und sagte mit einem Blick auf die liegen gebliebenen Hunderttalerscheine: „Die kommt nicht wieder!"

Aber Hans Georg Freiherr von Ellrodt irrte sich.

V

Zu den aristokratischen Eigenheiten unsres Leutnants a. D. gehörte auch die Abneigung gegen Sonntagnachmittagsspaziergänge.

Er wollte sich nicht unter die Massen mischen, die in diesen Feststunden Stadt und Land überschwemmten.

Er konnte den Grog-, Bier- und Zigarrengestank nicht ertragen, der dann die köstliche Luft verpestete.

Ihm fehlte nun einmal dieser niedere kleinbürgerliche Geschmack. Alles, was Massen in Bewegung brachte, war ihm ein Greuel. Nicht zum wenigsten deshalb mied er das Theater, den Konzertsaal. Er konnte, wie er in ernsten Selbstgesprächen zu sagen pflegte, das „Volk" nicht riechen.

Mit ehrfurchtsvollem Verständnis blickte er auf den jugendlichen Bayernkönig Ludwig, der sich die Menschen auch nicht nahe kommen ließ; Theatervorstellungen in tiefster Einsamkeit genoß. Er hätte viel darum gegeben, wenn er König Ludwig der Zweite hätte sein können. Das Königliche lag ihm. Er wußte das.

So hatte er sich ein für allemal daran gewöhnt, die Sonn- und Festtagsnachmittage im stillen, gemütlichen Heim zu verbringen. Ihm genügte der wohltuende Frühspaziergang auf dem Glacis, den er natürlich an den Oster-, Himmelfahrt- und Pfingsttagen ebenfalls unterließ, weil dann die keusche Natur schon in den frühesten Morgenstunden ihre Unberührtheit verlor.

Hans Georg blieb also auch an diesem Sonntag, der ihm durch das überraschende Erscheinen der Danzigerin so befleckt worden war, seiner Junggesellenklause ununterbrochen treu.

Er pflegte diese Stunden vorzugsweise den gefiederten Lieblingen zu widmen. Versorgte den Fußboden der Küche mit frischem Zeitungspapier, legte sich darauf nieder und ergötzte sich an dem Spiel der keusch ihre Tage dahinlebenden Hähnchen, die dann allesamt auf seinem langhingestreckten Leibe Platz nahmen, ihn behüpften, ihm aus den Händen, ja von den Lippen wegnaschten, was er ihnen an köstlichen Leckerbissen, unter denen sich dann auch stets ein Stückchen Zucker befand, in wohlabgemessener Fülle darbot. Er hätte dann selbst mit dem beneidenswerten Bayernkönig nicht tauschen mögen, der wohl, wie er gelesen hatte, in nächtlichen Stunden sich als Lohengrin zu verkleiden und mit dem heiligen Schwan zu verkehren liebte, aber höchstwahrscheinlich von dem Glück, das man in der heiteren Gesellschaft einiger Dutzend Kanarienvögel genießen konnte, nichts ahnte.

Wenn er seinen Lieblingen auf diese Weise zwei bis drei Stunden gewidmet hatte, so pflegte er sich dann einem edleren Vergnügen hinzugeben, das ihm für die köstlichste Beschäftigung eines unabhängigen, wahrhaft freien Menschen und Edelmannes galt: Er entnahm seiner nur aus wenigen Bänden bestehenden Hausbücherei Max Stirners Buch „Der Einzige und sein Eigentum", legte sich mit dieser schon recht zerlesenen Weltbibel aufs Sofa und las immer wieder die ihm längst ganz vertraut gewordenen Weisheitsergüsse dessen, der seine Sache auf nichts gestellt hatte.

Er fühlte sich mit Stolz als einen Jünger Stirners, des damals schon fast Vergessenen. Er hatte den „Unheiligen", wie er ihn in seinen Gedanken zu nennen liebte, schon als Knabe gekannt, zu einer Zeit, da noch niemand ahnte, was in dem einsamen, durch nichts als ein paar scharfblickende Augen und eine ungewöhnlich hohe, steile Stirn sich von der „Fabrikware der Natur" auszeichnenden Studenten schlummerte.

Johann Kaspar Schmidt, wie sein wahrer Name lautete, hatte sich im Herbst 1829 an der Albertina immatrikulieren lassen und bewohnte in fast unmittelbarer Nachbarschaft des freiherrlichen Ehepaares von Ellrodt auf dem Steindamm ein schlichtes Stübchen. Der aufgeweckte, damals kaum zehn Jahre alte Knabe war

eines Tages von dem ernsten, ihn an Körperlänge kaum überragenden Hochschüler angeredet worden und hatte auf diesen einen so freundlichen Eindruck gemacht, daß er bei jeder späteren Begegnung ein Weilchen mit ihm plauderte und sich seiner klugen Antworten zu freuen schien. Auch bei Stirners zweitem Aufenthalt in Königsberg hatte Hans Georg im Frühjahr 1831 noch dann und wann die Ehre genossen, von Johann Kaspar Schmidt bemerkt zu werden. Als er sich an einem warmen Apriltage mit ein paar ihm feindlich gesinnten Schuljungen heldenhaft herumgerauft und die Gegner schließlich aus dem Felde geschlagen hatte, war der gerade des Weges kommende Student sogar zu ihm getreten, hatte ihm in aller Herzlichkeit auf die Schulter geklopft und gesagt: „Recht so, Kerlchen! Laß dir nichts bieten und rufe nie nach einem Beschützer, der deine Sache führen soll. Fechte deine Kämpfe selbst aus. Schlag derb zu, wenn sie dich schlagen. Selbst ist der Mann!“

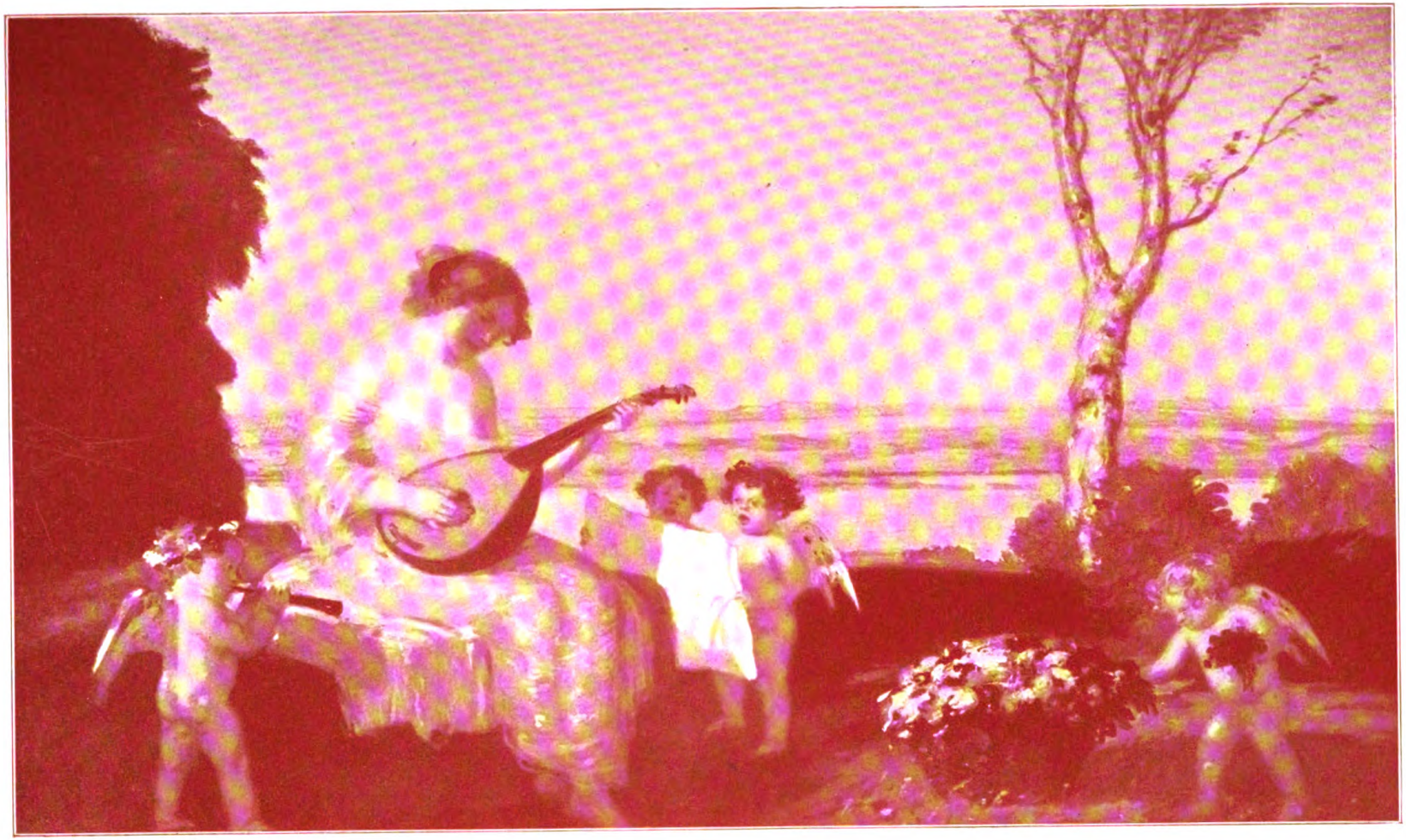
Hans Georg hatte die Worte nicht vergessen, dann aber nichts mehr von dem inzwischen für immer aus der Pregelstadt Fortgezogenen gehört und gesehen. Als jedoch 1845 das Buch vom „Einzigen“ die Geister beschäftigte, stieg das Bild des Jugendbekannten wieder in der Seele des vereinsamten Mannes empor. Schnell schaffte er sich das vielumstrittene Werk an, las es, geriet in Begeisterung, sah seine tiefsten Neigungen und Eigenheiten durch Stirners kühnen Egoismus bestätigt, ja geheiligt, und wurde dadurch noch entschiedener zur Fortsetzung seines ärmlichen Sonderlingsdaseins veranlaßt. Er fühlte sich fortan als einen „freien Geist“ nach Stirners Muster; entsagte selbst den bescheidenen Ansprüchen, die er nach dem Tode der Eltern noch ans Leben gestellt hatte, und wäre glücklich gewesen, wenn er mit seinem hehren Meister gemeinsam hätte leben und hungern dürfen. Seine Bescheidenheit verbot es ihm freilich, an den verehrten Mann auch nur zu schreiben, sich ihm in Erinnerung zu bringen. Zu spät erfuhr er nun 1860, daß Stirner inzwischen gestorben war. Der Entschlafene blieb von jetzt ab für ihn der Unsterbliche, der Messias und Meister, dessen stiller Jünger zu sein ihn mit Stolz erfüllte.

Er hatte jetzt das Buch aufgeschlagen und las auf Seite 28 einen seiner Lieblingssätze: „Wem alles darauf ankommt, sich als freien Geist zu wissen und zu rühren, der fragt wenig danach, wie kümmerlich es ihm dabei ergehe, und denkt überhaupt nicht darüber nach, wie er seine Einrichtungen zu treffen habe, um recht frei und genußreich zu leben.“

Aber er war heute nicht recht für Stirner gestimmt. Ein andres machte ihm zu schaffen. Er klappte das Buch wieder zu und starrte vor sich hin. Er wußte noch immer nicht, was er mit den fünfhundert Talern beginnen sollte, die er bis jetzt mit keinem Finger berührt, die zu behalten er sich aber inzwischen entschlossen hatte, da es ihm widerstrebte, sie der aufdringlichen Cousine zurückzusenden. Es wären dadurch am Ende doch Beziehungen entstanden, denen er gerade ausweichen wollte.

Zudem: fünfhundert Taler stellten immerhin etwas vor. Seit Jahrzehnten hatte er eine so große Summe nicht mehr in Händen gehabt. Sein kleines Vermögen lag auf der Bank fest. Er hob nur zu bestimmten Zeiten die spärlichen Zinsen ab oder die noch spärlichere Leutnantspension. Er war ganz aus der Gewohnheit gekommen, überflüssiges Geld zur Verfügung zu haben; hatte längst gelernt, alle über das Notwendigste hinausgehenden Wünsche in sich zum Schweigen zu bringen, und stand zunächst ratlos vor dieser Fülle des Mammons.

Jeder andre hätte schnell Rat gewußt, hätte sich an des Freiherrn Stelle nun endlich eine goldene Uhr nebst Kette, einen guten Überzieher, ein paar nicht weniger gute Anzüge, einen neuen Zylinder und am Ende auch noch drei Paar neue Lackstiefel von der feinsten Art angeschafft. Hätte wahrscheinlich auch mal etwas



Musik. Nach einem Gemälde von Ad. Hengeler

Besonderes für sein leibliches Wohl getan; eine Erholungsreise unternommen oder dergleichen.

Aber Hans Georg war eben nicht ein „Jeder andre". Er war ein Jünger des „Einzigen", trug bis auf weiteres gar kein Verlangen nach neuen Kleidern, neuer Wäsche und sonstigen Nichtigkeiten. Die fünfhundert Taler hatten also für ihn gar keinen Zweck. Was also mit ihnen beginnen?

Er stand auf, stellte das Buch wieder an seinen Platz und dachte sehr ernsthaft nach.

In der Küche zankten sich die Hähnchen, schrien und sangen durcheinander. Er eilte wieder hinaus, rief: „Ruhig, ihr Schwerenöter! Merkt ihr nicht, daß ich nachdenke?!"

Aber sie kümmerten sich nicht viel um ihn, zankten und sangen weiter, während er, an den Herd gelehnt, seinen Gedanken nachhing.

Endlich kam ihm die Erleuchtung.

Wieviel armen gefangenen Vögeln konnte er mit diesem Gelde die leidenschaftlich ersehnte Freiheit erkaufen! Es jauchzte in ihm, als er sich das vorstellte.

Er träumte sich nun tiefer in dieses Glücksgefühl hinein, dieweil ihn seine Kanarienvögel immer lauter umjubelten und reichlicher beschmutzten. Sie setzten sich ihm schließlich alle auf den Kopf, als ob sie ahnten, was für vogelfreundliche Pläne in ihm emporwuchsen; und er ließ sich's gern gefallen.

So verstrich ihm der Tag. Als er dann wieder sein Zimmer betrat und den Blick über die noch unberührt auf dem Tisch liegenden Kassenscheine gleiten ließ, hatte er bereits ausgerechnet, wieviel Dompfaffen, Hänflinge, Finken, Stieglitze, Drosseln und Nachtigallen er in die weite Welt zurückfliegen und wieviel Kanarienhähne er sich zu seiner im seligsten Nichtstun dahinlebenden Stammtruppe hinzukaufen konnte.

Das verklärte ihm den Rest des Abends, den er heute mit einem reichlicheren Nachtmahl feierte. Beglückt, wie lange nicht, legte er sich gegen zehn Uhr zu Bett.

Ein schöner Sonntag lag hinter ihm. Schön, trotz des störenden Morgenbesuchs, an den er jedoch kaum noch dachte; da er die so plötzlich in sein Leben getretene Cousine für alle Zukunft überwunden zu haben glaubte.

VI

Als Hans Georg am nächsten Morgen seinen Gewohnheitsspaziergang nach den Hufen hinaus zur Hälfte hinter sich gebracht und die Zurückwanderung begonnen hatte, gab es ihm plötzlich einen kleinen Ruck. Was war geschehen?

Nichts Welterschütterndes oder auch nur Staubaufwirbelndes. Aber es wäre dem so fest in sich, seinem „Egoismus" und seiner Selbstzufriedenheit verankerten Freiherrn eine Wonne gewesen, wenn er in diesem Augenblick als Staubwölkchen wenigstens ein paar Meter hoch in die Luft hätte fliegen oder gleich in die Erde sinken können. Er kniff die geröteten Augenlider noch fester zusammen, als er es für gewöhnlich zu tun pflegte, kehrte das gutrasierte Haupt mit einer militärischen Wendung nach rechts und wollte gleich als eine Art von Vogel Strauß an den zwei auf ihn zukommenden Frauenzimmern vorübergehen, in der Hoffnung, daß man ihn nicht bemerken oder wenigstens nicht erkennen würde.

Plötzlich aber hörte er die ihm gestern bekannt gewordene Altstimme sagen: „Guten Tag, Herr von Ellrodt."

Es blieb ihm nichts andres übrig, als den Damen sein knöchernes Antlitz mit einer freundlichen Grimasse zuzuwenden und den fettglänzenden Hut zu ziehen. Er mochte die Unhöflichkeit nicht zu weit treiben. Er war immerhin Kavalier.

Von einer abermaligen Annäherung durfte natürlich keine Rede sein. Dem wollte er sich mit geradliniger Entschiedenheit widersetzen.

Glücklicherweise machten die Damen gar keinen Versuch, ihn zu belästigen. Als er jedoch mit seinen zugekniffenen, aber trotzdem sehr scharf und eigentlich alles sehenden Augen die Begleiterin der Cousine streifte, gab es ihm wieder einen Ruck. Diesmal einen stärkeren als vorhin. Fast hätte er geschwankt. Die Überraschung war doch zu groß.

Aber trotzdem — er änderte nichts in seiner aristokratischen Haltung; beschränkte sich auf den einen, jede Vertraulichkeit ablehnenden Gruß und stelzte weiter.

Die Erregung blieb in seiner Seele verschlossen. Daß sie aufwallte, konnte er nicht verhindern. Das ganz Unerwartete war doch nun einmal geschehen.

Was?

Nichts — und zugleich sehr viel: zwei Menschen hatten ihre Jugend erblickt; zurückgeblickt auf ein Erlebnis, das sie wohl nie ganz vergessen, aber längst verschmerzt hatten; das sich ihnen plötzlich in voller Leibhaftigkeit in den Weg stellte und die verworrensten Empfindungen in ihnen auslöste.

Es konnte kein Irrtum sein. Die fremde Dame war Julie Karkutsch — seine erste und einzige Liebe, die sich, als er den Abschied genommen, treulos von ihm abgewandt hatte. Wohl war sie eine ganz andre geworden. Kein Reiz der Jugend war ihr geblieben. Sie sah vergrämt aus, häßlich. Ihre Bewegungen waren fast plump. Er hätte sie nicht wiedererkannt, wenn ein gewisser Zug um den Mund und die einzigartige Stellung des linken Ohrs ihm nicht die Gewißheit gegeben hätten, daß er sich keinesfalls täusche.

Er dachte bei sich: Scheußlich, wenn sie auch als mein Weib so geworden wäre! Wenn ich so etwas durch mein Leben schleppen müßte! Wie gut am Ende, daß aus der Sache damals nichts geworden war.

Aber trotzdem —!

Wen hatte sie doch später geheiratet? fuhr es ihm durch den Kopf. — Nur so viel hing ihm noch dunkel in der Erinnerung, daß es ein in Bromberg garnisonierender Premierleutnant war. Ein Mann, dem noch die volle Pracht der Uniform den Leib schmückte. Kein schlichter Leutnant a. D. wie er. Auf den Namen konnte er sich nicht mehr besinnen. Kein Adliger, das wußte er wohl. Er hatte die Dinge nicht mehr verfolgt. Das falsche Weib sollte fortgewischt sein von der Tafel seines Lebens — für immer.

Für immer! In alle den Jahrzehnten war sie auch nie mehr in seinen Gesichtskreis getreten. Wie kam sie jetzt plötzlich wieder nach Königsberg? Wie kam sie vor allem in die Gesellschaft dieses Danziger Fräuleins? Witwe?

Er grübelte vor sich hin — immer noch erregt.

Da wurde es mit einem Schlage hell in ihm. Sie war eben die angeheiratete Cousine der Danzigerin; die Gattin des vor kurzem nach der Stadt übergesiedelten Premierleutnants, ehemaligen Gutsbesitzers und gewesenen Gutspächters, von dem Fräulein Bogentanz gestern beiläufig geredet hatte. Und nun erinnerte er sich auch des Namens. Holzhaut. Ganz recht. Er hatte damals, als die Verlobungsanzeige in der Hartungschen Zeitung stand, über den seltsamen Namen gelächelt.

Frau Julie Holzhaut, geborene Karkutsch. Keine sinnberückende Schönheit war sie gewesen; immerhin doch ein liebliches, liebenswertes Geschöpf, an das er, der damals noch nicht zum „Eigenen", zum „Freien" Emporgereifte, sein ganzes Herz verloren hatte. Und aus dem so schönen, anmutigen Mädchen war diese Vogelscheuche geworden!

Er schämte sich, daß er das häßliche Wort auch nur in Gedanken auf die Lippen brachte. Aber er konnte es nicht verhindern. Das Ideal seines in althergebrachter „Moral" befangen gewesenen Leutnantherzens war in zu böser Entartung vor ihm auferstanden.

Während Hans Georg solchen Betrachtungen nachhing, hatten auch die zwei Damen über die seltsame Erscheinung Worte gewechselt. Wohl war die Premierleutnantsgattin durch Fräulein Bogentanz, die von dem Herzensroman der zwei Menschen nichts wußte, bereits über den Freiherrn von Ellrodt unterrichtet worden. Als nun aber der Jugendgeliebte in dieser fast zum Lächerlichen verzerrten Gestalt an ihr vorüberschritt, war sie doch tief betroffen.

„Was für ein merkwürdiger Kauz! Geht, als ob er einen Ladestock verschluckt hätte. Und so sieht der Mann aus, den du zu heiraten gedenkst?" sagte sie jetzt zu ihrer Begleiterin.

„Er nimmt sich allerdings im vollen Sonnenlicht der frühlingsbunten Welt noch drolliger aus als im Halbdunkel seiner Dachkammer. Aber er lebt in geordneten Verhältnissen, ist Freiherr, unabhängig und offenbar gesund — warum soll ich's nicht mit ihm wagen?"

„Aber Mathilde —!"

„Er hat sich äußerlich etwas verkommen lassen; ist wohl auch innerlich ein bißchen bestäubt — Gott im Himmel — das ist nicht das schlimmste. Jedenfalls tut er mir leid — das kannst du mir ohne weiteres glauben."

„Wenn auch. Du solltest den Gedanken nicht verfolgen, liebe Mathilde."

Aber Fräulein Bogentanz hielt jetzt erst recht an ihm fest; und weil der Premierleutnantsgattin im Laufe des Gesprächs unwillkürlich ein paar Worte entfielen, welche die Neugier Mathildens weckten, so blieb jener nichts übrig, als den Schleier, der sich längst über ihren ersten Herzensroman gebreitet hatte, zu lüften.

Mathilde war über die Mitteilungen in ihrer Weise höchlichst erstaunt und entzückt zugleich: und obgleich Frau Holzhaut offen erklärte, daß es ihr im höchsten Grad peinlich sein müßte, mit einem Mann in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten, dem sie in ihrer Jugend so nahe gestanden und in dessen Gesellschaft, wie sie nicht ohne Berechtigung meinte, eine Dame sich überhaupt nicht sehen lassen dürfte, so blieb Mathilde trotzdem auf ihrem Willen bestehen.

Im lebhaften Hin und Her hätte die Unterhaltung gewiß noch einen sehr breiten Umfang angenommen, wenn nicht nach kurzer Zeit das Ziel ihrer Wanderung, Julchental, erreicht worden wäre. Sie traten in den Gastgarten, wo ihnen aus einiger Entfernung bereits Herr Premierleutnant Holzhaut seinen respektvollsten Gruß zusandte.

VII

Während Hans Georg für gewöhnlich den Weg über den Steindamm wählte, entschloß er sich heute, das Glacis zu benutzen, das, den tiefen Festungsgraben entlang, zum Tragheimer Tore führte.

Sein Gemüt war noch immer etwas erregt. Er wollte den Gedanken, die sich in seinem Hirn tummelten, ungestört nachhängen; wollte noch nicht durch den, wenn auch nicht allzu lauten, so doch nie ruhenden Straßenlärm aus der beschaulichen Stimmung gerissen werden.

Ihn beschäftigte vieles. Das Auftauchen Juliens. Die Wiederbegegnung mit der Danzigerin, deren fünfhundert Taler ihm doch wieder Bedenken schufen. Am meisten aber peinigte es ihn, daß er der Jugendgeliebten in seinen sehr schäbigen Kleidern begegnet war.

Er selbst gab ja nichts auf solche Äußerlichkeiten. Er war ein unabhängiger, auch von den Vorurteilen der sogenannten Wohlanständigkeit und ihren sittlichen Forderungen nicht mehr besessener Mann. Er lebte ganz für sich, hatte zu niemand mehr Beziehungen und brauchte sich deshalb nicht besser zu kleiden, als unbedingt *nötig* war, um kein öffentliches Ärgernis zu erregen. Aber das hatte sich doch nun

urplötzlich geändert. Er mußte fortan jeden Tag befürchten, von einer Frau gesehen zu werden, deren Urteil ihm nicht ganz gleichgültig sein durfte. Er wollte sich nicht etwa bemitleiden lassen. Sie sollte nicht denken dürfen: wie heruntergekommen er ist! Gott sei gelobt, daß er mich vor diesem armen Schelm bewahrt hat!

Sie war ja wohl auch in ärmlichere Verhältnisse heruntergesunken. Ihr Premierleutnant war längst a. D. Aus dem späteren Gutsbesitzer war ein Gutspächter geworden, der auch die Pacht offenbar nicht mehr hatte aufbringen können und jetzt, am Abend des Lebens, mit einer bescheidenen Stadtwohnung vorliebnehmen mußte.' „Sie wohnen sehr beengt," hatte Fräulein Bogentanz gesagt. Er erinnerte sich dieser Wendung. Also jedenfalls kleine Leute geworden. Aber trotzdem: sie war Dame geblieben. Das hatte er auf den ersten Blick gesehen. Jeder mußte in ihr die Dame respektieren. Das Kleid macht nun mal viel, macht wohl gar alles. Es kränkte seinen freiherrlichen Stolz, daß er neben ihr eine so abgerissene Figur vorstellte; daß sie sich hätte schämen müssen, mit ihm auf der Promenade zu sprechen. An einem Herrn, der in knopflosem, ganz abgetragenem Rock und verbrauchtem Zylinder durch die Welt wanderte, sah eine Dame wie sie kalt vorüber. Das sollte sie ja auch; er sollte für sie, wie sie für ihn, Luft bleiben. Denn die Vergangenheit war ein für allemal vergangen und durfte nicht wieder aufleben. Aber bemitleiden sollte sie ihn nicht dürfen. Das nagte an ihm, quälte ihn, erniedrigte ihn vor sich selbst.

Er fing zum ersten Male an, sich vor sich selbst zu schämen, eitel zu werden wie in jungen Tagen, als er noch die Leutnantsuniform trug und sich gezwungen fühlte, auf das Urteil der Welt, vor allem auf das der Weiber, etwas zu geben. Er — der Philosoph, der Freie, der den Luxus jeder Art verachtete; und nicht nur, weil er keine überflüssigen Mittel besaß, um auch nur den allerbescheidensten Luxus zu treiben. Von den Lackstiefeln abgesehen

Nein — sich ihrer ersten Liebe zu schämen sollte sie keinen Grund haben. Das wäre Schande für ihn gewesen. Dazu durfte er keine Veranlassung bieten. Auch wenn sie ihm nur noch einmal im Leben wieder begegnete und sich auf der andern Seite der Straße befand, weil er rechtzeitig auf die gegenüberliegende Seite ausgewichen war — auch dann sollte sie den Eindruck empfangen, daß er wirklich ein Herr geblieben war, er, der Freiherr von Ellrodt. In jeder Beziehung. Sie sollte, wenn möglich, zu der Überzeugung kommen, daß es ihm wahrscheinlich besser ging als ihr.

Nur nicht Mitleid erwecken — oder Abscheu.

Die Vorsehung hatte ja glücklicherweise rechtzeitig dafür gesorgt, daß er sich endlich wieder einen neuen Anzug auf den Leib arbeiten lassen konnte. Er empfand das jetzt mit aufrichtiger Dankbarkeit gegen den freundlichen Zufall; wenn auch nicht etwa gegen Gott, von dem er, als unbedingt freier Geist, nichts mehr wissen wollte, den er mit seinem großen Meister ein für allemal aus dem Universum fortgewischt hatte. Es gab gewiß keine Macht, die ihr Auge über ihm wachen ließ; die den Ehrlichen, Edlen vor schreiender Schande bewahrte. Aber es gab sein selbstherrliches „Ich", das den glücklichen Zufall für sich auszubeuten wünschte. Er fühlte jetzt sogar etwas wie Dankbarkeit auch für die aufdringliche Cousine, die es ja wirklich nicht nötig gehabt hätte, ihm das Geschenk seiner teuren Mutter in so reicher Fülle zurückzuschenken. Sie sollte zwar nicht hoffen, ihn durch diese Abzahlung an die Kette legen, ihn zum Eheknecht entwürdigen zu können — aber trotzdem. Er dankte ihr im Geiste und beschäftigte sich nun wieder mit den fünfhundert Talern; mit deren edelster und zweckmäßigster Verwertung.

Einen neuen Zylinder mußte er sich zu der neuen Staatskleidung natürlich anschaffen. Dazu neue Wäsche. Wenn es reichte, auch noch einen Überzieher. Er

war dann gleich für lange hinaus versorgt; und böse Buben würden nicht mehr hinter ihm her höhnen oder mit Steinen nach ihm werfen.

Mit zweihundert Talern wollte er ausreichen. Für die armen Vögelchen blieben dann immer noch dreihundert Taler übrig. Nun — es mußte genügen.

Er bog jetzt ins Tragheimer Tor ein. Die Leute kannten ihn in dieser selten von ihm besuchten Gegend kaum. Er erregte hier noch ein gewisses Aufsehen. Viele schauten sich nach ihm um. Hin und wieder warf ein Gassenjunge wohl auch einen Stein nach ihm; lachte oder spottete ihm nach:

Storch, du liebes Luder,
Bring' mir doch 'n Bruder.
Schenk' dir auch ein fettes Paar
Kröten, lieber Adebar,
Auch 'n Haufen Schnecken;
Werden dir schon schmecken.

Vorübergehende lachten, schüttelten die Köpfe. Die Originale waren doch noch immer nicht in Königsberg ausgestorben.

„Er sollte die Zephora heiraten," meinte dieser.

„Wenn er nicht wie 'ne Vogelscheuche wirkte, so könnte er dem Drosselfried das Geschäft verderben," höhnte ein andrer.

Hans Georg tat, als ob er nichts merkte, nichts hörte. Er kniff die geröteten Augenlider zu, balancierte sein Stöckchen und flüsterte nur unhörbar vor sich hin: „Kanaillenpack!" „Früchte der Erziehung zur Gottesfurcht und heiligen Sittlichkeit!"

Er kam jetzt an einem Hutgeschäft vorüber. Ohne viel zu überlegen und die Schaufensterauslagen zu begaffen, trat er hinein. Über das Gesicht des Hutmachers glitt ein Lächeln, das aber sofort in ehrfurchtvollen Ernst umschlug, als der ihm keinesfalls unbekannte Freiherr mit stolzer Gebärde meckerte:

„Bitte — einen Seidenhut — ja — Zylinder — neueste Fasson."

Zehn oder zwölf sogenannte Angströhren stellte der Hutmacher zur Auswahl auf den Ladentisch.

„Prima Ware, Herr Baron."

Hans Georg hatte schnell gewählt.

„Kostenpunkt?"

„Fünf Taler, Herr Baron."

Ohne ein Wort zu reden, zog Hans Georg einen Hunderttalerschein aus der Brusttasche seines Staatsrockes — ließ sich fünfundneunzig Taler in Silber und Papier herausgeben und stolzierte, dem überraschten Handwerker den schmierigen Zylinder zurücklassend, mit einem flüchtigen Gruß davon.

In einer andern Straße, die bereits nahe seiner Wohnung lag, hauste ein Herrenschneider von Ruf. Bei ihm hatte er seinen letzten Anzug arbeiten lassen, der sich über alle Maßen bewährt hatte. Mit dem Selbstgefühl des kaufkräftigen Kunden betrat er die Werkstatt.

„Herr Baron erweisen mir wieder einmal die Ehre?"

„Bitte — Maß nehmen. Schwarzen Tuchanzug. Aber unbedingt guter Stoff —"

„Der letzte Anzug hat sich doch wahrlich gut getragen, Herr Baron. Ich erkenn' ihn ja wieder. Hab' ihn vor zwölf Jahren —"

„Bin auch zufrieden gewesen," unterbrach ihn Ellrodt. „Will aber wieder gut bedient werden."

„Ich versteh's nicht anders, Herr Baron."

„Also bitte."

Der Schneider nahm umständlich Maß. Dann legte er die verschiedenen Stoffe vor. „Von diesem Tuch der ganze Anzug dreißig Taler. Von diesem vierzig — von *diesem* sechzig Taler. Ganz unverwüstlich, Herr Baron."

„Bitte zu sechzig. Den halben Preis zahle ich sofort an.“ Er legte das Geld auf den Tisch.

Der Schneider glaubte, daß der „verrückte Ellrodt“ vollends wahnsinnig geworden wäre, schrieb aber schnell eine Quittung aus und gab dem „verehrten Herrn Baron“ bis zur Tür das Geleit.

Von hier aus begab sich Hans Georg in eines der neuen großen Kleidergeschäfte der Altstadt, kaufte sich einen fertigen Sommeranzug und einen vornehmen Havelock; behielt gleich alles an, bezahlte und gab den Auftrag, ihm die abgelegten Kleidungsstücke nach Hause zu schicken. Denn diese gedachte er im Hause oder bei schlechtem Winterwetter bis zur völligen Unbrauchbarkeit weiterzutragen.

Als ein neuer Mensch, so zu reden, trat er die Wanderung nach Hause an; bestaunt von allen, welche den „verrückten Baron“ nur als Besitzer des abgenutzten schwarzen Tuchanzugs und des fast noch schäbigeren Zylinderhuts kannten.

In einem Wäschegeschäft erstand er schließlich noch ein halbes Dutzend feiner Plätthemden. Auch eine prachtvolle Halsbinde reizte ihn so sehr, daß er sich nicht enthalten konnte, einen Taler für sie zu opfern. Eine hübsche Krawattennadel und ein paar Manschettenknöpfe machten den Beschluß.

Er war jetzt mit allem Nötigen versorgt, hatte in einer Stunde hundertundzehn Taler ausgegeben, denen er die dreißig für den Tuchanzug noch zu zahlenden hinzurechnen mußte, und kam zu dem Ergebnis, daß er, wenn er noch drei Paar Lackstiefel und Glacéhandschuhe in seinen Besitz brachte, mehr als dreihundert Taler übrig behielt. Eine recht stattliche Summe, mit der er als Erlöser der gequälten Vogelwelt reichlich viel Glück schaffen konnte.

Zum erstenmal seit Jahrzehnten genoß er wieder das Hochgefühl, mit überflüssigem Gelde nach Belieben schalten und walten zu können. Er kam sich außerordentlich vornehm vor, noch viel vornehmer als gewöhnlich. Er war nahe daran, sich dem reichen Oppenheim, dem vielbeneideten Millionär der Stadt, ebenbürtig zu fühlen; obwohl er, als Edelmann, dem Juden von Geburt aus eigentlich überlegen war. Wenigstens vom Standpunkt seiner Standesgenossen aus, den er als freier Geist nicht kurzweg teilte.

Als er an einer Ecke den ihm seit langem wohlbekannten, aber natürlich stets von ihm übersehenen verkrüppelten Bettler gewahr wurde, griff er sogar in die Tasche und warf dem bedauernswerten Kerl einen halben Gulden in die bereitliegende Mütze.

Ja, er durfte sich heute gehen lassen, Handel und Industrie fördern, Bettler beschenken und eine Schar von armen gefangenen Vögeln beglücken!

Er war gerade bei seinem Vogelhändler angelangt.

„Guten Abend, mein lieber Herr Waldmeister,“ begrüßte er das krummbeinige Jüdchen, das, fast starr vor Staunen, den umgewandelten Kunden eintreten sah, schnell aufstand und sich respektvoll den kahlen Schädel bedeckte.

„Beehren mich der Herr Baron so früh aufs neue? Ein besonderer Wunsch, Herr Baron? Schönes neues Sortiment heute vormittag erhalten. — Recht warm heute — ganz wie sich's für den wunderschönen Monat Mai gehört. Haben sich auch bereits in die schönen Sommerkleider geworfen.“

„Man muß einmal abwechseln,“ bemerkte Hans Georg stolz, aber ohne Hochmut, der sich für den Jünger Max Stirners nicht geziemt hätte; obwohl er das als Eigener mit sich allein auszumachen hatte.

„Ja, varinas delectat, wie der alte Lateiner zu sagen pflegte.“

Hans Georg lächelte. Aber woher hätte der arme Kerl auch sein Latein nehmen sollen? Möglichenfalls gar ein beabsichtigter Scherz. Gefiel ihm. Er lächelte überlegen gutmütig, wie es seine Art war.

„Und womit darf ich dem Herrn Baron heute dienen?"

„Stellen Sie mir mal zunächst zehn Dompfäffchen auf den Tisch."

Der Alte hustete vor Vergnügen, nahm ein großes, leicht und auch von oben her zu öffnendes Bauer von der Wand, griff nach einigen ganz engen, aber dicht gefüllten Vogelkerkern und ließ die wie rasend gegen die Käfigstäbe flatternden Tierchen in das große Bauer hinunterspringen.

„Noch was gefällig, Herr Baron?"

„Bitte, Herr Waldmeister, zehn Stieglitze, zehn Buchfinken und zehn Hänflinge —"

Der Alte hustete noch freudiger und ließ den Dompfaffen die gewünschten Stücke folgen.

Jetzt begannen zwei Nachtigallen wehmutsvoll zu schlagen.

„Daß ich es nicht vergesse — alles, was Sie an Nachtigallen auf Lager haben —"

„Noch sechs, Herr Baron. Jedes Stück einen Taler — weil der Herr Baron ein alter Kunde sind. Auch schöne Rotkehlchen sind noch da. Stück einen Gulden."

„Dann bitt' ich um zehn Rotkehlchen —"

„Vierzehn hab' ich, Herr Baron —"

„Also vierzehn."

Herr Waldmeister hustete sich vor Vergnügen fast eine Schwindsucht an den Hals — stopfte aber schnell noch die vierzehn Rotbrüstchen in den Vogelpalast.

„Mehr gehen wohl nicht hinein?"

„Das kommt auf den Herrn Baron an. Vielleicht noch ein paar Blaumeischen, Blaukehlchen und Rotschwänzchen. Auch vier Goldhähnchen hab' ich heut bekommen — reizende Tierchen. Tun mir ordentlich leid, daß ich sie eingesperrt halten soll. Aber — heiliger Gott — ein armer Mann muß leben. Zwei Gulden für jedes. Wirklich preiswert, Herr Baron."

Hans Georg nahm denn auch von den angebotenen Singvögeln so viele, als noch in das große Bauer hineingingen, und fragte dann glückstrahlend: „Kostenpunkt?"

Der Alte rechnete zusammen. „Achtunddreißig Taler und 'n Achtehalber. Aber ich rund' ab, Herr Baron. Auf gute Kundschaft. Achtunddreißig Taler."

Ruhig legte Hans Georg das Geld auf den Ladentisch. Dann trug er, von Herrn Waldmeister unterstützt, das übermäßig schwer gewordene Bauer auf die Straße, öffnete die obere Schiebetür — und die nahezu hundert wie verzweifelt durcheinander schreienden Tierchen flogen ins Freie.

Wie eine singende Wolke schwirrte die bunte Gesellschaft durcheinander. Die Nachtigallen suchten schnell das Weite. Die andern bevölkerten die nächst erreichbaren, Sicherheit bietenden Plätze.

In der Nachbarschaft steckten Dutzende von Männern, Frauen, Mädchen und Knaben die Köpfe heraus. Auch auf der sonst so stillen Straße liefen die Leute zusammen. Die paar Vögel, denen der närrische Junggeselle dann und wann zur Freiheit verhalf, hatten bisher wenig Aufsehen erregt. Aber dies große Befreiungsfest machte den meisten das Herz warm. Eine gerade des Weges kommende ältere Dame trat sogar auf den wie verzückt gen Himmel starrenden Vogelfreund zu, reichte ihm die Rechte und sagte laut: „Das haben Sie gut gemacht! Das muß in die Zeitung! Das muß Nachfolge finden! Darf ich Sie um Ihren Namen bitten, mein Herr?"

Stolz, aber gütig blickte Hans Georg mit festverkniffenen Augen zu der Unbekannten hinab. Lüftete schweigend den neuen Hut und stelzte davon.

Niemand höhnte ihm nach. Man hatte plötzlich Hochachtung nicht nur vor dem neuen Zylinder und dem schönen hellen Anzug, sondern noch viel mehr vor dieser

ganz ungewöhnlichen tierfreundlichen Handlung. Wenn der „verrückte Baron" wirklich verrückt war, so machte er von seinem Wahnsinn jedenfalls einen sehr schönen Gebrauch. Das wollte man ihm gedenken. Sie fühlten sich alle sehr gehoben. Der eine oder andre nahm sich sogar dieses und jenes verwirrt auf ihn zugeflatterten Vögleins an und steckte es liebevoll in ein bereitstehendes kleines Bauer, wo es nun der kaum wiedergewonnenen Freiheit aufs neue vergrämt nachtrauern konnte.

So hatten alle Teile ihren Vorteil von der Tierfreundlichkeit Hans Georgs, der mittlerweile vom Schauplatz des am nächsten Tage in den zwei Zeitungen der Stadt ausführlich geschilderten Ereignisses verschwunden und nach Hause geeilt war.

Frau Klappka hatte wieder mal zufällig am Fenster ihrer Mansarde gestanden und den Freiherrn kommen sehen. Sie traute ihren Augen nicht. Natürlich suchte sie schnell ein paar Putzlappen zusammen und machte sich sehr eifrig an dem Messingschloß ihrer Tür zu schaffen, als der so auffällig verwandelte Nachbar die Treppen heraufstieg.

„Ach — der Herr Baron!" Sie tat überrascht und hörte zu putzen auf. „Der Herr Baron bringen den Sommer ins Haus! Es duftet förmlich nach Flieder."

Hans Georg sagte nur kühl: „Guten Abend." Er lüftete ablehnend den Hut, schloß auf und ließ die Tür hinter sich zufallen.

Nachdem er sich hausgerecht umgekleidet und seine Vogelgesellschaft ausreichend betreut hatte, zog er sich in sein Wohnzimmer zurück und versank in ein Grübeln.

Er konnte den Eindruck, den das überraschende Wiedersehen Juliens auf ihn gemacht, nun doch nicht so leicht verwinden. Es half nichts, daß er sich immer wieder vorredete: Eigentlich ist es doch ein Glück für dich gewesen, daß sie dich laufen ließ. Hinterher sagte er sich trotzdem auch immer wieder: Wer weiß —? Ja, wer wollte das wissen? Glück? Was ist das am Ende, wenn man fünfzig Jahre alt geworden ist?

Er hatte über dergleichen sehr skeptisch zu denken gelernt. Er wollte auch gar nicht glücklicher sein, als er war. Er wollte nur — Ja, er wußte in diesem Augenblick selbst nicht, was er eigentlich wollte.

Die befreiten Vögelchen hatten jetzt gewiß alle schon in Feld und Wald so etwas wie ihr Glück reichlich gefunden. Ihr Glück war eben die Freiheit.

Nun — auch er war frei. War das nicht ein Glück? Über alles groß?

Aber dann fühlte er doch wieder lebhaft, daß die Freiheit allein das Glück nicht war; auch wenn man dem abgeschmackten Wort einen noch so bescheidenen, vernünftigen Inhalt gab.

Es gehörte doch wohl noch etwas andres, viel andres zum Leben, wenn man es wirklich leben wollte und sollte. Mit seinen Vögeln konnte er sich wohl für kurze Stunden zerstreuen. Er konnte für sie sorgen. Aber darüber hinaus —? Er blieb doch immer allein. Seit die Eltern tot und seine Hoffnungen auf ein Glück an der Seite Juliens für alle Zeit eingesargt worden waren, hatte er oft wochenlang mit niemand auch nur ein Wort geredet. Wenn er wirklich mal mit diesem und jenem ein kurzes Gespräch anknüpfte — was war das für nichtiges Geschwätz!

Er hatte die Einsamkeit getragen — ertragen. Er hatte sich an sie gewöhnt und wachte eifersüchtig über sein bißchen ärmliche Unabhängigkeit, die von jedem zudringlichen Menschen, von jedem ehelüsternen Weibe gefährdet werden konnte. Er hatte auch kaum etwas vermißt in all der Zeit. Weil er nichts vermissen, weil er zufrieden sein wollte, und in seinem Winkel, in seiner still verschämten und vergrämten, aber mit dem Stolze des Eigenen, Einzigen getragenen Dürftigkeit wohl auch wirklich zufrieden war. Sein Tiefstes und Bestes hatte er jedoch immer für sich behalten; alle Kämpfe und Qualen allein durchkämpfen, durchleiden müssen. Ganz verdorrt war ihm der Baum des Lebens, der wohl auch für

ihn grüne Blätter und leuchtende Blüten in Bereitschaft gehabt haben mochte. Die von seinem erhabenen Meister so hoch bewertete glückliche Unbefangenheit des begehrlichen Menschen war wohl schon seit den Tagen des reiferen Kindesalters in ihm erstorben. Nachdem er auf die Geliebte verzichten mußte, hatte er nie etwas für sich begehrt. Er wußte, daß er als „Eigener" nichts vor andern voraus hatte, daß er überhaupt nichts haben konnte, womit andre sich das Leben schmückten. Die Bedürfnisse der andern waren nicht seine Bedürfnisse, durften es nicht sein. Er wußte, daß er ein wahrhaft Freier, ein Eigener nur bleiben konnte, wenn er auf alles verzichtete, was jenseits seiner Unabhängigkeit lag. Hatte doch der Meister gesagt: „Frei bin ich von dem, was ich los bin. Mein Eigen bin ich, wenn ich mich zu haben verstehe und nicht an andre fortwerfe." — Er war sein Eigener, weil er sich nie Pflichten gegen andre aufgeladen hatte. Und er war glücklich, weil er sein eigen war. — Oder war er es am Ende doch nicht? —

Ihm graute plötzlich vor diesem ganzen hinter und vor ihm liegenden Nichts. Es kroch ihm über die Seele wie ein gefräßiges Ungeheuer, das auch den kläglichen Rest seiner kümmerlichen Daseinsfreudigkeit zu verschlingen drohte. Er fühlte sich plötzlich über alle Maßen elend.

Wenn er sonst wohl stolz darüber gewesen war, daß ihm der Verstand vor nichts mehr stillstand, ihm das Herz von nichts mehr bewegt wurde, daß er von allen diesen Schwächlichkeiten frei geworden, so empfand er diese Erhabenheit des Einzigen im Augenblick als etwas „der Menschheit ganzem Jammer" doch nahe Verwandtes. Was er als Lästiges, seine Eigenheit Unterjochendes von sich abgeschüttelt zu haben glaubte, um ein wahrhaft Freier zu werden und zu bleiben, war ihm vielleicht nur verloren gegangen, weil er zu nachlässig gewesen, es festzuhalten — zu nachlässig und zu schwach. Er hatte wohl sich und sein bißchen Unabhängigkeit in seiner Gewalt, aber um diese „Gewalt" ausüben zu können, war er ohnmächtig und immer ohnmächtiger geworden. Er hatte ja nicht mal so viel ureigne Kraft und Macht besessen, die Muse an sich zu fesseln. Wie jäh war der köstliche Quell der Poesie damals in ihm versiegt! Und wie glücklich, wie reich wäre er vielleicht trotz alledem geworden, wenn ihn die stille Freundin seines Jünglingsalters über die Leere dieses zwecklosen, zwar freien, aber auch von allen Holdseligkeiten frei gewordenen Lebens hinaus erhoben hätte!

Nichts!

Seit jenem unseligen Tage, an dem er die ganze Hoffnungslosigkeit seines vertrauenden Herzens erkennen mußte, war die Stimme seines Gemüts verstummt. Das Herz war ihm gebrochen und zugleich die Kraft, welche aus dem Herzen ihre Nahrung zieht. Er war nicht berufen, jedenfalls nicht auserlesen. Ein Schwächling, der sich seiner Nichtigkeit gramvoll bewußt geworden. Damals hatte er noch sein letztes, vielleicht sein schönstes Lied gesungen. — Dann war alles vorbei gewesen.

Er sank vor seinem Schreibtisch zusammen, verhüllte das Gesicht mit beiden Händen und weinte. Zum erstenmal seit Jahrzehnten! —

Aber auch vor sich selbst wollte er nicht weichmütig, tränensüchtig werden. Er war doch kein Weib; wenn es ihm auch versagt geblieben war, ein rechter, kampffroher, das Leben lachend zwingender Mann zu werden.

Anscheinend planlos wühlte er jetzt in alten Papieren herum, die zerstreut und in reichlicher Menge auf dem Schreibtisch lagen.

Er wußte: all seine Verse hatte er vor Jahren vernichtet. Nur von dem einen, letzten Lied mochte er sich nicht trennen. Es war ein Stück seines Lebens, der letzte, schwermütige Gruß aus den Tagen seiner hoffnungslos ins Grab gesunkenen Jugend.

Jetzt hielt er das vergilbte Blatt in zitternder Hand. Er trocknete sich die Augen klar und las noch einmal, was er seit Jahren nicht mehr gelesen, was er fast vergessen hatte:

Du bist mein Tag, bist meine Nacht,
Bist meine Sonne voll strahlender Pracht,
Bist all mein tiefstes Gedenken!
O dürft ich mich, so wie ich bin,
Mit Leib und Seele, mit Herz und Sinn,
Ganz, ganz in dich versenken!

Versunken ganz, ertrunken ganz
In deines Götterleibes Glanz,
In deine blühende Fülle —
Da ränge sich's in mir empor
Und wüchse göttlich-stolz hervor
Aus meiner irdischen Hülle.

Du bist mein Tag, bist meine Nacht,
Bist meine Sonne voll strahlender Pracht,
Bist all mein tiefstes Erleben.
Doch fern und ferner entschwebst du mir —
Und ich Verlechzender liege hier
Ohnmächtig in Angst und Beben —
Verstoßen von dir,
Ein getroffenes Tier,
Fast irr' im Lieben und Hassen —
Und kann von dir nicht lassen — —

Diese letzten Verse hatten ihn, als er sie vor vielen Jahren wieder gelesen, tief ergriffen. Aber seltsam — heute wirkten sie gar nicht auf ihn. Zwischen die Erscheinung der Jugendgeliebten drängte sich während des Lesens immer aufdringlicher die Gestalt, der er vor wenigen Stunden auf den Hufen begegnet war. Und plötzlich kam eine der bisherigen grauen Stimmung von Grund aus entgegengesetzte Laune über ihn.

Er begann zu lachen — lachte, so laut er konnte, und wurde schließlich vom Lachen förmlich geschüttelt.

Was für ein Ochse war er doch gewesen! Diese Verse — dieser echte, verzweiflungsvolle Seelengram. — Um wen? Um was? Um eine oberflächliche Uniformnärrin! Um ein bißchen Jugendanmut, die längst geschwunden war! Und deshalb hatte er die Kraft verloren, aus seinem Leben etwas zu machen! Deshalb war alles in ihm verdorrt — war er zum Einsiedler geworden!

Nein — es blieb ihm nichts andres übrig. Er mußte lachen — sich und das Schicksal verlachen, das ihn so zum Narren gemacht hatte. Es wäre seiner unwürdig gewesen, auch nur einen Augenblick länger wie ein Heulweib auf den Trümmern seines Lebens zu brüten.

Er zerriß auch dies letzte Erinnerungszeichen seiner Jugendeselei in kleine Stücke, legte sie auf das Ofenblech, zündete ein Streichholz an und ließ die Papierfetzen zu Asche werden.

Jetzt war ihm wieder wohl, jetzt war er wieder gesund. Jetzt war er wieder frei, hatte er sich wieder in seiner Gewalt. Auch dieses „Gespenst" war überwunden.

„Hole der Teufel all das Weibervolk!" rief er lachend, vollführte unwillkürlich einige seiner menuettartigen Bewegungen und rieb sich die Hände. Er freute sich der wiedergewonnenen Seelenheiterkeit — freute sich seiner Unabhängigkeit; gelobte sich, nie wieder die Vergangenheit heraufzubeschwören; griff nach dem „Einzigen" und las laut vor sich hin: „Eigener bin ich meiner Gewalt, und ich bin es dann, wenn ich mich als Einzigen weiß. Im Einzigen kehrt selbst der Eigner in sein schöpferisches Nichts zurück, aus welchem er geboren wird. Jedes höhere Wesen über mir, sei es Gott, sei es der Mensch, schwächt das Gefühl meiner Einzigkeit und erbleicht erst vor der Sonne dieses Bewußtseins. Stell' ich auf mich, den Einzigen, meine Sache, dann steht sie auf dem Vergänglichen, dem sterblichen Schöpfer seiner selbst, der sich selbst verzehrt, und ich darf sagen: Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt."

Draußen wurde in diesem Augenblick an der Klingel gezogen. Er achtete nicht darauf.

Es klingelte noch einmal.

Er ging nicht öffnen. Er wollte mit niemand zu tun haben.

Dann glaubte er, Frau Klappkas Tür schließen zu hören — sie also war es wieder gewesen — die aufdringliche Hexe!

„Hole der Teufel all das Weibervolk!“ rief er noch einmal, küßte die Weltbibel, die ihn wieder vollends sich selbst gegeben hatte — legte sich aufs Sofa — eine Decke über sich — las weiter und schlief langsam darüber ein.

VIII

Als Hans Georg am Dienstagmorgen von seinem Frühspaziergang heimgekehrt war und kaum sein Zimmer betreten hatte, wurde wieder an seiner Tür geklingelt. Er erinnerte sich zum Glück, daß er Sendungen aus dem Kleider- und Wäschegeschäft zu erwarten hatte, und öffnete unbefangen.

„Einen schönen guten Morgen, Herr Baron!“ Frau Klappka, mit zwei stattlichen Bündeln beladen, stand vor ihm.

Er konnte sein Mißbehagen kaum unterdrücken, mußte nun aber doch wohl eine freundliche Miene machen und sagte kühl: „Gehorsamer Diener. Aber was bringen Sie da, meine Gnädigste?“

„Diese Pakete sind schon gestern für den Herrn Baron abgeliefert worden. Den Boten wurde nicht geöffnet. Sie fragten dann bei mir an. Um sie nicht unverrichteter Sache fortgehen zu lassen, nahm ich alles an mich. Es wird dem Herrn Baron —“

„Sehr liebenswürdig, meine Gnädigste,“ fiel er ein, um dem rollenden Wagen ihrer Rede einen Hemmschuh vorzulegen. „Aber es wäre wirklich nicht nötig gewesen. Es ist mir ungemein peinlich —“

„Oh, Herr Baron — unter Nachbarn —. So kleine Gefälligkeiten erweist man dem Nebenmenschen gern.“

Ehe Hans Georg es noch hindern konnte, war die kleine Frau diesmal in den Korridor gedrungen und gleich in das offenstehende Wohnzimmer getreten. „Wo darf ich's hinlegen, Herr Baron?“

„Aber, ich bitte wirklich —. Es ist zu liebenswürdig —.“ Er kam jetzt endlich dazu, ihr die Pakete abzunehmen, legte sie aufs Sofa und hoffte nun, den Besuch ohne viel Umstände verabschieden zu können.

Frau Klappka wollte jedoch nicht vergebens in die Höhle des Bären gelangt sein. Sie sah sich mit klug unterdrücktem Staunen in dem kahlen Raume um und meinte dann mit gütigem Lächeln: „Sie wohnen hier allerliebst, Herr Baron.“

„Für bescheidene Ansprüche genügt's,“ versetzte Hans Georg, ohne zum Sitzen einzuladen.

„Nein — das muß ich sagen — so behaglich in allem. Ich habe ja schon in manches Junggesellenheim geblickt — auch mein seliger Mann war Junggeselle gewesen. Aber so ordentlich — so sauber in allem —. Das muß ich sagen — man merkt sofort, daß hier ein guter, vornehmer Geist waltet.“

Sie macht dir Komplimente — nimm dich in acht — und am besten: schnell hinaus mit ihr! — so dachte Hans Georg bei sich, statt auf die liebenswürdige Anerkennung höflich zu erwidern.

Frau Klappka schien trotzdem etwas gehört zu haben. Sie sagte freundlich: „Oh, danke sehr, Herr Baron. Aber nur ein Augenblickchen. Sie werden Wichtigeres zu tun haben — ich falle nicht gern lästig“ — und nahm auf einem der wackligen Sessel Platz.

Hans Georg fühlte sich der seltsamen Lage nicht ganz gewachsen. Er war im Verkehr mit Damen nicht geübt; war befangen; hatte aber als gebildeter Mann doch so viel Takt, um einen geleisteten Dienst nicht mit Unhöflichkeit zu belohnen. Er mußte sich die kleine Zudringlichkeit schon gefallen lassen und benutzte den andern Sessel.

Frau Klappka ließ nun das Spielwerk ihrer wohlberechneten Rede rollen. Sie redete von allem. Von den „reizenden Vögelchen", die sie selbst über alles liebte. Von ihrem Manne, den sie bis zu seinem Tod treu geliebt und gepflegt hatte. Von ihrem Widerwillen gegen eine Wiederverheiratung. Von ihrem Schwager, der sie im vorigen Jahre gern hätte heiraten wollen. Von ihrer Abneigung gegen Ehe und Kinder, die nur Ärger bereiteten, viel Geld kosteten und am Ende doch mißrieten. Ihre schier endlosen Herzensergüsse beendete sie schließlich mit Worten, denen Hans Georg seinen Beifall nicht versagen konnte.

„Eine Frau, die ihren Mann verliert und wieder heiratet, die hat wahrhaftig nicht verdient, Witwe zu werden. Hab' ich recht, Herr Baron? — Man ist ja Mensch. Man hat auch Blut in den Adern und keine Buttermilch. Aber — Gott — muß da gleich geheiratet werden? Und wenn schon — ist einmal nicht mehr als genug? Sagen Sie selbst, Herr Baron: wird ein Mensch, der sein bißchen Vernunft instand hat und seine Freiheit zu schätzen weiß — wird er so von allen guten Geistern verlassen sein, sich wieder in den Ehekäfig zu setzen.

Hans Georg hatte den Schwall von Worten, den die Rentiere nach Frauenart über ihn ausschüttete, mit Geduld in sich einfließen lassen. Sie sagte wirklich nichts, was ihm unerfreulich zu hören war. Im Gegenteil. Verständigeres konnte er sich gar nicht denken. Er fühlte mit stillem Vergnügen, wie er dieser, gleich ihm echten Unabhängigkeitssinn in der Seele bergenden, unterhaltsamen Frau gegenüber von Minute zu Minute sicherer wurde. In seiner Einsamkeit hatte er einen Menschen, mit dem er arglos und einsichtsvoll plaudern konnte, doch immer am schwersten vermißt. Hier schien ihm der glücklichste Zufall schmerzlich Entbehrtes vorübergehend zuwenden zu wollen. Vielleicht endlich eine bescheidene Verschönerung des Daseins. Ihm lag nichts ferner, als sich heiraten zu lassen oder einem weiblichen Wesen zuzumuten, sich für ihn zu opfern. Sie aber hegte Abscheu gegen eine nochmalige Vermählung. Waren sie nicht beide voreinander sicher? Mochte sonst auch noch so viel gegen eine weibliche Freundschaft sprechen, mochten sie beiden zwei verschiedenen Welten angehören — sie wohnten doch nun mal nebeneinander, machten dieselben bescheidenen Ansprüche ans Leben. Warum nicht? —

Er spielte schon beinahe mit dem Gedanken, hier endlich ein zu nichts verpflichtendes, anspruchsloses, aber doch ganz reizvolles kleines, gut nachbarliches Verhältnis einleiten zu können und vermied alles, was die verständige Witwe an ihm und seiner entgegenkommenden Seelenstimmung hätte irremachen müssen.

So wechselten sie wohl eine Stunde lang gut ineinanderklingende Reden, ohne zu merken, daß die Zeit verstrich. Als Frau Klappka sich endlich, und nachdem sie noch den Kanarienvögeln ihre Aufwartung gemacht hatte, mit dem ihr eigentümlichen Hofknicks verabschiedete, reichte der Freiherr ihr sogar in ritterlicher Haltung die Hand, bat um die Erlaubnis, den Besuch bei passender Gelegenheit erwidern zu dürfen, geleitete sie bis zu ihrer Tür und verneigte sich tief.

Er war mit sich zufrieden, wie lange nicht; und sie auch. Sie vielleicht noch mehr. Ein so schnelles Entgegenkommen hatte sie gar nicht erwartet. Sie betrachtete sich, scharf prüfend, vor dem Spiegel, der ihr ehrlich sagte, daß ihre leuchtrigen braunen Augen, ihre roten runden Grübchenbacken, ihr immer noch praller, kußbereiter Mund und was sonst an ihr noch rund, voll und prall war, jeden Mann begehrlich stimmen müßte. Für diesen steifen, ledernen Junggesellen war sie sogar noch viel zu gut. Und wahrlich, wenn er nicht Leutnant und Freiherr wäre, so hätte sie sich wohl einen besseren ausgesucht. Aber schließlich dachte auch Frau Klappka: Mann ist Mann.

Sie legte sich noch am selben Abend drei Patiencen, die wieder glatt aufgingen. Bessere Aussichten konnte sie sich mit ihren vierzig Jahren nicht wünschen. Die Heirat war ihr gewiß. Auf diese Leimrute schienen sich die Gimpel alle zu

setzen. Ihren zweiten Mann hatte sie ganz auf dieselbe Weise gefangen. Von dem ersten, der so unhöflich gewesen war, sich nach kaum zweijähriger Ehe von ihr zu trennen, hatte sie sich in ihrer Unerfahrenheit heiraten lassen. Kein Wunder, daß das junge Glück nicht standhielt!

Schon am nächsten Vormittag beehrte Hans Georg die Nachbarin mit seinem Gegenbesuch — im hellen Sommeranzug.

Frau Klappka sah gütig über diesen Verstoß hinweg. Daß ein Herr mit dem abgetragenen knopflosen Tuchrock, den sie ausreichend kannte, einer Dame keinen Besuch machen wollte, leuchtete ihr ein.

Natürlich fand Hans Georg das ebenfalls nur aus Zimmer und Küche bestehende Heim der Nachbarin ohne alles hinterhältige Staunen der Enttäuschung überaus behaglich. Er fühlte sich vom ersten Augenblick an in dieser wohnlichen Umrahmung zu Hause, und es bedurfte nur weniger Worte seitens der neugewonnenen Freundin, um ihn geneigt zu machen, sich's recht oft in diesem „freundlichen Nestchen", wie Frau Klappka zu sagen liebte, wohl sein zu lassen.

Hatte die kühl rechnende Witwe nun aber gehofft, sich in dem freiherrlichen Nachbarn zunächst gewissermaßen einen Stammgast erziehen zu können, der dann allgemach auf das von ihr lebensklug erstrebte Ziel hingeleitet werden sollte — so fand sie sich sehr bald enttäuscht.

Hans Georg wiederholte seinen Besuch fürs erste nicht. Als er einen prüfenden Blick in die Trivialität dieser allzu geschwätzigen Frauenseele geworfen hatte, waren doch mancherlei Bedenken in ihm aufgestiegen. Er hielt es nun doch, aus vielen Gründen, für geraten, Zurückhaltung zu üben.

Seine Unabhängigkeit schien ihm nicht mehr ganz gesichert zu sein, wenn er sich die liebenswürdige kleine Frau mit der lockenden Sopranstimme allzunahe rücken ließ. Gerade ihm, dem bewußten Egoisten, mußte es einleuchten, daß auch Frau Klappka zweifellos ihren Egoismus im Kopfe trug. Und falls dieser Liebesegoismus, wie zu erwarten war, sich auf ihn lenkte, so blieb er doch vielleicht nicht mehr stark genug, ihm gegenüber seine Selbständigkeit zu behaupten.

Er erinnerte sich zu rechter Zeit gewisser Sätze seines Meisters, denen er bisher wenig Beachtung geschenkt hatte, die es aber wohl wert waren, daß er sie sich scharf zum Bewußtsein brachte. So griff er denn jetzt nach seiner Weltbibel, blätterte gedankenvoll in ihr und las auf Seite 394 das großartig freche Bekenntnis: „Wie sollte ich's nicht in aller Grellheit auszusprechen wagen? Ja, ich benutze die Welt und die Menschen! Dabei kann ich mich jedem Eindruck offen erhalten, ohne von einem derselben mir selber entrissen zu werden. Ich kann lieben, mit voller Seele lieben, und die verzehrendste Glut der Leidenschaft in meinem Herzen brennen lassen, ohne den Geliebten für etwas andres zu nehmen als für die Nahrung meiner Leidenschaft, an der sie immer von neuem sich erfrischt. All meine Sorge um ihn gilt nur dem Gegenstande meiner Liebe, nur ihm, den meine Liebe braucht, nur ihm, dem Heißgeliebten. Wie gleichgültig wäre er mir ohne diese — meine Liebe. Nur meine Liebe speise ich mit ihm, dazu nur benutze ich ihn: Ich genieße ihn."

Herrliche Sätze! dachte er bei sich. Aber zugleich überfiel ihn ein leichtes Zittern, als er sie zu Ende gelesen hatte.

Nein — genießen sollte dies triviale Weib ihn nicht! Dafür dünkte er sich zu gut. Lieber wollte er auf die Vorteile verzichten, die ihm, wie er sich anfangs geschmeichelt hatte, aus dem Verkehr mit einer ehefeindlichen, aber desto genußfreudigeren Dame erwachsen konnten.

Verzicht leisten — das blieb auch in diesem Falle seiner Egoistenweisheit letzter Schluß. So lehnte er Frau Klappka innerlich ab, um nicht von ihr genossen, um nicht von ihr verbraucht zu werden.

IX

Fräulein Mathilde Bogentanz hatte in den nächsten Tagen keine Zeit gefunden, ihrem ersten Ansturm auf das Herz des geliebten Vetters einen zweiten folgen zu lassen. Es waren fast zwei Wochen verstrichen, als sie eines Abends in einer leichten Erregung die Wohnung des Premierleutnants Holzhaut betrat, sofort zu Julie eilte und ihr mitteilte, daß sie heute dem Freiherrn in einem neuen hellen Sommeranzug begegnet sei, daß er wie ein vollendeter Kavalier ausgesehen habe, und daß ohne Zweifel sie selbst die Ursache dieser höchst erfreulichen Umwandlung sei.

„Ich habe mich damals wohl über ihn getäuscht," beendete sie ihren etwas unruhigen Bericht. „Das Abstoßende seines Verhaltens war wohl nur Befangenheit. Auch in seiner Brust schlägt ein liebevolles, nach Liebe verlangendes Herz. Und so hat er denn die unvermutet ihm zugefallenen fünfhundert Taler benutzt, um seinen äußeren Menschen auf die Höhe des inneren zu bringen und mir bei passender Gelegenheit in würdigerer Gestalt gegenübertreten zu können. Wenn er nicht auf der stillen Seite des Steindamms gegangen wäre, so hätte ich ihn unter allen Umständen angesprochen. Aber ich bemerkte ihn zu spät und mochte nicht über die breite Mittelstraße laufen oder gar ihm nachlaufen, denn er hat sehr lange Beine und nimmt Schritte, denen ein weibliches Wesen nicht gewachsen ist."

Frau Julie antwortete gleichgültig; und weil das Abendessen unmittelbar bevorstand, so blieb der immer noch etwas erregten Mathilde nichts andres übrig, als sich für diese letzte Tageszusammenkunft vorzubereiten.

Am folgenden Nachmittag begab sich Mathilde Bogentanz mutigen Herzens in die Fließstraße, um zu versuchen, dem Ziel ihrer leidenschaftlichen Sehnsucht näher zu kommen. Sie hatte letzthin von der großen Tat eines, wie es hieß, in jener Gegend wohlbekannten Sonderlings gelesen, gleich vermutet, daß dieser Vogelfreund kein andrer als ihr Herr Vetter gewesen war.

Vor der Tür des Freiherrn angelangt, zog sie jetzt kräftig an der schrill aufschreienden Klingel.

Es rührte sich nichts. Auch ein wiederholtes Läuten blieb ohne Wirkung. Um nicht ganz vergebens gekommen zu sein, machte sie sich nun auch an Frau Klappkas Tür bemerkbar, in der Voraussetzung, von der Dame, die ihr bei dem ersten Besuch so freundlich entgegengekommen war, Näheres über den Freiherrn, ob er vielleicht verreist oder krank wäre, zu erfahren.

Frau Klappka, die während des Gegenbesuchs ihres Nachbars über alles, was für sie von Wert sein konnte, mit unauffälliger Gewandtheit Erkundigungen eingezogen hatte und über die fortdauernde Zurückhaltung Hans Georgs bereits etwas verdrossen war, erkannte die Fremde natürlich sofort wieder und bereitete der Nebenbuhlerin diesmal einen weniger liebenswürdigen Empfang.

Auf die Frage der Danzigerin erwiderte sie kühl, fast unfreundlich: „Soviel ich weiß, geht der Herr Baron schon in der Frühe von Hause fort, um für gewöhnlich erst spät zurückzukehren. Vielleicht versuchen es die Dame mal nach neun Uhr abends."

„Um diese Zeit mache ich keine Besuche — am wenigsten bei Herren!" versetzte sie.

„Ja, dann kann ich der Dame keinen Rat geben." Frau Klappka verbeugte sich kaum und schloß ihre Tür.

Fräulein Bogentanz war empört. Ohne sich länger aufzuhalten, kehrte sie stolz erhobenen Hauptes ins Freie zurück. In ihrer jungfräulichen Seele wallte es wie Erbitterung auf. In jedem Falle war ihre Enttäuschung groß, noch größer aber ihre Überraschung, als sie plötzlich den Freiherrn, wieder sommerlich vornehm gekleidet, kaum fünfzig Schritte vor ihr um die Straßenecke biegen sah.

Hans Georg erkannte sie gleich und war bestürzt.

„Ah, Herr von Ellrodt! Das trifft sich ja sehr glücklich!“ Sie war ihm bis auf Armlänge genaht und reichte ihm die Hand.

Er schien das nicht zu bemerken, zog aber höflich den Hut.

„Ich bin soeben vor Ihrer Tür gewesen —“

„Bedaure sehr, meine Gnädigste,“ warf er kühl ein, ohne den Paradeschritt zu hemmen.

Sie machte eine Wendung und ließ die Absicht erkennen, ihn nach Hause zurückzubegleiten.

Er marschierte stolz und steif an der offenen Tür seines Häuschens vorüber und schien die Begleiterin, der es kaum noch möglich war, mit dem rücksichtslos Ausschreitenden Schritt zu halten, keiner Beachtung zu würdigen.

Fräulein Bogentanz versuchte wiederholt und allgemach keuchend eine Unterhaltung in Fluß zu bringen. Aber all ihre Bemühungen prallten ab an der starren Gleichgültigkeit des entsetzlichen Vetters.

Ihr wurde plötzlich ganz weh zumute. Sie fühlte sich noch schwanken — dann vergingen ihr die Sinne, und sie lag bewußtlos auf den Fliesen.

Hans Georg dachte entrüstet: Sie spielt eine Szene! Scheußlich! Auf offener Straße! Oh, über dies Weibervolk! — Er mußte nun aber doch stehenbleiben und sich um die neben ihm Zusammengebrochene bemühen.

Im Augenblick hatte sich eine Gruppe Neugieriger um die zwei Menschen gebildet.

„Bitte — einen Kommissär — eine Droschke,“ sagte Hans Georg streng.

Zwei Männer trugen währenddes die Ohnmächtige in den Flur des Hauses, vor dem sie umgesunken war. Ein andrer lief davon, um einen Polizisten zu suchen. Eine junge Frau begab sich zur nächsten Droschkenhaltestelle.

Während Hans Georg dem schnell erschienenen Beamten ausführlich Bericht erstattete, rollte die Droschke heran, in der die Bewußtlose sofort untergebracht wurde. Der Kommissär setzte sich neben die Kranke und fuhr, von Hans Georg nochmals genau unterrichtet, zunächst nach der Polizei, um die nähere Adresse des Premierleutnants und Gutsbesitzers Holzhaut zu erfragen, dann zu Herrn Holzhaut, wo er die immer noch wie tot daliegende Dame gegen sechs Uhr abends ablieferte.

X

Als Hans Georg am nächsten Tage seinen gewohnten Hufenspaziergang auf die Höhe gemacht und die Heimwanderung begonnen hatte, sah er zu seiner peinlichen Überraschung Frau Premierleutnant Holzhaut in einer Entfernung von etwa hundert Schritten sich ihm nähern. Sein erster Gedanke war natürlich: ausweichen, das hieß in diesem Falle anscheinender Unentrinnbarkeit: umkehren und über einen weit umführenden Seitenweg der Stadt zustreben. Dann aber schien es ihm seiner doch nicht würdig zu sein, gewissermaßen die Flucht vor einem Frauenzimmer zu ergreifen, das ihn gar nichts mehr anging. Er entschloß sich deshalb, nichts zu bemerken und mit zugekniffenen Augen an ihr vorbeizugehen.

Obwohl ihm das Herrnherz etwas heftiger zu klopfen begann, so rückte er sein Äußeres und Inneres nun doch mannhaft für den großen Augenblick zurecht und stelzte hocherhobenen Hauptes geradeaus. Schon glaubte er die Gefahr hinter sich gebracht zu haben, als plötzlich Worte an sein Ohr drangen, die er im ersten Aufwallen der Bestürzung nicht klar verstand, aus denen er aber doch so viel herauslauschte, daß die Sprecherin wünschte, nicht nur nicht übersehen, sondern auch gehört zu werden. Da sich ihm Frau Holzhaut überdies breit in den Weg gestellt hatte, so sah er sich gezwungen, ebenfalls stehenzubleiben und mit fest zugekniffenen Augen abzuwarten, wie die Dinge sich entwickeln würden.

„Ich habe diese Begegnung auf den Wunsch Ihrer Fräulein Cousine herbeigeführt,“ begann sie. „Sie wissen, was sich gestern in Ihrer Gegenwart auf

offener Straße abgespielt hat. Fräulein Bogentanz war bis heute mittag bewußtlos geblieben, befindet sich aber jetzt auf dem Wege zur Besserung und hat mich gebeten —"

„Ich möchte durch nichts an die gestrigen Vorgänge, überhaupt an Fräulein Bogentanz erinnert werden," unterbrach er sie streng, schickte sich an, seine Wanderung fortzusetzen und ging nun, da Frau Holzhaut keinen Versuch machte, ihn aufzuhalten, aber auch nicht von seiner Seite wich, in deren Begleitung mit unwillkürlich enger gemessenen Schritten weiter.

„Sie müssen mir schon gestatten, in Ihrer Gesellschaft zu bleiben, Herr von Ellrodt, obwohl dieses Beisammensein Ihnen gewiß ebensowenig Freude bereitet wie mir. Denn Sie werden sich denken können, daß es mir schwerfällt, mich Ihnen aufzudrängen. Aber Fräulein Bogentanz ist mir eine teure Freundin geworden — ihr und nur ihr allein bringe ich das Opfer, nach so langer Zeit mich Ihnen wieder zu nähern. Sie haben Fräulein Bogentanz gestern schwer gekränkt —

„Davon weiß ich nichts."

„Aber Fräulein Bogentanz weiß es; sie hat sogar schwer darunter gelitten und leidet noch immer daran."

„Habe ich das Fräulein ersucht, auf die Fliesen zu fallen?"

„Diese Frage ist eines Edelmanns nicht würdig, Herr von Ellrodt."

„Erinnern Sie mich daran —!" Er brach ab. Er wollte gegen die Jugendgeliebte nicht rücksichtslos werden, kniff die Lippen fest zusammen und stelzte weiter.

Frau Holzhaut versuchte noch einmal Mathildens Sache zu vertreten, wurde jedoch von Ellrodt so schroff zum Schweigen gebracht, daß sie es für besser hielt, die Angelegenheit zunächst ruhen zu lassen. — Er ist borstig wie ein Kaulbarsch, dachte sie bei sich und faßte nun allein den Zweck ins Auge, um dessentwillen sie diese Begegnung eigentlich gesucht hatte.

Überleitend begann sie aufs neue: „Ich begreife sehr wohl, daß in Ihnen ein tiefer Groll gegen mich heute noch lebt —"

„Seien Sie versichert, daß — ja — daß Sie sich hierüber in einem großen Irrtum befinden. Ich hasse niemand und liebe niemand. Ich gehöre nun mal — ja — zu den Menschen, die — ja — die von sich sagen: mir geht nichts über mich. Haben Sie die Güte, davon Kenntnis zu nehmen."

„Ich war damals ein dummes Ding," fuhr sie fort.

„Wir waren beide nicht klug. Lassen wir das!" warf er ein.

Sie schwieg während einiger Sekunden. Die rücksichtslose Art des seltsamen Mannes machte sie betreten. Dann zwang sie ihre Scheu nieder und sagte: „Es ist mir immerhin ein Trost, Herr von Ellrodt, daß das Vergangene so vollständig hinter Ihnen liegt."

„Ich bin Ihnen sogar — ja — sogar dankbar, daß es für mich Vergangenheit — ja — werden durfte."

„Vielleicht haben Sie ein gutes Recht dazu. Vielleicht wäre es für jeden, und nicht nur für jeden Mann, besser, wenn die Jugendliebe stets ein flüchtiger Traum bliebe. Es ist ohnehin so selten, daß Menschen sich zueinander finden, die wirklich zueinander passen. Und wenn schon reifere Menschen in der Liebesbefangenheit irren können, so irrt sich der junge, der unerfahrene, noch nicht zur Durchprüfung seiner selbst und andrer befähigte Mensch wohl nur in den allerseltensten Fällen nicht. Man ist eben verliebt. Und weil man heiraten will, so bricht man dem Füllen gern das Kreuz entzwei, wie unser altes ostpreußisches Sprichwort sagt. Daß dann das Glück selten länger als von elf bis Mittag währt, ist kein Wunder. Mir wäre es auch besser gewesen, wenn mein Herz damals nicht so schnell neu beschäftigt worden wäre. In meiner Unerfahrenheit dachte ich leider: Diese neue Liebe wird die wahre sein. Mit der ersten bist du so schnell und leicht fertig geworden — es war also gar keine Liebe —"

Dem Freiherrn wurde die Unterhaltung peinlich. Er hörte bald gar nicht mehr zu. Nur als Julie davon erzählte, daß ihr Vater damals erklärt hätte, einem Mann, der imstande sei, die Uniform nach so kurzer Dienstzeit abzulegen, seine Tochter nie zur Frau geben zu wollen, weil er doch zweifellos auf ihr Vermögen rechne, das ihm ein sorgenfreies Dasein sichern solle, zischte ein „Unerhört!" von seinen Lippen, während er in den einsamen Seitenweg einbog, zu dem sie gerade gelangt waren.

Sie plauderte nun weiter, indem sie dem Freiherrn folgte. Sie erzählte von dem kurzen Glück ihrer Ehe. Von der frühen Verabschiedung ihres Mannes. Von dem Tode ihres älteren Bruders, ihres Vaters. Von den mißglückten Bemühungen ihres Mannes, das väterliche Gut nach der Erbteilung auf der Höhe zu halten. Von dem Tode ihrer Mutter. Vom Zusammenbruch der ganzen Wirtschaft, und daß sie beide nun von der kärglichen Pension ihres Mannes und einer kleinen Rente, die sie sich gerettet hatte, leben müßten.

Er hörte nur mit halbem Ohre zu. Sie merkte das, und es tat ihr wehe.

„Da haben Sie mein Leben," sagte sie jetzt. „Ich hab' es hinnehmen müssen. Denn was bleibt dem Menschen andres übrig! Wozu das alles? mußte ich mich oft genug fragen."

„Ja — wozu?" Er zuckte mit den Schultern.

„Dann aber habe ich mir auch immer wieder sagen müssen, daß ich für eine jungfräuliche Einsamkeit nicht geschaffen war. Dann hat mich doch das Bewußtsein aufgerichtet, daß ich wenigstens für meinen Mann mitzusorgen hatte, daß er wahrscheinlich ganz zugrunde ginge, wenn ich ihn nicht hielte, und daß auch ich wohl noch mehr entbehrte, wenn er nicht auch mich stützte durch sein bloßes Vorhandensein — durch ein gutes, liebes Wort — so selten es auch gesprochen werden mag. Aber gesprochen wird's immer dann und wann, und das trägt, das hält aufrecht, mehr als das bloße Pflichtgefühl."

„Pflichtgefühl!" Hans Georg lachte überlegen. „Das ist auch so ein Gespenst, das uns — ja — uns das Blut aussaugt."

„Ja, Herr von Ellrodt, wenn wir kein Pflichtgefühl hätten, dann —"

„— besäßen wir uns endlich selbst. Dann — ja — dann wären wir auch mit so vielen andern Gefühlen nicht vollgestopft. Dann wären — ja — wären wir freie, glückliche Menschen!"

„Dafür fehlt mir das Verständnis, Herr von Ellrodt."

„Kein Wunder! Wir werden — ja — werden alle zu Knechten dieser inhaltlosen Gespenster künstlich erzogen. Man lähmt — ja — lähmt uns, von Kindesbeinen auf, die Kraft der Seele."

„Sie kennen doch unsern großen Kant, Herr von Ellrodt?"

Hans Georg schlug voll Verachtung mit seinem Stöckchen durch die warme Luft. „Ach! dieser Kant! Ein Seelenknechter größten Stils. Wir leiden — ja — leiden schwer unter ihm. Aber wir werden ihn überwinden. Der freie Geist, der ihn — ja — der ihn überwinden wird, ist schon geboren."

Frau Holzhaut sah unwillkürlich zu ihm auf. Dieser seltsame Mensch war wohl in der Tat etwas „innerlich bestäubt", wie Mathilde Bogentanz damals gemeint hatte. Dann aber fuhr sie fort: „Ohne dies Pflichtgefühl, das für mich kein Gespenst ist, würde ich nicht leben wollen, wahrscheinlich auch gar nicht leben können. Ich denke, das gehört zum Menschen; zum Ostpreußen gehört es unbedingt."

„Was bildet man sich nicht alles ein! Auch der Schnapstrinker bricht zusammen, wenn — *ja* — wenn man ihn hindert, sich an seinem Lebenselixir zu stärken."

„*Ich möchte* den Vergleich nicht gelten lassen, Herr von Ellrodt. Jedenfalls hat er für *mich* kein Gewicht. Es kommt ja wohl auch darauf an, wie man seine Pflichten *erfüllt*, wie man sie sich stellt. Es gibt ja Pflichten, deren Inhalt eigentlich

nichts andres ist als eine Sehnsucht. Sehnsucht nach Lebensausfüllung. Sehnsucht nach Freude. Sehnsucht nach einem lieben Wort als Dank. Sehnsucht nach Fruchtbarmachung der eignen Kraft. — So vermag man sich ein zweckloses Leben noch erträglich zu gestalten; zumal in der Ehe — so heilig oder so unheilig sie sei. Man fühlt dann so recht, daß der Mensch doch nicht für die Einsamkeit geschaffen ist, daß jedes „Ich" ein „Dich" braucht."

Hans Georg lächelte überlegen vor sich hin. „Ja — ja — immer das „Du"! Aber die Zeit wird kommen, da jeder sein eignes einziges Leben führen und das — ja — das verruchte „Du sollst" in den Abgrund der Vergangenheit geschleudert haben wird. Da wird man von keiner Pflicht und keiner Sehnsucht mehr wissen. Da wird man — ja — wird man nur noch wollen, wünschen und festhalten — ja — nach der eignen Einsicht des reifen, freien Geistes — nach der Edelmannsvernunft des Egoisten. Ja, meine Gnädigste, diese neue Welt- und Lebensordnung pocht bereits an der Pforte des absteigenden Jahrhunderts. Spätestens — ja — spätestens um die Jahrhundertwende wird sie — ja — wird sie anerkannt sein."

„Wir sind dann hoffentlich alle tot, Herr von Ellrodt," warf sie mit gutmütigem Spott ein.

„Aber Glücklichere werden leben. Denn schon heute — ja — wackelt und wankt die schwer auf uns lastende, dem echten, edlen Egoisten so feindliche Vergangenheit. Eine richtige Erschütterung noch — und sie stürzt — ja — sie stürzt zusammen."

„Der Kuhschwanz wackelt auch und fällt doch nicht ab — wie unser altes ostpreußisches Sprichwort sagt. Und man muß das unreine Wasser nicht eher fortgießen, bis man reines hat — was ebenfalls ein gutbewährter ostpreußischer Gemeinplatz ist."

Hans Georg wollte die triviale Einwendung nicht gehört haben und brummte nur vieldeutig vor sich hin. Er glaubte zumal, sich hinreichend ausgesprochen zu haben, und wäre nun gern wieder sich selbst überlassen geblieben.

Aber Frau Holzhaut hatte das Gefühl, in der Angelegenheit Mathildens bisher noch gar nichts erreicht zu haben; und obwohl sie sich nun wieder der Hufenpromenade näherten und es der Premierleutnantsgattin geraten schien, sich rechtzeitig von ihrem immer noch seltsam auffällig erscheinenden und in jedem Falle den Königsbergern für eine komische Figur geltenden Begleiter zu trennen, so wünschte sie trotzdem das Gespräch noch einmal auf die Danziger Cousine zurückzulenken. Sie blieb stehen, stellte sich vor den hochragenden Edelmann hin, der mit fest zugekniffenen Augen erstaunt über sie hinwegzublicken schien, und sagte: „Wir sind über Ihre fesselnden Auseinandersetzungen von dem abgekommen, was mir den Mut gegeben hatte, eine Begegnung mit Ihnen herbeizuführen. Sie erinnern sich —"

„Jawohl!" — Es klang unbedingt ablehnend.

„Sie haben Ihrer Fräulein Cousine wirklich nichts zu sagen, Herr von Ellrodt?"

„Nichts. Höchstens — ja — wenn Sie wollen, meine Gnädigste — daß es für einen unabhängigen, freien — ja — freien Geist meiner Art nichts Höheres — ja — nichts Beglückenderes gibt als Unabhängigkeit."

„Und nun, meine Gnädigste — es ist mir ein großes Vergnügen gewesen." Er lüftete den Hut, blinzelte unruhig mit den Augen und stelzte davon.

„Mach' dir keine Hoffnungen, Mathilde, er ist uneinnehmbar," sagte Frau Holzhaut, als sie, nach Hause zurückgekehrt, von Fräulein Bogentanz über das Ergebnis der Unterredung befragt wurde.

„Hat er dich auch brutal behandelt?"

„Das hätt' ich ihm nicht raten mögen. Wenn er auch Gesichter zu schneiden weiß wie einer, der elf gefressen hat und den zwölften packen will: den Schwächling merkt man ihm doch schon von weitem an; und von nah betrachtet, sieht er erst recht aus, als wenn ihm die Hühner das Brot genommen haben. Ein ver-

hungerter Mensch — leiblich und geistig. Und Ansichten hat er — Vater wird schon recht gehabt haben, als er damals meinte: der nichtsnutzige Kerl hat es nur auf dein Geld abgesehen. Denn wahrhaftig, ein so schamloser Egoismus, wie er dieses Gerippe beseelt, hat sich noch nie vor mir gespreizt."

„Du bist doch wohl immer noch zu sehr gegen ihn eingenommen, liebe Julie. Gott im Himmel — Egoisten sind die Männer natürlich alle — das kannst du mir ohne weiteres glauben."

„An nichts glaubt er, nur an sich und seine Herrlichkeit. Vor nichts Heiligem hat er Respekt. Alles, was nicht er ist, stößt er von sich. Du hättest ihn reden hören sollen! Ich sage dir, Mathilde — mir ist zuweilen ganz übel geworden — so oft ich auch nahe daran war, laut aufzulachen. Sei glücklich, daß du mit diesem für die Welt in alle Ewigkeit verdorbenen Sonderling nicht beladen bist."

„Und er hat kein Wort des Bedauerns für mich übrig gehabt?"

„Der und etwas bedauern! Er habe dich nicht ersucht, auf die Fliesen zu fallen. Er möchte durch nichts an dich erinnert sein — und so in diesem Tone."

„Gott im Himmel! Und ich hab' ihm fünfhundert Taler geschenkt, damit er sich anständig kleiden kann! Denn Mama hatte seiner Mutter die hundert Taler ja längst zurückgezahlt. Oh — das bringt mich noch um! Aber ich will's ihm schon zu verstehen geben — das kannst du mir ohne weiteres glauben."

In diesem Augenblick hörte man den Herrn Premierleutnant laut werden.

Frau Holzhaut sprang auf. „Entschuldige mich, liebe Mathilde — es ist Abendbrotzeit. Ich muß noch schnell nach dem Rechten sehen."

Sie eilte aus dem Zimmer und überließ Fräulein Bogentanz ihren schwermütigen Gedanken.

XI

Frau Klappka hatte sich in der letzten Zeit schon bei verschiedenen Gelegenheiten als eine Nachbarin gezeigt, die keinen Wert mehr darauf legte, für liebenswürdig gehalten zu werden. Solange sie dem Irrwahn verfallen gewesen war, daß es ihr gelingen könne, den freiherrlichen Hagestolz als geduldiges Zugtier vor den allgemach bergab rollenden Wagen ihres Witwendaseins zu spannen, ließ sie wohl die scheinvergnügt leuchtenden Farbenbänder ihrer ehesüchtigen Frauenseele trutzlustig um sich herumflattern. Seit sie jedoch einsehen mußte, daß diesem steifbeinigen, für Frauengunst unempfänglichen Edelmann gegenüber auch die feinsten, bewährtesten Fangkünste weiblicher Geistesüberlegenheit wirkungslos blieben, offenbarte sich ihre Frianatur ohne jeden verlogenen Putz. Jetzt schlug sie gern mit den Dreschflegeln und Stachelkeulen ihres Gemüts temperamentvoll in den engen Lebenskreis Hans Georgs hinein. Rücksichtslos stürzte sie jetzt, als erzürnte Sturmgöttin, den still seines Einsiedlergeschicks innigst sich erfreuenden Stirneradepten durch nicht zu überhörende Feuerwerkereien ihrer weißglühenden Wut oft genug in einen Zustand, der ihm die vollständige Hilf- und Machtlosigkeit des nach seines großen Meisters Meinung nahezu allmächtigen „Einzigen" aufs schmerzlichste fühlbar werden ließ.

Ohne den Abgunstbeweisen der flurnachbarlichen Furie seinerseits mit Rücksichtslosigkeiten eigner Prägung zu begegnen, hatte Hans Georg die liebloſe Bestürmung seiner Hausgeruhsamkeit fast zwei Wochen lang über sich ergehen lassen. Es lag nicht in seiner Art, Böses mit Bösem zu vergelten. Selbst seine stärksten Kampftaten zeichneten sich immer noch mehr durch zurückweisende Gleichgültigkeit als durch hart zugreifende Haudegenarbeit aus. Er litt still. Man konnte *nicht gut* „Einziger" sein, wenn man gehässig, rachsüchtig, raufluſtig und überhaupt *gemein* war wie das Alltagsweltgesindel ringsum. Man durfte den Adel seiner *Eigenheit* und Einzigkeit nicht unter die Kanaille sinken lassen. Herr sein über *sich selbst* — darin gipfelte doch schließlich die Lehre des verehrten Meisters.

Wer das Herz der besseren Menschheithälfte kennt, wird es ganz natürlich finden, daß Frau Klappka durch den gemütstillen Gleichmut ihres Opfers immer aufs neue gereizt wurde. Sie hatte schon so vieles versucht, um den für weibliche Anmut und Seelengüte stark unempfindlichen Freiherrn zur Verzweiflung und auf diesem Umwege möglichenfalls doch noch in ihre zärtlichen Arme zu treiben; erreicht aber hatte sie nichts.

Durch die Unempfindlichkeit des Gehaßten tief erbittert, sann Frau Klappka jetzt auf eine Tat, mit der sie den ihre Zuneigung so stolz verschmähenden Edelmann geradeaus ins Herz treffen könnte. Ihr geweckter Geist ruhte dann nicht eher, bis es ihr gelang, den Weg zu finden, auf dem es möglich sein müßte, der Seelenruhe des Trotzkopfs gewissermaßen den Todesstoß zu versetzen.

Es war in einer Juninacht, welche zwischen Donnerstag und Freitag die Brücke bildete, als Hans Georg, der am Tage vorher den letzten Rest der Fünfhunderttalerspende für die Befreiung etlicher Nachtigallen, Grün- und Elsterspechte hingegeben und die Befreiten noch im Traume um sich herum singen gehört hatte, durch ein starkes klirrendes Geräusch aus dem Schlafe geweckt wurde. Im ersten Aufrauschen des wiedererwachten Bewußtseins glaubte er, es stünde ein Gewitter über der Stadt und ein Blitz wäre in sein Stubenfenster hereingeschlagen. Aber die helle Dämmerung, die um diese Frühlingszeit dort oben keine Finsternis zur Entfaltung kommen läßt, gestattete ihm, sich schnell zu überzeugen, daß bei ihm nichts geschehen war, daß Königsberg in vollem Wetterfrieden ruhte. Da die nächtliche Stille durch nichts weiter gestört wurde, so hielt er sein Ohrenerlebnis für eine Täuschung, legte sich auf die andre Seite und schlief beim nächsten Atemholen wieder ein.

Zu seinem Unglück. Denn falls er daran gedacht hätte, daß er noch eine Küche bewohnte, und aufgestanden wäre, um für alle Fälle nach der Ursache des eigentümlichen, bis in seinen Schlaf hineintönenden Klirrklangs zu forschen, so wäre ihm schlagschnell die Erkenntnis zuteil geworden, und er hätte das schlimmste wohl ohne viel Mühe verhindern können. Nun aber schlief er schon wieder fest, als Frau Klappka in ihrer geräumigen Küche noch bangsam-lautlos auf die zunächst möglichen Folgen ihrer heimtückischen Tat wartete. Denn der Blitz, an den Hans Georg in seiner Schlaftrunkenheit gedacht hatte, war nichts andres gewesen als eine schlaugeistig und fingergewandt von der Nachbarin hergestellte Schleuder, mit welcher sie einen wuchtigen Stein von ihrem Küchenfenster aus in das Küchenfenster des ahnungslosen Freiherrn geworfen hatte, und zwar so zielgewiß und wirkungerwogen, daß auch der lebendigste Blitz die große Scheibe der unteren Fensterhälfte nicht so vollständig hätte zerschmettern können wie der tote, plumpe Stein.

Als Hans Georg zu gewohnter Zeit seinem Lager entstieg, hatte er die Empfindung, daß ihm etwas fehlte, daß etwas um ihn herum nicht war wie sonst.

Er wurde sich nicht gleich klar über die Ursache dieses ihn beunruhigenden Zustandes.

Plötzlich kam es über ihn: die Vögel! Ihr Singen und Zwitschern war doch sonst immer das erste, was ihn beim Erwachen grüßte. Warum klang heute nichts zu ihm herüber?

Seltsam. Alles wie tot. Er lauschte gespannt vor sich hin, während er sich vollends ankleidete. In der Küche blieb es still.

Was ist da geschehen? Vergiftetes Futter? Hab' ich ahnungslos meine Lieblinge selbst umgebracht? — So fuhr es ihm durchs Hirn.

Er eilte jetzt in sein Vogelparadies.

Leer! Den Fußboden bedeckten Dutzende von großen und kleinen Glassplittern. — Das also war's gewesen, was ihn aus dem Schlaf geweckt hatte!

Er sah noch, wie drüben auf dem Dache eines niedrigen Hauses ein paar Sperlinge wütend über einen Kanarienvogel herfielen; sah zwei andre tot unterhalb seines Fensters in der Dachrinne liegen — dann raubten hervorbrechende Tränen

ihm die Fähigkeit, noch irgend etwas wahrzunehmen. Er schleppte sich in sein Zimmer zurück, warf sich aufs Bett und weinte — schluchzte.

Mehr als ein Vögelchen war ihm im Laufe der Jahre gestorben. Es war stets ein echter Schmerz für ihn gewesen; denn jedes der Tierchen liebte er mit der empfindsamen Zärtlichkeit des Einsamen. Daß ihm nun aber sein ganzes häusliches Glück, dem er so viel Opfer gebracht hatte, vernichtet wurde, daß seine Lieblinge draußen hungern mußten oder von Katzen und Spatzen umgebracht wurden — das brach ihm beinahe das Herz.

Oh, wer ihm das hatte antun können! Er ahnte wohl, wem er's verdanke. Wurde ihm doch seit Wochen schon Tag für Tag von dem nichtswürdigen Weibe das Leben vergällt. Nur sie auch konnte die ruchlose, alle früheren Bosheiten hinter sich zurücklassende Tat vollbracht haben. Wer aber lieferte ihm den handgreiflichen Beweis? Konnte nicht von der Straße her ein Fremder, ein ihm feindlich Gesinnter den Stein, der neben dem Herde liegen geblieben war, ins Fenster geworfen haben? An diese Möglichkeit, die zwar für ihn außerhalb des Kreises der Erwägungen lag, aber nicht für andre, nicht für den urteilenden Richter, sah er jede von ihm erstrebte Sühnung des Verbrechens scheitern. Er mußte wohl auch an diesem Falle schweigenden Mundes vorbeigehen und sich sehr hüten, die gewissenlose Bübin durch ein offenes Wort zu beleidigen.

Er hatte sich inzwischen beruhigt, stand auf, kochte sich Teewasser und grübelte, wie er seinem Geschick eine Wendung zur altgewohnten Behaglichkeit geben könnte.

Auch über das Schicksal müßte ein Mann seiner Art am Ende Herr bleiben, zumal wenn es ihm in der Gestalt eines zwar nichtswürdigen, aber doch faßbaren Weibes gegenüberstand. Aber wie wird man Herr über eine Macht, die niederzuringen man keine Machtmittel besitzt?

Wie Hans Georg nun einmal war, blieb ihm nach allen den erlittenen Greueln, denen, wie er vermuten durfte, noch andre, vielleicht bösartigere, folgen würden, nur eine Gegenwehr: das Feld räumen. Ausziehen.

Ihm grauste bei dem Gedanken, daß er dies nach langem Suchen gefundene, für ihn in jeder Beziehung passende, billige, so lange seelenfreudig von ihm bewohnte Heim preisgeben sollte.

Umziehen! Er hatte das einmal durchgemacht und sich damals gesagt: nie wieder! Umwälzungen tiefgreifender Art waren ihm von Grund aus zuwider. Seine Möbel, auch die besten, würden die Übersiedlung nach einer neuen Ruhestatt wahrscheinlich gar nicht mehr aushalten. Und wenn auch — er würde sich vorkommen wie eine aus ihrer Schale geschnittene Auster. Das Schicksal mochte ihn dann nur auch gleich verschlucken wie eine Bartmuschel. Das war schon das richtigste.

Umziehen! Die Flucht ergreifen vor einem gemeinen Frauenzimmer, das nicht wert ist, von ihm beachtet zu werden! Was hatte er dem nichtswürdigen Weibe getan, daß sie ihn in diese gräßliche Lage brachte?

Er hatte sie merken lassen, daß er in jeder Beziehung sein eigner Herr, daß er weder Freund noch Geliebter sein wollte. Das war sein gutes Recht, war Pflicht gegen sich selbst, den Eignen, Einzigen, Freien. Mit welchem Recht aber rächte sie sich dafür an ihm in so fürchterlicher Art?!

Tief erregt und schwergepeinigt schritt er in seinem traulichen Käfig hin und her. Seine Lage war und blieb gräßlich — von welcher Seite er sie auch betrachtete.

Aber es wurde ihm jetzt in den vier Wänden zu enge. Er mußte hinaus. Im Freien kam ihm vielleicht ein rettender Gedanke.

Er machte sich für den Morgenspaziergang fertig und wollte soeben die Wohnung verlassen, als der Postbote die Treppe heraufkam und ihm einen Brief auslieferte.

Da Hans Georg keinen Briefwechsel unterhielt, so war das Eintreffen jeder noch so geringfügigen Postsendung ein überraschendes Ereignis für ihn. In diesem Falle

um so mehr, als der Umschlag einen Trauerrand zeigte. Auch die Handschrift erkannte er wieder. Ein Blick auf den Poststempel. — Danzig. Er atmete auf.

Die Cousine war also in die Heimat zurückgekehrt. Sie hatte die Absicht, ihn zu heiraten, aufgegeben. Das verursachte ihm nach der soeben durchlebten und noch keinesfalls überstandenen Gemütserschütterung immerhin eine Seelenerhebung.

Er kehrte schnell in sein Zimmer zurück, um sich von der Richtigkeit seiner Vermutung zu überzeugen. Kaum hatte er jedoch den Briefbogen, dem noch ein kleinerer entfiel, auseinandergefaltet und zu lesen begonnen, als er sich mit einem tiefen Aufstöhnen in den ihm zunächst stehenden Sessel fallen ließ, die Augen fest zukniff und eine Weile wie bewußtlos in dieser Lage verharrte.

Das Schicksal hatte es offenbar auf sein Verderben abgesehen. Wenn er sich bisher noch nicht ganz klar darüber gewesen war, so riß dieses Schreiben auch den letzten Schleier von dem, was ihm zugedacht war, grausam hinweg.

Nach einigen Minuten hatte er sich wenigstens so weit gefaßt, daß er daran denken konnte, sich Wort für Wort mit dem Inhalt der zwei Urkunden vertraut zu machen. Aber wie oft er den größeren Bogen auch durchlas — es blieb immer dasselbe.

Fräulein Bogentanz erklärte, daß sie nachträglich das beiliegende Schreiben der Freiin von Ellrodt unter den hinterlassenen Papieren ihrer Mutter gefunden hätte, daß sie es aber trotzdem nicht bereute, alles getan zu haben, um jeden Makel von dem Andenken ihrer „in Gott ruhenden Mama" fernzuhalten.

Das vergilbte kleinere Schriftstück aber bestätigte schlicht das Eintreffen der von der Freiin damals nicht eigentlich als Darlehen hingegebenen hundert Taler.

Es hätte ihn unter glücklicheren Umständen tief gerührt, einen Brief seiner Mutter in der Hand halten zu können. Jetzt blieb er dafür ganz unempfänglich.

Er befand sich in der größten Erregung. Darüber war er sich sofort klar, daß er die fünfhundert Taler noch heute nach Danzig zurücksenden mußte. Aber was bedeutete das für ihn?! Von dem Gelde besaß er keinen Pfennig mehr. Das war mit etlichen hundert Vögeln ins Blaue hinausgeflogen. Den Rest trug er teils am Leibe, teils hing er als Tuchanzug im Schrank, lag er als Wäsche in der Kommode.

Natürlich mußte er so schnell wie möglich zur Bank, das Nötige von seinem winzigen Vermögen abheben. Aber das war dann auch sein Zusammenbruch.

Ihm wurde wüst zu Sinne. Mit der Weiterführung selbst eines so bescheidenen Daseins, wie er's seit einem Menschenalter doch immer noch ermöglicht hatte, war es nun vorbei. Das hatte überdies ohne die Kanarienvogelgesellschaft keinen Reiz mehr für ihn, wurde zwecklos und öde, wenn er fortan auf die Befreiung auch nur einiger weniger Käfighäftlinge verzichten mußte.

Denn an das alles war von jetzt ab nicht mehr zu denken. Seine Lebenshaltung war schon längst auf das dürftigste Maß eingerichtet. Es war unmöglich, noch sparsamer zu wirtschaften. Ihm blieb kein andrer Ausweg als ein stilles Beiseitegehen.

Seine Rat- und Hilflosigkeit steigerte sich mehr und mehr. Jede Fähigkeit klaren Überlegens war ihm geschwunden. Er sagte sich nur immer das eine: Du kannst nicht mehr leben! Mußt ein qualvolles Hungerdasein führen, das unter deiner Würde ist. In deiner Armut warst du bisher immer noch reich. Jetzt bist du völlig verarmt, wirst du immer noch ärmer werden. Jetzt bist du ein zu Boden geschlagener Mann.

Plötzlich fiel ein ihm nur zu gut bekannter scheußlicher Geruch über ihn her. Entsetzlich! — Er suchte schnell einige Papiere zusammen, griff nach Hut und Stock und eilte davon.

XII

Im Freien wurde ihm etwas leichter und gefaßter zumute. Der Gedanke: du verarmst völlig — mußt jetzt auf alles verzichten — kannst nicht mehr leben, bohrte sich trotzdem immer noch tiefer in ihn hinein. Doch mitten durch diese Gramversunkenheit wuchs allgemach ein abenteuerlicher Vorsatz in ihm empor.

Er hatte vom Leben eigentlich nie etwas gehabt. War es da nicht unsinnig, unerträglich, von dieser Daseinsebene nun auch noch in immer tiefere Armseligkeit sich hinabsinken zu lassen? Wie aber wäre es, wenn er, anstatt langsam zu verkommen, ein paar Wochen hindurch wie ein Krösus lebte und dann schnell ein Ende machte?

Das flammte sogleich wie ein großes Freudenfeuer in seiner notgewöhnten Seele hoch auf.

Zehn oder zwanzig Wochen endlich einmal wahrhaft leben — genießen! Auch mal sich berauschen an dem Überfluß der Welt, der bisher stets weitab an ihm vorübergeflossen war. Und dann mit einem Lächeln der Genugtuung oder auch der Verachtung davongehen. —

Seine leidvoll erregte Phantasie malte sich Möglichkeiten aus, vor denen kein nüchternes Bedenken aufkam. Er wollte jetzt, als ein Todgeweihter, endlich mal das heimatliche Meer schauen, wollte nach Thüringen reisen, Weimar und Jena sehen, Bayreuth, die Geburtsstadt seines Meisters, besuchen.

Als er all seine Luftschlösser fertig gebaut hatte, eilte er zur Bank und hob die ersten tausend Taler ab, von denen er die für ihn so verhängnisvoll gewordene Summe sogleich an Fräulein Bogentanz schickte. Dann kaufte er sich ein handliches Köfferchen, begab sich nach Hause, verzehrte schnell die noch vorhandenen sehr spärlichen Wirtschaftsvorräte und schnürte Kleider, Stiefel und Wäsche zu einem stattlichen Paket zusammen, das als Frachtgut ihm nach dem Seebade Cranz folgen sollte. Als auch diese Postangelegenheit geordnet war, suchte er zum letztenmal seine Wohnung auf, packte zwei Hemden, ein paar Stiefel und andre Kleinigkeiten in den Handkoffer, legte Stirners „Einzigen" dazu und verließ die Räume, in denen er sich so viele Jahre hindurch auf seine Art glücklich gefühlt hatte.

Mit einer schon bereitstehenden Droschke fuhr er dann, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, wie ein richtiger Edelmann zum „Deutschen Hause", wo man den im üblen Sinne stadtbekannten Gast mit einigem Erstaunen absteigen sah.

„Der dämlige Ellrodt ist jetzt offenbar ganz verrückt geworden," meinten die Kellner, die an sehr viel anspruchsvollere Herrschaften gewöhnt waren, bedienten aber den Freiherrn, da er sich als in hohem Grade zahlungsfähig bewährte, mit größter Höflichkeit.

Am andern Morgen fuhr Hans Georg nicht mit der volkstümlichen „Journaliere", sondern in einer vom „Deutschen Hause" gegen Barzahlung gestellten offenen Kutsche nach Cranz.

Es war ein herrlicher Spätjunimorgen, und der prangende samländische Sommer grüßte den so lange von allen lebhaften Freuden der Welt ausgeschlossen Gewesenen mit viel tausend bunt blühenden und reich duftenden Kußhänden.

Hans Georg genoß alles, wie nur ein Mensch genießen kann, der jahrzehntelang sich alles versagt und trotzdem die kraftvolle Genußfähigkeit nicht ganz eingebüßt hat.

Im vornehmen Strandhotel stieg er ab. Er bildete schnell das allgemeine Gespräch des Ortes. Man kannte ja den Sonderling zur Genüge und war über alle Maßen erstaunt, den seltsamen Herrn wie einen Aristokraten, der über Millionen zu verfügen hat, auftreten zu sehen. Er warf mit den Goldstücken um sich; bereiste ganz Samland; hinterließ überall das freundlichste Gedenken an einen gebefreudigen Baron; war stets von einer Schar heiter-gefräßiger Möwen, Krähen und Spatzen begleitet, an die er wahre Massen von allerhand wohlschmeckenden Kleinigkeiten vergeudete; und hatte in drei Wochen den stattlichen Rest der ersten tausend Taler so vollständig aufgebraucht, daß er sich rechtzeitig gekündigte neue Geldmittel nachsenden lassen mußte.

Er hatte bisher nahezu gedankenlos dahingelebt. Als das Ersatzgeld eintraf, kam er zum erstenmal wieder zur Besinnung, aber nur, um einzusehen, daß es jetzt kein Zurück mehr gab.

Eine Stunde trüben Bereuens folgte. Dann kam wieder der beseligende Leichtsinn des „Freien" über ihn. Er dachte an den Einzigen — pfiff eine muntere Melodie — rief ausgelassen: „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt, juchhe!" — und genoß die letzten Tage seines Lebens als ein Eigner, der mit Grund von sich sagen mochte: Mir geht nichts über mich.

Von Cranz nach Königsberg zurückgekehrt, nahm er, zum Staunen der Bankbeamten, neue Gelder an sich und zeigte sich immer gewandter im Vergeuden des wertlosen Tandes. Dann ging's nach Berlin, wo er noch am ersten Tage Stirners ungepflegtes Grab auf dem fernen Sophienkirchhof besuchte und reich mit Rosen und Lorbeer schmückte. Auch seine Lieblinge, die Vögel, vergaß er nicht. Auf den verschiedenen Märkten kaufte er die armen Gefangenen zu Dutzenden und schenkte ihnen unter dem Jubel der Umstehenden die leidenschaftlich ersehnte Freiheit zurück.

Er durchwanderte Thüringen und Franken, stand vor den Gräbern und Gedächtnisstätten der Klassiker, suchte in Bayreuth vergebens nach dem Geburtshause seines Heiligen, ging der Spur Jean Pauls nach, reiste nach München, nach der Schweiz und genoß am Vierwaldstätter See sogar ganz unverhofft und ungesucht einen ihm allerdings viel Geldopfer abverlangenden Liebesroman, der ihm noch in der Erinnerung die letzten Tage seiner Wallfahrt verklärte. Als vierzehn Wochen um waren, hatte er nicht viel weniger als viertausend Taler hinter sich gebracht. Es war jetzt nichts mehr gutzumachen. Es reute ihn auch keinesfalls, daß er mit seinem Gelde noch in letzter Stunde einen so schönen Mißbrauch getrieben hatte. Er ließ sich, für wenige Tage nach München zurückgekehrt, abermals tausend Taler senden, machte einen Seitensprung nach Wien — nach Pest und kehrte über Prag und Breslau in den letzten Oktobertagen heim.

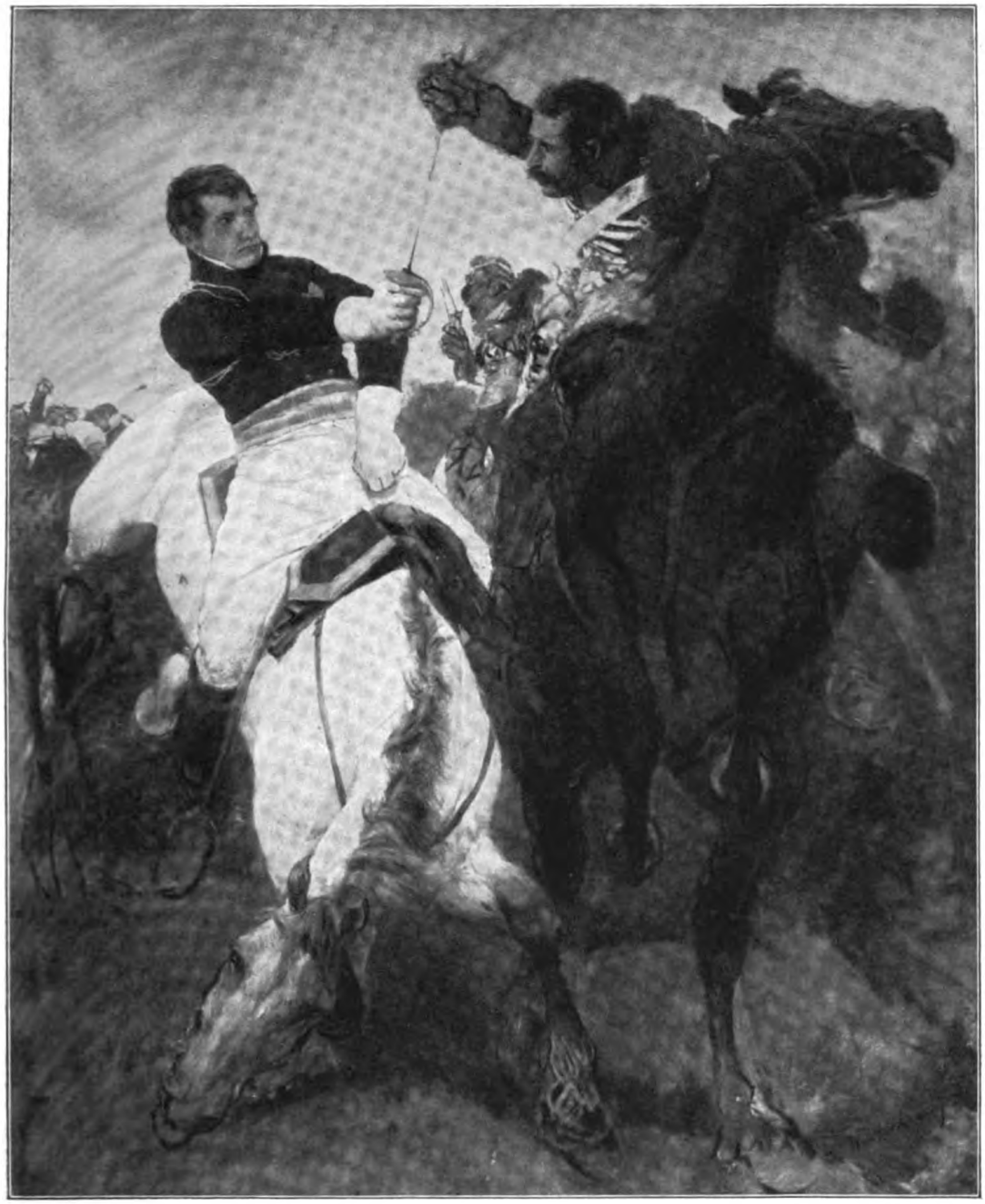
Da er seine Wohnung vor Monaten heimlich verlassen und sich in alle der Zeit nicht gemeldet hatte, so waren bereits kleine Legenden über sein Verschwinden in der Siebenhügelstadt entstanden. Einige hielten ihn für tot, andre meinten, er säße wahrscheinlich in einem Irrenhause. Sein Wirt hatte schon im August die verlassene Wohnung aufbrechen lassen und sich durch den Verkauf des kümmerlichen Hausrats schadlos gehalten.

Da traf er plötzlich im „Deutschen Hause" wieder ein, wurde mit größter Höflichkeit begrüßt und hielt noch einmal eine fürstliche Mittagsmahlzeit mit Sekt und Kaviar. Wenige Stunden später fand man ihn tot in seinem Zimmer. Er war mit seinem guten Tuchanzug bekleidet, dazu trug er, wie stets, Lackstiefel.

Ein Schuß durch die rechte Schläfe. Ein Revolver hing in der festverkrampften rechten Hand, die Linke drückte Stirners „Einzigen" fest ans Herz. Ein Zug glückseligen Lächelns lag auf dem hageren, pergamentfarbenen Antlitz, das von zwei hinabgesickerten Blutstropfen leicht befleckt war.

In einem hinterlassenen Schreiben bat er den Magistrat der Vaterstadt, mit dem dürftigen Rest seines Vermögens für sein Begräbnis zu sorgen, am Grabe auch eine Birke zu pflanzen und vier Vogelkästen in den Zweigen anzubringen, damit sich's ein paar Vögel über der freundverlassenen Ruhestätte wohl sein lassen könnten. Für das übrige sollte während des Herbstes noch täglich so viel eingefangenen Finken, Drosseln, Dompfaffen und andern heimischen Vögeln die Freiheit zurückgekauft werden, als die Mittel dazu reichten. Die letzten fünfzig Taler aber sollten an die Stadtmusikanten verteilt werden, welche mittags und abends auf dem hohen Schloßturm rührende Weisen in die Tiefe der alten Krönungsstadt hinunterbliesen, denen er selbst in jungen und alten Tagen so gern gelauscht hatte.

Wäsche, Kleider und Stiefel vermachte er den Kellnern des „Deutschen Hauses", von denen er so höflich bedient worden war; die Uhr, die er sich mitsamt der goldenen Kette im Juli gekauft hatte, seinem Hauswirt. — An Julie Holzhaut und Mathilde Bogentanz hatte er nicht mehr gedacht.



Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand

Nach einem Gemälde von Wilhelm Altheim †

Der Übergang über das Stilfſer Joch

Die Grenze zwiſchen Öſterreich-Ungarn und Italien

Von

Felix Baumann

Auf dem kleinen Friedhof des am öſtlichen Ufer des Gardaſees gelegenen maleriſchen Fiſcherdörfchens Torbole erhebt ſich das Grab des bekannten öſterreichiſchen Romanſchriftſtellers Baron Torreſani von Lanzenfeld. Jenes vom altöſterreichiſchen Reitergeiſt beſeelt geweſenen Helden von Condino-Cimego, der dort im Jahre 1866 mit ſeiner aus nur acht Mann beſtehenden Ulanenpatrouille ein ganzes Bataillon Garibaldiner vernichtete. Wenn ich hier des tapferen Offiziers des Trani-Ulanenregiments gedenke, ſo aus dem Grunde, weil wie vor 49 Jahren die Italiener auch diesmal das Tal von Judikarien als erſtes Einfallstor in öſterreichiſches Gebiet gewählt haben. Am 25. Juni 1866 waren die Italiener über die Grenzbrücke zwiſchen Tirol und Italien, Ponte Caffaro, den Chieſe ſtromaufwärts über den Stammſitz des Grafengeſchlechts der Lodron, Lodrone und Darzo vorgedrungen, ſie hatten ſich jedoch nach der für die Italiener ſo unglücklichen Schlacht von Cuſtozza ſofort wieder zurückgezogen. Sagt doch der Tiroler Lyriker Adolf von Pichler, der bei Lodrone und am Ponte Teleſio bei Caffaro mitgefochten, in ſeiner Dichtung „Fra Serafico“: „... Ihr faßtet uns an der Brücke dort bei Caffaro, Wir räucherten dafür euch aus Lodrone.“ Am 10. Juli nahmen ſie dann ihre Offenſive von neuem auf und gelangten am 15. Juli nach Condino — in der unverkennbaren Abſicht, durch Judikarien auf Tione und ſpäter im Sarcatale nach Riva zu marſchieren.

Auch diesmal begannen die Italiener ihre Offensive westlich der Etsch an der sogenannten Judikarienspalte und drangen Ende Mai auf der von Caffaro am Nordufer des Idrosees führenden Straße nach Condino vor. Unbekannt blieb in den ersten Tagen nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten, ob die Italiener versuchten, auch von dem zwischen Caffaro und Condino gelegenen Ort Storo über Tiarno in dem wildromantischen Ampolatal die Ponalestraße zu erreichen, um nach Riva zu gelangen. Kurz darauf hingewiesen sei, daß die erwähnten Straßen für beide Parteien von Wichtigkeit sind. Für Italien, weil über dieselben die westliche Flanke des befestigten österreichischen Raumes Riva—Trient bedroht oder umgangen werden kann. Für Österreich wichtig, weil diese Wege im weiteren Verlauf durch das Chiese- und Idrotal in den Rücken des großen italienischen Festungsvierecks Verona — Peschiera — Mantua—Legnano führen. Hinter dem Cassaro, der die österreichisch-italienische Grenze bildet, erheben sich auf der neben dem ungefähr 10 Kilometer langen und 2 Kilometer breiten blauen Idrosee führenden Straße die hochinteressanten italienischen Grenzbefestigungen, die als eine förmliche Geschichte der Grenzbefestigungskunst betrachtet werden können.

Die berühmte Ponalestraße bei Riva am Gardasee

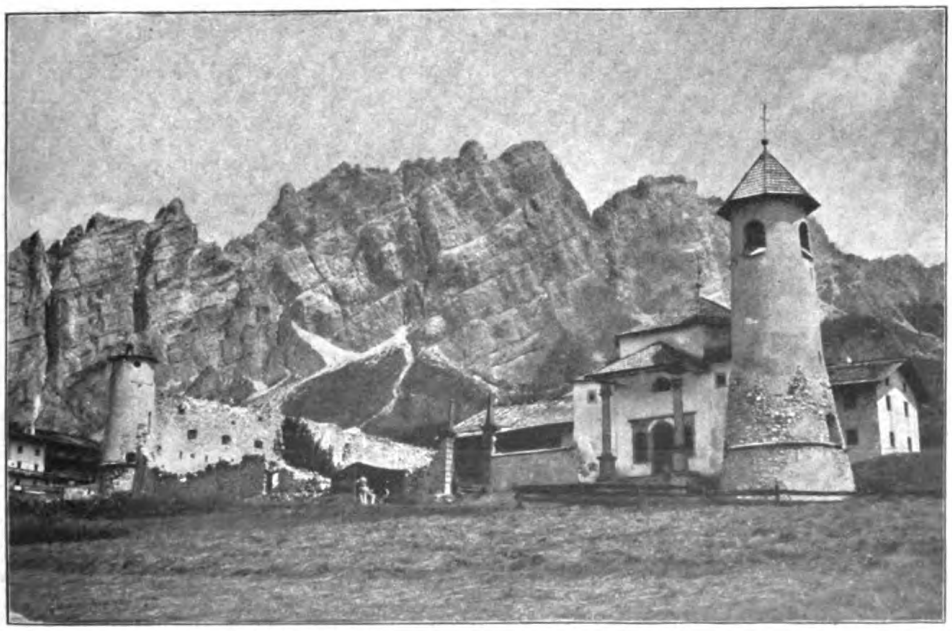
Mit dem Operationsgebiet Judikarien bezeichnet man das mittlere Land der Sarca mit den Hauptorten Tione, Stenico, Comano und Condino sowie das oberste Gebiet des Chiese- und Ledrotales. Die sich in den Gardasee ergießende Sarca, die in der Adamello-Presanellagruppe entspringt, durchfließt mehrere Täler — Val di Genova, Val Rendena —, die alle Reize der üppigen südlichen Vegetation bis zu den prachtvollsten Hochgebirgen offenbaren.

Außer der Judikarienstraße gibt es westlich der Etsch noch drei Straßenübergänge über die österreichisch-italienische Grenze,

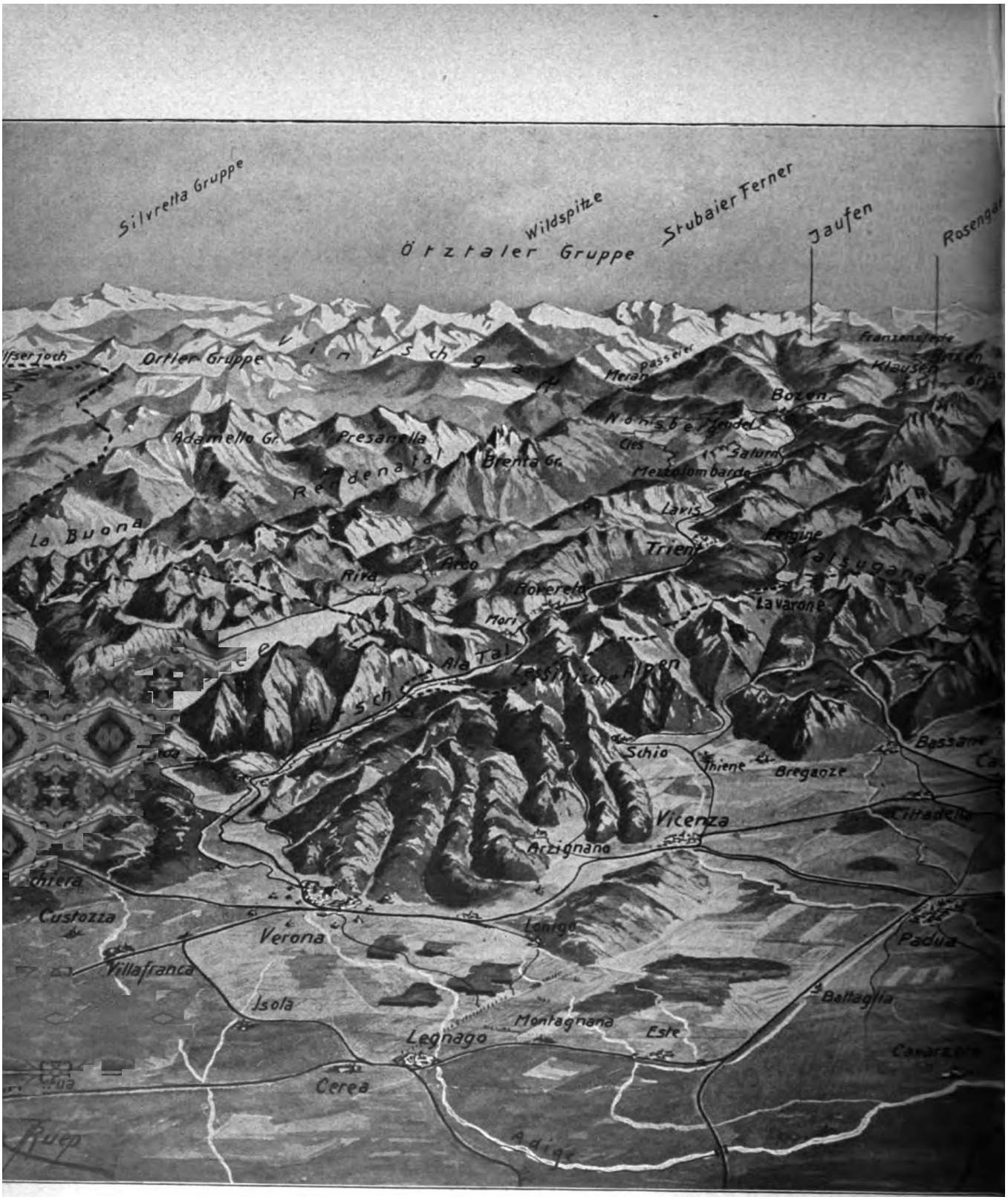
Pontebba bei Pontafel

die vom Stilfser Joch bis zur Mündung der Aussa in die Adria bei Porto Buso insgesamt eine Ausdehnung von über 625 Kilometer hat. Während die Grenze westlich des Etschflusses die zentralen und die südlichen Alpen in direkt nordsüdlicher Richtung bis zum Gardasee durchschneidet, folgt sie östlich des Flusses mehr dem Kamme der gegen die venetianische Ebene ziemlich schroff abfallenden Alpenkette. Ist westlich der Etsch besonders die Hochgebirgsgruppe des Ortler hervorzuheben, so gliedert sich die Alpenkette im Osten in die Lessinischen Alpen, die Dolomiten, die Karnischen und Julischen Alpen, die als südlicher Ausläufer der Alpenkette in die Linie Görz—Laibach unmittelbar in das unwirtbare, an Schluchten und Dolinen reiche Karstgebiet übergehen. Letzteres erstreckt sich von St. Daniel-Kobdilj bei Görz über die ganze Halbinsel Istrien und die gesamte andre unter Österreichs Zepter stehende östliche Küste des Adriatischen Meeres.

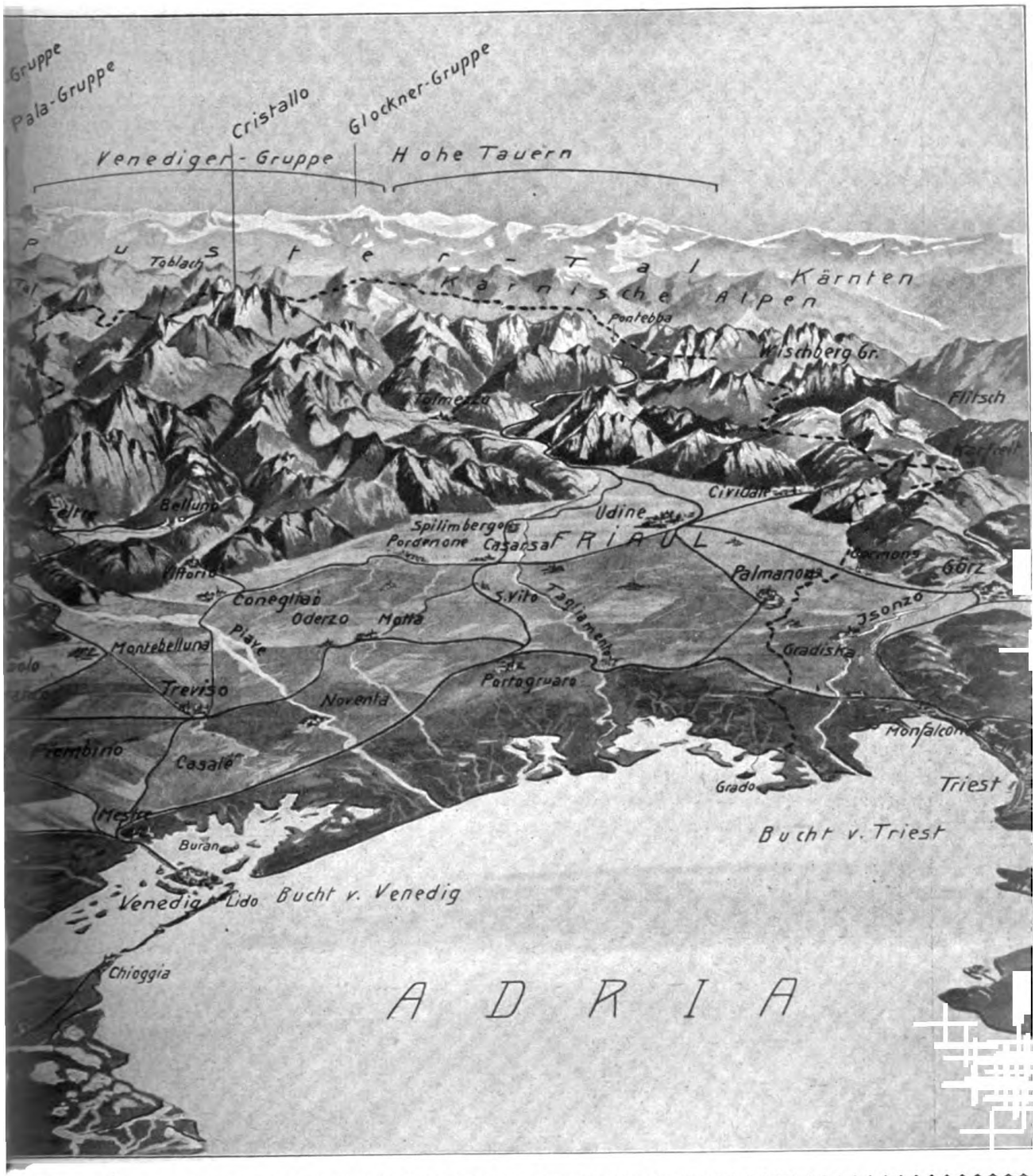
Der die venetianische Ebene halbkreisförmig bis zum Adriatischen Meere umschließende Gebirgswall fällt in der Linie Verona—Bassano—Vittorio—Gemona—Cividale—Görz—Monfalcone steil gegen dieselbe ab. Die östlich der Etschlinie in der südlichen Alpenkette ihren Ursprung habenden Flüsse der an Maulbeerbäumen mit dazwischengezogenen Weinranken reichen Ebene Venetiens fließen alle



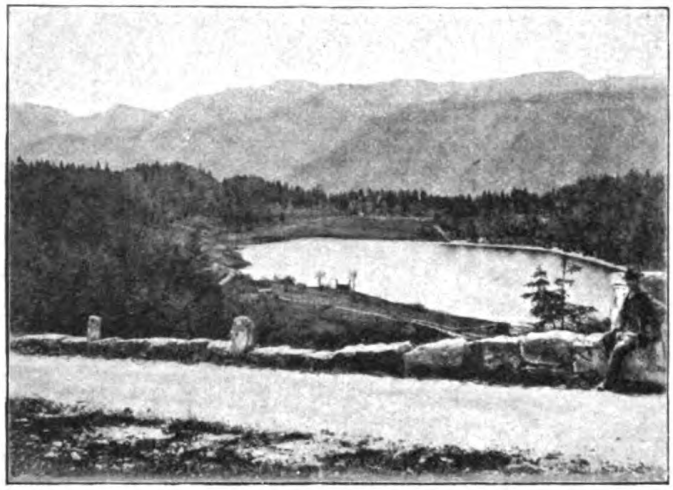
Castell di Zanna bei Cortina d'Ampezzo



Reliefkarte des Grenzgebietes zwisch



Österreich-Ungarn und Italien

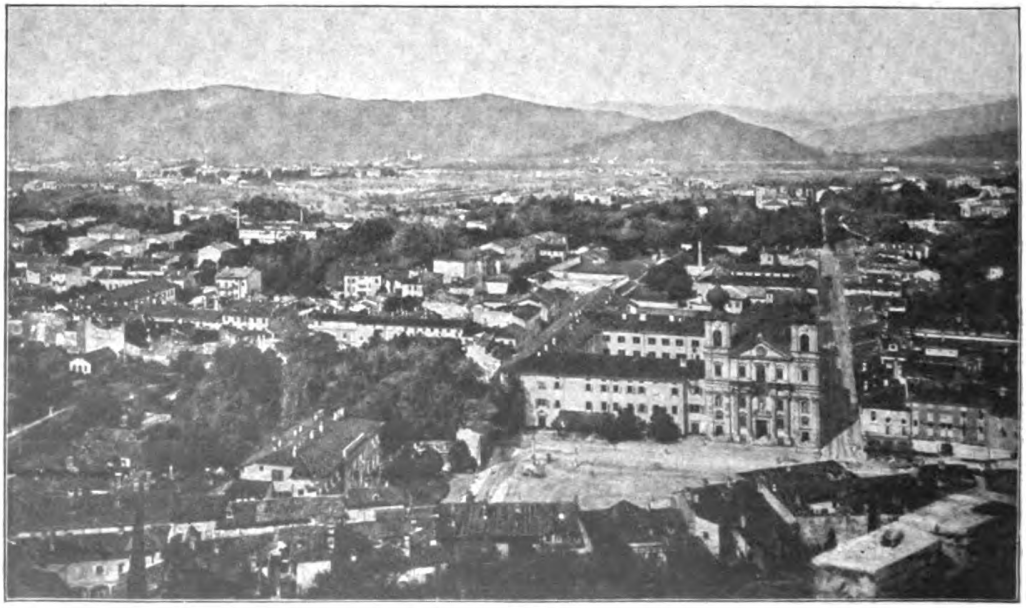


Die Hochebene von Lavarone, wo die ersten für die Italiener verlustreichen Kämpfe stattfanden

dem Adriatischen Meere zu, weisen im Oberlauf tief eingeschnittene Täler auf und gehen nach ihrem Eintritt in die Ebene in reißende Ströme über.

Führen über die österreichisch-italienische Grenze östlich der Etsch fünf Eisenbahnlinien, bei Ala, Tezze, Pontafel, Cormons und Cervignano, die an das italienische Eisenbahnnetz Anschluß finden, so ist man westlich der Etsch nur auf die Gebirgsstraßen angewiesen. Abgesehen von der bereits erwähnten Straße durch Judikarien, kommt die großartigste aller Alpenstraßen, die 33 Kilometer lange, 1822 bis 1824 von Donegani erbaute Stilfserjochstraße, in Betracht, die von Spondinig über Trafoi und Stilfser Joch nach dem altertümlichen italienischen Ort Bormio führt. In der Nähe der Grenze zwischen Schweiz, Österreich und Italien — bei der Dreisprachenspitze — bezeichnet ein imposanter Grenzstein die Grenzen.

Als nächster Übergang ist der zwischen Stilfserjochstraße und Judikarienspalte im grünen Hochtal gelegene, 1884 Meter hohe Tonalepaß zu nennen, um den schon 1799, 1808, 1848 und 1866 hart gekämpft wurde. Die Tonalestraße, die von Fucine am Nocefluß durch das Val Vermiglio über die Dörfer Cortina, Fraviana, Pizzano und am Fort Strino vorbei zur Grenzhöhe und dann steilwärts nach dem italienischen Ort Ponte di Legno führt, würde die Italiener bei einer Offensive in die Nocetäler Nonsberg und Sulzberg bringen, ein fruchtbares, stark bevölkertes, oft sehr breites und zuweilen wieder

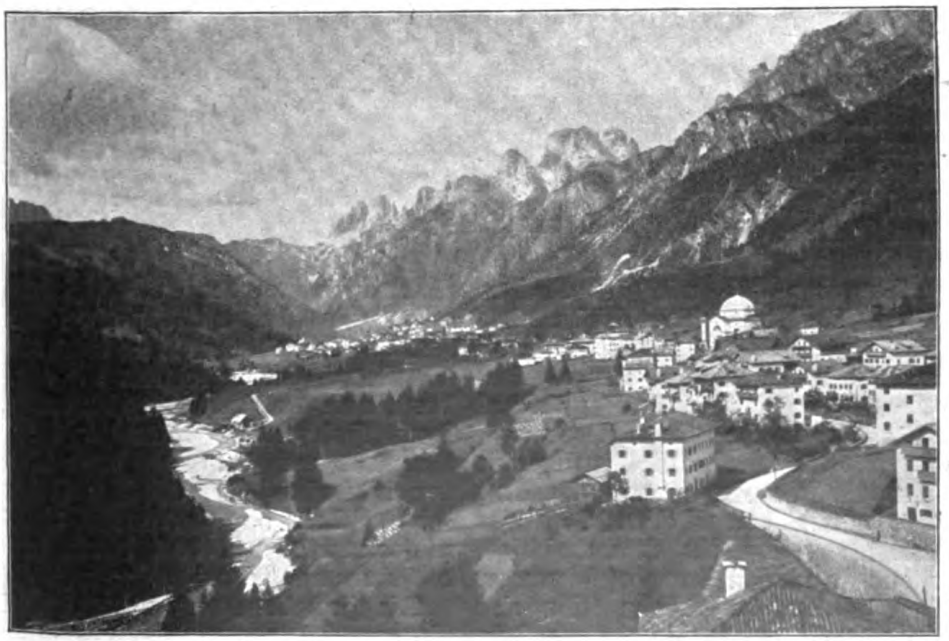


Gesamtansicht von Görz

schmales Gebiet. Das Nonstal wird von den Brenta-, Adamello- und Presanellagebirgen sowie dem Ortler und der Nonstalalpen eingesäumt; die Weingärten und Maulbeerpflanzungen des Sulztals dagegen, dessen Hochplateau sich zu einem engen Tal verengt, von schönem Nadelholz. Aus Eis- und Schneeregionen sieht man sich plötzlich in weite grüne Wiesengründe versetzt.

Gebirgshöhe bei Lavarone

Das letzte Einfallstor westlich der Etsch kann nur als ein bedingtes gelten, weil der Weg am Gardasee nur zu Wasser möglich ist. Der Plan, die italienische Festung Peschiera mittels Bahn mit Torbole zu verbinden, ist stets an dem Widerstand der österreichischen und italienischen Strategen gescheitert. Die Ostküste des alten Benacus, wie die Römer den Gardasee nannten, ist von italienischer Seite bei Malcesine geradeso vom Verkehr zu Lande ausgeschaltet geblieben wie die Westküste bis zu dem alten Ort Limone, dessen Namen die Überlieferung mit einer wildgewachsenen „Limonen"-Pflanze in Zusammenhang bringt. Die Reichsstraße führt von Riva am Fort San Nicolo vorbei nach Torbole, aber dahinter bäumt sich der 2079 Meter hohe kahle Monte Baldo auf, der höchste Gipfel des den Gardasee vom Etschtal trennenden Bergzuges, der über Malcesine im Monte Maggiore seine bedeutendste Höhe erreicht. Um die 16 Kilometer betragende Entfernung zwischen Torbole und Malcesine zu Lande zurückzulegen, haben wir einmal auf Ziegen- und Schleichpfaden — neun Stunden gebraucht. Erst bei Malcesine beginnt die Straße nach Garda (von wo einst die Goten, Heruler, Langobarden und Franken den See beherrschten) nach dem Hauptort des ganzen Ostufers, Bordolino, dessen Wein die alten Römer gleich nach dem edlen Falerner einschätzten. Auf dem Westufer des Sees gelangt



Gesamtansicht von Auronzo

man von Riva auf der herrlichen Ponalestraße über den Ponalefall nach dem hochgelegenen Grenzdorf Pregasina und von hier auf einem sehr steilen Wege oder einem etwas besseren Weg über die Cima dei Larici, Malga Palaer, Roccolo di Nembra und durch das Singoltal nach Limone. Aber erst von Tremosino haben die Italiener eine gute Straße nach Gargnano, wo die Riviera des Gardasees beginnt, und weiter nach Salo gebaut. An den Häusern am Hafen von Gargnano sieht man heute noch eingemauerte Kanonenkugeln zur Erinnerung an die Beschießung der von den Garibaldinern besetzten Stadt durch die österreichischen Schiffe im Jahre 1866. Die im See liegende befestigte Insel Trimolone zeugt von Italiens großer Wachsamkeit, aber auch auf dem Monte Brioni bei Riva hält man eine sehr getreue und scharfe österreichische Wacht.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Provinz Südtirol, das von den Italienern so heiß begehrte Trentino, sich wie ein Keil in das norditalienische Gebiet schiebt. Die Eisenbahn und Straße im Etschtal von Bozen über Trient nach Verona bildet auch die kürzeste Ausfallslinie aus Tirol gegen die italienische Po-Ebene; anderseits die bedeutendste Einbruchspforte in das österreichische Kronland. Die kurz vor dem letzten österreichischen Ort Avio gelegene Zollstation Ala ist unbefestigt, die ersten italienischen Grenzbefestigungen befinden sich auch erst einige Kilometer südlich in der Veroneser Klause, wo Otto von Wittelsbach einst das Barbarossasche Heer vor einem hinterlistigen Anschlag der Veroneser bewahrte.

Canale im Isonzotal

Auf der Strecke von Trient nach Ala zweigt in Valona eine Bahn nach der Seidenstadt Rovereto am Leno ab, von der die „Strada nuova", eine ausgezeichnete Kunststraße, durch die malerische Lenoschlucht und das romantische Vallarsa über die österreichische Zollstation Piano sowie den höchsten Punkt der Strecke, Pian della Fugozza, und durch das Val dei Signori nach der italienischen Kopfstation der Schmalspurbahn Torre—Schio—Vicenza und Schio—Arsiero nach Torre Belvicino führt. Von Rovereto geht auch eine Straße durch das Val Terragnuola über den 1200 Meter hohen Borolapaß, über den schon die Truppen des Prinzen Eugen von Savoyen während des Spanischen Erbfolgekrieges gezogen sind, und durch das Posinatal nach dem am linken Ufer der Posina liegenden, im Norden vom Monte Cavioi, im Süden vom Colleto di Velo und im Südwesten von der Cima Priafora umgebenen stattlichen italienischen Dorf Arsiero. Außerdem existierte noch eine Straße von Rovereto über die am Fuße des Monte Carnetto gelegene und wegen ihres Holzhandels bekannte Gemeinde Folgaria nach dem seit dem Ausbruch der italienisch-österreichischen Feindseligkeiten schon oft genannten Lavaroneplateau und von dort durch das Val d'Astico nach Venetien.

Die Hochebene von Lavarone, die als Grenzgebiet gegen Italien mit Forts bespickt ist, wird von den Trientinern die

„Höhe des Verrats" genannt, weil der Erbauer der Befestigungen, der Chefingenieur P., die Baupläne mit allen Einzelheiten an die italienische Militärverwaltung verkauft hatte. Durch den schmählichen Verrat war die österreichische Regierung genötigt, ihre dortigen Befestigungen einer durchgehenden Umänderung zu unterziehen. Um die Grenzforts und die Hochebene von Lavarone und Folgaria mit Trient und Colliano zu verbinden, wurde die großartige Militärstraße von Vigilo—Vattaro westlich des wilden Centratales, die hochgelegene „Friccastraße", erbaut. Die Plateaus von Folgaria—Lavarone sperren also die Zugänge zu den Räumen um Trient. Folgaria liegt 1168 Meter, Lavarone 1171 Meter hoch. Die beiden Plateaus sind durch die Sattelhöhe 1081 bei San Sebastiana miteinander verbunden. Östlich Lavarone befindet sich auf österreichischem Gebiet noch das 1333 Meter hohe Plateau von Lucerna und das 1418 Meter hohe von Kezzena. Gegenüber Folgaria und Lavarone ist auf italienischer Seite der Col d'Arsiero mit Befestigungen in 1899, 1855 und 1696 Meter Höhe. Gegenüber Lucerna Vezzena haben die Italiener Wege auf den 2019 Meter hohen Monte Verena und den 1585 Meter hohen Col de Mandriella gebaut.

Von großer Bedeutung im Trentino sind auch Bahn und Straße von Trient durch das Luganertal nach Bassano. Die Valsuganabahn, die das Tal von Trient aus über Tezze bis Primolano durchzieht, bildet die kürzeste Verbindung zwischen Trient und Venedig.

Östlich vom Trentino schließen sich die Kommunikationen über die Dolomiten nach dem oberen Piavetal, dem Gebiet Belluno-Feltre, an. Am meisten interessiert das Pustertal, die Gegend von Bruneck—Toblach-Innichen—Linz. Das Ampezzogebiet, die neue Straße Cortina d'Ampezzo—Falzarego—Pieve di Livinallongo (Buchenstein) und das Pordoijoch im Farsatal. Am Padonpasse nordöstlich der Marmolata und bei Caprile im Cordevoletale kam es bereits zu Zusammenstößen. Hier führt die Dolomitenstraße nahe an der Grenze vorbei. Von dem 2376 Meter hohen Monte Padon gelangt man bei Colle von Caprile durch das enge Cordevoletal in der Gegend Andraz an die Kunststraße, die eine vorzügliche Verbindung zwischen dem Pustertal und Südtirol bildet. Cortina d'Ampezzo liegt an der Dolomitenstraße, die von Toblach über Schluderbach, Peutelstein, Cortina nach Falzarego führt.

Von Cortina d'Ampezzo geht der Weg nach Belluno über die schöne „Strada d'Allemagna" nach dem letzten Tiroler Dorf Acquabuona und von hier über den ersten italienischen Ort San Vito nach der Geburtsstadt Tizians, Pieve de Cadore, und weiter über Perarolo nach der Hauptstadt Belluno.

Toblach ist durch eine Straße mit Schluderbach und dem Misurinasee verbunden, die dann in die wichtigste Straße aus dem Aniseitale von Auronzo übergeht und über das Tre Crozijoch sowie am Monte Cristallo vorüber nach Cortina führt. Von Peutelstein leiten verschiedene Wege durch das Rautal von Falzarego durch das Abteital in der Richtung Bruneck. Das beweist schon die Wichtigkeit dieser Gegend.

Das Primörtal, in das von den Italienern eingedrungen wurde, liegt hart an der Grenze. Die Straße, die von Neumarkt an der Etsch nach Primör (Fiera die Primiero) führt, geht über Cavalese, Predazzo, Panaveggio, den 1984 Meter hohen Rollepaß nach San Martino di Castrozza und durch das Cismonetal nach dem 800 Einwohner zählenden Hauptort des Primörtals. Von Primör gelangt man dann über den Monte Croce oder Pontet nach Venetien.

An der Kärntner Grenze, die am Monte Pardba beginnt und am Mangart endet, führen Straßen über den Predil (die Predilstraße: Tarvis—Raibl—Racolanatal—Chiusaforte) in das Isonzotal und über Pontafel—Pontebba nach Gemona. Über den Predil, der zur befestigten Isonzolinie Predil, Flitscher Klause und Raibl gehört, sowie über den Karfreit zog am 9. April 1809 Erzherzog Johann mit 50 000 Mann und schlug am 16. April die Italiener bei Sacile. Auf der 1162 Meter hohen Predilhöhe befindet sich die Predilfeste mit dem berühmten Löwendenkmal für die Helden von 1809. Der 2246 Meter hohe Felsberg Krn bei Karfreit, der in den Kriegsberichten erwähnt wurde, liegt östlich vom Isonzo in dem Raume zwischen Flitsch — die vielzackige, schneebedeckte Kandergruppe — und Tolmein. Das Gebirge gehört zum Gebiet

des Triglav. Eine gute Verbindung stellt auch der Weg von Ober-Drauburg, Mauthen-Kötschach über den Plöckenpaß nach Tolmezzo dar. Der Eisenbahn- und Straßenübergang bei Pontafel—Pontebba (Eisenbahn Osoppo—Pontafel—Malborghel—Tarvis) ist von hoher strategischer Bedeutung, weil über denselben der kürzeste Weg von Venetien nach Wien führt. Seine Wichtigkeit haben die Feldzüge Napoleons am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bewiesen.

Das Grenzgebiet im Küstenlande umfaßt die Gegenden Udine—Cividale—, Udine—Cormons und Palmanova—Cervignano—Monfalcone. Über den aus einer Felsklamm im Norden kommenden Isonzo führen zwischen Cervignano und Monfalcone eine Straßen- und Eisenbahnbrücke bei Pieris. Monfalcone ist ungefähr acht Kilometer davon entfernt und am Rande der Karsthöhen gelegen, die sich dort aus der Ebene zu erhöhen beginnen. Der Isonzo gehört zu den schönsten Flüssen der schwarzgelben Monarchie und ergoß sich früher mit der Wippach in einen See, dessen unterirdischer Abfluß der Timavus der Alten war. Bei St. Lucia (das Dörfchen hat beim Ausbruch der Feindseligkeiten schon eine Rolle gespielt) ist die von senkrechten Felsen umschlossene Isonzoschlucht so steil und glatt, daß die Reichsstraße keinen Platz darin finden konnte und um den ganzen Berg herumgeführt werden mußte.

Die nördlichste Spitze des Gardasees

Aphorismen

Dadurch erreichte schon mancher etwas: er appellierte an das Mitleid eines Hartherzigen — oder an den Geist eines Beschränkten.

*

Gesellschaftliches. Darauf sind gewisse Leute besonders stolz: daß sie geduldet werden.

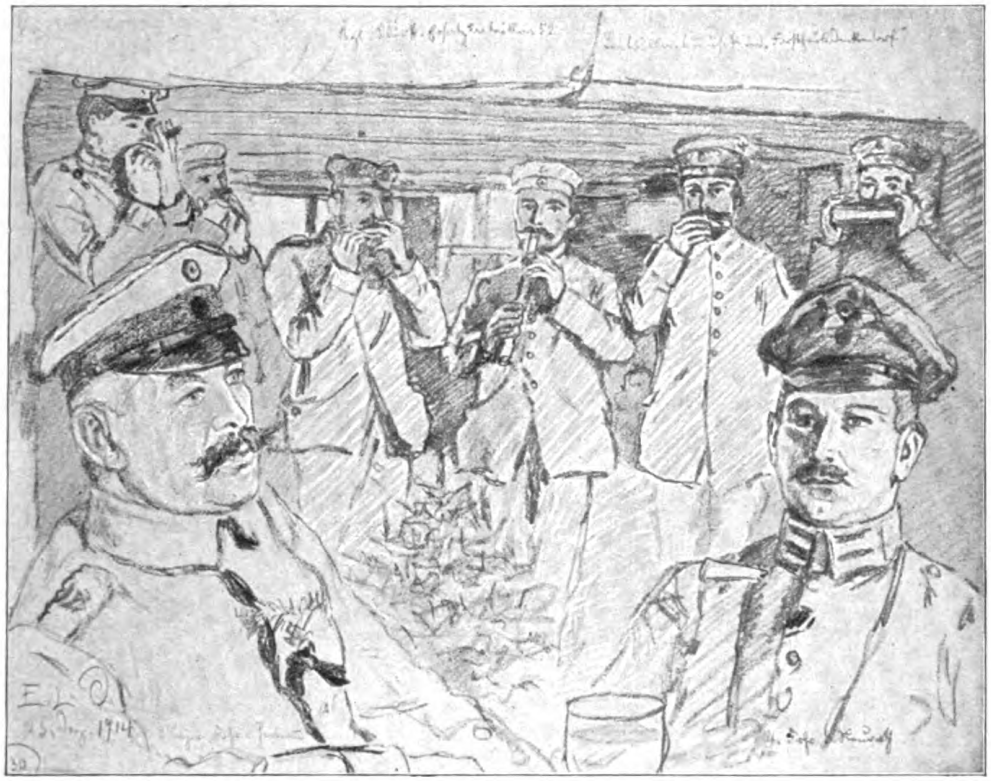
Gunst, oft gewährt, verwandelt sich in Recht.

*

Der nicht will, sagt oft: „Ich kann nicht!“ — und der nicht kann: „Ich will nicht!“

*

Auch X. zählt zu jenen, die sich im Gespräch mit andern nur dann unterhalten, wenn diese ihm ununterbrochen zuhören. Otto Weiß



Bataillonsmusik im Unterstand „Forsthaus Denkendorf"

Aus dem Tagebuch eines Kriegsmalers: Streifzüge im Woëvregebiet

Text und Abbildungen von unsrem Spezialzeichner

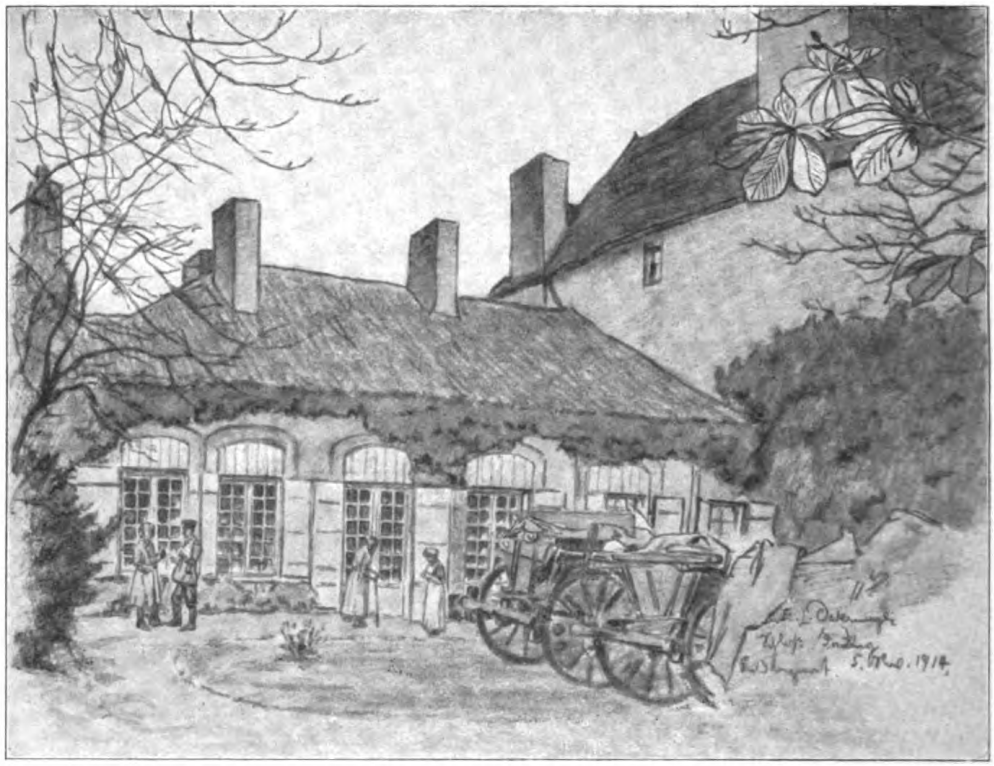
Ernst L. Ostermayer

An dem malerisch auf steilen Felsen gelegenen alten Schlößchen Jaulny, das von einer verheirateten Schwester der Jungfrau von Orleans erbaut worden sein soll, ist ein Feldlazarett eingerichtet, in dem deutsche und französische Krieger einträchtiglich nebeneinander von Ärzten und Schwestern liebevoll gepflegt werden, und wenn jetzt die uralten Linden und Kastanien im Schloßgarten ihre Knospen öffnen, so sehen sie humpelnde, zerschossene Soldaten in der Frühlingssonne auf den Wällen umherwandeln. Die prächtigen Weinberge freilich, die bis vor wenigen Jahren die Steilhänge um das alte Schloß zierten, sind nicht dem Kriege zum Opfer gefallen, sondern der Reblaus in Verbindung mit der überhandnehmenden Faulheit und mangelhaften Bearbeitung durch die Besitzer. Ein treuherziger Ulan, der im Frieden seinen Wingert in Fellbach pflegt und mich jetzt oft als Ordonnanz auf meinen Ritten begleitete, konnte sich über den mangelhaften Zustand der noch vorhandenen Weinberge gar nicht beruhigen. Immer wieder meinte er, es sei ein Jammer, wie es hier aussehe, und der ärmste schwäbische Wingerter tät sich schämen, wenn sein Gütle in solchem Zustand wäre. Ähnliche Urteile hörte ich aber auch von Soldaten, die Bauern

sind, und die bedauerten, daß sie nicht daheim so einen guten, fruchtbaren Boden hätten; da wäre es eine Freude, zu ackern und zu ernten.

Malerisch ist übrigens das ganze Woëvregebiet mit seinen südlich anmutenden Städtchen und Dörfern, mit den schönen Wäldern, Weinbergen und gewundenen Tälern; es hat alles so einen ganz andern Charakter als in Deutschland. Und eine Eigenart, die jedoch ganz Frankreich eigentümlich zu

Auch dem Schloß in E. war ein solches Schicksal zugedacht; zunächst aber hatten die französischen Granaten daneben getroffen und eine ganze Reihe Bauernhäuser zerstört, die noch von den Besitzern bewohnt gewesen waren. Fast zum Lachen — wenn's nicht so traurig wäre — war mir's oft, wenn französische Bauern und besonders Frauen außer sich gerieten vor Wut über eine Beschießung ihres Orts durch französische Artillerie, und ich vergesse nie eine Frau

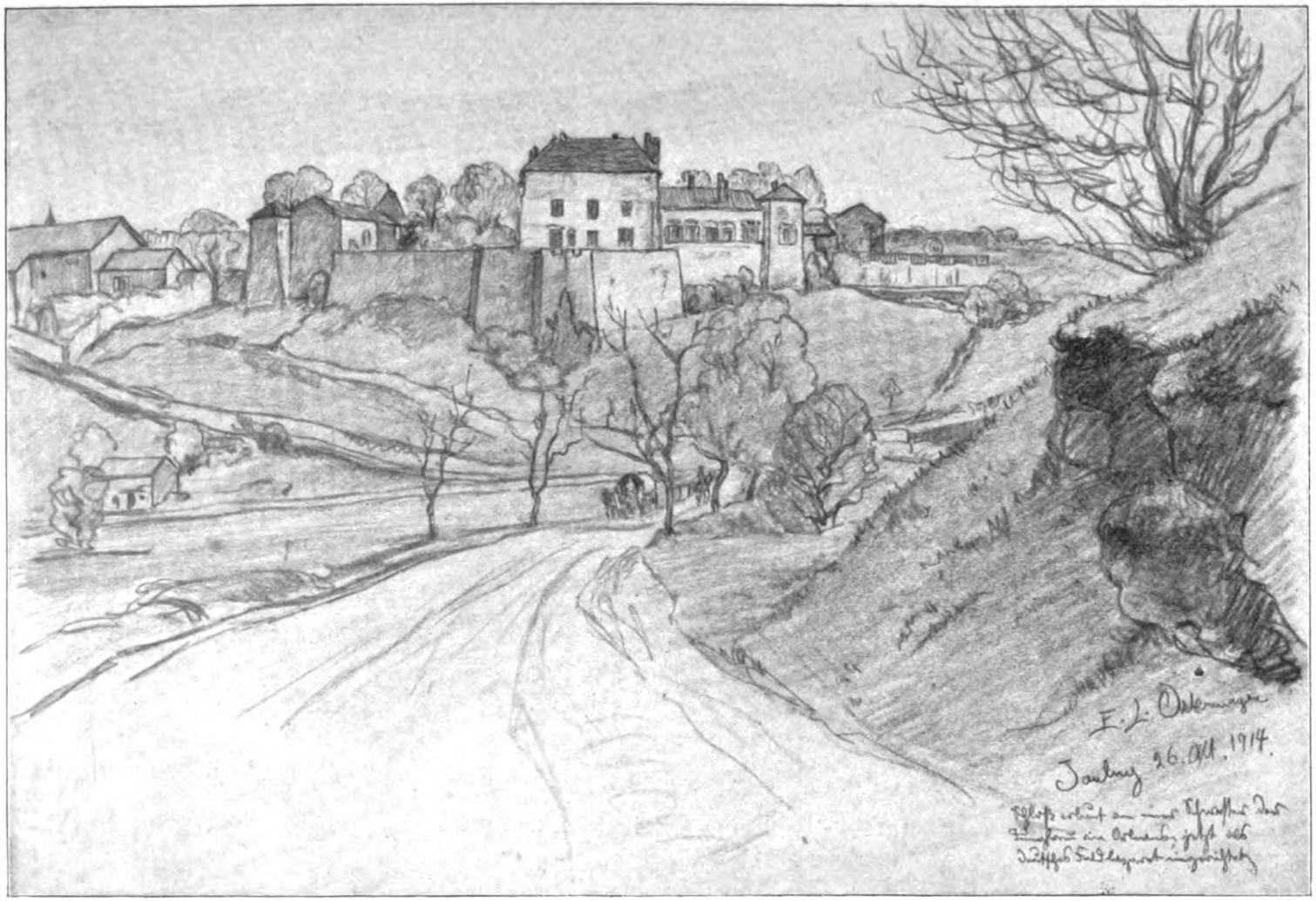


Hof des Schlosses Jaulny (jetzt Feldlazarett)

sein scheint: fast jedes Dorf hat sein Schloß oder Schlößchen, und fast all diese „Schatöer" atmen eine stille Behaglichkeit, einen ruhigen Wohlstand, der auf Schritt und Tritt das Land des Rentners verrät. Freilich jetzt liegt gar manches von den entzückenden Schlößchen in wüsten Trümmern, wilder Kampf hat um manchen Bau gewütet und viele Mauern in Schutt zerfallen lassen, die den Jahrhunderten getrotzt hatten, viele aber auch weit hinter der Front wurden nur von den Franzosen zerschossen, weil Deutsche sich darin einquartiert hatten.

in Th., die während einer unsinnigen Beschießung mit einem kleinen Kind auf dem Arm wie rasend in den Straßen herumrannte und schimpfte, was sie wußte. „C'est idiot, c'est idiot!" schrie sie immer, sie sollen doch kommen, diese Feiglinge, und sollen die Deutschen hinausjagen, ja, das sollen sie, diese elenden Feiglinge, aber nicht uns und unsre Kinder morden und unsre Häuser von weitem zerschießen; von weitem, von weitem, diese Feiglinge! C'est idiot! . . .

Einen herrlichen Blick von den Höhen um Th. hat man auf die blauen Berge

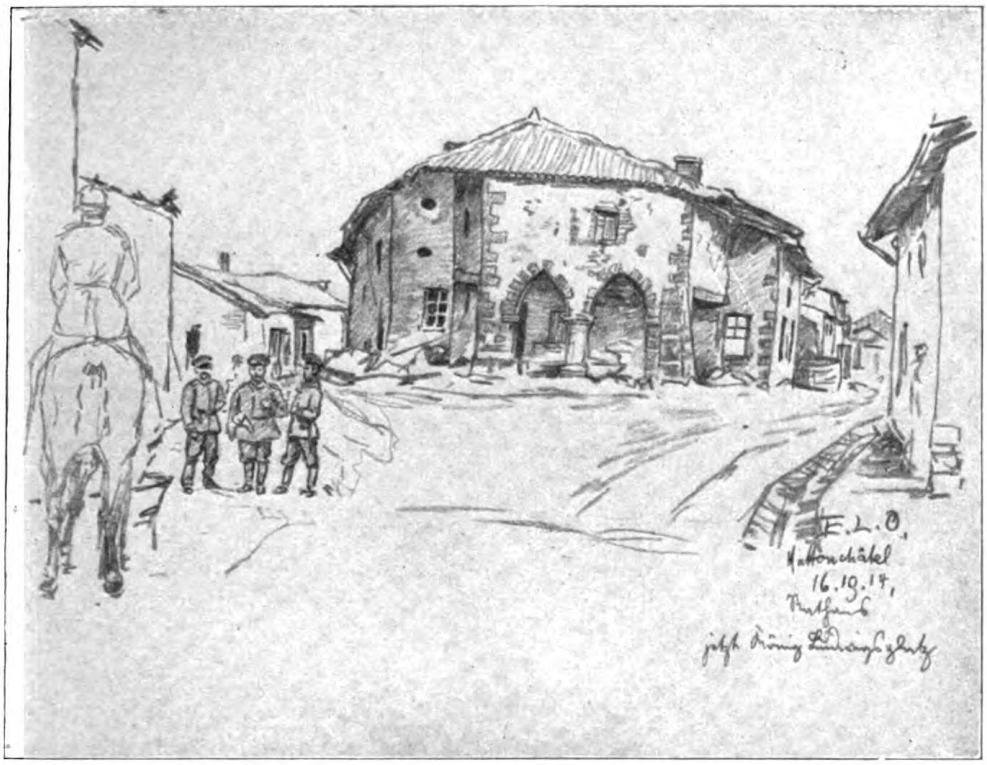


Gesamtansicht des Schlosses Jaulny, erbaut von einer Schwester der Jungfrau von Orleans, jetzt als deutsches Feldlazarett eingerichtet

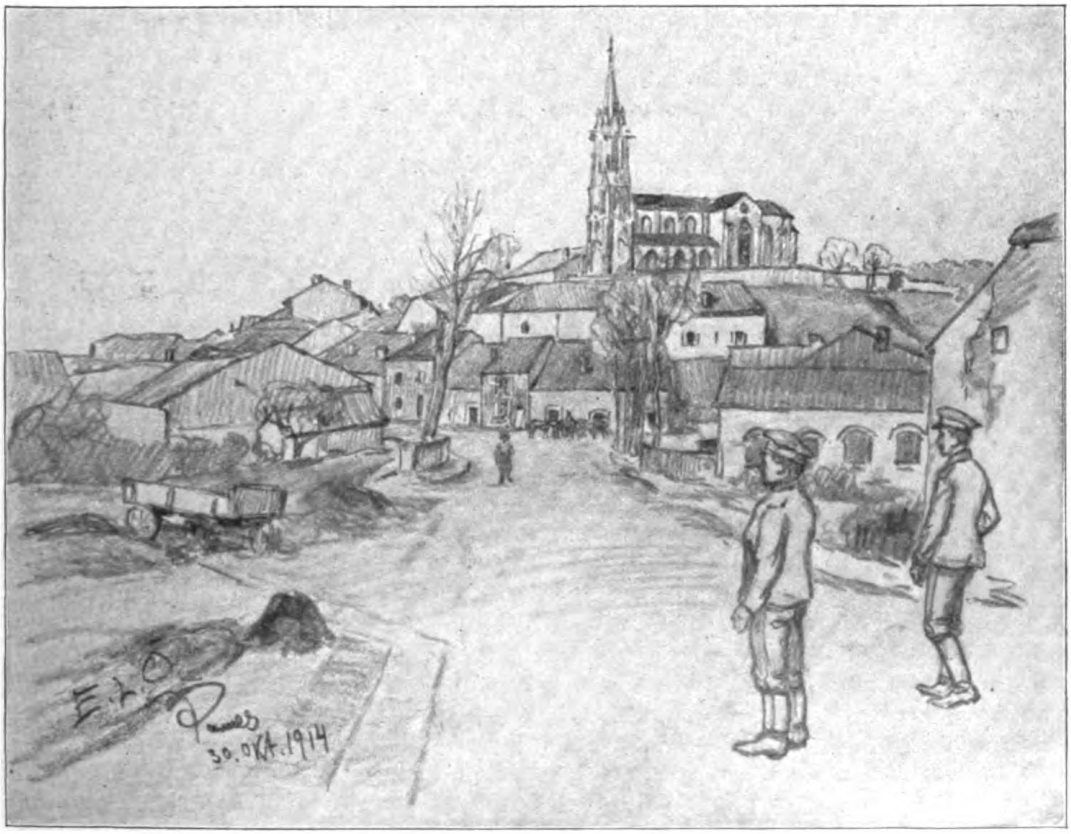
der Côtes-Lorraines, der Lothringer Rippen. Besonders gegen Abend leuchten dann an klaren Tagen die Ortschaften herüber, von denen so manches „Rippenstück" bekrönt ist. Da liegt Hattonchâtel, das seinerzeit von den Bayern erstürmt wurde, da liegt Montsek unter dem runden Rücken des gleichnamigen Berges und weiter nach links geht's gen St. Mihiel und die einschließenden Festen. Hattonchâtel, ein uraltes, von dem Bischof Hatto aus Verdun auf den Grundmauern eines Römerkastells neu erbautes Städtchen, wurde mir von dem Artilleriekommandeur des Abschnitts eines Tages wärmstens zur Besichtigung empfohlen: „Das ist so ein Plätzchen für den Kriegsmaler, das müssen Sie sich ansehen." Sofort war auch der Entschluß gefaßt, wenn auch die Ausführung etwas schwieriger war, als ich es gedacht hatte. Gleich im ersten Dorf unterwegs wurde ich nämlich angehalten und, wenn auch höflich und liebenswürdig, so doch bestimmt und unzweideutig ersucht, mich zur Nachprüfung meiner Papiere nach dem bloß etwa 15 Kilometer entfernten Sitz des nächsten Armeeoberkommandos zu begeben, und zwar in sicherer Obhut eines Vizewachtmeisters und eines Gefreiten, denn man kann nie wissen ... Kam ich nun auch an diesem Tage nicht dahin, wohin ich gewollt hatte, so lernte ich dafür wieder eine andre Gegend kennen, in die ich sonst nicht gekommen wäre, und man muß eben jeder Lage — oder wie der Deutsche so schön sagt, jeder Situation — die beste Seite abzugewinnen suchen. Am andern Tag kam ich dafür glatt und wohlbehalten durchs Land. Eine Husarenpatrouille unterwegs wollte mir zwar bange machen und erzählte mir, daß sie in einem Wald, den ich zu durchreiten hatte, verschiedene Franktireurs tags zuvor gefangen hätte, und daß zweifellos noch mehr drin steckten. Der Weg durch den Wald war lang, dicker Nebel hatte sich eingestellt, man sah keine hundert Meter weit, von der Feuchtigkeit knackte und knisterte es überall in dem Walde, so daß ich schließlich doch vorsichtshalber den Revolver in die Hand nahm und mit gespanntem Hahn die etwas unheimliche Strecke durchtrabte. Kaum aus dem Wald heraus, sehe ich drei Franzosen mit roten Hosen und roten Käppis aus dem Nebel hervorleuchten. Schon faß ich fester den Revolver und freu mich, als Kriegsmaler einen Fang zu tun, da kommen zwei deutsche Soldaten hinterdrein, die sehr bedauerten, daß sie mir zuvorgekommen waren. Da war's also mit billigem Kriegsruhm wieder mal nichts gewesen.

Gefangener französischer Korporal und der Bauer, der ihn trotz strengen Verbotes vier Wochen verborgen hatte

Langsam ritt ich den steilen Weg hinauf zwischen stattlichen Weinbergen und



Das Rathaus in Hattonchâtel



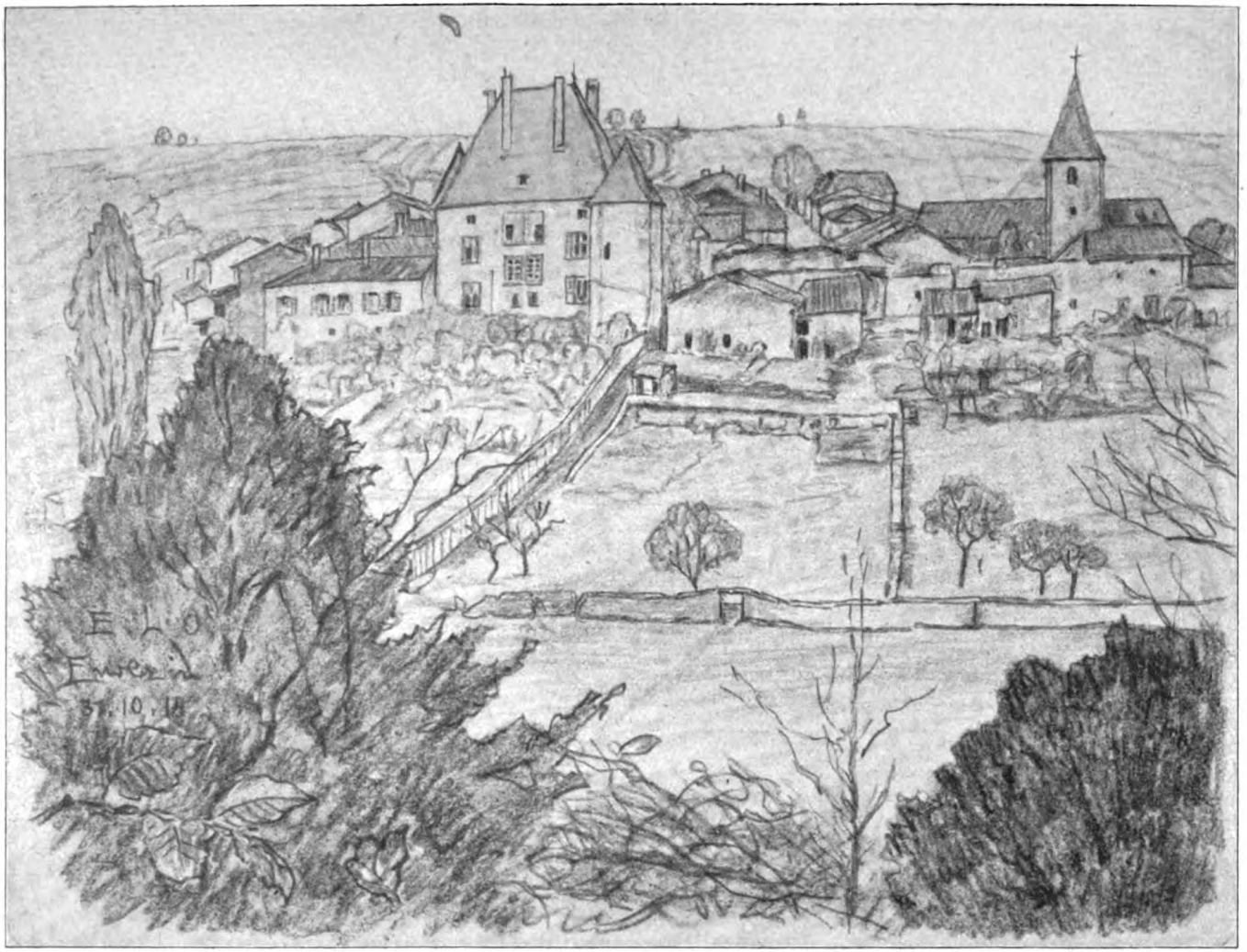
Das Dorf Pannes

hinein in das altertümliche Städtchen. Liebenswürdig führt mich der Ortskommandant, bei dem ich mich sofort vorgestellt hatte, in dem gründlich zerschossenen Platz herum und macht mich auf alles Sehens- und Wissenswerte aufmerksam. Da ist eine wundervolle altgotische Klosterkirche, das heißt, eigentlich ist sie wundervoll gewesen, jetzt liegt sie in Trümmern, zwischen denen da und dort noch altehrwürdige Kunstwerke sichtbar sind, so ein interessantes altes Steinrelief, dann ein stehengebliebener Kreuzgang, in dem Pferde untergebracht sind, im alten Klostergärtchen eine Brunnensäule und noch manches andre. Eigenartig und auch wieder ganz südlich anmutend das alte Rathaus am Marktplatz mit gotischen Bogen, sehr hübsche architektonische Einzelheiten an unversehrten Häusern, und am äußersten Ende des Bergvorsprungs, dort wo einstmals das römische Kastell stand, eine idyllische Burganlage mit Vorwerken, jetzt Vorgärten, Pavillons, großen alten Bäumen und einem geradezu großartigen Blick über die Lande. Weit hinaus übersieht man die deutschen und französischen Linien, all die mehr oder weniger zerschossenen, einst so blühenden Ortschaften, und auch rückwärts nach Osten schweift das Auge in weite Ferne. Was muß das vor dem Krieg für ein reizvolles Fleckchen Erde gewesen sein! Jetzt ist das Schlößchen mit deutschen Soldaten belegt, in dem alten Burghof geht's zu wie in einer deutschen Gartenwirtschaft, und überall sind die Barbaren und Hunnen dabei, die eingestürzten Mauern und Dächer wieder aufzubauen, Schutt wegzuräumen und alles nach Kräften wieder wohnlich zu gestalten.

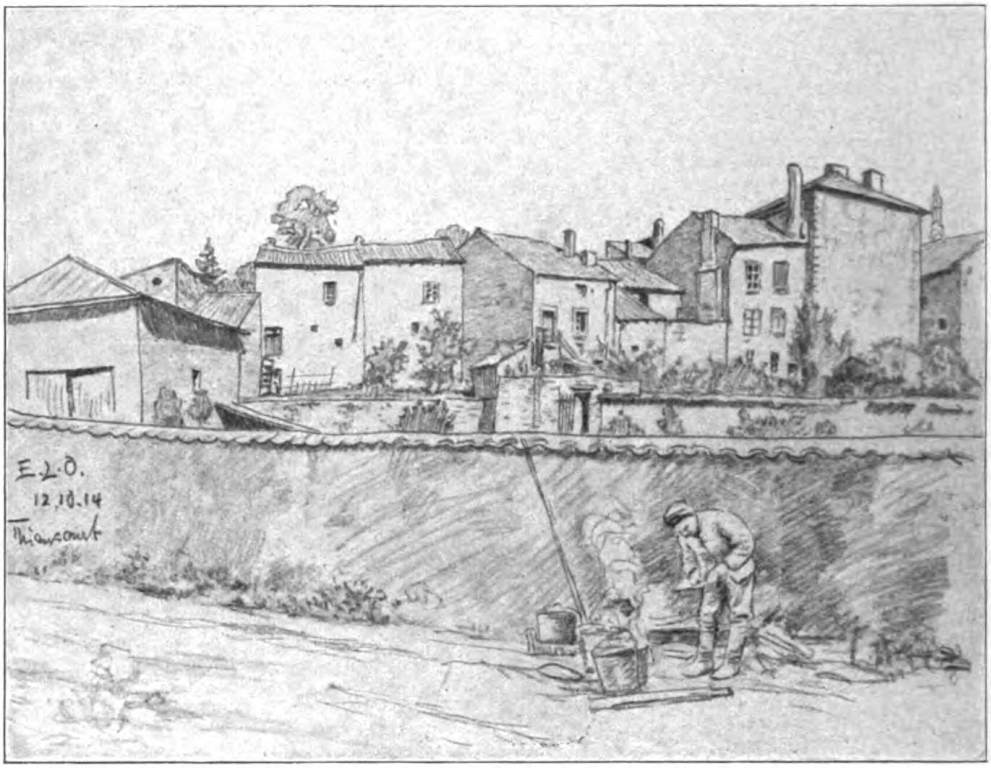
Meinen freundlichen Führer ruft der Dienst, und ich skizziere da und dort; ein Landwehrmann, Architekt, ein Unteroffizier, Kunstgeschichtler, und ähnliche Wilde sprechen mich an, zeigten mir alte Kaminplatten, seltsame Innenbauten und schöne Möbel, und erzählten mir allerhand aus der Geschichte der Niederlassung, daß ich staunen mußte. Ehrlich gesagt, mein Wissen über die Entstehung Hattonchâtels, das ich oben kundgab, verdanke ich auch diesen deutschen Männern, die ihre freie Zeit in Feindesland zur Bereicherung ihrer Kenntnisse und Betätigung ihres Wissens verwenden.

Auf dem Rückweg ritt ich einen Bogen, um noch einige andre Ortschaften zu sehen, die alle von unsern Truppen stark belegt sind. Die Franzosen mögen's versuchen, wo sie wollen, und sich anstrengen, wie sie können, durchkommen sie nirgends bei uns. Dieses sichere Bewußtsein herrscht bei uns auf der ganzen Strecke von Süd nach Nord. Mätzchen mit unterirdischen Telephonleitungen, zurückgebliebenen verkappten Soldaten und ähnlichem helfen da nichts. In P., einem hübsch um die hochgelegene gotische Kirche gelagerten Dorfe, war wiederholt nachts auf einzelne Posten und Patrouillen geschossen worden, niemand wußte, woher, und es entstand eine gewisse Aufregung. Scharf wurde der ganze Ort zu wiederholten Malen durchsucht, und siehe da, eines Tages kam ein junger Mann zum Vorschein, der sich als französischer Korporal einer Radfahrertruppe entpuppte. Mitsamt dem Bauern, der ihn entgegen strengem Verbot über vier Wochen lang in seinem Hause verborgen hatte, wurde er nach Th. eingeliefert, wo ich ihn zeichnete. Obwohl er sich sagte, daß sein Leben wahrscheinlich verwirkt sei, machte ihm der Gedanke, abgebildet in eine Zeitschrift zu kommen, eine ganz besondere Freude; am liebsten hätte er seine Unterschrift daruntergesetzt.

Mir selbst aber wurde durch die von ihm bewirkte Aufregung in P. ein wenig freundlicher Empfang zuteil; man hielt auch mich für einen Schwerverbrecher und Spion und schleppte mich gewissermaßen mit Triumphgeheul auf die Wache, wo ich von dem gar gestrengen Ortskommandanten hochnotpeinlich auf Herz und Nieren geprüft wurde, weil er der Ansicht war, ich könne ja meine Brieftasche mit meinen Ausweisen und sonstigen Inhalt auch gefunden oder gestohlen haben. Nicht einmal meine nicht leicht nachzuahmende unverfälscht schwäbische Sprechweise vermochte sein Mißtrauen ganz zu zerstreuen, und so kam es, daß mich zwei Husaren mit gezücktem Säbel durch die inzwischen hereingebrochene finstere Nacht nach Hause in mein Quartier begleiten mußten, um dort die Richtigkeit meiner Angaben feststellen zu lassen.



Schloß Euvezin, Stabsquartier (die Nebenhäuser sind von den Franzosen mit dem Ziel auf das Schloß zerschossen worden)



Aus Thiaucourt: Küche im Freien

Mein Hauptschmerz bei diesem nächtlichen Ritt war der, daß wir die sieben Kilometer lange Strecke im Schritt reiten mußten, was bei der Kälte — ich war ohne Mantel — keine reine Freude war.

Einige Zeit später, nachdem sich alles in Wohlgefallen aufgelöst hatte, wurde ich von dem Ortsgewaltigen in P. zu einem fröhlichen Abendessen im Kreise der Offiziere eingeladen, bei dem viele von den braven Kerlen, die mich zuerst am liebsten aufgeknüpft hätten, sich die erdenklichste Mühe gaben, mich samt den Herren in heiterster Weise durch allerhand scherzhafte Vorträge mit meinem Schicksal auszusöhnen.

Der Humor im deutschen Heer ist überhaupt etwas ganz Großartiges; darüber könnte man Bücher schreiben. Kommt ein Truppenteil aus vorderster Linie, wo er wochenlang in jeglicher Bedeutung des Worts in ganz dreckiger Lage war, wo er Verluste hatte und schlechte Unterkunft, kaum haben sich die Leute mal gewaschen und ausgeschlafen, so bricht die frohe Laune wieder durch, und selbst in den Schützengräben gibt's Mundharmonikakonzerte und Musikkapellen, wie man sie scherzhafter gar nicht denken kann. Klarinetten und Oboen mit einem Stück Efeublatt als Mundstück, Trompeten aus französischen Ausbläsern (Geschosse, deren Zünder sich abgelöst hat und dadurch den Sprenginhalt verloren) und ähnliche seltsame Instrumente werden zurechtgemacht, und es ist geradezu erstaunlich, wie reichhaltig die Liste der Musikstücke ist, die derart zum Vortrag gebracht werden, besonders bei festlichen Anlässen wie Weihnachten, Neujahr, Königs oder Kaisers Geburtstag und so weiter.

Ganz besonders aber werden alle diese Musikkapellen ihre Weisen erschallen lassen, wenn sie nach Schluß des Krieges beim siegreichen Heimmarsch tätig sein werden. Und daß da all die wackeren Männer dabei sein möchten, die jetzt noch im Felde stehen, das wünscht von Herzen der Verfasser dieses Aufsatzes.

Unterseeische Schiffsangriffe durch Tiere

Naturwissenschaftliche Plauderei von

Wilhelm Bölsche

Das Tier im Kriege — wieviel läßt sich davon erzählen! Wieviel dämonisches Schicksal liegt schon in der einen Tatsache, daß das Pferd mit uns in die Schlacht zieht! Seine Ahnen waren scheue Geschöpfe, ihr Heil vor jeder Gefahr lag in der ungestümen Flucht. Zum Fluchtorgan allerersten Ranges wuchs ihr Fuß mit dem einen schlagenden Huf auf durchrastem Plan sich aus. Die Angst brachte diese berufenen Durchgänger dazu, in Scharen zusammenzuhalten und sich als solche Schar um ein Leittier zu drängen, dessen Fluchtsignal das scheue Volk davonbrausen ließ wie eine Staubwolke vor dem Orkan. Eben diese Treue zu einem Anführer, einem Leiter, dem unbedingt gehorcht werden mußte, Jahrtausende um Jahrtausende geübt in der eignen Sippe, ist aber zweifellos der Grund gewesen, der dieses gewaltige Tier eines Tages in die Gefolgschaft, in die unlösbare Zaubermacht des Menschen gebracht hat. Dieser Mensch aber wieder war bestimmt, kein feiger Ausreißer zu sein. Wer ihm folgte, der mußte mit in die wilde Schlacht, den offenen Blick gegen die offene Front des Feindes. Und so ist das Wunder geschehen, das schon der Hiobsänger der Bibel bestaunt hat: daß dieses scheueste Wild das symbolische Tier des Krieges und des Angriffs werden sollte in der Zucht seines großen Meisters. Aber umgekehrt auch — wie werden uns Kriege des Menschen zum deutlichsten Bild, wenn wir an kleine Züge der Tierwelt darin denken. Wenn der Karthager Hannibal mit Elefanten über einen Alpenpaß zieht, um die Römer zu bekriegen: wie gewaltig zeigt der eine Zug, daß hier Afrika noch einmal den Versuch machte, Europa zu unterwerfen — und wenn die Elefanten trompetend in den Abgrund stürzten, so fühlen wir, daß der Versuch mißlingen mußte. Oder wie schaurig malt es den Dreißigjährigen Krieg, wenn wir hören, daß bei seinem Ausgang die Wölfe erschreckend überhand genommen hatten, herrenlose Hunde überall fast wieder zu Wölfen geworden waren und Pferde sich verwildert in den Wäldern herumtrieben. Unser Kampf heute geht zum Teil um Küste und Meer; schon lesen wir gelegentlich als kleine Staffagebilder, die sich aber sogleich einprägen, daß der Geschützdonner an der belgischen Küste alle Seevögel der Dünen zu wildem Aufruhr gebracht hat und in unzähligen Scharen die Luft mit ihrem Gekreisch erfüllen läßt — oder daß ein toter Walfisch angetrieben ist, den eine findige englische Kanonenkugel auf der Suche nach bösen Unterseebooten als unschuldiges Opfer getroffen.

Unwillkürlich habe ich bei der letzteren Nachricht aber doch noch an etwas anderes denken müssen. Lange ehe es auch nur den Traum eines Unterseeboots und seiner furchtbaren Angriffsart gab, hat die Seemannsphantasie der verschiedensten fahrenden Nationen immer wieder etwas ausgekostet von den Schauern solchen urplötzlichen verderbendrohenden Tiefenangriffs, bei dem ein ganzes Schiff zuschanden werden sollte, ohne daß sich eine Sturmwelle dabei zu rühren brauchte. Wenn der Matrose daheim von so etwas erzählte, so dachte er nicht bloß an tückische Klippen; die konnten zur Not mit Lotse und Karten vermieden werden; er dachte auch nicht bloß an ein schwimmendes Wrack oder einen perfiden Eisberg. Ganz etwas unberechenbar Bewegliches sollte es sein, das zu jeder Stunde und an jedem Ort sich aus dem dunkeln Abgrund heben und wie im wirklichen Krieg einen absichtlichen unterseeischen Angriff

ausführen könnte, so abscheulich, daß man gar nur den Stoß spürte und die Schrecken eines Lecks auf offener See erlebte, aber noch nicht einmal feststellen könnte, was sich da unten den Stich erlaubt habe. Dieser Dämon des Untermeeres konnte nur irgend etwas Lebendiges sein, etwa ein riesiges Tier, das eine greuliche Stoßwaffe führte, der keine dickste Schiffsplanke standhielt. Immer und immer wieder sollte so etwas vorgekommen sein. Wer es als „selbsterlebt" berichtete, der hatte natürlich den Glückstreffer gehabt, daß das Leck rasch entdeckt wurde und sich noch verstopfen ließ; aber wieviel schöne Schiffe waren immer wieder ganz spurlos verloren gegangen, ohne daß ein Sturm gerade gewütet hatte oder im gewohnten Kurs Klippen lagen. Was aber konnte dieser Unhold für ein Tier sein? Der berühmte Kraken nicht, denn der ist, wofern er in seiner legendären Größe existiert, nur ein übergroßer Tintenfisch, und der wieder ist fast nur eine mehr oder minder knorpelig weiche Masse. Auch von einfachen boxenden Dickköpfen mögen wir absehen, wie dem Pottwal, der nur als vom Schiffe selber schwer gereizter Bulle ab und zu angreift, während im allgemeinen die Historien von attackierenden Riesenwalfischen wüst übertrieben sind; das Grundwesen dieser vielbehelligten Kolosse ist eine beinahe ängstliche Friedfertigkeit, und außerdem besitzen sie nicht die zu jener Geschichte unumgängliche Spitzwaffe. Mustert man also unsre Sammlungen möglicher Seemonstra durch, so bleiben zuletzt wesentlich nur drei verdächtige Unterseeler mit solchen Waffen oder waffenähnlichen Zutaten übrig.

Zunächst steht da im Schrank auch kleiner Museen wohl stets ein schraubenförmig gefurchter, ziemlich dicker Spieß von über Manneslänge, der zum sogenannten Narwal gehört, einem an Körper noch einmal etwa doppelt so langen, also gegen jene Zwanzig- und Dreißigmeterriesen immerhin mäßigen delphinartigen Walfischverwandten. Der Spieß ist in diesem Falle der linke Eckzahn des Bullen, und da er mit seiner tüchtigen Länge und Spitze einmal da ist, ist auch von ihm wirklich schon erzählt worden, sein Besitzer spieße gewohnheitsmäßig darauf Fische und ramme damit Schiffe. In Wahrheit hat noch nie ein wissenschaftlicher Beobachter an dem hochgradig friedlichen Gesellen irgendeine böse Absicht zu beidem bemerkt, sondern der speerhafte Zahn ist wohl eines jener Geschlechtsabzeichen des Männchens, in deren romantischer Übertreibung die Natur bekanntlich Meisterin ist. Ein zweites Objekt hat vielleicht der eine oder andre Leser sich selbst schon mitgebracht, auch wenn er nicht Professionssammler ist; es wird jedem Vergnügungsreisenden einer Tropenfahrt in Aden von handelnden Arabern zum Kauf angeboten als eine der ersten Proben einer märchenhaften neuen Welt. Und es ist nicht zu leugnen, daß es, als Bestandteil eines Seetieres bezeichnet, das vollkommene Ansehen einer höchst perfiden Waffe von unheimlicher Kraft besitzt — es gleicht nämlich einem langen platten Schwert oder vielleicht besser gesagt einem Tomahawk, der an beiden Seiten mit einer Reihe spitzer Hauzähne besetzt ist, mit denen man offenbar gründlich hauen oder auch sägen oder zum Zweck scheußlicher Fetzwunden stechen könnte, so wie das Ding aussieht. In diesem Falle handelt es sich sozusagen um die bezahnte Nase eines echten Fisches, eines Rochens, der aber auch kein Größter seines Geschlechts ist, nämlich nicht über vier Meter Länge erreicht. Genauer gesagt ist die „Säge" dieses Sägefisches, wie das häßliche Wunder direkt heißt, ein Knorpelauswuchs seiner Oberschnauze, der zu Zähnen gekommen ist im Sinne, daß bei diesen Fischen das Ding, das wir Zahn nennen, nicht auf den Beißapparat im Munde beschränkt zu sein braucht, sondern beliebig auch in mehr oder minder schuppenartiger Gestalt aus der ganzen Haut wachsen kann. Wer solche einzelne Säge nun später hübsch an seiner Wand zwischen allerlei gekreuzten fremden Waffenstücken stecken hat, der mag gut und gern sich ausdenken, daß unser Fisch damit Walfischbäuche zerfleischte, noch schlimmer aber, Schiffswände ansägte, und erzählt worden ist naturgemäß auch das, denn wenn ein Fisch schon eine Säge hat, so muß er doch damit auch Streiche vollführen und sägen. Schade inzwischen: auch der Sägefisch tut laut aller Kenntnis niemand etwas zuleide und benutzt seine phantastische Natur-

gabe wahrscheinlich nur als ganz harmlose Schaufel beim Gründeln im Schlamm, falls er sie überhaupt praktisch irgendwo benutzt. In Wahrheit besitzen zahllose Tiere zahllose oft höchst martialische Abzeichen, die eben nur „ornamental" sind, ohne Nutzzweck, und dazu kann auch die Säge gehören. Hier liegt ja ein schweres Kapitel für jeden, der die ganze Lebenswelt auf purem Nutzen aufbauen möchte — wert, daß man sich allein ausführlich darüber unterhielte; jedenfalls muß genügen, daß die Säge, wenn sie in dieses Feld verrechnet ist, sowenig Schiffe ansägen wird, wie wir Menschen uns mit Schmucksachen oder mit Statuen prügeln. Bleibt nur der dritte Fall.

Alle unsre Meere durchstreift gelegentlich, die nördlicheren bis zur Ostsee (also auch den Kanal) besonders zur Sommerszeit, ein riesiger Fisch von stolzer Schönheit. Purpurblau ist sein Rücken, silbern der Bauch, schwarzblau die imposante Schwanzflosse, dunkelblau das mächtige Auge. In dieser Pracht kommt der „Schwertfisch" oder das Schwert der Schwerter, wie der alte Linné-Name Xiphias gladius es ausdrückt, durch die offene See daher. Die größten alten Herren schätzt man bis fünf Meter an Länge, doch geht die Sage von noch weit stärkeren Kolossen. Wer den Fisch nur an den Schuppen kennen will, kommt bei dem nicht auf die Rechnung, denn seine Farben schillern nur von der schuppenlosen rauhen Haut selbst. Das eigentliche Wunder dieses Riesen aber ist sein wirkliches „Schwert". Auch bei ihm springt es als enorme Spitze mit scharf schneidenden Kanten vom Kopf aus vor. Der verlängerte Oberkiefer steckt als Knochenmasse darin, aber auch noch Teile sonst der Schädelknochen geben ihm gleichsam den festen Griff. Und diesmal hat man tatsächlich den sicheren Eindruck einer Waffe. Zum Riesenfisch gehört ein Riesenappetit, und wenn man hört, daß es sich um der allergewandtesten Fische einen handelt, der Jagd auf andre Fische betreibt, so erscheint selbstverständlich, daß das spitze Schwert dabei eine Rolle spielen muß. In der Tat wirft sich nach treuem Bericht der wilde Schwimmer mitten in Fischschwärme hinein, haut mit dem Degen rücksichtslos um sich, bis weithin alles sich krümmt von mitten durchschnittenen Heringen oder Makrelen, und sättigt sich dann behaglich aus dem Überfluß dieses Blutbades. Wo aber das geschieht, da kann auch ein badender Mensch gegenüber solchem tollen Draufgänger von doppelter Menschengröße wohl in Gefahr kommen. Fischer wissen Geschichten genug, wo einer einen Stich dieses Schwertes selbst von kleinen Exemplaren erhielt, der durch Arm oder Bein ging. Doch ist das alles noch nicht das eigentliche Märchen des Schwertfisches.

Der Schwertfisch in seiner größten, legendär noch ins weiteste gesteigerten Gestalt soll es sein, der, jäh im Zorn von unten anrennend, wirklich große Schiffe einstößt, leck macht, in äußerste Gefahr oder wirkliches Verderben bringt. Viel ist seit alters darüber spintisiert worden, ob das wahr, ob es überhaupt möglich sei. Die Wand eines richtigen Ozeanschiffs — und ein anrennender Berserker von Fisch — es schien immer wieder zu kühn. Otto Steche, dem neuen trefflichen Bearbeiter des Fischbandes in Brehms Tierleben, gebührt das Verdienst, die sozusagen amtlichen Angaben darüber erneut kritisch gesichtet zu haben; das Ergebnis aber ist überraschend. Der Schwertfisch ist weit schlimmer, als jemals erwartet werden konnte! Ein paar schlichte Daten, die durch die zoologische Kritik jetzt einwandfrei durchgegangen sind, mögen das besser als alle Reden erläutern. Bei einem alten britischen Kriegsschiff hatte das (im Holz schließlich abgebrochene) Schwert des Fisches die 2,5 Zentimeter der Verschalung, 7,5 Zentimeter Holz einer Planke durchstoßen und war dann noch mehr als 11 Zentimeter weit in einen Pfosten eingedrungen. In einem Walfischfänger waren in gleicher Weise der Kupferbelag, die 2,5-Zentimeter-Verschalung, eine 7,5 Zentimeter dicke Planke und ein 30 Zentimeter starker Eichenbalken durchlocht worden, und die scheußliche Spitze hatte zum Schluß noch dem Boden eines Tranfasses im Schiffsraum ein besonderes Leck geschlagen. Der Stoß erschütterte in solchem Fall das ganze Schiff so, daß alles auf Deck rannte. Auf einem großen englischen Indienfahrer konnte man den unterseeischen Angriff unmittelbar in seinem Anlaß verfolgen: man hatte den ungeheuren

Fisch mit der Angel geködert, worauf aber die Leine riß und der wütende Unhold sofort einen furchtbaren Unterwasserstoß wagte. Das Schiff wurde leck und kam mit Not in den Hafen zurück, von dem es ausgegangen war; es entwickelte sich dann eine Schadenersatzklage, bei der zoologische Sachverständige die Kraft des Fisches zu solcher Leistung gerichtlich festlegen mußten und schließlich die Versicherungsgesellschaft 12 000 Mark dafür zahlen mußte, daß sich solche lebendigen Unterseeboote im Ozean herumtreiben. Was ein einfaches Boot bei solcher Sachlage erfahren kann, erhellt von selbst; schon ein kleinerer Schwertfisch stieß gelegentlich beide Bootsseiten durch und das dazwischen befindliche Bein eines Rudernden mit. Der bekannte Zoologe Peschuel-Loesche ist um ein Haar bei solchem Angriff, bei dem der Fisch sich mit Schwert und noch einem Stück Kopf durch den Bootsboden schlug, ums Leben gekommen. Nach diesen Angaben kann nicht mehr bestritten werden, daß der Schwertfisch eine wirkliche Gefahr für die Schiffahrt ist, an der tatsächlich Schiffe verunglückt sein können, ohne daß man je etwas von ihrem genaueren Schicksal mehr gehört hat. Es ist ein Gedanke von seltsamer Romantik: der einsame, wilde Fisch in seinem Element, der den Kampf gegen die ganze Kultur wagt, die da hinter ihren paar Zentimetern Holzplanken über den weiten Ozean fährt. Aber was will's in unsrer ungeheuren Zeit!

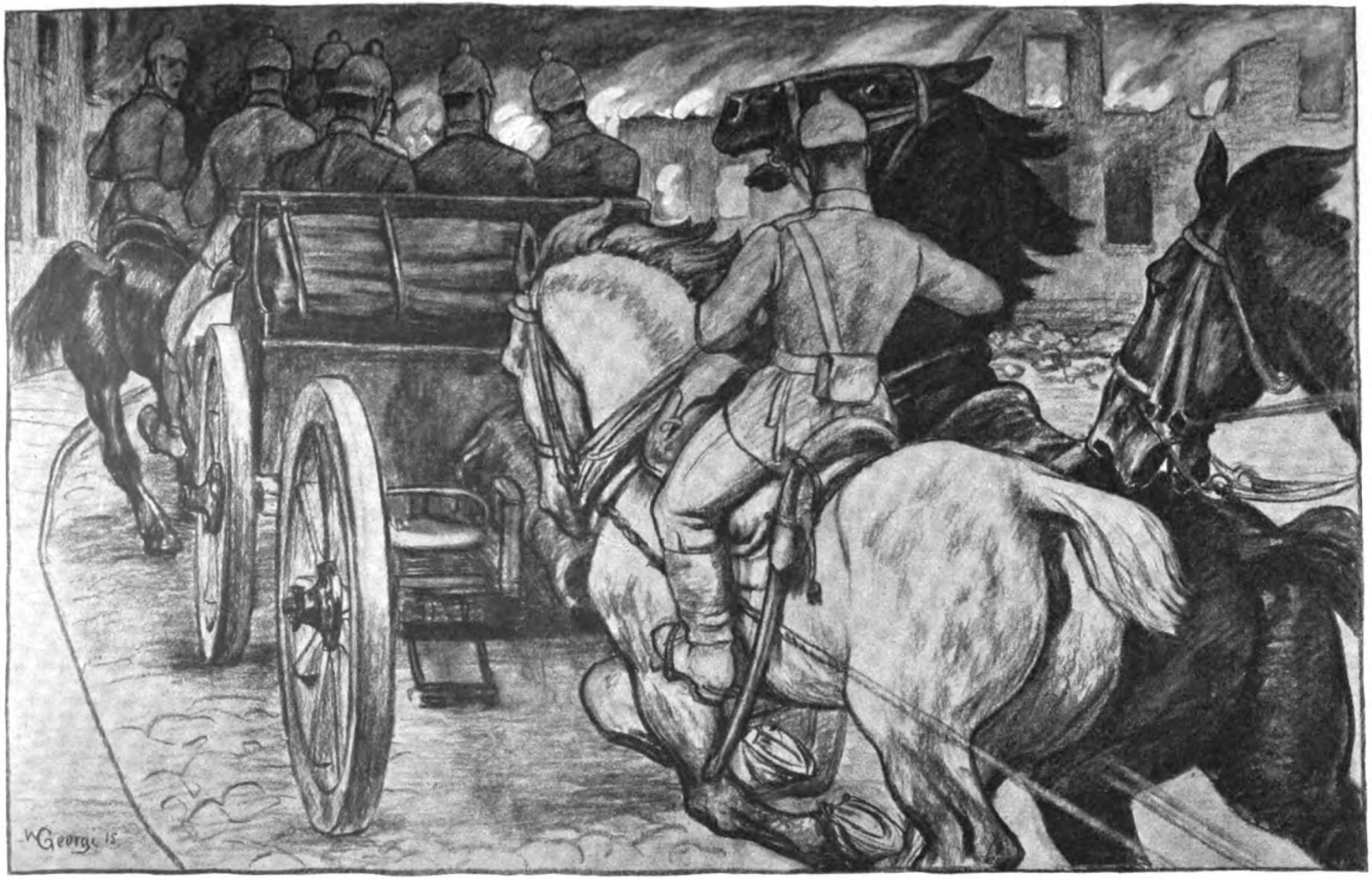
Du

Von Victor Blüthgen

Kehr heim, mein Schatz, die Rosen blühn!
Der Juni sitzt im Thron,
Ein Schnee liegt über dem Jasmin
Und duftet zum Balkon.
Ich weiß ein Herz, das müde ward,
In dem die Sehnsucht singt —
Ich hab' so lange dein geharrt,
Bis daß die Kette klingt.

Kehr heim, mein Schatz, die Rosen blühn!
Und draußen ist's so heiß.
In allen deinen Vasen glühn
Gesichter rot und weiß.
Die Liebe winkt, wohin ich schau',
Und ruft nach Herz und Mund,
Und du bist fern, geliebte Frau,
Von Mann und Pferd und Hund.

Kehr heim, mein Schatz, die Rosen blühn!
Mich bangt in aller Lust:
Die blauen Wetterwolken ziehn
Mit Blitzen in der Brust.
Wer hütet dich, du großes Kind,
Bei Stürmen drin und draußen?
Ich weiß, wo deine Engel sind —
Kehr um und komm nach Haus!



Reitende Artillerie verfolgt den Feind durch eine brennende Stadt. Nach einer Originalzeichnung von Prof. Walter Georgi

Der Klabautermann

Kriegshumoreske

von

Oscar Usedom

Tief im Walde versteckt liegt die Villenkolonie, in der die dritte Kompagnie des Landsturmbataillons N-stadt der Ruhe pflegt. Jede der kleinen, eigenartigen Waldhütten ist vom Humor der ostpreußischen Landstürmer mit wohlklingendem Namen versehen. Vor der „Villa Klabautermann" ist die Kompagnie gerade angetreten. Der Feldwebel verliest schwerwiegende Befehle. Aber damit scheint es heute lange Weile zu haben, denn der letzte der drei Ruhetage ist wieder einmal herangekommen. Den Abend noch geht es in den Schützengraben. Und wieviel ist dazu für den kriegerischen Dienst noch anzuordnen! Aber Gott sei Dank! Endlich klappt der Kompagniegewaltige das große Notizbuch zu, läßt es auf den roh gezimmerten Tisch fallen, der über weichem Moosboden steht, und räuspert sich. Alles sieht ungeduldig zu ihm auf. Ist er denn noch immer nicht fertig? Da fährt seine Hand über den dunkeln Vollbart, und gleich darauf hebt sich auch schon seine kräftige Stimme zu eindrucksvollem Klang. „Nun noch eins. Seine Exzellenz der Herr Divisionskommandeur hat gestern bei Besichtigung unsres Schützengrabens befohlen, daß ein neuer Posten hinter dem kleinen Strohhaufen vor unsrer Front aufgestellt wird. Der soll das vorderste Drahthindernis bewachen. Also ein Posten mehr! Schuld daran ist der dösige Kerl, der Kallweit. Ja Sie, Kallweit! Glotzen Sie nur! Wenn man auf Horchposten schläft, kann der Feind natürlich ungestört das Drahthindernis zerschneiden. Na, hinter der Strohmiete wird euch das Schlafen vergehen. Herr Leutnant hat übrigens freiwillige Meldungen für diesen Posten befohlen."

Einen Augenblick schweigt er, stützt sich auf den Säbel, und dann kommt die bedeutungsvolle Frage:

„Wer will aufziehen?"

Da geschah, was bei ähnlichen Gelegenheiten immer geschieht: eine stattliche Zahl löst sich aus den Reihen und tritt vor den rechten Flügel. Niemand wundert sich darüber. Sind doch in der Kompagnie noch genug tapfere Männer ohne Eisernes Kreuz vorhanden. Wer will es sich nicht gerne verdienen! Aber weshalb entsteht plötzlich ein Raunen und Wispern in beiden Gliedern? Ein kaum verhaltenes Lachen, ein gegenseitiges Anstoßen? Weshalb richtet sich aller Aufmerksamkeit so gespannt auf die Freiwilligen, die sich da stolz vor den Feldwebel aufgebaut haben?

„Der Klabautermann," tönt es vom linken Flügel. Das Wort pflanzt sich fort: „Der Klabautermann." — „I nei! Der Klabautermann." Selbst der Feldwebel kann sich eines Lächelns nicht erwehren. Doch als das die Landstürmer zu einer laut ausartenden Heiterkeit ermutigt, verändert sich seine Miene schnell. „Das ist unmilitärisch! Ich verbitte mir das!" Die in langer Kriegszeit bewährte vorzügliche Haltung der Landstürmer hat zwischen Vorgesetzten und Untergebenen ein

Original im Kaiser-Friedrich-Museum zu Magdeburg

König Otto I. zieht als Sieger über die Slawen und Wenden in Magdeburg ein. Nach einem Gemälde von A. Kampf

kameradschaftliches Verhältnis geschaffen. Immer ist das reife Lebensalter in Rücksicht gezogen. Um so wirksamer dieser ungewöhnliche, donnernde Tadel. Lautlose Stille herrscht. Der Feldwebel tritt vor den Klabautermann.

„Kallweit, Sie? Mann Gottes, haben Sie sich das auch überlegt?"

„I na ... jawohl, Herr Feldwebel!"

„Na, Kallweit," warnt der Feldwebel mit drohend gehobenem Finger, „wenn ich nur das Vertrauen hätte, daß Sie uns da vorne ordentlich schützen. Ist ja nicht viel dabei, aber aufpassen muß man schon. Wie leise der Ruß sich anpirscht, das wissen Sie doch!"

„Jawohl," sagt Klabautermann mit treuherzigem Augenaufschlag.

Die Mutter der Kompagnie überlegt eine Weile. Bald aber gewinnt eine versöhnliche Milde die Oberhand über alle aufgetauchten Zweifel. „Sie wollen's wieder gutmachen? Na, meinetwegen. Versuchen wir's mal. Kallweit Nummer 1," kommandiert er energisch und zählt danach zwei und drei vom rechten Flügel ab, wie der Zufall sie geordnet hat. „Der Zugführer vom zweiten Zuge instruiert den Posten." Und mit gedämpfter Stimme setzt er, an den Unteroffizier gewandt, hinzu: „Sie holen sich nachher gleich die Anweisung von mir."

Noch ein lautes „Wegtreten!" und die Landsturmleute entfernen sich bedächtig.

In der Villa Klabautermann hebt ein Sturm an.

„'s Klabautermannche hat 'nen Jrößewahn."

„Klabautermann, Klabautermann, guck dir die Russen ordentlich an!"

„Ja, das tu! Ich schieb' nämlich die Nacht Patrouille, aber ich hab' Schonzeit. Verstehste?"

„Klabautermannche mit 's Eiserne Kreuz! Nachher schafft er sich neue Kluft an und jeht in Königsberg mit die Marjellens tanzen. Ei, ei! Klabautermannche!"

„Schabbert nicht so 'n Unsinn. So weit ist's noch nicht."

„Tja, Dummheit ist 'ne Jabe Jottes."

„Aber man darf sie nicht mißbrauchen!"

Dem Klabautermann wird's endlich zuviel.

„Dreibaster!" ruft er dem kleinen Schreiber zu, der die letzte Weisheit verzapft hat.

„Ei, hört doch! Dreibaster hat er gesagt. Was sagen Sie nun dazu, Herr Maschkies?"

Herr Maschkies ist der „ulkige Zigarrenfritze" aus Tapiau, der allgemein mit „Herr" angeredet wird, weil er bis auf den heutigen Tag jeden seiner Kameraden mit dem gleichen Ehrentitel bedenkt.

„Ich sage: Nu ist's genug. Aber, Herr Kallweit, zu Ihnen sage ich, daß mir keine Klagen kommen!"

Fritz Kallweit ist ein einfältiger Mensch, der auf ein wenig bewegtes Dasein zurückblickt. Als Sohn eines verarmten Fischers hat er es vom Kühjungen bis zum Deicharbeiter gebracht. Darüber hinaus ist sein Ehrgeiz nie gediehen. Mit der bunt durcheinander gewürfelten Männerschar, die im Kampf des Lebens siegreicher gefochten, kann er sich nicht messen. Er will es auch nicht. Er hält sich bescheiden im Hintergrund, wenn die andern über die Welt da draußen, über Krieg und Frieden, über Beruf und Leben sprechen; mit dem schlechtesten Platz nimmt er im Unterstand und in der Villa vorlieb, tut seine kriegerische Pflicht, wie sie eben gefordert wird, und läßt sich auch durch Vorwürfe, die seine vielfachen Versehen zur Folge haben, nicht anfechten. Ja, er murrt nicht einmal über den Mißbrauch, den die lieben Kameraden ab und zu mit seiner Hilfsbereitschaft treiben.

Es ist sieben Uhr abends. Die Dämmerung bricht herein. Still schleicht sich die Landsturmkompagnie in den Schützengraben. Dem Klabautermann klopft das

Herz zum Zerspringen. Um aber weiteren Hänseleien zu entgehen, hängt er eiligst seine Sachen im Unterstand auf, verständigt noch seine Ablösung und stiehlt sich vorsichtig aus dem Schützengraben nach vorne.

Leutnant der Landwehr Harwig, der erst vor acht Tagen für den erkrankten Oberleutnant die Führung der Kompagnie übernommen hat, erkundigt sich nach dem Posten am Strohhaufen.

„Kallweit zieht auf!" meldet der Feldwebel.

„Kallweit? Wo ist er?"

„Klabautermann!" Der leise Ruf läuft den Schützengraben entlang.

„Ist schon vorne," kommt es zurück.

„Da will ich doch gleich mal selber nachsehen." Allein Leutnant Harwig wird — o Unheil — durch die Meldung unterbrochen: „Exzellenz kommt!" Richtig. Da die hohe Gestalt, die sich aus der Dunkelheit löst, das ist er. Ein Ordonnanzoffizier folgt ihm. Zufall oder Absicht? Leutnant Harwig glaubt so wenig an den Zufall wie sein Feldwebel. „Herr Leutnant," meint dieser, sich nervös den Vollbart krauend, „Exzellenz will ..."

„Weiß schon." Harwig ist ganz Fassung, als er seinem Divisionskommandeur entgegengeht, um die Meldung zu erstatten. Indem sinniert der Feldwebel: Donnerwetter, der Klabautermann! Wenn er den so in seiner Weise überhört? Vormachen läßt er sich nichts. Na, was hilft's! Es ist zu spät. Wer kann aber auch ahnen ... Da tönt schon die Stimme des Leutnants Harwig aus nächster Nähe:

„Zu Befehl, Euer Exzellenz, der Posten ist besetzt. Dort steht er."

„Wo?" Sie sehen über die Brustwehr.

„Es ist wohl schon zu dunkel ..."

„Na, gut, gehen wir einmal hin."

Das kommt niemand, der das hohe Pflichtgefühl Seiner Exzellenz und sein besonderes Interesse für lückenlose Verteidigung der Drahthindernisse kennt, unerwartet. Die angebotene Führung wird abgelehnt. „Ich finde schon durch, kenne den Weg." Er steigt aus dem tiefen Schacht, und diensteifrig folgen ihm Kompagnieführer und Ordonnanzoffizier.

Peng!

„Exzellenz, bitte, decken! Hier sind wir in Sicht!"

„Sie treffen ja nicht."

Peng!

Exzellenz scheut sonst kein Feuer, ja er setzt sich ihm oft unnötig aus. Dieser nahe Schlag ist ihm peinlich. Der Länge nach wirft er sich nieder. Die beiden andern folgen sofort seinem Beispiel. Nach einer kurzen Weile verstummt das Feuer.

„Nun können wir wohl wieder?"

„Jawohl, Exzellenz, aber gebückt, bis wir in der Mulde sind."

Hier und da knallt es noch, aber sie erreichen doch selber unbehelligt den Strohhaufen. Da hockt der Klabautermann, die Front dem Feinde abgekehrt, tief im weichen Lager.. Daß der Divisionskommandeur in Person erscheint, ist ihm nicht unlieb; er fragt zwar viel, aber manchmal soll er das Eiserne Kreuz schon in der Tasche gehabt haben.

„Nun, mein Sohn, was machen Sie hier?" fragt der Gestrenge.

Langsam erhebt sich der Klabautermann.

„Ich bewache das Drahthindernis," klingt es prompt und selbstbewußt.

„Dazu nehmen Sie die Augen nach rückwärts?" Schweigen. „Ist der Mann etwa so unterrichtet, Herr Leutnant?"

„Nein, Euer Exzellenz."

„Na, dann sehen Sie ihn doch mal an! Er steht immer noch mit dem Rücken nach dem Feind! Nun also, bitte, Herr Leutnant, stellen Sie den Mann richtig hin!“

Harwig gehorcht. Seine Aufgabe ist nicht leicht. Klabautermann benimmt sich unglaublich töricht.

„Sie haben für diesen wichtigen Posten doch besonders gewandte Leute ausgesucht?“

„Der Mann hat sich freiwillig gemeldet.“

„Das haben hoffentlich viele getan. Ich frage aber, ob unter diesen die geeignetsten ausgewählt sind?“

Das „Jawohl, Exzellenz!“ tönt matt.

Endlich ist die Aufstellung geglückt. Klabautermann sieht rechts und links am Strohhaufen vorbei ins Drahthindernis. Exzellenz atmet auf.

„Nun bleibt Ihnen aber noch das Gelände unmittelbar vor dem Strohhaufen unsichtbar. Nicht wahr?“

„Jawohl.“

„Wie werden Sie den Fehler ausgleichen?“

„Ich trete zur Seite.“

„Ganz recht. Sie müssen also ab und zu vorsichtig rechts und links herausgehen. Und wenn Sie nun da gerade vor der Deckung eine Schleichpatrouille erkennen, was tun Sie?“

„Ich schieße.“ Exzellenz ist befriedigt, noch mehr der Klabautermann; hätte sich nur nicht seine Hoffnung, daß das Verhör beendet wäre, als trügerisch erwiesen.

„Wie wollen Sie aber schießen? Liegend, kniend oder stehend?“

Auf derartige heikle Gewissensfragen ist Klabautermann natürlich nicht gefaßt.

„Jawohl,“ poltert er heraus.

„Was: Jawohl? Verstehe ich nicht.“

Wieder Schweigen.

„Sagen Sie, wie heißen Sie eigentlich?“

„K—Klabautermann, Exzellenz.“

„Klabautermann?“

„Verzeihung, Exzellenz,“ mischt sich Harwig ein. „Er heißt Kallweit.“

„Aber, Herr Leutnant! Wenn der Mann nicht einmal weiß, wie er heißt, gehört er doch nicht hierher!“

„Er wird Klabautermann genannt.“

„Ich habe aber nicht gefragt, wie er genannt wird, sondern wie er heißt.“

„Zu Befehl, Exzellenz!“

„Also jetzt beantworten Sie meine Frage: Wie sollen Sie anschlagen, liegend, kniend oder stehend?“

„Kniend.“

„Na gut; wie weit treten Sie dazu aus der Deckung? Machen Sie es mal vor! Der Strauch da soll der Feind sein. Aber sichern Sie! Sie sollen nicht schießen, nur anlegen.“

Klabautermann tappt unsicher hin und her. Sein Auge sucht im Stroh. Herrgott! Exzellenz wird ungeduldig. „Nun nehmen Sie endlich Ihr Gewehr zur Hand!“

Ist die Dunkelheit so undurchdringlich? Klabautermann sucht weiter. Der Angstschweiß perlt ihm auf der Stirn. Auch Leutnant Harwig wird es heiß; auch sein Blick schweift umher. Ah, da endlich! Klabautermann schwingt etwas in der Hand. Der Ordonnanzoffizier lacht.

„Das ist doch Ihr Spaten! Mensch, verstehen Sie denn nicht Deutsch?“

Laut schallt es durch die Nacht. Der im wahrsten Sinne des Wortes hohe Herr hat seine Entrüstung auch wohl zu beweglich kundgetan. Von drüben her kommt ein ernster Mahnruf: Tak-tak-tak...

„Gilt es uns?"

Harwig überlegt. „Anscheinend schießen sie weiter rechts. Gegen Sicht sind wir gedeckt. Aber in dieser Ablösungszeit sind sie aufmerksam."

„Also nun schnell! Legen Sie an! Wo haben Sie denn bloß Ihr Gewehr hingetan?"

Leb wohl, Eisernes Kreuz! Klabautermann steht stramm.

„Wo Sie Ihr Gewehr haben, frage ich."

Klabautermann richtet sich in die Höhe.

„Hab' ich — vajessen."

Das war der letzte Tag, an dem Leutnant Harwig die Kompagnie kommandiert hat.

Der Wind

Von

Ernst Zahn

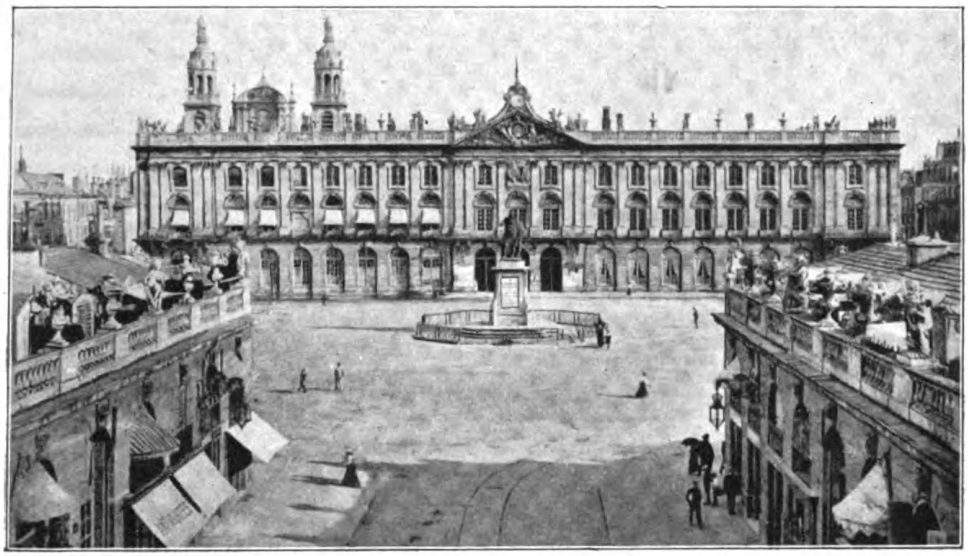
Das war am Tag nach Friedensbruch.
Die Trommel rief zum Streite.
Der Wind, der fuhr ins Fahnentuch. —
Da zog er in die Weite.

Mein Herz ward bang, mein Herz ward schwer.
Schon manche Schlacht geschlagen:
Kein Bote hat von ihm je mehr
Mir Kunde zugetragen.

Und nur der Wind ist immer wach
Und läßt die Wolken fliegen.
Ich hör' ihn raunen tausendfach,
Muß nachts ich schlaflos liegen.

Mir ist, der Wind, der kennt ein Ried,
Ein Säbel steckt im Sande,
Ein Helm daran: — das alte Lied
Vom Tod im fremden Lande.

Mir ist, wenn mir's auch niemand sagt,
Der Wind weiß um den einen,
Er wandert durch das Land und klagt
Und hört mich weinen, weinen.



Das Rathaus (aus dem achtzehnten Jahrhundert)

Nancy, die Stadt der goldenen Gitter

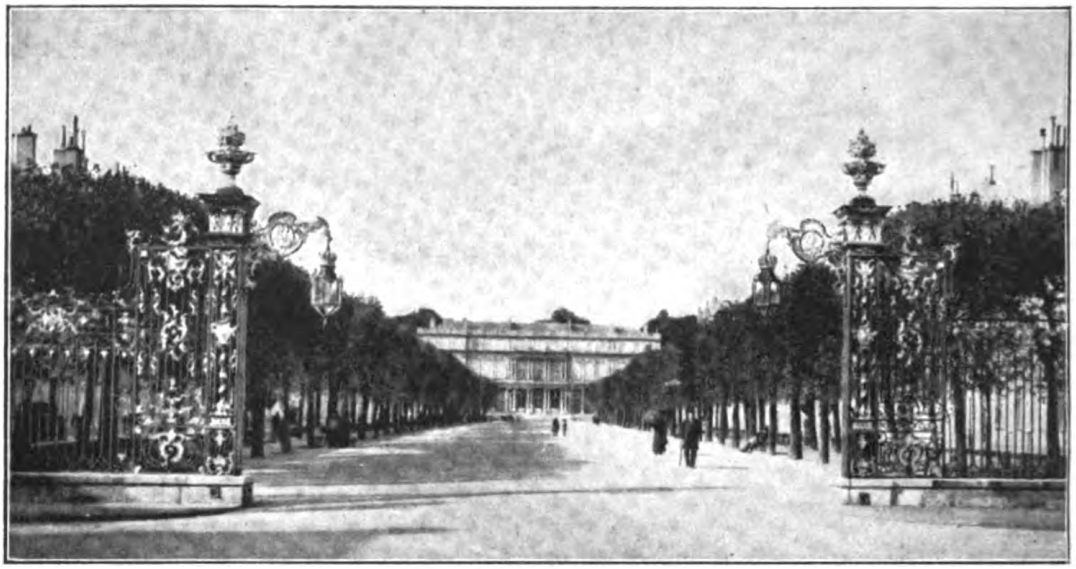
Von

Dr. Lenore Ripke-Kühn

Als vor einiger Zeit die Nachricht kam, daß die Bomben unsrer Luftschiffe die Stadt Nancy mit Feuer und Zerstörung heimgesucht, da tauchte das Bild dieser schönen Stadt, wie ich es vor bald acht Jahren sah, lebhafter vor meinem Auge auf. Es gehört zu den unvermeidlichen Härten des Krieges, daß er auf die Schätze an Schönheit und historischer Denkwürdigkeit keine Rücksicht nehmen kann. Waren schon die Krawalle von Nancy vor wenigen Jahren, wo der Deutschenhaß zum erstenmal weithin sichtbar aufflammte, ein bitterer Tropfen in der Erinnerung an diese Perle Französisch-Lothringens, so ist nun Nancy zur Stadt in Feindesland geworden, die, mit dem Kranz von kleineren und größeren Forts, ein nicht zu verachtendes Hindernis bildet.

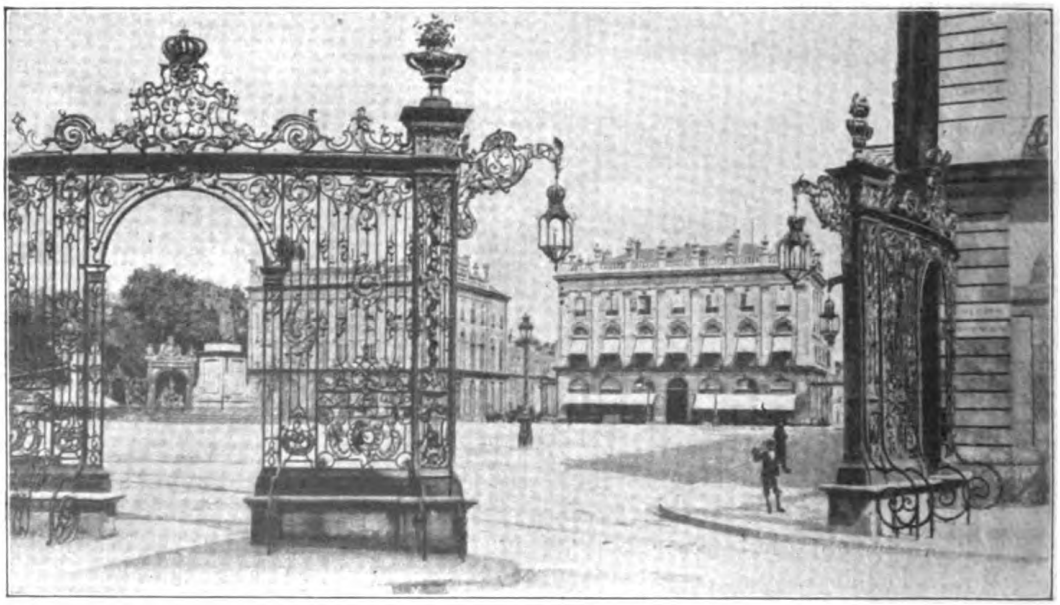
Nancy liegt an der großen Bahnlinie Avricourt—Paris und hat etwa 100000 Einwohner. Die alte Residenz der lothringischen Herzöge ist jetzt Hauptstadt des Departements Meurthe et Moselle, dabei Universität, Sitz des XX. Armeekorps, regsame Industriestadt, Sitz des Bischofs von Lothringen — kurz, eine Provinzialstadt von beträchtlicher Bedeutung. Mit seinen ausgebreiteten Vorstädten erstreckt es sich im freundlichen Tale der Meurthe, hart am Rhein-Marne-Kanal. Übrigens ist Nancy schon mehrfach mit dem deutschen Heere in Berührung gekommen. 1814 und 1815 wurde es von den damaligen „Alliierten“ besetzt; am 12. August 1870 betraten deutsche Truppen Nancy, um es erst am 1. August 1871 zu verlassen. Der nachmalige Kaiser Friedrich wohnte im schönen Rathaus an dem Hauptplatz Nancys, der höchst eigenartigen Place Stanislas.

Nancy heißt auch die „Stadt der goldenen Gitter“; es ist Jean Lamour



Der Carrière-Platz

mit seinen herrlichen schmiedeeisernen Gittern im Rokokostil, der ihr diesen Namen verschafft hat. Der ganze Stanislausplatz ist mit diesen Gittern geschmückt; Bauwerke von Heré in edelstem Stil, einem eigentümlichen Mischstil von Rokoko und beginnender Klassizistik, Gitterwerk und Springbrunnen vor hohen Baumgruppen umrahmen den Platz; an ihn schließt sich die Place de la Carrière (Turnierplatz), wo die Jungfrau von Orleans einst turniert haben soll. An dem Turnierplatz liegt das Regierungsgebäude mit anstoßenden Säulengängen. Dieses ganze Nancy des achtzehnten Jahrhunderts ist von Stanislaus Leszczynski, dem vertriebenen Polenkönig und Schwiegervater Ludwigs XV., ge-

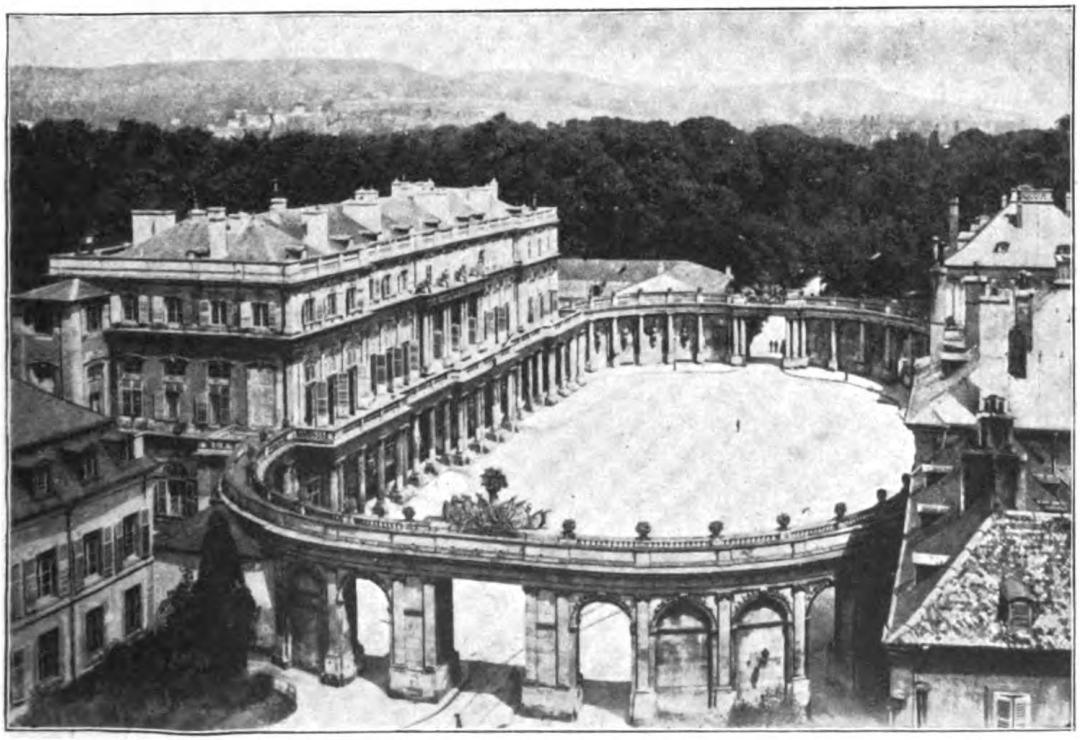


Der Stanislausplatz mit den Jean-Lamour-Gittern

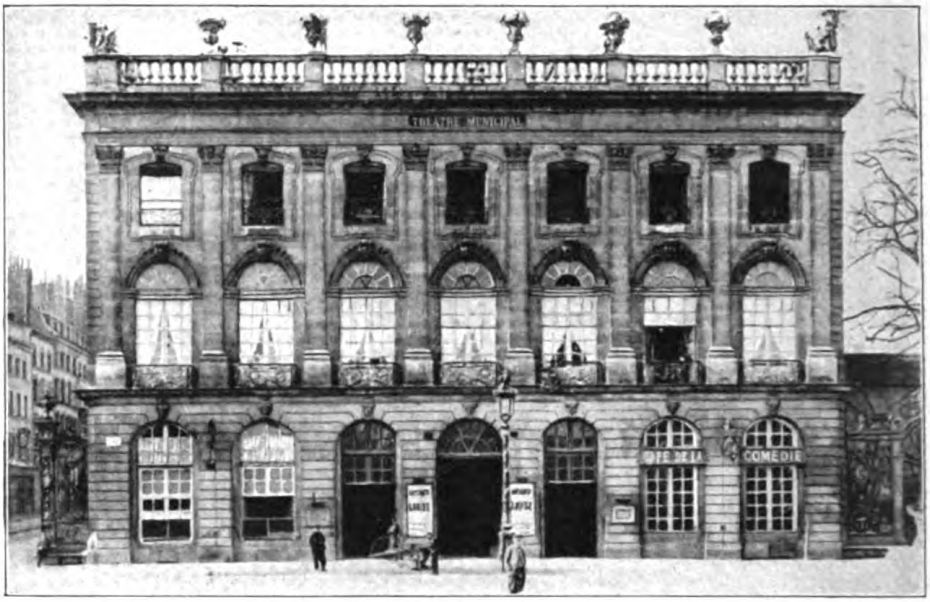
schaffen. Sein Denkmal beherrscht den schönsten Platz; sein Monogramm kehrt in allem Gitterwerk wieder. Er erhielt bekanntlich 1736 Lothringen und Bar zum Ersatz für sein verlorenes Königtum; bis 1766 dauerte seine Regierung, der Nancy seine herrlichsten Bauten verdankt.

Nancy hat eine Reihe bedeutender Künstler hervorgebracht; außer dem genannten im siebzehnten Jahrhundert den berühmten Kupferstecher Jacques Callot, im achtzehnten den Bildhauer Clodion. Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wirkten der Maler der napoleonischen Zeit Isabey und aus der Zeit des Bürgerkrieges der Zeichner und Karikaturist Grandville, der Menschen wie Tiere zum Gegenstand seines oft sehr grimmigen Humors machte. Eine Serie seiner humoristischen Zeichnun-

Porte de la Craffe



Der Regierungspalast

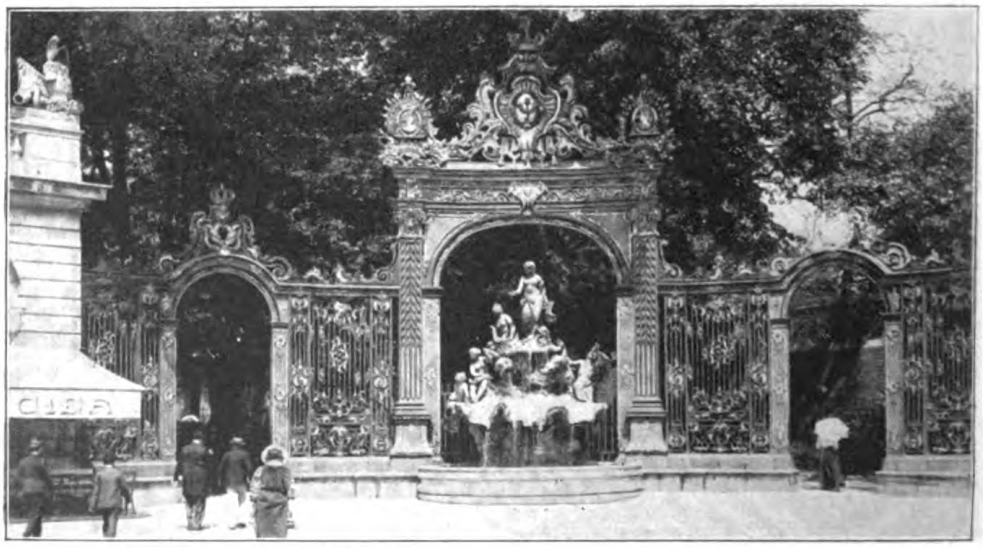


Das Stadttheater

gen trägt den Titel „Bilder aus dem privaten und öffentlichen Leben der Tiere". Im modernen Kunstgewerbe ist Nancy durch die Kunstgläser von Gallé bekannt geworden. Das Museum von Nancy beherbergt eine Reihe ausgezeichneter Bilder, so auch die große Schlacht bei Nancy (Tod Karls des Kühnen) von Delacroix.

Denn es gibt neben dem Nancy von Stanislaus Leszczynski auch ein Nancy von Karl dem Kühnen.

Die lothringischen Herzöge, die seit dem elften Jahrhundert in Nancy residierten, verloren die Stadt 1435 an Karl den Kühnen von Burgund; durch die Porte de la Craffe zog Karl als Sieger ein. Nach der Niederlage bei Grandson und Murten, die er erlitt, empörte sich auch die Stadt Nancy. Von



Der Aphroditebrunnen auf dem Stanislausplatz

Herzog René dem Guten von Lothringen in Gemeinschaft mit einer Schweizer und Elsässer Hilfsarmee wurde sie verteidigt. Karl der Kühne fand 1477 vor den Toren von Nancy seinen Tod. Ein massives Steinkreuz mit dem doppelten Querbalken des „Burgunderkreuzes" bezeichnet noch jetzt die Stelle. Das Palais Ducal bewahrt in seinem reichhaltigen Museum noch die prachtvollen alten Teppiche, die das Zelt Karls des Kühnen bei der Schlacht von Nancy schmückten. Auch wertvolle Grabmäler von Ligier Richier, einem der bedeutendsten Plastiker des Mittelalters, sind dort in den alten Kirchen erhalten. Eine Feuersbrunst hat 1871 teilweise den herzoglichen Palast und die Sammlungen zerstört; sie wurden von der französischen Regierung und von Kaiser Franz Josef wiederhergestellt. Auch sonst begegnen wir oft in Nancy der Verbindung mit dem Hause Österreich durch die Herzöge von Lothringen. Auch in der Kirche der Cordeliers, wo die Eingeweide Karls des Kühnen beigesetzt sind, wird die sogenannte „Runde Kapelle" vom Kaiser von Österreich unterhalten; sie birgt die Kenotaphen der lothringischen Herzöge in schwarzem Marmor. Ebenso sind in der modernen Kirche St. Epvre, dem fast sagenhaften Bischof von Toul, Aper, geweiht, die kostbaren Glasfenster von Kaiser Franz Josef gestiftet. Sie zersprangen beim ersten Bombenwurf, der Nancy traf.

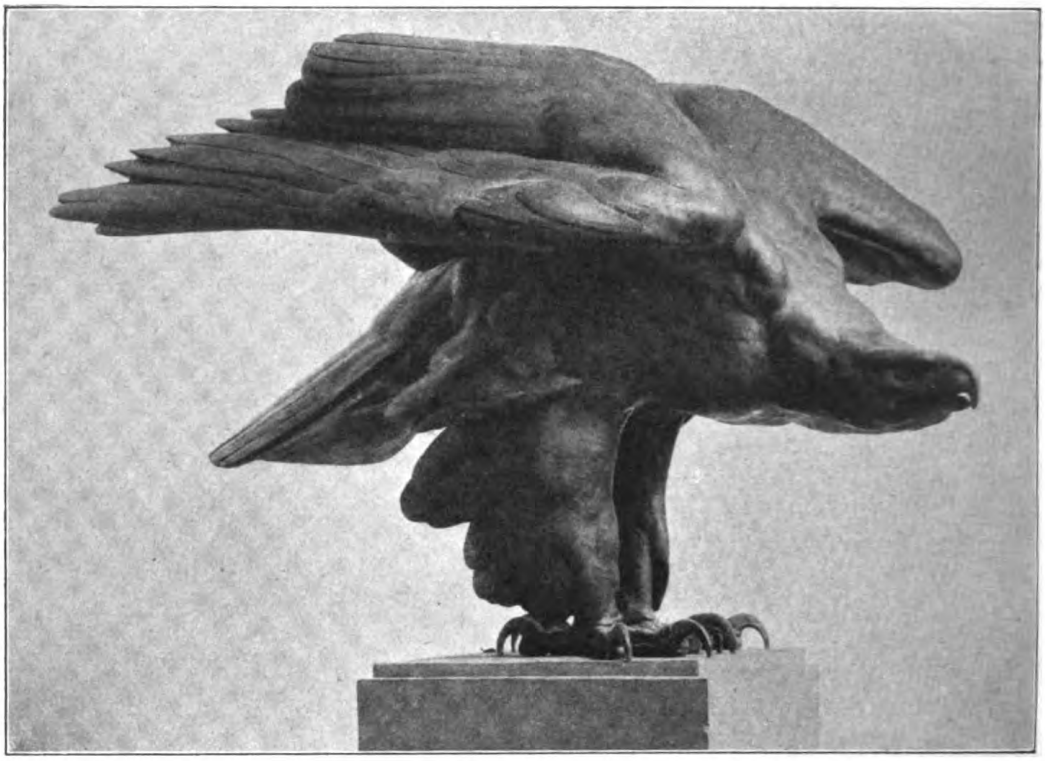
In dem weiträumigen, schattigen Tierpark, der Pepinière (Pflanzschule), hat Französisch-Lothringen seinem größten Maler Claude Gellée, genannt Lorrain, ein Denkmal von der Meisterhand Rodins setzen lassen, kraftvoll und bizarr zugleich; staunend steht der Maler vor der Natur, die er verherrlichte.

Die Universität Nancy, die im Jahre 1512 von Pont-à-Mousson dorthin verlegt wurde, hat sich ganz besonders durch ihre Ärzte ausgezeichnet.

Viel ließe sich noch von Nancy sagen, von seinen stolzen Kirchen und weiträumigen Promenaden, von alten Kunstschätzen, die die Stadt birgt, von dem einst so heiteren Treiben auf der Place Stanislas, wenn vor dem Offizierskasino die Musik spielte und die Bäume und Brunnen rauschten.

Aber dies alles verschwimmt wie ein Traum vor der ernsten und gewaltigen Wirklichkeit.

Szene aus den „Bildern aus dem privaten und öffentlichen Leben der Tiere"



Plaſtik von Otto Richter

Deutſcher Aar. Von Helene Brehm

Schwinge empor dich, du herrlicher Aar,
Über die blutigen Grüfte,
Steige mit blitzendem Augenpaar
Auf in die ſonnigen Lüfte.

Schau aus goldenen Höhen herab
Auf deine blühenden Lande,
Grüße das ſchäumende Wellengrab,
Frauen im Witwengewande.

Aufrechte Mütter in herbſtolzem Leid,
Königin jede in Schmerzen,
Treudeutſche Väter, ſo opferbereit,
Sei's auch mit zuckendem Herzen.

Sieh deine Deutſchen in eherner Kraft!
Arbeitſam rauchen die Schlote;
Blick auf dein Volk, das die Not nicht erſchlafft,
Schreibt ſie auch Eiſengebote.

Schaue hernieder mit ſieghaftem Blick,
Kaiſeraar, breite die Schwingen
Über dein Deutſchland; ein herrlich Geſchick
Wird's mit dem Schwert ſich erringen.

Der Geiſtliche im Felde

Von

Diviſionspfarrer Dr. Pfefferkorn

(zurzeit Kriegslazarett Czenſtochau)

Schon mancherlei iſt über die Geiſtlichen im Felde geſchrieben worden. Man hat ihre nicht genügende Zahl, namentlich im Anfange des Krieges, zum Gegenſtand eingehender Erörterungen gemacht, hat über die daraus reſultierenden Folgen geklagt, hat allerlei Vorſchläge gemacht, darauf Antworten erteilt und andres mehr. Nicht davon ſoll hier die Rede ſein, zumal da dieſe Fragen ja meiſt längſt erledigt ſind, ſondern in ihrer mannigfachen Tätigkeit wollen Wort und Bild die Feldgeiſtlichen unſern Leſern zu ſchildern ſuchen.

In ihrer ſchlichten feldgrauen Amtskleidung, dem einreihigen langen Dienſtrock, die violette Binde mit dem roten Kreuz am linken Arm, ein ſilbernes Amtskreuz an einer Kette auf der Bruſt, ſind auch ſie mit unſern braven Truppen nach Oſt und Weſt hinausgezogen, haben, dem Stabe oder einer Sanitätskompagnie ihrer Diviſion zugewieſen, meiſt zu Pferde die oft ſehr anſtrengenden Märſche und Truppenbewegungen mitgemacht und, beſonders in den erſten Wochen des Vorwärtsſtürmens, jede der wenn auch ſeltenen Gelegenheiten wahrgenommen, die ſiegreichen Streiter auf den großen, treuen Alliierten in Himmelshöhen hingewieſen, die Herzen zum Loben und Danken zu ſtimmen, die Seelen mit Gottvertrauen, Pflichtbewußtſein und Freudigkeit zum Bluten und Sterben für die heiligſten Güter des Volkes und Vaterlandes zu erfüllen. Hier wurden ſolche Gottesdienſte in der Kirche einer eroberten Stadt, eines beſetzten Dorfes gehalten, dort fanden ſie mitten auf dem Marktplatz, vor einem Denkmal, auf der Freitreppe des Rathauſes, in einem Parke, einem Garten, auf einer Wieſe, einem Friedhofe, einem Schlachtfelde, ja bei ſchlechtem Wetter wohl gar auch in einer Scheune oder Felſengrotte ſtatt. Was nur immer an Truppen gerade abkömmlich war, wurde gern auf die Bitten der Geiſtlichen zu dieſen Andachten geführt, denn in den Herzen der Führer wie der Untergebenen brannte ein Sehnen und Verlangen, ein Hunger nach Gottes Wort,

Ein berittener katholiſcher Feldgeiſtlicher

und niemand ließ sich ohne zwingenden Grund die seltene Gelegenheit entgehen. Tief bewegt stimmten junge und ergraute Krieger in die Choräle ein, lauschten andächtig der Predigt, beteten innig, wie vielleicht nicht mehr seit ihrer Kindheit Tagen, die Bitt- und Dankgebete und das Vaterunser mit, empfingen gläubig den Segen ihres Gottes und nahmen

Feldmesse bei den Österreichern und Ungarn

mit heißem Verlangen an der Feier des heiligen Abendmahls und der heiligen Messe teil. Wie sind in dieser Zeit die Apostel der „Austrittsbewegung aus der Landeskirche" doch so kläglich mit ihrer Weisheit zuschanden geworden! Wie war es eine Lust für die Boten des göttlichen Wortes, solchen Gemeinden mit Gottes Wort und Sakrament zu dienen!

Dann kamen etwa in der zweiten Hälfte des September die Hilfskräfte für die etatsmäßigen Feldgeistlichen. Jeder evangelische und katholische Divisionspfarrer erhielt wenigstens noch einen ihm attachierten Geistlichen, das Arbeitsgebiet konnte daher geteilt, die Seelsorge intensiver betrieben, die Zahl der Gottesdienste, zumal die Zeiten inzwischen ruhiger geworden und die Truppen nicht selten längere Zeit an derselben Stelle lagen, bedeutend vermehrt werden. Zu Pferde oder im Wagen ging es nun wochentags und Sonntags, vormittags und nachmittags bald hierhin, bald dorthin. Stets war der Feldprediger gern gesehen, brachte er doch nicht bloß eine kurze Andacht von einer halben Stunde, sondern auch zur Verteilung für suchende Seelen neue Testamente, christliche Erbauungsschriften, Tageszeitungen, Flugblätter,

Geistlicher Zuspruch in einem Lazarett für Leichtverletzte

Parolen und andre Lektüre mit, nahm wiederholt Gelegenheit, mit diesem und jenem in seelsorgerlicher Besprechung trauliche Zwiesprache zu halten, hier einen Zweifel und dort ein Bedenken zu zerstreuen, hier einen Rat, dort eine

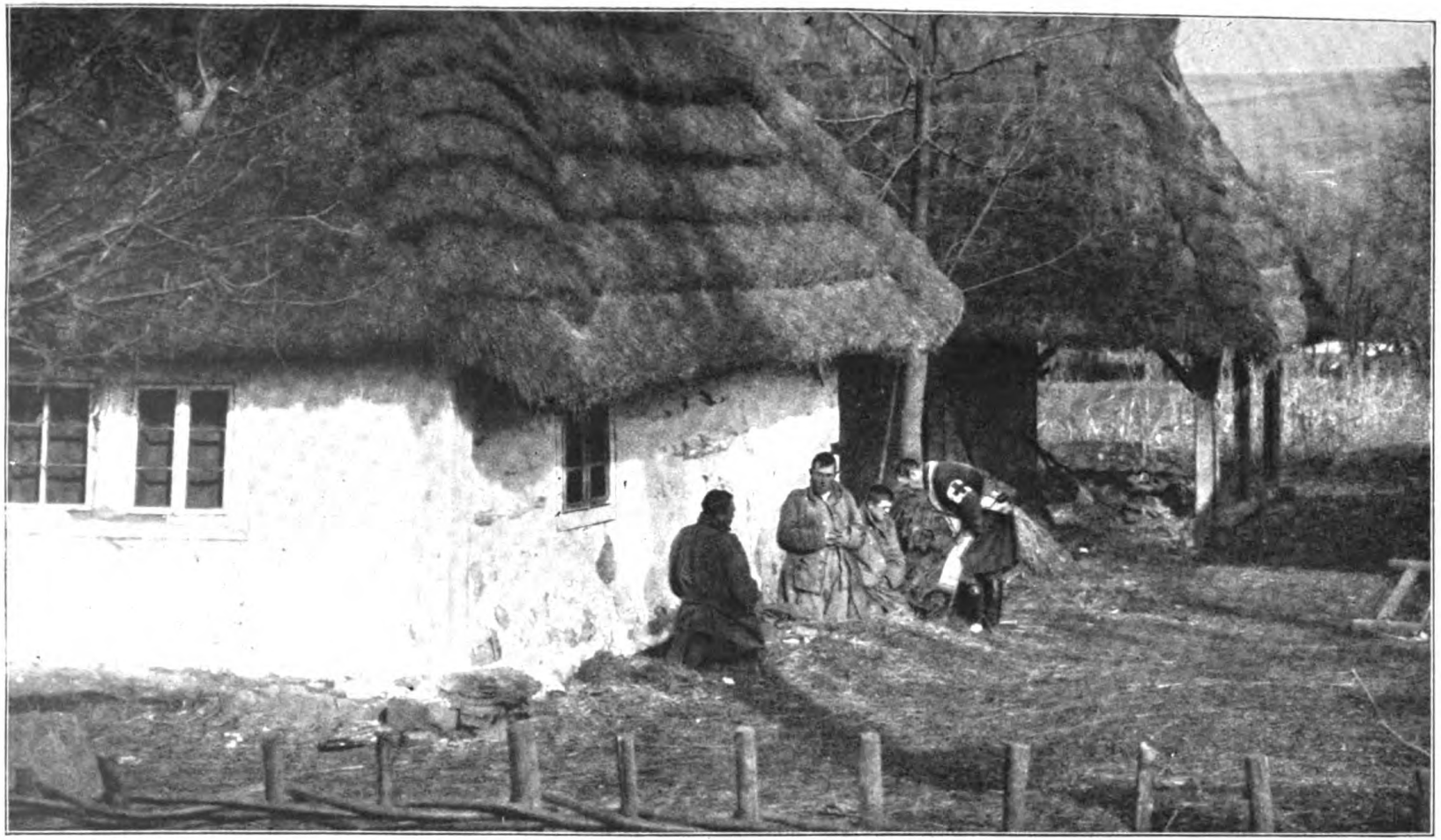
Andacht im Kriegslazarett Czenstochau

Mahnung, hier eine Bitte, dort eine Warnung auszusprechen, ja auch nicht selten einen kleinen Liebesdienst für die Angehörigen in der Heimat zu übernehmen. Es ist begreiflich, daß sich unter diesen Umständen schneller als in Friedenszeiten ein festes Band von Vertrauen, Zuneigung und Liebe um die Herzen schlang, und daß gar viele unsrer dankbaren Krieger bereit gewesen wären, auch für ihren Pfarrer „durchs Feuer zu gehen!“ Daß dieses Band sich im Laufe der Monate nur noch mehr gefestigt hat, und daß der Feldgeistliche seiner Gemeinde, mit der er treulich Strapazen und Entbehrungen, Freuden und Sorgen, Erholung und Gefahren teilt, jetzt ein guter, lieber Bekannter geworden ist, wird nur zu natürlich erscheinen.

Besonders ernst und segensreich aber ist seine Tätigkeit an den Gräbern der Gefallenen oder ihren Verwundungen Erlegenen und in den Lazaretten. Daß nicht jeder deutsche Soldat, der den Heldentod für König und Vaterland gestorben, durch seinen Feldgeistlichen zum letzten Schlummer in Feindesland eingesegnet werden kann, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Eine schlichte Feier im Kreise seiner nächsten Kameraden, ein von seinem Kompagnie- oder Zugführer oder einem Freunde gesprochenes Vaterunser ist gewiß ausreichender Ersatz. Wo immer es jedoch angängig ist, da wird der Feldgeistliche

Franziskanermönche bei der Pflege Schwerverwundeter

seines ernsten Amtes walten und im Hinblick auf die reiche Ernte des bleichen Schnitters von dem seligen Heimgang erprobter und bewährter Helden in das himmlische Walhall zu seiner andächtigen Gemeinde reden. Wenn dort in langen Reihen die zerschossenen und verstümmelten Leiber als Auferstehungssamen dem Schoße der Erde übergeben werden, wenn manche Träne letzten Lebewohls die staubbedeckten oder vom Ernst der Zeit durchfurchten Gesichter hinabrollt, wenn der Gedanke „heute dir und morgen mir“ die Herzen des Trauer-



Kilophot, Wien

Die Beichte im Felde bei unsern Bundesgenossen

gefolges mächtig bewegt, dann ist's dem Feldgeistlichen ein seliges Bewußtsein, auf das hinzuweisen, was dem Menschen die Furcht und das Grauen vor dem letzten Stündlein nehmen und die Abberufung „zur großen Armee" als den Eingang in das bessere Leben zur Gewißheit macht. In diesem Sinn bereitet er, oft unter Darreichung des heiligen Abendmahls oder der letzten Ölung, auch die in Zelten, auf Strohlagern, in Scheuern, zerschossenen Häusern, Ställen und dergleichen notdürftig untergebrachten Schwerverwundeten auf ihr letztes Stündlein vor, empfängt ihre letzten Grüße an die Lieben in der Heimat, schreibt eine letzte Karte im Namen des sterbenden Vaters, Sohnes, Bruders, Bräutigams, führt die schon matte Hand bei der letzten Unterschrift, segnet den Vollendeten, berichtet brieflich den Angehörigen von seinem Heldentod und friedlichen Heimgang und beschreibt ihnen genau die Ruhestätte ihres lieben Toten.

Sie sterben ja glücklicherweise zum größten Teile nicht, die Helden, die von feindlichen Geschossen getroffen werden. Bei sehr vielen ist's nur eine leichte Verwundung. Von den Hauptverbandplätzen werden sie dann den Feldlazaretten und von hier den Etappenlazaretten überwiesen. Auch hier sind dann die Feldgeistlichen zur Hand, um mit Rat und Tat neben dem leiblichen Arzt im Dienste des Seelenarztes ihres Amtes zu walten. Gar manche Nacht wird dann auch von ihnen durchwacht, in Mengen gehen dann am andern Morgen die zur Beruhigung der Angehörigen von den Geistlichen selbst oder mit ihrer Hilfe von den Verwundeten geschriebenen Feldpostkarten in die Heimat. In den Etappenlazaretten aber bietet sich den Feldgeistlichen reiche Gelegenheit zu Besuchen, seelsorgerlichen Besprechungen, Gottesdiensten, Abendmahlfeiern, patriotischen oder allgemein interessierenden und belehrenden Vorträgen, geselligen Veranstaltungen, Schriftenversorgung, Schriftwechsel mit den Angehörigen, den heimischen Pfarrämtern, dem ehemaligen Lehrer oder Seelsorger des Verwundeten und vielen andern Liebesdiensten. Da werden auch Erlebnisse und Kriegserfahrungen gegenseitig ausgetauscht, da wird Politik gemacht und über „Friedensbedingungen" verhandelt, neben dem ernsten Wort harmloser Scherz getrieben.

270 etatmäßige und freiwillige evangelische und 125 etatmäßige katholische Divisionspfarrer, 404 evangelische und 152 katholische Hilfskräfte stehen auf dem östlichen und westlichen Kriegsschauplatze im Dienst vor unseren Truppen in der Front. Auch für die jüdischen Mannschaften ist gesorgt worden, indem zirka 15 freiwillige Feldrabbiner hinausgegangen sind. 79 evangelische und zirka 75 katholische Feldgeistliche üben als Etappenlazarettpfarrer die Seelsorge aus. Was aber die treue Arbeit aller dieser Männer besonders wertvoll macht, das ist der Umstand, daß sie ohne Ausnahme in dieser großen Zeit nicht das konfessionell Trennende treiben und pflegen, sondern in einmütiger, friedfertiger Arbeit miteinander das im Glauben Gemeinsame und Einigende betonen und begeistert zum Ausdruck bringen. „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr"; dies Wort gilt und möge auch ferner gelten von der gemeinsamen Arbeit unsrer Geistlichen im Felde!

Mädchenkopf

Bleistiftstudie von Wera v. Bartels

Die Verwendung der Elektrizität im Krieg

Von

Ingenieur Rudolf Boye

Der Krieg, der alle körperlichen und geistigen Kräfte unsres Volkes mit Beschlag belegt, stellt auch alle Errungenschaften der neuzeitlichen Technik, soweit sie für ihn überhaupt in Frage kommen, in seinen Dienst. Und das Wunderkind im modernen Leben und sein Mädchen für alles, die Elektrizität, auch sie hat mobil gemacht und leistet dem Vaterland draußen im Feld wertvolle Dienste.

Da ist zunächst der alte Feldtelegraph, der schon in den Kriegen des vorigen Jahrhunderts so brav durchgehalten hat. Seine Leitungen werden von den fixen Jungen der Telegraphenbataillone gelegt, soweit unsre Truppen vordringen und feste Punkte in ihren Stellungen erreicht haben. Der alte Morse-Apparat ist jedoch verschwunden, und an seine Stelle sind meistens Schreibtelegraphen getreten, welche die Buchstaben und Worte in gut lesbaren Typen sofort auf einen Papierstreifen drucken. Da die Verlegung der Leitungen immerhin eine gewisse Zeit in Anspruch nimmt, wird der Feldtelegraph nur da verwendet, wo die Aussicht besteht, daß die einmal hergestellten Verbindungen auch längere Zeit erhalten bleiben können. Hier jedoch leistet der Feldtelegraph bei dem Nachschub von Truppen, Munition und Verpflegung unschätzbare Dienste zur Verständigung der einzelnen Etappenstationen untereinander.

Ergänzt wird er durch den Fernsprecher, der natürlich ebenfalls in seinen modernsten Ausführungsformen verwendet wird. Mit Rücksicht auf eine sichere Verständigung benutzt man seine Dienste jedoch nur auf kurze Entfernungen. Unschätzbar ist daneben der tragbare Fernsprecher, wie er von unsern größeren Patrouillen zur Verständigung mit dem rückwärtigen Truppenteil benutzt wird. Auch zum direkten Verkehr zwischen den zu Erkundungszwecken aufgelassenen Fesselballons und den zurückgebliebenen Mannschaften hat sich der Fernsprecher bestens bewährt.

Neben diesen älteren Formen der Nachrichtenübermittlung spielt auch die neueste, die drahtlose, eine große Rolle. Sie ist bis in die Front hinein tätig und bringt die Befehle aus dem Hauptquartier zu den einzelnen Heeresteilen. Solch eine drahtlose Station hat eine sehr verwickelte und empfindliche Einrichtung, und bekannt ist es ja, daß zum Aussenden und Auffangen der die Nachrichten tragenden elektrischen Wellen ziemlich hohe Türme mit einem nach allen Seiten von der Spitze ausgespannten Netzwerk von Drähten erforderlich sind.

Und nun sehe man diese für den Heeresdienst gebauten Stationen an! Alle Apparate sind so kräftig bemessen und in ihren Formen so zweckmäßig gehalten, daß sie die rauheste Behandlung von Soldatenfäusten überdauern. Der Turm ist zu einem Mast umgewandelt, der aus Stahlrohren besteht, die ineinander geschoben werden können wie die Züge eines Fernrohres. Und die ganze Einrichtung ist so bemessen, daß sie samt Mast und Antennennetz bequem auf einem von Pferden gezogenen Wagen untergebracht werden kann. Dabei hat man es verstanden, trotz der Vereinfachung der Apparate die übermittelten Funksprüche vor dem Auffangen durch Unberufene zu sichern.

Neben der Nachrichtenübermittlung übernimmt die Elektrizität auch die Aufklärung feindlichen Geländes mittels Scheinwerfern. Diese bestehen im wesent-

lichen aus einer großen Bogenlampe mit vielen Tausenden von Kerzenstärken, deren Lichtbogen sich gerade im Brennpunkt eines dahinter angebrachten Reflektors befindet. Lampe und Reflektor sind in ein Gehäuse eingebaut, dessen Lichtöffnung durch eine Art Vorhang geschlossen werden kann. Das Gehäuse selbst ist beweglich auf einem Gerüst angeordnet, so daß der Lichtstrahl nach allen Seiten, nach oben und unten gelenkt werden kann.

Derartige Scheinwerfer sind auf allen Kriegsschiffen und Festungen fest angebracht und beziehen dann ihre elektrische Energie meist aus der allen elektrischen Einrichtungen gemeinsamen Kraftzentrale. Zur Verwendung in der Front dienen dagegen fahrbare Scheinwerfer, die eine besondere kleine Stromerzeugungsanlage mit sich führen. Dieselbe besteht im allgemeinen aus einem kleinen Benzin- oder Benzolmotor. Mit ihm ist eine Dynamomaschine gekuppelt, die elektrische Energie liefert. Die notwendigsten Apparate für die Regelung und Einstellung des Stromes, ferner die erforderlichen Sicherheitsvorrichtungen sind auf einer kleinen Schalttafel angebracht, so daß sie mit einem Blick übersehen und mit einem Handgriff bedient werden können. Es braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden, daß auch alle Teile dieser fahrbaren Kraftquellen so kräftig bemessen und so zweckmäßig durchgebildet sind, daß sie auch roher Behandlung und selbst den Unbilden der Witterung trotzen können.

Eine weitverzweigte Verwendung findet die Elektrizität auch an Bord unsrer Kriegsschiffe. Der Maschinentelegraph zum Beispiel vermittelt die Befehle von der Kommandobrücke zum Maschinenraum mit Gedankenschnelle, und nicht zum wenigsten auf dieser schnellen und sicheren Befehlsübertragung beruht die große Manövrierfähigkeit der schwimmenden Burgen. Um jeden Irrtum auszuschließen, sind die Maschinentelegraphen als Zeigerapparate ausgebildet. Die verschiedenen möglichen Befehle sind auf den einzelnen Feldern einer großen Scheibe eingetragen, vor der sich ein Zeiger dreht.

Bei dem Geben eines Befehles auf der Brücke spielt der Zeiger im Maschinenraum sofort auf das Feld der Scheibe mit der entsprechenden Inschrift ein, wobei gleichzeitig die Aufmerksamkeit des Maschinisten noch durch ein kräftiges Glockenzeichen geweckt wird. Ähnliche Telegraphenanlagen verbinden auch alle andern wichtigeren Punkte in dem großen Organismus, den ein modernes Kriegsschiff darstellt, mit der Kommandobrücke.

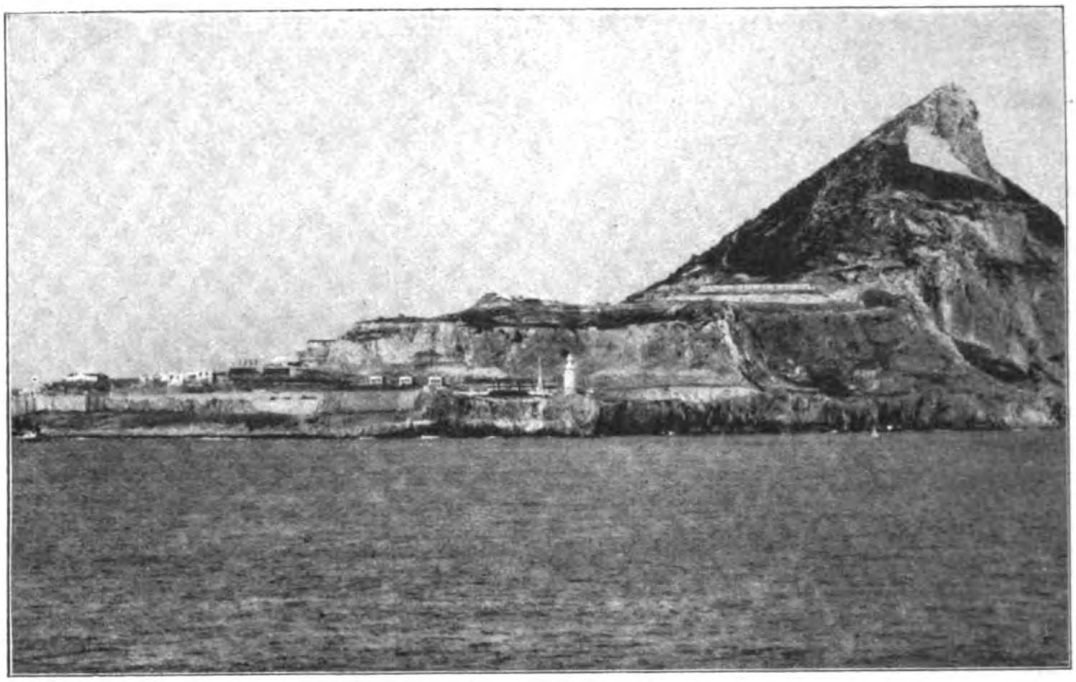
Auch zu Kraftzwecken wird die Elektrizität an Bord nutzbar gemacht. So werden beispielsweise die schweren Panzertürme, welche die Geschütze enthalten, durch Elektromotoren gedreht. Auch das Steuerruder, dessen Betätigung bei seiner Größe durch Menschenkraft nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit möglich ist, wird durch elektrischen Antrieb eingestellt. Daß die Beleuchtung der Kriegsschiffe auf elektrischem Wege erfolgt, ist selbstverständlich. Einen Begriff von der vielgestaltigen Verwendung der Elektrizität an Bord wird man sich machen können, wenn man bedenkt, daß in einem modernen Großkampfschiff etwa 400 Kilometer elektrische Leitungen verlegt sind.

Aber die Elektrizität dient im modernen Kampfe nicht nur als indirektes Hilfsmittel zur Erringung des Sieges, sie greift vielmehr auch tätig in den Kampf ein. So beruht die Wirkung der gefürchteten Seeminen meistens auf elektrischen Vorgängen. Man unterscheidet hierbei zwei Arten der Betätigung, von denen die eine auf elektrischem Wege erfolgt. Bei ihr werden die mit Sprengstoffen gefüllten Schwimmkörper in dem Fahrwasser an einer bestimmten Stelle fest verankert, wobei die von ihnen ausgehenden elektrischen Leitungen zu einem Beobachterposten am Festland geführt werden. Fährt nun ein Schiff unerlaubterweise über die gesperrte Stelle, so schließt der Beobachter den Minenstromkreis, wodurch ein in den Schwimmkörpern überspringender elektrischer Funke die Explosion der Sprengladung und dadurch die Vernichtung des Schiffes herbeiführt. Diese Minenart findet hauptsächlich Verwendung zum Schutze von Flußmündungen, Kanälen und dergleichen.

Die zweite Art der Minen wird von besonders eingerichteten Schiffen frei in die See oder das Fahrwasser gelegt. Bei ihnen findet die Explosion durch den Stoß bei der Berührung durch Fahrzeuge ohne elektrische Einwirkung statt, weshalb auf sie an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden soll.

Mit diesen kurzen Hinweisen möge die Rolle der Elektrizität im modernen Kriege skizziert sein. So anpassungsfähig diese jüngste Naturkraft aber bereits im Frieden ist, so vielgestaltig bewährt sie sich auch im Kampfe. Und die Wunden, die mit ihrer Hilfe geschlagen werden, hilft sie auch wieder verheilen. Es möge da nur an die vielfachen Anwendungen erinnert werden, welche die Elektrizität in der modernen Heilkunde findet, sei es zur Behandlung von steifen und verkrüppelten Gliedmaßen, sei es zur Behebung innerer Leiden. Und auch das wichtigste Hilfsmittel der Chirurgie, die Röntgenstrahlen, würde ohne die Unterstützung der Elektrotechnik nicht vorhanden sein.

Ein besonders stark verschanzter Schützengraben mit eingebauten Maschinengewehren



Die Festung Gibraltar am Mittelmeereingang

Englands Zwingburgen an der Hochstraße des Weltverkehrs

Von

Dr. Hermann Breuer

Es war noch zu jener Zeit, da ein Krieg zwischen den Großmächten Europas nur als Schreckbild in wesenlosen Fernen zu liegen schien.

Die „Cleveland“ der Hamburg-Amerika-Linie näherte sich auf ihrer Vergnügungsfahrt um die Erde, der letzten vor Ausbruch des blutigen Völkerstreites, langsam dem wuchtigen Eingangstore zu den erinnerungsreichen Gestaden des Mittelmeeres. Die Nacht war ungewöhnlich schwül und dunkel, und die grellen Lichter des Schiffes, die auf den schwarzen Wassern irrten, ließen die Finsternis noch undurchdringlicher erscheinen. Blinkfeuer tauchten im Süden auf und verschwanden wieder, tief am Horizont stand ein rotes Licht, starr und unbeweglich, und hinter ihm türmte sich eine wuchtige Bergmasse, deren Formen sich ahnungsvoll in der Nacht verloren. Da zuckte plötzlich ein aufflackernder Stern von halber Himmelshöhe, erstarb wieder und flammte in unregelmäßigen Zwischenräumen wieder auf. England wachte. Von der Signalstation seines Festungsfelsens blitzte die uralte homerische Frage nach Heimat und Sippe, nach dem „Woher“ und „Wohin“ dem Dampfer entgegen. Und von der Brücke der „Cleveland“ leuchtete die Antwort auf, helle Glockenrufe durchschrillten die Nacht, die Schrauben wühlten dumpf, das rote Feuer der Punta di Europa trieb steuerbord vorbei, versprengte Lichter verrieten die fernen Umrisse der Bucht von Algeciras.

Da geschah auf einmal etwas Überraschendes. Grelle Flammenkegel zerrissen das Dunkel der Nacht. Vom Fuße, aus der Mitte, vom Gipfel des geheimnisvollen Felsens quollen sie, jäh zuckten sie über den schwarzen Himmel, hüllten die langsam treibende „Cleveland“ in blendende Weißglut, um sie im nächsten Augenblick in tiefste Finsternis zu schleudern, huschten über den Hafen, ließen schwere Panzerkreuzer und leichte Segler für Sekunden lebendig werden, verrieten die weiten Gärten von Algeciras und die flache Dürftigkeit des sandigen Hinterlandes. Aber noch nicht genug, kaum begannen die Scheinwerfer Gibraltars zu spielen,

da wurde es in der Bucht lebendig. Von allen Panzerschiffen flammte es auf, vier, sechs, zehn, vierzehn Riesenfeuer jagten durch die Nacht, schlugen phantastische Kreise, schnitten und kreuzten sich, blendeten sich gegenseitig und tanzten tolle Wirbel in der schweigenden, raumlosen Finsternis. Grelle Augenblicksbilder zauberten sie hervor von unwirklicher Schärfe. Hell und hart leuchtete die berggetürmte Stadt auf, wie in Mittagsonne reckten sich die Umrisse des löwengeformten Felsens. Friedliche Landschaftsbilder flammten auf und erloschen, und drohende Panzer hoben sich und versanken. Eine Viertelstunde dauerte wohl das wilde Flammenspiel und überschüttete immer und immer wieder das ankommende Schiff mit Feuergarben. Dann war es mit einem Male vorbei. Eine doppelt schwere Nacht lag auf den Wassern, nur die Lichter der Stadt und die Positionslaternen der zahlreichen Dampfer blinkten matt und schläfrig. Aber in den Herzen der Reisenden zuckte es noch grell und blendend nach. Die zahlreichen Amerikaner an Bord waren begeistert über das seltsame Schauspiel, auf den deutschen Herzen aber lag quälend das ahnende Bewußtsein, daß jene Flammen nicht zum Willkommen geloht hatten, sondern als Wetterleuchten einer langverhaltenen Gewitterstimmung, die sich einmal in tödlichen Blitzen entladen mußte.

Am nächsten Morgen schien alles ein schreckhafter Traum. Man freute sich sorglos an dem bunten Völkerbild in der Sonne des Südens, schaute staunend hinauf zu dem unzugänglichen Felsen und vergaß über seinen kühnen Formen die blutige Geschichte seiner Vergangenheit und den düsteren Sinn seiner versteckten Festungsgalerien. Erst am Spätnachmittage, als die Fahrt ostwärts ging und der kahle Fels als einsames Bollwerk zwischen Land und Meer sich schwarz und drohend gegen die sinkende Sonne hob, da erschien er wie ein gewaltiges Zwinguri, in dessen Schatten und unter dessen Kanonen der Handel der ganzen Welt dahinziehen muß, wenn er auf kürzestem Wege vom West nach dem fernen Osten will.

Gibraltar ist das waffenstarrende Eingangstor jener Hochstraße des modernen Weltverkehrs, aber an ihrem vielgewundenen Zuge um den Erdball gibt es kaum einen Punkt von vorherrschender Bedeutung, an dem England nicht mit List oder Gewalt festen Fuß gefaßt hätte und sein raubritterliches Wegerecht ausübte. Schon genau in der Mitte zwischen

Der Kanal von Singapore

Gibraltar und Ägypten hat England in der vielumstrittenen Insel Malta seit den Zeiten Napoleons I. einen bedeutungsvollen Stützpunkt seiner Macht gefunden, aber der Wert dieser Insel ist ganz andrer Natur als der des einsamen Festungsfelsens. Nicht die gewaltigen Mauern, Bastionen und Türme La Valettas, die dem Ankömmling das malerische Bild einer mittelalterlichen Festung bieten, enthüllen den wahren Charakter Maltas, denn sie sind nichts weiter als eine Erinnerung aus sturmreicher Sarazenenzeit. Mit ungeheuren Kosten hat England sich im Schutze der buchtenreichen Insel einen Kriegshafen modernster Art erbaut, in dem auch zu Friedenszeiten sich Panzerkreuzer und Torpedoboote drängten, gewärtig, auf jeden Wink nach den Küsten Spaniens oder Syriens zu enteilen. Und daher ist Malta eine bedrohliche Zwingburg englischer Macht im Mittelmeer geworden, denn durch seine zentrale Lage ermöglicht es der Flotte, rasch das weite Becken von Ost nach West zu durcheilen und den Weltverkehr unter schärfster Aufsicht zu halten, bis er sich den Weg durch die Enge von Suez bahnen muß.

Wie der Suezkanal selbst allmählich aus der französischen in die englische Interessensphäre hinüberglitt und so ganz Ägypten unter britischen Einfluß kam, ist ein interessantes Kapitel englischer Diplomatie und Geldwirtschaft, und nur noch zu frisch in aller Erinnerung. Aber immerhin galt der Kanal völkerrechtlich als neutrales Gebiet, bis England ihn in der Wirrnis des jetzigen Krieges mit seiner altbewährten Politik der Gewalt als Kriegszone erklärte.

Und doch ließ sich dieser Rechtsbruch nicht einmal durch die Not entschuldigen, denn auch das schmale Felsenbett des Roten Meeres ist völlig in britischen Händen und somit auch von Süden her jeglicher Zugang zum Suezkanal gegen den Willen Englands unmöglich. Vier Tage dauert die Fahrt von Suez südwärts, dann schließen sich die Berge Afrikas und Arabiens, die vorher meist in gelber, stauberfüllter Lohe am Horizont leuchteten, plötzlich zu einem engen Felsentore zusammen. Dunkle, wildgezackte Gipfel türmen sich auf beiden Seiten, und aus den heißen indigoblauen Fluten ragt ein Gewirre von sandbedeckten Klippen und Felsen. Langsam und vorsichtig muß sich der Dampfer durch das „Tor der Tränen" winden. Da erhebt sich eine kleine Insel nur wenig über die See und die niedrigen Klippen. Ein erloschener Krater ist es, ohne Wasser und Vegetation, scheinbar ohne alles Leben. Und doch steigen von dem 65 Meter hohen Gipfel Flaggen in der glühenden Luft auf und nieder, und Frage und Antwort wird zwischen Land und Schiff ausgetauscht. Das kleine, felsige Eiland von 5 Kilometer Länge und 1800 Meter Breite ist Perim, der Schlüssel zum Roten Meere und darum, trotz des völligen Versagens auch der notwendigsten Lebensbedingungen, von England im Jahre 1857 in Besitz genommen worden, da die Durchstechung der Landenge von Suez der öden Felsinsel eine gewaltige strategische Bedeutung verleihen mußte. Der ursprüngliche Plan, hier eine starke Festung anzulegen, stieß auf den Widerspruch sämtlicher seefahrenden Nationen, scheiterte aber wohl weniger daran als an den Schwierigkeiten, welche die Natur dieser Absicht entgegenstellte. Darum begnügte sich England mit einem Stützpunkt für die Flotte und einer Signalstation, denn der Kraterkessel bildet einen tiefen, wundervoll geschützten Naturhafen, in dem sich die ganze englische Flotte bequem verstecken oder in den Hinterhalt legen könnte. Von dem Lavahügel aber bietet sich ein sicherer Ausblick über die klippenreiche Enge, so daß jedes Schiff leicht bemerkt und mühelos angehalten werden kann. Es gibt kaum ein trostloseres Bild als Perim in der brütenden Glut tropischer Sonne. Heiß zittert die Luft zwischen den hohen Bergen zweier Erdteile, und von dem niedrigen Fels weht es wie sengender Odem. Nichts als grell leuchtender, glühender Sand und glühende, weiß blendende Mauern, vor denen schwarze menschliche Schatten langsam und todmüde vorbeischleichen. Und langsam und todmüde sinken die Flaggen vom Signalmast, dann verrät nichts mehr menschliches Leben, und bald ist das kleine Eiland im Felsengewirre versunken wie der schwüle Traum eines sonnendurchtränkten Gehirnes.

Aber was den Engländern auf Perim versagt blieb, haben sie einige Stunden ostwärts um so großartiger durchgeführt, trotzdem auch hier die Natur ihnen fast unbezwingliche Hindernisse entgegenstellte. Kaum gewinnt das Schiff die freie Kühle des offenen Ozeans, da türmt sich ihm unvermittelt zwischen Sand und Meer ein wilder, zerrissener Gebirgsstock entgegen. An Form und Höhe gleicht er dem fernen Gibraltar. Es ist Aden, die gewaltige Zwingburg zur Beherrschung des Seeweges nach Ostindien, und an Bedeutung kaum geringer als die trotzige Mittelmeerfestung. Hier, unter dem heißesten Klima der Erde, wo nichts die von den stahlgrauen Felswänden zurückgestrahlte Glut mildert, wo kein Baum Schatten spendet und das Trinkwasser in jahrhundertealten Felslöchern mühsam gesammelt werden muß, hat England mit unermüdlicher Zähigkeit eine der stärksten Festungen geschaffen und zwingt eine Besatzung von über 1000 Mann, ein trostloses Leben der Verbannung zu führen, um seinem Ehrgeiz an diesem wichtigen Punkte des Weltverkehrs fühlbaren Nachdruck verleihen zu können. Denn hier teilen sich die Handelsstraßen. Ein starker Zweig erstreckt sich direkt östlich nach Indien und endet entweder in dem versandeten Karachi an der schlammigen Indusmündung, dem Ausgangshafen für Punjab und

Nordindien, oder führt zu dem paläſtereichen Bombay, dem glänzenden Eingangstore für den Durchgangsverkehr nach Kalkutta und dem weſtlichen Dekhan. Die Hauptſtraße nach Oſtaſien aber geht ſüdwärts, vorbei an der wolkenumhüllten Felſeninſel Sokotra, die in nächſter Nähe des Weltverkehrs ein völlig unberührtes Daſein führt, nach Ceylon, dem Märchenparadies nordiſcher Tropenſehnſucht.

Der Beſitz dieſer reichen Inſel fiel England 1802 im Kampfe mit den Holländern zu, die ihrerſeits wieder die verhaßten Portugieſen abgelöſt hatten, und bereits 1815 wurde ſie

An der Küſte von Ceylon

um ihrer Bedeutung willen als Kronkolonie von Indien unabhängig gemacht und unter eigne Verwaltung geſtellt. Ceylon, mit ſeinen undurchdringlichen grünen Wäldern, ſeinen roten Strömen, ſeinen ſchwarzblauen, ſeltſam geformten Bergen, ſeinem bunten aſiatiſchen Völkergemiſch die phantaſtiſche Erfüllung aller farbenfrohen Reiſeträume, iſt für England natürlich in erſter Linie eine Handelsbeſitzung von unermeßlichem Werte, die in dem guten Hafen Colombos und ſeinem regen Verkehr einen glänzenden Ausgangspunkt findet. Militäriſch ſpielt aber die ausgedehnte, im Urwald faſt verborgene Hafenſtadt trotz ihrer geringen Befeſtigungen eine ähnliche Rolle für den Indiſchen Ozean wie Malta für das Mittelmeer, denn auch ihr Wert liegt vornehmlich in ihrer Lage auf halbem Wege zwiſchen Aden, dem Feſtungstore des Roten Meeres, und Singapore, dem Schlüſſel der chineſiſchen Gewäſſer an der waldumrauſchten Malakkaſtraße. Darum braucht auch das Malta des Indiſchen Ozeans keine ſchweren Befeſtigungen, ſondern nur eine ſtarke Beſatzung und eine gute Kohlenſtation, die es der Flotte auf ihren kriegeriſchen Streifzügen zwiſchen Indien und China immer wieder ermöglichen, Schutz und ausreichende Vorräte zu finden.

Ceylon liegt im Brennpunkt des Weltverkehrs, der ſich um ſeine Südſpitze an dem nach kurzer Blüte vergeſſenen Point de Galle vorbeizieht und ohne Aufenthalt der Enge von Malakka zuſtrömt. Die langgeſtreckte, klippen- und inſelreiche Straße, die zwiſchen der Südſpitze Aſiens und dem holländiſchen Sumatra hindurchführt, iſt das wichtige Tor, durch das der moderne Rieſenverkehr nach Oſtaſien ſich durchzwängen muß, und darum iſt es nicht verwunderlich, daß auch hier ſich England die Schlüſſelgewalt angeeignet hat und ſcharfe

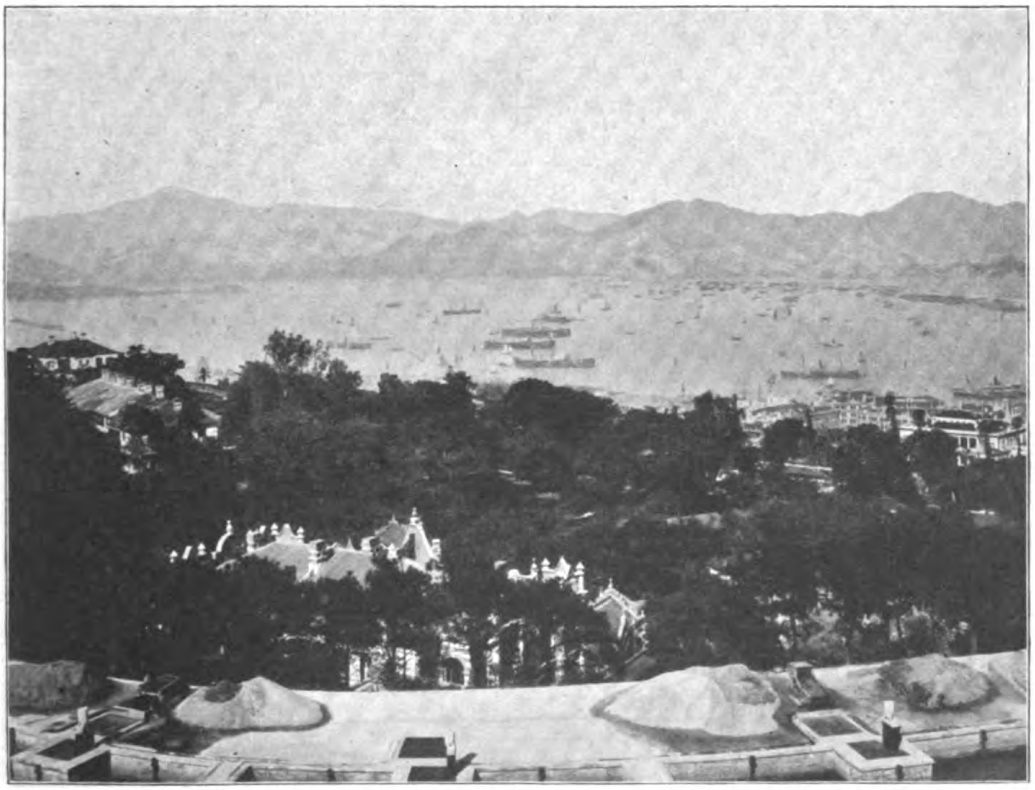
Die Königinstraße im Westen Hongkongs

Wacht hält. Allerdings haben die Straits Settlements, eine Kronkolonie von einer Million Einwohnern, mit dem Hinterlande der abhängigen Malaienstaaten, hauptsächlich eine Handelsbedeutung, und das tropisch anmutige Penang wie das portugiesisch malerische Malakka sind lediglich Ausfuhrhäfen für die an Gewürzen und Werthölzern sowie an Metallen so reiche Halbinsel. Erst Singapore, das Sir Stamford Raffles im Jahre 1819 gründete, nachdem er die Urwaldinsel von Piraten gesäubert hatte, gibt den Straits Settlements ihre militärische Bedeutung. Es ist eine merkwürdige Ironie, daß die sonst so weitschauenden Engländer zunächst von der Erwerbung der Insel nicht sehr erbaut waren und erst langsam begriffen, welche Rolle ein befestigter Besitz hier zwischen dem Golf von Bengalen und den chinesischen Meeren spielen müsse. Die Entwicklung Singapores von einem elenden Pfahldorf von zwanzig malaiischen Hütten zu einer modernen Großstadt von 250 000 Einwohnern innerhalb hundert Jahren beweist am besten, welch klugen Blick Raffles besessen hat. Singapore ist heute eine der schönsten und interessantesten Städte des Ostens. Hier vermischt sich zuerst die Völkerwelt Chinas mit der indisch-malaiischen Kultur, aber die Chinesenviertel zeugen von Sauberkeit und Wohlhabenheit und stehen in erfreulichem Gegensatz zu den menschenwimmelnden Städten des eigentlichen Chinas, während die europäischen Stadtteile mit ihren großzügigen Verwaltungs- und Handelsgebäuden, ihren baumbepflanzten breiten Straßen und ihrer weiten, schifferfüllten Reede ganz den Eindruck einer großen westlichen Handelsstadt machen. Von der prächtigen Esplanade am Hafen grüßt das Standbild des Mannes, dem England diesen wichtigen Stützpunkt verdankt, der, nur 140 Kilometer vom Aquator entfernt, die am weitesten nach Süden vorgeschobene englische Seefestung geworden ist. Das Fort Canning und eine starke Garnison schirmen den gewaltigen Grenzstein zwischen der englisch-indischen und chinesisch-japanischen Interessensphäre.

Aber England hat hier nicht haltgemacht, sondern seine Fühler noch tief in die chinesisch-japanische Interessenwelt hineingestreckt und sich 1500 Seemeilen nordöstlich von Singapore an der Grenze der Tropen die äußerste und bedeutendste Hochburg seiner Seemacht in Ostasien erbaut. Im Jahre 1842 ging anläßlich des chinesischen Opiumkriegs die kleine, ganz aus Basalt und Granit bestehende Insel Hongkong in englischen Besitz über. An der Mündung des breiten Perlflusses, nur 170 Kilometer von Kanton, der Hauptstadt Südchinas, entfernt und vor dem Eingangstore des

Sikiang, einer der bedeutendsten chinesischen Wasserstraßen, mußte die Insel für fremde Eroberer von größter Bedeutung sein, da sie das Einfallstor in das Reich der Mitte beherrscht. Und dieser Bedeutung entspricht ihre Entwicklung unter englischer Herrschaft. Bei der Einfahrt in den bergumschlossenen Hafen von Hongkong erschließt sich ein Bild von seltener landschaftlicher Schönheit, das an Genua und den weiten Halbkreis seiner Paläste und Gärten erinnert. In einem flachen Bogen von 7 Kilometer Ausdehnung erstreckt sich die Stadt Victoria, überragt von den schön geschwungenen Linien des 550 Meter hohen Peak. Terrassenförmig steigt sie in buntem Häusergewirr an seinen Hängen empor und verliert sich in einem Kranze immergrüner Gärten, aus denen weit zerstreute weiße Landhäuser herüberleuchten. Von dem Gipfel des Peak aber eröffnet sich ein Rundblick über die Insel, das nahe Festland und das weite, von Klippen und Riffen übersäte Meer, der sich an Eigenart und Schönheit nur mit dem Bilde vergleichen läßt, das man von der Höhe des Tamalpais über die Bucht und das „Goldene Tor" San Franziskos genießt. Aber für England bietet Hongkong viel realere Werte als seine landschaftlichen Reize. Es ist der stark befestigte Kriegshafen für die britische Ostasienflotte geworden, und bis zum Gipfel des Peak ziehen sich die modernen Befestigungswerke, die der Stadt wie dem Hafen ihren weittragenden Schutz verleihen. Die Stadt Victoria selbst ist die prunkvollste der britischen Ansiedlungen in Ostasien, als sollte sie mit ihren Regierungspalästen und ihren von schmuckvollen Anlagen umrahmten Klubs und Verwaltungsgebäuden Zeugnis ablegen von englischer Kapitalkraft und Machtherrlichkeit und zugleich ein blendendes Lockmittel sein für die scheinfrohen Völker des Ostens. Hinter den ausgedehnten öffentlichen Gebäuden folgen langgestreckte Geschäftsstraßen mit glänzenden Läden, in denen aber neben den Erzeugnissen Englands der Gewerbfleiß Chinas vorherrscht. Die eigentliche Chinesenstadt zieht sich enggebaut und unregelmäßig in menschenwimmelndem Gassengewirr am Berg entlang.

Man hat Hongkong nicht mit Unrecht das Gibraltar des Ostens genannt, aber während Gibraltar trotzig und unverhüllt seinen Festungscharakter verrät, verbirgt er sich hier in dem üppigen Grün ausgedehnter Gärten, und die 4000 Mann starke Besatzung verschwindet in dem bunten Gemisch einer ostasiatischen Handelsstadt. Außerdem sind die Kasernen und Kriegswerfte hauptsächlich auf dem 1898 erworbenen, 974 Quadratkilometer großen Festlandsgebiet von Kaulun, gegen-



Der Hafen von Hongkong: Blick vom Aufstieg auf den Peak

über von Victoria, errichtet, wo sich eine ausgedehnte Soldatenstadt erhoben hat.

Sowenig darum auch sich Hongkong und Gibraltar äußerlich ähnlich sehen, so sehr gleichen sie sich in ihrer Bedeutung als äußerste Machtburgen Englands. Beide sind die starken Eckpfeiler einer Sperrkette, die sich in einer Ausdehnung von fast 10 000 Seemeilen um den halben Erdball schlingt, und deren wichtige Zwischenglieder Malta, Perim, Aden, Colombo und Singapore bilden. Westwärts von Gibraltar verhindert zunächst der freie Ozean die weitere Ausdehnung dieser Kette, und doch hat England bereits 1612 die Kühnheit besessen, sich dicht vor den Toren der Vereinigten Staaten auf der zerstreuten Gruppe der Bermudainseln anzusiedeln und sich in Fort Hamilton einen stark befestigten Kriegshafen und wichtigen Beobachtungspunkt auszubauen. Im Osten dagegen fand die englische Erwerbungspolitik bisher an der Interessensphäre Japans, die bis zu den Wällen Hongkongs und darüber hinausreicht, ihre unüberschreitbare Grenze. Zwar hatte England 1898 den Hafen Heiwaihei auf der Halbinsel Schantung gepachtet und gedachte ihn als Kriegshafen auszubauen, aber die Eroberung Port Arthurs durch die Japaner machte ihn als strategischen Stützunkt wertlos, zumal England es nach dem überraschenden Erfolge der japanischen Waffen für gut fand, seine geheimen Pläne in Ostasien einstweilen anstatt gegen Japan im Bunde mit ihm weiter zu verfolgen.

Der beklagenswerte Fall Tsingtaus ist die blutige Frucht dieses unnatürlichen Bündnisses, aber so bedauerlich er für Deutschland sein mag, er kann in der Entwicklungsgeschichte Ostasiens nicht viel mehr als einen lehrhaften Zwischenfall bedeuten. Denn das Bündnis zwischen dem alten, meerbeherrschenden Weltreich Großbritannien und der jungen, besitzhungrigen Großmacht des Ostens ist allzusehr von der Selbstsucht der beiden Verbündeten geleitet, um von Dauer sein zu können. Zudem lehrt die Geschichte, daß die Freundschaft Englands immer nur so lange gewährt hat, als keine Nebenbuhlerschaft oder die eines unbequemen Dritten zu fürchten war.

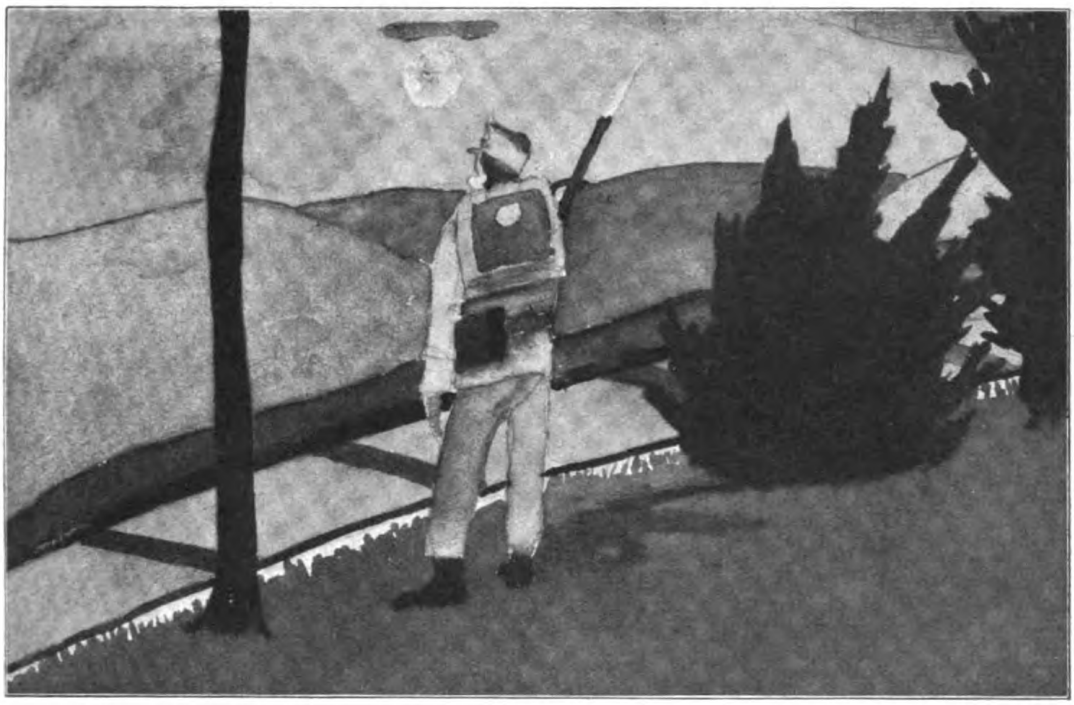
Man braucht daher weder unfruchtbare Geschichtsphilosophie zu treiben, noch in hoffnungsfrohem Optimismus der wachsenden Spannung zwischen Japan und China allzu einschneidende Bedeutung für den Augenblick beizumessen, um trotzdem zu wissen, daß mit demselben unabwendbaren Zwange, wie der blutige Zusammenstoß zwischen England und Deutschland gekommen ist, allmählich ein noch viel furchtbarerer Tag heranreift, an dem das Ringen um die Weltherrschaft im fernen Osten ausgetragen wird. Dann wird es aber kein Wirtschafts- und Interessenstreit sein, sondern ein Rassenkampf, vor dessen blutigen Greueln und weltgeschichtlicher Bedeutung selbst der unselige Bruderkrieg Europas verstummen muß.

Die große Stille

Von

Fred Hein

Doch auch in dieses ew'ge Tosen
Der Monat- und der Meilenschlachten
Kommt eine Stille, daß die glutentfachten
Herzen mit Träumen wieder kosen.
Bald hängt ein Bild wo in den Zweigen,
Die Sterne leuchten, wie von Liebe,
Die aus der Heimat flammt, entzündet.
Und lächelnd findet
Ein jeder in sich ein süßes Neigen
Vor dieser großen, grauf'gen, gold'nen Welt . . .
Langsam macht der Gedanke ihn zum Held,
Der andern Tag mit leichter Freude
Stürmt, stirbt, erlahmt oder erblindet . . .



Die Wacht an der Donau

Wie unſre Kinder ſich den Krieg vorſtellen

Schulaufſätze und Zeichnungen von Kindern im Alter von zehn bis dreizehn Jahren

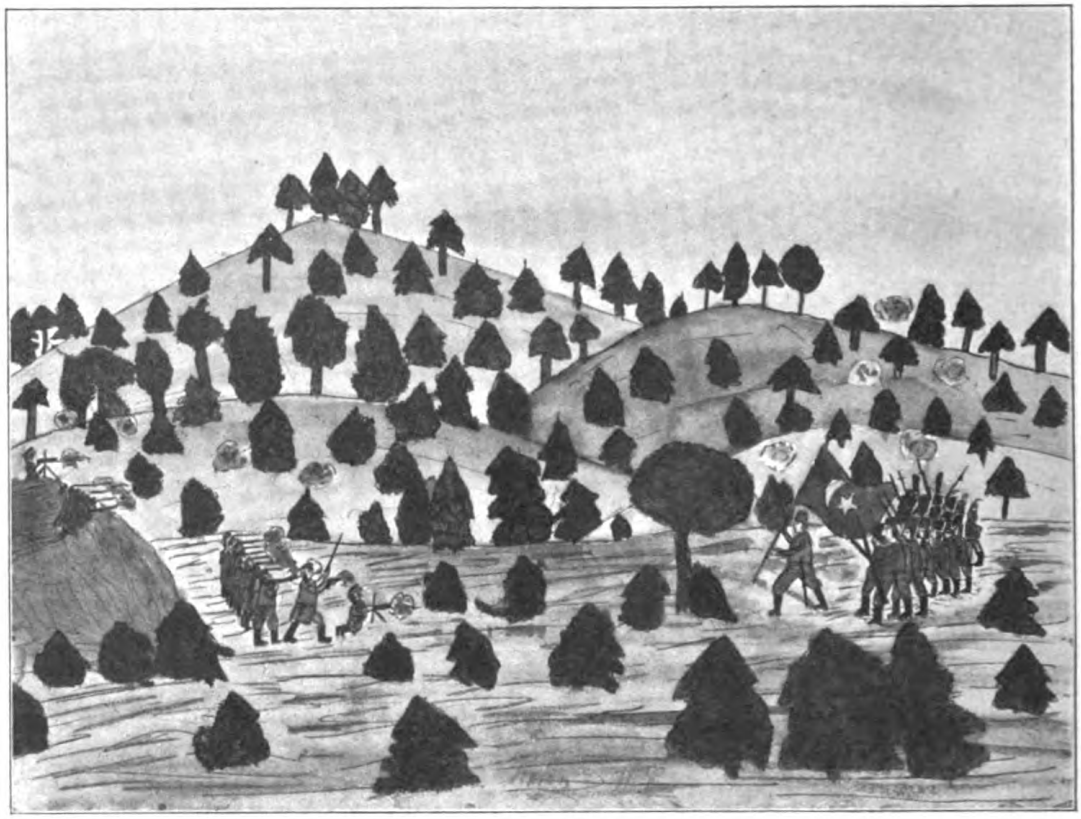
Geſammelt von

Richard Rothe

Die große, hehre Zeit, in der wir leben, hat auch die Kinder mit Macht in ihren Bann getan, und die Anſichten, die ſie über den Krieg hegen und äußern, ſind oftmals hochintereſſant, insbeſondere deshalb, weil ſie Perſpektiven eröffnen, die für die Zukunft unſres Volkes von Bedeutung ſind. Haben die Kinder auch nur ſelten Verſtändnis für Elend, Not und Tod, die das Gefolge des Krieges ausmachen, ſo iſt ihnen doch in hohem Grade zu eigen das gefühlsmäßige Erfaſſen für den Begriff der vaterländiſchen Ehre. Trotzdem viele ſich oft in urdrolliger Naivität äußern und ſie auch fremde Anſichten und Erzählungen wiedergeben, ſtehen dieſe Kundgebungen doch auf einer ſehr geſunden Grundlage, die friſche Kraft und hohe Begeiſterung verrät.

Zur Illuſtration des Geſagten mögen einige Proben aus Aufſatzheften von Wiener Bürgerſchülern im Alter von zehn bis dreizehn Jahren vorgeführt werden:

„Lange war ſchon kein Krieg und ſo ein fürchterlicher noch nie, wie ihn Serbien angeſtiftet hat. Es wurden gleich drei daraus. Einer auf dem Erdboden, einer tief drunten im Waſſer und einer hoch in der Luft. Aber unſre Soldaten ziehen mit Hurra und „Hoch Öſterreich-Ungarn!“ in den Krieg. Trotz aller Strapazen zeigen ſie dem Feind den Herrn, und ſo geht es fort, bis Ruhe in Europa iſt.“



Erstürmung einer befestigten russischen Stellung durch die Türken

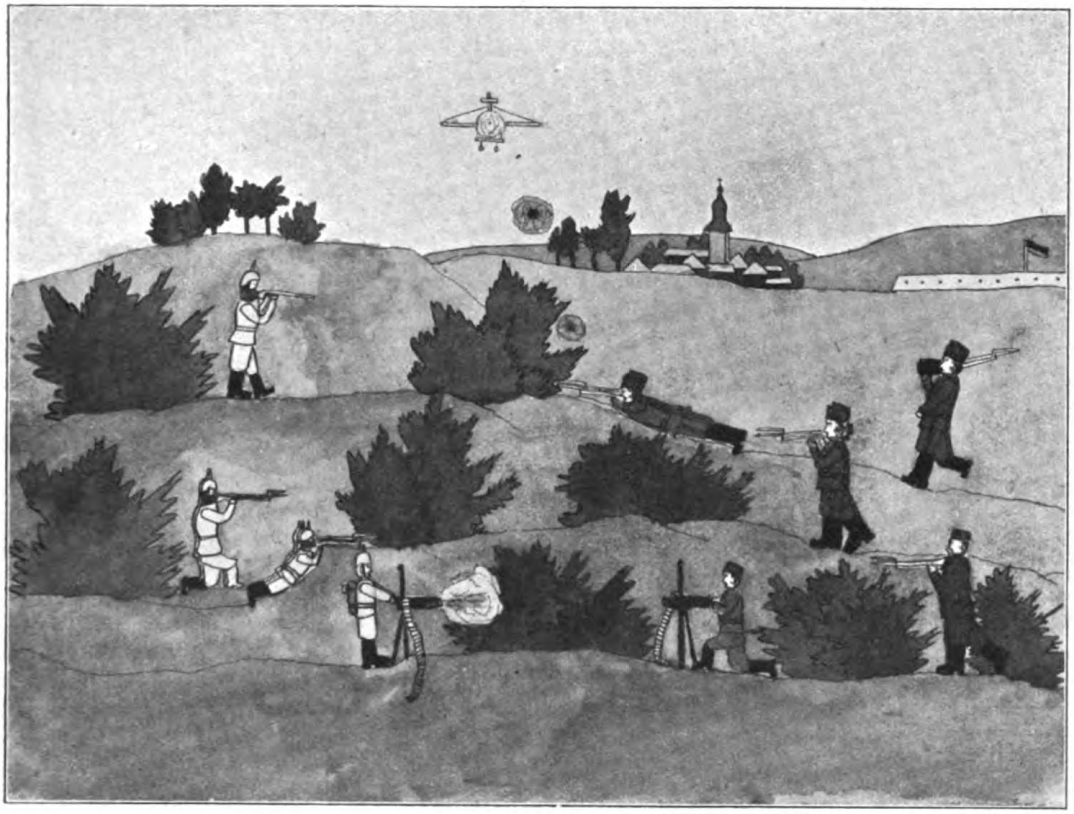
Ein anderer:

„Als wir unseren Vater auf den Bahnhof begleiteten, da waren alle traurig. Manchem Mann fielen die Tränen von den Augen herunter, und mancher Vater nahm seinen letzten Abschied. Aber als die Soldaten im Zuge saßen, da sangen sie „Prinz Eugen" und bliesen auf Trompeten, und nach ein paar Tagen trafen schon die ersten Siege ein."

„Wann nur mich der Kaiser ins Feld schickte, dann würdet ihr sehen, was ich machen würde: Der Feind kommt heran. Ich nehme ein Gewehr und haue die Russen windelweich. Wenn auch ich eine kriegen würde, so macht mir das gar nichts. Jeder Soldat muß Strapazen ertragen, und ich werde viele Russen niederschießen und niederstechen, denn sie tun's ja auch, wenn sie können. Und wer weiß, wie lang der Krieg noch dauern wird bis zur Entscheidungsschlacht?"

Einer von ihnen macht von der ihm zugestandenen Freiheit sogar einen ziemlich ausgiebigen Gebrauch und bringt ein Gedicht, das aller Wahrscheinlichkeit nach die Reproduktion eines Gassenhauers ist.

Juchhe! Hallo! Das is a Hetz!
Alles wird in Bewegung g'setzt.
Den Serben wern ma zagn den Herrn,
Daß eahnera Schädeln bluati wern.
Sie rüsten scho als wia net g'scheit
Und schleppen z'sam' von weit und breit.
Bei alle Tandler kauf'n s' G'wehr,
Sogar Kanonen bringen s' her.
Da hab i g'hört, sie ham scho drei,
Nur leider ham s' ka G'schoß dabei.
Dös Pulver kauf'n s', oh du mein,
Beim „Zacherl" nach'n Kilo ein,
Weil dös net raucht und a net kracht
Und do a große Wirkung macht.
Der Xandl, dieser kecke Wecken,
Weil sich sein Vater will verstecken,
Sagt er zu ihm: „Hast du ka Schneid?
So warst ja König d' längste Zeit.
Mir stampern di halt ganz davon,
I setz mi selber dann am Thron."
Die Russen helfen uns beim Raufen,
Die san gar tapfer schnell beim Laufen.



Vorpostengefechte

Dös hat ma scho in Japan g'segn,
Wo alle auf 'n Bauch san g'legn.
Und wann der Peter tuat verliern,
So muß er halt in d' Schweiz spaziern.

Derartige Sachen werden oft durch einseitige Beurteilung mißverstanden, sind aber nichts andres als bei einer Maschine der überschüssige Dampf, der dem Sicherheitsventil entströmt.

Ernster faßt ein andrer seine Sache auf:

„Seit Beginn der Welt wurde in den Jahrhunderten und Jahrtausenden hindurch zwischen den Völkern Kriege geführt. Die einen zogen aus, um das Feindesland zu erobern und den Feind zu vernichten, die andern aber, um sich zu verteidigen. Die größte Schlacht, die die Welt durchtobt hat, ist wohl die jetzige. Ungeheure Heeresmassen stehen sich gegenüber, Millionen kämpfen gegen Millionen, und alle Welt erwartet mit Spannung die kommenden Dinge. Mit vielen Mitteln, um dem Feind zu schaden, geht es in den Kampf, um die Zahl der Menschen zu verringern, denn je weniger es werden, desto besser ist es. Ist doch hauptsächlich davon das Ende des Krieges abhängig. Der Krieg bringt vieles Schlechte mit sich. Doch vorläufig ist er für uns siegreich. So wird es schöner und blühender werden. Leider zu wenig Zeit für eine Fortsetzung."

„Die Soldaten an der Grenze müssen sehr viele Strapazen durchmachen, aber wenn ein Sturm gegen den Russen kommt, da ist alles vergessen: Nur hinhauen! Auch unsre Waffenbrüder sind sehr tapfer. Die haben schon ganz Belgien erobert und sind in Frankreich eingedrungen und haben ihnen gezeigt, wo Deutsche sind, da gibt's auch immer Hiebe. Das wissen die Franzosen und laufen wie junge Hasen."

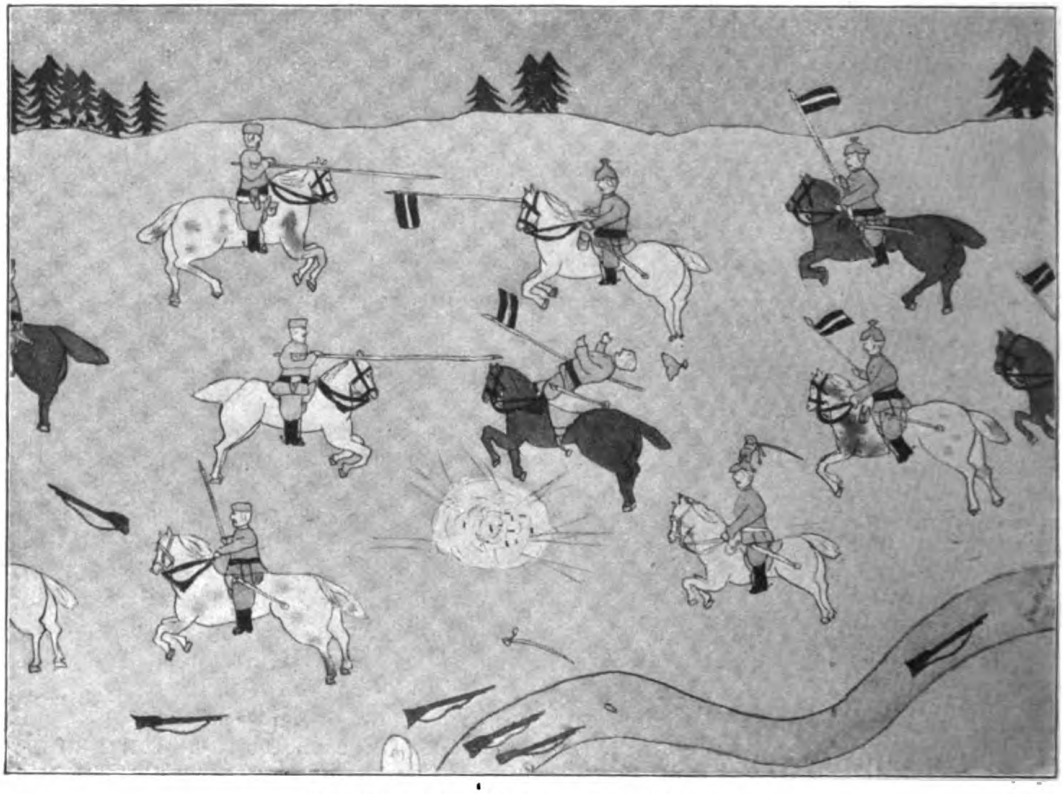
Noch ein kleiner Frechling ist da, der sich die Freiheit in der Wahl des Themas sehr zunutze macht und schreibt:

„Die Österreicher hauen dem Wodkikaiser seine Soldaten durch, und manchmal treffen sie auch die Wodkiflasche. Da sind die Russen am traurigsten. Da

ſpringen die Koſaken und ſagen: „Unſer armer Wodki! Kein größeres Unglück hätte nicht über uns kommen können.“ Dann ſterben ſie. Amen.“

Ein anderer ſagt:

„Ein paar Monate vor der Kriegserklärung veranſtalteten die Ruſſen eine kleine Probemobiliſierung. Aber Öſterreich wußte ſchon, was der Ruſſe damit meint. Es wurden gleich große, ſtarke Feſtungen errichtet, und als die Ruſſen glaubten, jetzt ſei der richtige Moment



Deutſche Kavallerie gegen Koſaken

zum Einfallen, da wurden ſie mit herzlichem Kanonendonner freundlich begrüßt. Der Deutſche aber wird bald in Paris einziehen.“

In einem Heft iſt das Folgende zu leſen:

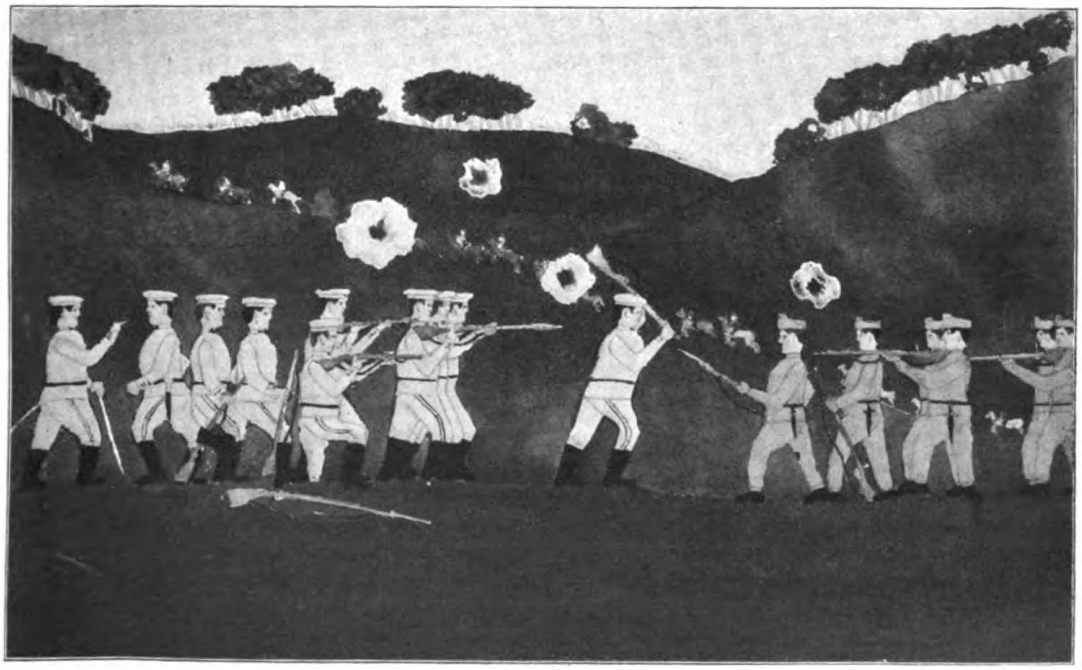
„Bereits alle Tage ſteht in der Zeitung von einem Helden, der auf dem Felde der Ehre gefallen iſt, und ſie berichtet auch von tapferen Helden, die ſich eine Medaille erworben oder gar eine Charge bekommen haben. Wenn ich einmal fürs Vaterland kämpfen darf, ſo werde ich auch ſo tapfer ſein, und wenn mich eine Kugel trifft, ſo ſterbe ich fürs Vaterland und für den Kaiſer. Aber wenn ich geſund nach Hauſe komme, kann ich Gott danken, und wenn wir ſiegen, noch mehr.“

Eines anderen Betrachtungen:

Der Krieg iſt von Gott als Geißel über die einzelnen Völker geſchickt. Da hat der Tod ſeine meiſte Ernte. Früher kämpfte man mit dem Schwert und Spieß und anderen unkomplizierten Waffen. Als aber Berchthold Schwarz das Schießpulver erfand, machte man ſich daran, andere Waffen zu erfinden. Jetzt iſt wieder ein Krieg mit den vereinigten Ententemächten ausgebrochen. Da iſt eine neue Kriegsüberraſchung gekommen, nämlich die 42-Zentimeter-Mörſer waren's. Bei dieſer Überraſchung fand der Tod eine größere Ernte wie ſonſt.“

Einer, der in Gedanken bei ſeinem Vater weilt, malt ſich folgendes Bild aus:

Deutsche Infanterie vertreibt eine Kosakenabteilung aus einem ostpreußischen Dorf



Kampf der Österreicher und Ungarn gegen die Russen

Polnische Flüchtlinge

„Gar mancher Soldat denkt an die Heimat, wenn er auf Wache steht, und sieht er in der Nähe zufällig ein kleines Christbäumchen, so spricht er zu sich selbst: „Ach, wäre ich nur zu Hause bei meinen Lieben!“ Und in der Heimat denken Mutter und Kinder an den Vater und machen sich viele Gedanken, ob der Vater gefallen oder verwundet ist. Schreibt der Vater und der Brief kommt zu der Familie, so herrscht große Freude, denn sie wissen, daß der Vater noch lebt.“

Wieder einer:

„Mein Vater ist schon ein Vierteljahr fort. Er hat große Strapazen mitgemacht, auch war er schon in russischer Gefangenschaft. Und er erzählte uns, daß in den Karpathen täglich Hunderte von Russen erfrieren. Wenn sie den Dampf von unserer Feldküche aufsteigen sehen, so werfen sie die Waffen weg und kommen in unsere Schützengräben vor lauter Hunger.“

Ein andrer erzählt vom Hörensagen:

„Die meisten Kunden werden von den Kosaken und ihrer Grausamkeit berichtet. In Russisch-Polen fanden unsere Soldaten halbzerstörte Dörfer, die Frauen und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt, und an den Bäumen wurden totgehaute Menschen gefunden. Diese Grausamkeit wird den Kosaken von unseren Truppen heimgezahlt, wenn sie die Grausamen bei einer Tat ertappen.“

Abermals ein andrer gibt die Erzählungen seines Vaters wieder:

„Die erste Schlacht, was mein Vater mitgemacht hat, war bei Lublin. Mein Vater hat geschrieben, er hat die achte Schlacht mitgemacht, und erst bei der zwölften wurde er verwundet. Die russische Kugel streifte meinen Vater am Knie, bei der Schlacht Przemysl war das. Mein Vater blieb über die Nacht liegen und schlief dabei ein. Um fünf Uhr weckte ihn ein Donner von Kanonen. Er stand auf und schleppte sich dem Roten Kreuz zu. Dort wurde er verbunden und nach Birkental in Deutschland transportiert. Und mein Vater schreibt, er kommt zu den Feiertagen

nach Hause, weil er schon halbwegs ausgeheilt ist."

„Im Kriege geht es fürchterlich zu, da donnern die Kanonen, da krachen die Gewehre, und viele feindliche Kugeln durchbohren manchem die Brust. Aber unsere Braven halten sich tapfer und drängen die feindlichen Streitkräfte unaufhaltsam zurück. Die Granaten und Schrapnelle schlagen ein und machen einen furchtbaren Lärm. Gar mancher Verwundete erzählt, was er da mitgemacht hat, und wenn er nicht einmal noch geheilt ist, sehnt er sich wieder zum Kriegsschauplatz. Hoch lebe Österreich-Ungarn und Deutschland! Ein tausendfaches Hoch den verbündeten Herrschern!"

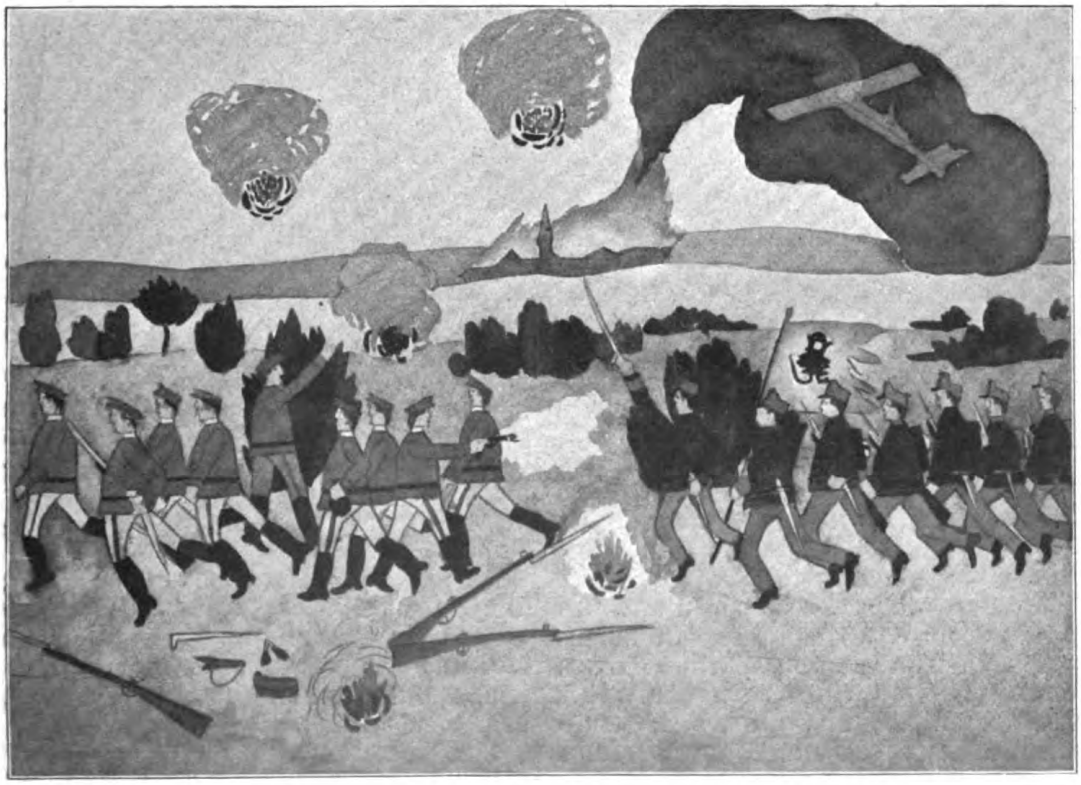
Einer berichtet von einem Spitalsbesuch:

„Gestern war ich im Spital. Ein Soldat erzählte, daß die toten Russen haufenweis auf dem Boden liegen. Auch von uns sind viele brave Soldaten in dem Felde der Ehre gefallen. Er selbst wurde von einem Schrapnell gestreift. Da kam die Sanität und brachte mich ins Lager. Da wurde ich verbunden und nach Wien transportiert. Wenn ich wieder gesund werde, da werde ich es ihnen zeigen, und sie müssen besiegt werden. Dann schrie er laut: „Österreich wird ewig stehn!"

Köstlich ist dieses:

„Erst fing der Krieg mit Serbien an, dann mit den Russen. Die Russen standen schon an der galizischen Grenze. Als wir fragten, was die vielen, vielen Russen dort machen, sagte der russische Kaiserhof: „Das ist nur Manöver!" Auf einmal hat uns Rußland den Krieg erklärt."

„Ich fragte," schreibt einer, „meinen verwundeten Onkel, welche Abenteuer er erlebte. Und er erzählte mir, als sie sich bei einem Bauer einquartierten, erlebte er folgendes. Wie sie schon zu Bette waren, hörte ein Soldat ein Geräusch in der Scheune. Er stand auf, zündete seine Lampe an und ging hinaus. Zu seinem Staunen fand er unter dem Stroh etwa zwanzig Russen.



Siegreiches Vordringen der Österreicher und Ungarn

Er lief zurück und erzählte alles dem Leutnant, was er gesehn. Der Leutnant nahm das Horn und blies Sturm. Unsere Soldaten erkämpften sich einen Sieg."

Einer läßt seinem Hasse gegen die Engländer freien Lauf und sagt:

„In dem heißen Ringen, das sich jetzt abspielt, stehen Österreich-Ungarn und seine Verbündeten, Deutschland und die Türkei, wohl einer doppelten Übermacht gegenüber. Und so kam es denn zu dem Rückzuge in Galizien, der die Hauptmacht der Russen auf sich zog und es so den Deutschen ermöglichte, in Russisch-Polen vorzudringen. Gegenwärtig steht es mit den Russen in Polen sehr schlecht, denn Hindenburg, der würdige Feldherr, hat sie in eine wenig beneidenswerte Lage gebracht. Im Westen sind die Franzosen und das Krämervolk in England in einer ganz verzweifelten Situation. Lüttich, Namur, Maubeuge und Antwerpen haben der furchtbaren Wirkung unserer 42-Zentimeter-Mörser weichen müssen. Die Reste des belgischen Heeres sind völlig kampfunfähig, und in absehbarer Zeit werden deutsche Heere in England stehen. Die schlitzäugigen Japs haben sich der deutschen Kolonie Kiautschau bemächtigt, aber wir werden ihnen diesen frechen Räuberstreich mit Wucherzinsen zurückzahlen. Mittlerweile sind die getreuen Anhänger Mohammeds bis zum Suezkanal gekommen; in Indien ist Aufstand, in Marokko, in Algerien und wie diese Länder noch alle heißen. Sie sollen die Engländer, dieses habgierige Volk, das die Frechheit hat, sich zivilisiert zu nennen, aus ihrem Vaterland vertreiben. Glück auf den Weg, ihr Söhne der Freiheit!"

Kriegsspiel der Jungen

So spricht ein zwölfjähriger Knabe Anno 1914.

In unsern Kindern lebt er noch, der alte Heldengeist, den sie ererbt von ihren Vätern haben, die draußen stehen in Not und Tod, gegenüber einem Riesenfeind, und dennoch nimmer wanken oder weichen.

Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!

Die Kriegsereigniſſe in Kamerun

Nach den Aufzeichnungen eines Miſſionars

Von

Kurt Palm

Die Kriegserklärung kam für unſre Landsleute in Kamerun ganz überraſchend. Sofort begab ſich unſre Schutztruppe nach Süden und Südoſten, wo franzöſiſcher Beſitz an deutſchen grenzt, und als England in den Krieg eingegriffen hatte, nach Norden und Nordweſten als Schutz gegen Einfälle aus britiſchem Gebiet. Das Meer beherrſchten die Feinde. Unſre Reſerveoffiziere zogen den Soldatenrock an, eine Anzahl Freiwilliger konnte eingeſtellt werden, Miſſionare ſchufen und leiteten ein Rotes Kreuz. Man wußte, eine ſchlimme Zeit ſtand bevor, die aller Wahrſcheinlichkeit nach mit der deutſchen Niederlage enden würde. Aber man ließ den Mut nicht ſinken. Überall hegte man die leiſe Hoffnung, die Gegner möchten Scheu davor empfinden, den Schwarzen das entwürdigende Schauſpiel eines Kampfes zwiſchen Weißen zu bieten.

Zunächſt geſchah auch nichts. Man erhielt aus der Heimat die Telegramme wie im Frieden und lebte die Mobilmachungstage, den Einmarſch in Belgien und die erſten kriegeriſchen Ereigniſſe mit. Dann nahmen die Engländer die vermittelnde Telefunkenſtation; die Verbindung mit Deutſchland war unterbrochen. Nur durch die Reutermeldungen, die die britiſche Kolonie bekam und die unſre Landsleute mit ihren eignen Apparaten mitanhörten, konnten ſie ſich nun ein Bild machen von dem, was in Europa vor ſich ging. Ein falſches Bild freilich; denn Reuter log, und ſie wußten, daß er log. Sie verloren durch ihn ihr Vertrauen nicht. Manchmal gab es auch fröhliche Augenblicke, wenn die Spanier die Reuterſchwindeleien über die Siege der Franzoſen, Ruſſen und Engländer mit ebenſo draſtiſch erfundenen Märchen über unglaubliche Heldentaten der Deutſchen und Öſterreicher ironiſierten.

Die Ruhe dauerte nicht an. Mitte Auguſt ungefähr wurde auch Kamerun zum Kriegsſchauplatz. In erdrückender Übermacht kamen die Feinde über die Grenze und ſuchten in der deutſchen Kolonie vorzudringen. Aber ſie hatten ſich getäuſcht, wenn ſie mit einem raſchen Erfolg gerechnet hatten. In den Kolonien muß der Krieg anders geführt werden als in Europa. Hier iſt es ein Urwaldkampf. Numeriſche Überlegenheit verbürgt den Sieg nicht. Es war keine Seltenheit, daß zwanzig Mann unſrer Schutztruppe zweihundert Feinde ſchlugen. Zweihundert Mann bedeuten eine große Streitmacht, tauſend Mann gar ſind ein gewaltiges Heer. Weder die Franzoſen jedoch noch die Engländer verſtanden ſich auf die durch die Verhältniſſe bedingte Art der Kriegführung, die wir meiſterten. Feuerduelle aus Schützengräben, Infanterieſtürme und dergleichen ſind im Innern des Landes unmöglich, weil es nur in den Küſtengegenden offenes, weites Terrain gibt. Liſt und Gewandtheit heißen dort die beiden wichtigſten Helfer. Wenn ſich hundert Soldaten des Gegners durch die Buſchwirrnis winden, ſpringt ſie jäh ein kurzes, heftiges Feuer an. Zehn, zwanzig von ihnen fallen, die andern weichen haſtig zurück. Und doch lauerten in einem Gebüſch verſteckt kaum zehn Verteidiger, die nun weiter den Wald durchſtreifen und ihr Manöver bei der nächſten Gelegenheit wiederholen. Auf dieſe Weiſe brachte man den feindlichen Vormarſch bald zum Stillſtand. Mag ſein, daß die Gegner die Stärke unſrer Abteilungen überſchätzten; jedenfalls ließen ſie ſich ſtets verblüffen und ſtets zurückſchlagen. Ihr Mut ſank, da jeder Erfolg ihren Unternehmungen verſagt blieb.

Dazu kam als zweite ſchwere Enttäuſchung das Verhalten der Eingeborenen. Die Feinde hatten gehofft, durch ſchnelles Siegen die Stämme auf ihre Seite zu ziehen. Dieſe Hoffnung brach mit dem mißglückten Angriff zuſammen. Sie hatten ferner oft darüber geſchrieben, wie hart die „verhaßte deutſche Herrſchaft“ auf den Schwarzen laſtete, hatten es wohl auch tatſächlich geglaubt. Doch auch dieſer Grund für den Abfall erwies ſich als trügeriſch. Von den 3 500 000 farbigen Bewohnern Kameruns verriet uns nur der an der Küſte anſäſſige Stamm der Dualas mit etwa 25 000 Menſchen. Alle andern bekannten ſich treu zu uns, die meiſten ſofort nach Kriegsausbruch, wenige erſt, als ſie die Macht der Deutſchen an den Mißerfolgen der Gegner erkannten. Einige der unter franzöſiſcher und engliſcher Botmäßigkeit ſtehenden Sultane aus gegneriſchem Kolonialbeſitz boten uns ſogar ihre Unterſtützung an. Das iſt der beſte Beweis für die Irrmeinung jener, die in uns Tyrannen der Schwarzen ſehen. Man darf es als ein gutes Zeugnis für die deutſche Koloniſationsfähigkeit nehmen.

Nun begannen tatkräftige Offensivoperationen von unsrer Seite. Die Feinde mußten in ihr eignes Land zurückgetrieben werden. Es gelang. Unsre kleinen Trupps warfen allenthalben eine Übermacht, die auf offenem Gelände verhängnisvoll gewirkt hätte. Einst werden sich stolze Erinnerungen an die Namen Jabassi, Garua Mbion, Nsanakang und Elelem knüpfen. Deutsch-Kamerun konnte bald als von Feinden frei gelten. Unsre Abteilungen fielen in englisches und französisches Gebiet ein. Reuter meldete es und triumphierte, sie hätten sich immer nach kurzer Zeit geschlagen zurückziehen müssen. Dieser Jubel des britischen Nachrichtenbureaus aber fußt auf einer absichtlichen Verkennung der Sachlage. Ja, unsre Truppen kehrten stets wieder heim, doch dafür war nicht eine Überlegenheit der Gegner die Ursache. Warum hätten sie bleiben, warum Länderteile besetzen sollen? Warum auf diese Weise die Knappheit an Wehrfähigen noch vergrößern sollen, da man zur Besetzung doch Truppen benötigt hätte? Nicht Eroberungszüge wollten sie ausführen. Das konnten sie den in der Heimat Kämpfenden überlassen, die einst auch den Schutzgebieten neue Grenzen abstecken werden. Belästigen nur wollten sie die Feinde, beschäftigen, beunruhigen, so daß sie keine neuen Angriffe unternehmen konnten. Dieser Zweck wurde erreicht. An den Grenzen drohte keine Gefahr mehr. — Mit einem vollen Sieg endeten die Kämpfe im Innern des Landes.

*

In den Küstengegenden aber unterlagen wir. Hier ist die Wildnis gerodet, so daß geschulte Truppen ihre Kräfte frei entfalten, die tausend Möglichkeiten der modernen Schlacht nützen und namentlich auch durch ihre Menge den schwachen Gegner arg bedrängen können. Die Flußläufe, die, zahlreich wie Adern, das Land durchziehen, gestatten überall Landungen. Und durch Befestigungen oder nur durch Geschütze verteidigt ist Kamerun nirgends. In an sich schon aussichtsreicherem Kampfe konnten die Engländer hier eine noch gewaltigere Übermacht aufbieten denn im Innern — am Resultat dieser Unternehmungen hat niemand gezweifelt, weder bei uns in Deutschland noch bei den Deutschen in den Kolonien, noch bei den Gegnern.

Leicht machten unsre Landsleute den Engländern das Siegen nicht. Sie wußten ihre kleinen Abteilungen mit solchem Geschick zu verwenden und die fehlende Macht durch List zu ersetzen, daß manch empfindlicher Schlag den Feind traf, ehe er endlich das Ziel erreichte. So fuhren zum Beispiel etwa zweihundert Mann seines Heeres einen jener Flußläufe hinauf, um umherstreifende deutsche Trupps zu vernichten. Plötzlich sahen sie in geringer Entfernung vom Wasser am Hang einer Anhöhe einen Schützengraben, der sich deutlich von der Umgebung abhob. Das Schiff hielt. Heftiges Feuer aus Gewehren, Maschinengewehren und einer 15-Zentimeter-Kanone ging über den Graben nieder, länger als eine volle Stunde. Dann glaubte man ihn von den Deutschen gesäubert, zumal nicht ein einziger Antwortschuß kam, und stieg ans Land. Zweihundert Briten eilten jubelnd die Höhe hinan. Doch kaum hatten sie die Hälfte des Weges zurückgelegt, als — nicht aus dem Graben, sondern hundert Meter davor — wie aus der Erde jäh ununterbrochenes Feuer sie anfiel. Sie stutzten, standen; sie wandten sich, flohen; sie sprangen auf ihr Fahrzeug und fuhren davon — dreißig vielleicht von den zweihundert retteten sich, die übrigen lagen tot oder verwundet. Eine List war uns geglückt. Wir hatten den Graben absichtlich an dieser scheinbar ungeschickt gewählten Stelle ausgehoben, die der Feind sehen mußte. Aber wir hatten ihn nicht besetzt. Hundert Meter vor ihm hatten wir einen zweiten gezogen, den Gebüsche verdeckten. Und es war gekommen, wie wir erwartet: die Engländer bemerkten nur den ersten, überschütteten ihn mit Geschossen, während unsre Mannschaft untätig im andern verharrte, stürmten ihn — und boten dem deutschen Maschinengewehr ein breites Ziel. Nur wenige Mann unsrer Schutztruppe hatten eine starke gegnerische Abteilung bis auf einen Rest aufgerieben.

So schlugen wir dem Feind noch manche Wunde durch schlau ersonnene Unternehmungen, die im gegebenen Augenblick ihn überraschten. Fast stets glückte unser Plan. Immer waren wir in der Minderheit, und immer war es ein Erfolg, der auf den europäischen Kriegsschauplätzen nicht den mindesten Einfluß gehabt hätte. In den Kolonien dagegen wertet man ihn hoch, da er außer den kleinen militärischen Vorteilen ein wichtiges Ergebnis mit sich bringt: die Schwächung des Gegners. Hundertsiebzig Mann verschmerzt man dort nur schwer.

Aber all das zögerte das Ende nur hinaus, es hielt es nicht auf. Daß wir schließlich unterliegen würden, wußten wir, und wenn wir uns trotzdem gegen das Unabwendbare so hartnäckig wehrten, geschah es, weil wir eine ehrenvolle Niederlage wollten.

*

Da, wo der Kamerunfluß in die Biafrabai mündet, liegt Duala, der wichtigste Ort der Kameruner Küste. Ihn mußten die Engländer uns entreißen, denn er ist gleichsam der Schlüssel des Landes und für das Heer, das ihn besitzt, der beste Stützpunkt. Auch hier gibt es nicht eine einzige Befestigung, die einer Belagerung von der Landseite oder der Beschießung durch ein Kriegsschiff hätte trotzen können. Nicht einmal Geschütze besitzt er: nur vier Salutkanonen, die hie und da wohl einen Festtag mit Böllerschüssen festlich begrüßen mochten, die aber seit Jahrzehnten nicht mehr Granaten gespien haben. Die etwa siebzig Weißen und drei-

hundert Schwarzen, die sich in Duala befanden, konnten sich auf nichts als auf ihre Gewehre verlassen; auch auf den Ersatz durch einen Kreuzer war nicht zu hoffen.

Dazu kam eine weitere Gefahr, die aus dem Lande selbst drohte. Duala ist die Stadt des gleichnamigen Eingeborenenstammes, des einzigen Stammes, der uns verriet. Nur selten sah man jetzt einen dieser Schwarzen. Sie hatten sich im Gebirge verkrochen, zum Teil wohl auch den englischen Truppen sich gesellt. Sie kannten die Wasserwege, die die Zugänge zur Stadt erleichterten, die Landwege, die Einfälle aus dem Rücken ermöglichten; und sie schwiegen sicherlich nicht, wenn nach dem Fall Dualas die Plünderung ihnen versprochen wurde ... Diese Befürchtungen vor der Heimtücke lasteten schwerer auf unsern Landsleuten als der Gedanke an den Untergang im ehrlichen Kampf. Sie sind später alle eingetroffen, Verrat, Plünderung und tierische Bestialität der Farbigen, die diesmal kein Weißer niederzwang ...

Das britische Kanonenboot „Dwarf" erschien vor der Stadt und begann die Beschießung mit seinen 15-Zentimeter-Geschützen. Auch unsre Salutkanonen feuerten; und seltsam, „Dwarf" zog sich zurück. Hatte er Furcht vor dem ungefährlichen Gebelfer, das eine Verteidigung nur vortäuschte? Wußte sein Kapitän nicht, daß wir nur Similigeschütze besaßen? Daß unsre Antwort war wie das ohnmächtige Fäusteballen eines beleidigten Greises, der doch nicht mehr zuschlagen kann? Der Grund dieses Rückzugs blieb uns unbekannt. Bald erschien „Dwarf" wieder Abermals sandte er seine eisernen Verwünschungen in so großer Anzahl, als gälte es, Belfort zu nehmen, nicht Duala. Die Engländer haben bei jedem Kampf in Kamerun unheimliche Munitionsmengen nutzlos vergeudet.

Einen Tag lang jagten sich die Geschosse. In der Stadt kümmerte man sich nicht viel darum. Alle Gebäude erlitten Beschädigungen, meist freilich nur leichte. Zweimal loderten Flammen auf. Mitglieder des Roten Kreuzes versuchten zu löschen (ihre Abzeichen hatten sie übrigens der Hitze wegen mit den Röcken abgelegt), doch die Engländer sahen sie, feuerten doppelt heftig und trafen auch — da ließ man diese Häuser brennen. Am Abend sandte der Kapitän des „Dwarf" einen Parlamentär: Duala solle sich übergeben, sich selbst und — die ganze Kolonie. Die Aufforderung fand natürlich kein Gehör.

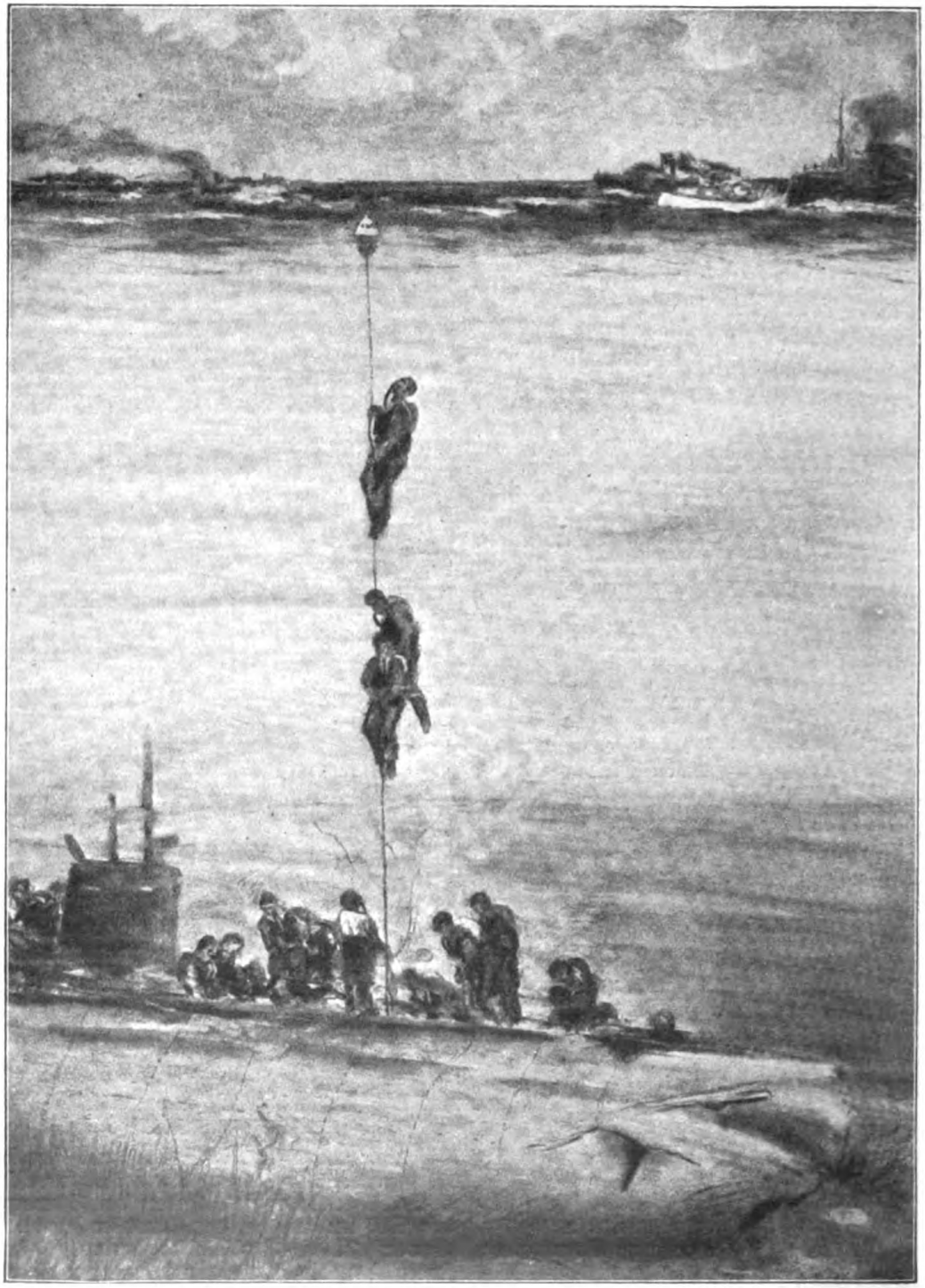
Jetzt verdoppelte der Feind seine Anstrengungen. Außer dem Kanonenboot eröffneten am folgenden Tag, einem Sonntag, ein Flußkreuzer, ein kleiner Kreuzer und eine Reihe gedeckter Barkassen mit Kanonen und Maschinengewehren das Feuer. Eine Streitmacht von 12 000 bis 14 000 farbigen Truppen wurde zusammengezogen und gelandet. Unter andern Umständen hätte man auch dies ohne allzugroße Besorgnisse mitangesehen, da es keine Landstraßen gibt, die den Anmarsch ermöglichten. Der Feind hätte sich den Weg erst suchen, vielleicht gar erst bahnen müssen. So aber, wo die Dualesen mit den Engländern im Bund waren, fanden sie unter Führung Schwarzer leicht die versteckten Zugänge. Und waren sie dann da, standen sie vor dem schutzlosen Ort, so —

Man weiß, wie die Eingeborenen nicht allein die Männer, namentlich die Frauen und Kinder zu behandeln pflegen!

Darauf durfte man es nicht ankommen lassen. So fügte man sich darein, die Arbeit vieler Jahre, die Kleinodien deutschen Fleißes, die zweite, liebgewordene Heimat preiszugeben.

Und es war ein Preisgeben! Die Dualas durften plündern, solange die Deutschen es sahen und es schmerzvoll empfanden. Sie durften die Türen aufbrechen, die Häuser durchwühlen, Geld und Gold rauben; sie durften dem Gefangenen den Schmuck vom Körper reißen und ihn mißhandeln. Als sei es den Engländern Wollust gewesen, die unter der Unkultur leiden zu sehen, die Kultur hier zu verbreiten bestrebt gewesen — so mußte man ihre Teilnahmlosigkeit den Greueln gegenüber deuten. Dann aber, als die Gefangenen fortgeführt und nur noch einige Nachzügler Zeugen waren, da geboten sie plötzlich dem Tun Einhalt; da gingen sie mit grausamsten Strafen vor, erlag noch ein Schwarzer der Lockung; da plünderten sie selbst. Zurückgekehrte Missionare, auf deren Schilderungen sich alle meine Angaben stützen, unterbreiteten, was sie erlebt, dem deutschen Kriegsministerium und erklärten sich zum Eid bereit. Nach dem Krieg, wenn auch die andern Gefangenen freigelassen sind, werden sie gleichfalls dies als Tatsache beschwören. Einen Zweifel also kann es nicht geben.

Mit dem Fall Dualas waren die Kämpfe in Kamerun so gut wie beendet. Die Küste befand sich im Besitz des Feindes und mit ihr die Basis für die Niederwerfung der übrigen noch kämpfenden Deutschen. Es ist viel, unendlich viel vernichtet. Aber Franzosen und Engländer haben sich selbst keinen Dienst damit geleistet. Ihr Ansehen ist gesunken. Sie handelten gegen die Eingeborenen mit Ungerechtigkeit und einer Härte, zu der kein Grund vorlag. Sie erlaubten oft und straften den, der von der Erlaubnis Gebrauch machte. Die Kolonisation wird sich in Zukunft noch schwieriger gestalten als bisher. Wie ein übermenschliches Wesen betrachtete ehedem der Schwarze den Weißen; nun hat der Europäer selbst den Beweis seiner Menschlichkeit erbracht, hat seinen Bruder befehdet, getötet, dem Farbigen sogar überliefert, daß er ihn seine Wut spüren lasse ... Von nun ab wird man uns mit andern Gefühlen gegenübertreten! Das schadet uns allen, Deutschen, Engländern, Franzosen, selbst den Unbeteiligten; den Unschuldigen ebenso wie den Schuldigen.



Die Mannschaften verlassen am Kabel einer Auftriebboje das gesunkene Boot

(Zu dem nachfolgenden Aufsatz: „Die Rettung aus gesunkenen Unterseebooten")

Die Rettung aus gesunkenen Unterseebooten

Von

Ernst Trebesius

Keine andre Schiffsgattung ist wohl ständig von so viel Gefahren umgeben wie die modernste der Seewaffen, das Unterseeboot. Gewiß, auch alle andern seegehenden Schiffe sind, sobald sie einmal den sicheren Hafen verlassen haben, mancherlei Gefahren ausgesetzt, doch bei den Unterseebooten kommen noch andre Fährnisse hinzu, die ihre Ursache in der technischen Eigenart dieser Fahrzeuge haben.

Es sind natürlich von den einzelnen Marinen zahlreiche Versuche unternommen worden, geeignete Vorrichtungen zu erfinden, mit deren Hilfe sich die untergegangenen Mannschaften selbst befreien können. So wurden von der amerikanischen Marine Versuche mit besonderen Anzügen, die nach Art der bekannten Taucheranzüge hergestellt waren, unternommen. In dem deutschen Unterseebootsbetriebe wurden 1912 der nebenstehend abgebildete Drägersche Tauchretter eingeführt. Der Apparat besteht aus einem unabhängigen Sauerstoff-Atmungsapparat mit selbständiger Luftregenerierung und aus einer Schwimmweste, auf der die Apparatteile so befestigt sind, daß zugleich mit dem Anlegen der Schwimmweste alle Teile

Vorderansicht eines Dräger-Tauchretters mit Taucherbrille

ihren richtigen Platz am Körper haben. Der eigentliche Atmungsapparat besteht aus dem Sauerstoffzylinder, der Kohlensäureabsorptionspatrone, dem Atmungssack auf dem Rücken, dem Mundatmungsstück nebst Nasenklemmer und den erforderlichen Verbindungsschläuchen. Im Mundstück befinden sich zwei Atmungsventile; sie bewirken, daß die ein- und ausgeatmete Luft aus dem Atmungssack ständig durch die Kalipatrone hindurch zirkulieren muß und gereinigt wieder in den Atmungssack zurückgelangt. Die ausgeatmete Kohlensäure wird in der Kalipatrone völlig verzehrt. Der für die Atmung erforderliche Sauerstoff wird dem Sauerstoffzylinder entnommen. Das Anlegen der Apparate dauert nur einige Sekunden. Sofort nach Eintritt eines Unfalles ertönt das Kommando: „Klar bei Tauchretter!“ Schleunigst legt jeder den Apparat an und vermag nun in dem gesunkenen Boot noch mehrere Tage lang zu leben. Naht von außen keine Hilfe, dann werden von innen die Luken geöffnet, und einer nach dem andern steigt nach oben, wobei der „Tauchretter“ als Auftrieb wirkt. Bei nur 15 Meter Wassertiefe kann sofort bis zur Oberfläche emporgestiegen werden, im freien Aufstieg also. Bei größerer Wassertiefe läßt man zuvor eine Boje empor, an deren mit Meterknoten versehenem Tau die Mannschaften emporsteigen und Mitte des Weges einige Minuten anhalten, damit sich der Körper an den verminderten Außendruck gewöhnt.

Rückseite eines Dräger-Tauchretters für U-Boote

Um unter Umständen gleich das gesunkene Boot heben zu können, besitzen wir ein besonderes Rettungsschiff für U-Boote, dessen Windwerk stark genug ist, das Boot in kurzer Zeit zu heben und in Sicherheit zu bringen. Leider kann es unsre U-Boote auf ihren gefährlichen Kriegsfahrten nicht begleiten.

Aus dem morgenländischen Liebesleben

Von Dorothea G. Schumacher

In der ganzen mohammedanischen Welt ist das Wort „harim", „Heiligtum", die Bezeichnung der Räumlichkeit geworden, in welcher die Frau des Hauses ihre wohlbehütete Welt erbaute. Diese scheinbar doppelte Bedeutung des Wortes ist für den Moslem tatsächlich ein und dasselbe. Diese ganze Haremseinrichtung und ihre hohe Bewertung stellen eine Sicherheit für die Frau des Orients dar, deren leidenschaftliches Temperament sie ohne diese in lauter Unglück und Abenteuer stürzen würde. Was die Muselmanin heute selbst von ihrer „Gefangenschaft", ihrer Unzufriedenheit erzählt, das haben europäische „Freundinnen" ihr aufgeredet, unter denen es, hier wie dort, immer einige gibt, die Vergnügen darin finden, ihre Gefährtinnen unzufrieden zu machen.

Das Liebesleben des jungen Moslem spielt sich vor der Ehe nur im Gedanklichen ab, namentlich für das Mädchen, das schon zu einer Zeit heiratet, in welcher bewußt erotische Gedanken noch nicht in ihm wach geworden sind. Die Frühzeitigkeit der Ehe hat eben gerade den Zweck im Islam, das Paar — unerfahren, wenn auch nicht unwissend auf erotischem Gebiete — zueinander kommen zu lassen. Wie weit indessen der mohammedanische Jüngling heutzutage durch europäische Einwirkungen schon verdorben ist, darauf kann ich hier nicht näher eingehen.

Auch die modern erzogene junge Türkin, die sich von ihren europäischen Gespielinnen nur durch das Tragen des Schleiers unterscheidet, bleibt ganz Orientalin in ihrem Liebesleben. Schon als Kinder sprechen die Mädchen über Söhne befreundeter Familien wie über in Betracht kommende Freier. Auf den mindestens an allen Freitagen stattfindenden Ausfahrten der jungen Türkinnen werden diese in einer andern natürlich möglichst unauffälligen Weise von gewissen jungen Reitern verfolgt, die im Vorangaloppieren oder Zurückbleiben oder im scheinbar am Wege Haltmachen gewisse Blicke aus gewissen Wagen zu erhaschen suchen. Kühnere werfen Sträußchen in die halboffenen Wagenfenster, hinter denen die jungen Schönen sich dann wohl schnell einmal den Schleier vom Gesicht heben — unter dem Vorwande, zu naschen ... So gelingt es beiden, trotz aller Verbote, sich durch Blicke und Zeichen kleine Geständnisse zu machen, sich ineinander zu verlieben, bis ein paar fremde Wagen das heimliche Idyll stören — dies sind die vorehelichen Begegnungen türkischer Verlobter! Gewiß treiben die jungen Herren dort oft auch eine Art Mißbrauch mit diesem köstlichen Spiel und suchen Anknüpfung mit jedem Wagen, aus welchem junge Hanums grüßen. Als bedenklichste Form der weiblichen Koketterie gilt es, wenn Hanum und Efendi einander Taschentüchlein zuwerfen — aber dies tut keine auf ihren guten Ruf bedachte Türkin. Ernste Liebhaber dagegen geben sich schon in sehr jugendlichem Alter Mühe, den Eltern ihrer kleinen Angebeteten in bestem Lichte zu erscheinen. Knaben und Mädchen spielen harmlos zusammen, bis ersterer in die Militärschule von Pankaldi oder ins Lyzeum getan wird, das Mädchen aber mit elf oder zwölf Jahren den Schleier nimmt. Sittlich besorgte Tanten drängen wohl schon lange zu letzterem; moderne türkische Eltern aber suchen ihre Töchter noch tunlichst lange (das heißt so lange, bis die von Jünglingen gesandten Werberinnen ins Haus kommen) mit dieser harten Unbequemlichkeit zu verschonen: den Mädchen werden die Haare verschnitten und Knabenkleider angezogen. Mit dem dreizehnten Jahre aber fällt der Schleier unweigerlich über das zarte Gesichtchen der Hanum, und kleine Spielgefährten von einst sagen ihr Lebewohl — bis zum Tag ihrer Vermählung vielleicht nur. Vom zwölften

bis zum fünfzehnten Jahre ist die Zeit der Werbungen für die Hanum, die es sich gefallen lassen muß, ab und zu von gewissen würdigen Werberinnen besucht zu werden, die, von einem Interessenten gesandt, das Mädchen auf alle mögliche Weise prüfen und beobachten ... Diesem prekären Amt kommt die Sitte entgegen, die dem Mädchen gebietet, der alten Dame Tee und Erfrischungen zu reichen, ihr auf dem Klavier oder der Laute vorzuspielen, ihre Malereien und Handarbeiten zu zeigen und endlich ihre Kleider an sich selbst vorzuführen — das alles ist, wie gesagt, Mittel zum Zwecke, ein gutes Benehmen, schöne Sprache, Gang und Wuchs, Augen und Zähne ins beste Licht zu stellen. Mehr oder minder zufrieden mit dem Eindruck, geht die Würdige, um dem ungeduldig harrenden Freier objektiven Bericht zu erstatten. Gefällt dieser ihm, so kehrt die alte Dame alsbald zurück, um diesmal bei des Mädchens Vater selbst die Werbung des N. N. vorzubringen. Diese wird abgeschlagen, falls der alte Herr seinerseits etwas irgendwie Nachteiliges über den Freier erfahren hat. Im übrigen bleibt die letzte Entscheidung der Tochter, und kein mohammedanisches Mädchen von dreizehn Jahren braucht sich zu einer ihr unliebsamen Ehe zwingen zu lassen.

Das mohammedanische Liebesleben beginnt also eigentlich erst mit der Ehe. Die mosleminische Ehe ist zumeist nicht das Grab der Liebe, sondern vielmehr deren Wiege. Zur Ehre des Moslem soll gesagt sein, daß viele Ehepaare sich, über körperliche Fehler und Enttäuschungen ihrer sinnlichen Wünsche hinweg, im Seelischen fanden und zusammenhielten. Hiervon gibt auch die moderne türkische Literatur Kunde, in der erst seit kürzerer Zeit von Frauen die Rede ist. Achmet Hikmed beschäftigt sich in seinen Schriften mit der Psyche der türkischen Frau und mit Eheproblemen. Dem mosleminischen Liebesleben geht die tiefe Tragik des „Entsagenmüssens" ab — trotz „jener Asra" haben gewiß wenige Moslemin im Liebesschmerz den Tod gefunden. Bei allem Überschwang der orientalischen Lyrik finden wir allen Realismus des praktisch-sinnlichen Morgenländers, der, noch ehe er vor Liebesweh nach Rokeia stirbt, Hochzeit feiern wird mit Mabruka! Und wenn die Mutter zu dem nach Rokeia liebeskranken Sohne spricht: „Rokeia, unsres Nachbarn Tochter, wird das Weib eines andern — vergesse sie und heirate Mabruka!" so antwortet er: „Ma' alésch (es ist mir gleich), nur jung und sanft muß sie sein."

Achmet Hikmed bemerkte es einmal als ein Kennzeichen der älteren türkischen Literatur, daß in ihr immer nur von Dienerinnen, Odalisken und weiblichen Verwandten gesprochen werde, selten aber von Ehefrauen, und zwar deshalb, weil jeder Moslem, also auch der Autor, immer nur die eine Frau, die seine, kenne (über die zu schreiben er sich scheue), während die Frauen seiner besten Freunde und Verwandten ganz und gar unbekannt sind! Aus wenig Beispielen, zum Beispiel Scheich Golib, könne man ersehen, daß nur Dichter mit eignen großen Liebeserfahrungen die Wahrheit über die Frau und über die Liebe zu sagen hätten.

Das Liebesleben eines islamitischen Ehepaares bleibt anderen noch weit ängstlicher verborgen als in Europa. Man unternimmt keine Hochzeitsreise, und das Heim bleibt auch für die Nächsten in der ersten Zeit der Ehe streng verschlossen. Der zumeist recht jugendliche Gemahl kommt zum erstenmal seiner Frau mit sorgsamster Förmlichkeit entgegen, und es wäre für diese eine Kränkung, für ihn eine Unehre, anders zu handeln. Hat sich die Tür hinter den Neuvermählten geschlossen, so mögen Stunden, Tage, ja auch Wochen vergehen, ehe jene Förmlichkeiten ursprünglicheren Äußerungen Platz gemacht haben. Eine Reihe hemmender Gebote und Erfordernisse steht noch nach vollzogener Vermählung zwischen beiden. Es wird im mosleminischen Ehegesetz damit gerechnet, daß im Falle einer Nichtverständigung oder einer Abneigung von seiner oder von ihrer Seite das Paar sich trennen darf, ohne daß ein Makel an der jungen Frau haftet. Das ist sehr bedeutsam, denn es ersetzt ihr die vor der Ehe versagte Prüfung dessen, mit dem sie sich bindet.

Will man orientalisches Liebesleben in seiner Unmittelbarkeit, ohne die zahllosen Fesseln von Sitten und Gesetzen, kennen lernen, dann muß man zurückgehen in altarabische Zeiten, von deren

gewaltigen Liebesabenteuern und schrankenlosen Leidenschaften die Lieder der Hamása erstaunliche Kunde geben. Im Kalifenzeitalter hatte sich das harte, tapfere Arabervolk (bereichert durch beispiellose kriegerische Erfolge) so weit verfeinert und verweichlicht, daß sein erotisches Leben zur Hauptursache seines Niederganges wurde. Die Kultur von Bagdad, in geringerem Maße auch die des mittelalterlichen Ägyptens, die eine Zeitlang ganz Europa mit ihrem Wissen, ihrem Reichtum und Wohlleben überstrahlt hatte, sank hinab in die Nacht moralischen Verfalles.

Doch nun zurück zum Jetzt. Die Völker des Orients sind in ihrem Lieben und Hassen intensiver als die Nordländer; die Äußerungen der Liebe und der Eifersucht würden sich in gemeingefährlichsten Formen abspielen, wenn jene vielen Gebote sie nicht zurückgedämmt hätten. Dennoch gibt es besonders unter den besonnenen Türken wie auch unter den nachdenklichen Arabern viele rein verstandesmäßige Ehen.

Die Begriffe „Kleidung" und „Sittlichkeit" hängen sehr eigentümlich zusammen im Islam. Es versteht sich dort, daß eine Frau verächtungswürdig ist, die sich für andre, das heißt für Männer, schmückt. Ein Enthüllen noch so bescheidener Reize, das Zurschautragen irgendwelchen gefälligen Putzes in der Öffentlichkeit gilt als erster Schritt zum Ehebruch. Die Ehefrau darf sich nur für ihren Gatten schmücken, nur vor ihm lächeln und reden, draußen aber schweigen und ihre Miene ebenso wie ihre Gestalt so weit verbergen, daß man sie nicht wieder zu erkennen vermag — und dies nicht nur, um nicht das Begehren andrer zu erregen, sondern um nicht selbst in Gefahr zu kommen, als die und die bestimmte Dame verfolgt und beobachtet zu werden. All dies würde dem Gatten viel von den ihm allein zustehenden Rechten rauben; alle Kräfte und Gefühle der Liebe, alle Wünsche sollen zwischen beiden bleiben. Der Schleier und der entstellende Umhang ist ein Schutz, eine Annehmlichkeit für die Frau; eine Annehmlichkeit oft auch in dem Sinne, daß sie unter seinem Schutz sündige Wege wandeln kann, ohne erkannt zu werden — auch dies mag vorkommen!

Es würde hier allzu weit führen, von Gebräuchen des Haremslebens, wie es sich am Hofe des Sultans abspielt, zu sprechen; von jenen Staffeln der Gunst, jener vielfachen Erhöhung, die eine schöne junge Dienerin, sei sie auch unbekannter Herkunft, im großherrlichen Harem erwarteten, sobald sie einmal das Glück gehabt hatte, an höchster Stelle bemerkt zu werden. Die Ansichten über unebenbürtige Verbindungen weichen, im Leben der hohen türkischen Kreise namentlich, sehr von europäischen ab. Von jeher fanden solche für hiesige Begriffe geradezu unmögliche Ehen ihre Befürwortung beim Sultan. Der Betreffende, durch die Zuneigung einer Prinzessin Ausgezeichnete wurde eben schnellstens befördert, und die Mittel zu standesgemäßem Unterhalte spendete der Kalif oder Sultan.

Was nun das „außerhäusliche" Liebesleben anbetrifft, so berühre ich damit ein dem Haremswesen ganz entgegengesetztes Gebiet. Vom Harem hinab zu den geheimen Gassen ungesetzlicher Liebesfreude führt kein Weg noch Steg! Keinerlei Vermittlung, keine Zugeständnisse! An ihre Stelle tritt ja eben die Möglichkeit für den Moslem, eine zweite Frau hinzuzunehmen. Jene Tiefe aber ist eine Welt für sich, der anderen fremd und unbekannt. Wehe dem Verheirateten, in dessen Harem es ruchbar wird, daß er sein Wünschen und Verlangen hinabträgt zu jenen Ausgestoßenen! Keine Mohammedanerin ist gehalten, in einer so entweihten Ehe weiterzuleben. Hier ist die Stelle, wo auch ihr, der gesetzlich anscheinend Benachteiligten, Rechte zustehen, von denen sie, um öffentliches Gerede zu vermeiden, zunächst nur im Hause drastischen Gebrauch macht. Jede einzige Mohammedanerin zieht es in einem Falle, wo sie irgendwie versagt oder unzulänglich wird, vor, selbst für die Herbeiführung einer zweiten Frau einzutreten, nur um jenes Schreckliche zu vermeiden!

Während nun im geselligen Leben des Orients alle auf Ehe und Familie bezüglichen Fragen streng verpönt sind, so befaßt sich doch kein Gesetz eingehender mit den vielen Möglichkeiten zwischen den Gatten als das islamitische Gesetz. Ich aber habe das ganze reiche Gebiet nur in schwachen Umrissen darstellen wollen.

Kriegschronik

Der Weltkrieg 1914

XIII

Stuttgart, 6. Juli 1915.

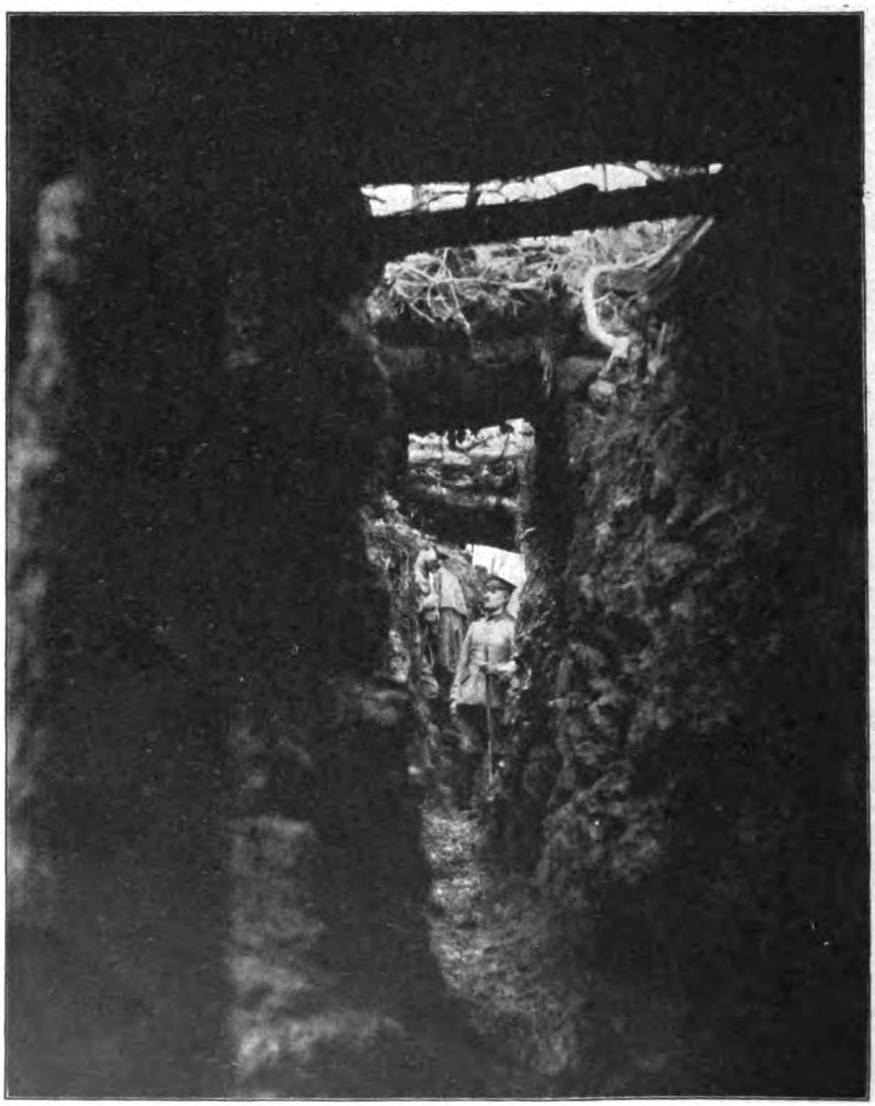
Der gewaltigste Krieg, den je die Welt gesehen hat, ist in den zwölften Monat seiner Dauer eingetreten. Daß er am Jahrestag seines Beginnes noch fern von jeder festen Friedensaussicht stehen würde, hat in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 wohl niemand fürchten zu müssen geglaubt. Die allgemeine Meinung, daß dieser Krieg rasch zu Ende gehen werde, gründete sich bei allen Denkenden nicht darauf, daß er ein leichtes Stück Arbeit sein werde, sondern im Gegenteil, daß er etwas zu Ungeheures sei, um länger als ein paar Monate von den kämpfenden Völkern ertragen zu werden. Und von den Fragen nach der sittlichen Berechtigung, nach den höheren, dauernden Zielen dieses ungeheuren Ringens einmal ganz abgesehen, ist der Kräfteaufwand, den die Gesamtsumme des bisher von den Kriegsparteien Geleisteten bedeutet, etwas unfaßbar und fast erdrückend Großes. All diese Tatkraft, all diese vorbehaltlos aufgebotenen Machtmittel und dargebrachten Opfer — hätten sie, in den Dienst kultureller Friedensarbeit gestellt, die ganze Menschheit nicht in diesen zwölf Monaten um ein riesiges Stück auf dem Weg der allgemeinen Wohlfahrt und Gesittung fördern müssen? Man kann die Frage ohne weiteres bejahen und wird sich doch keinen Augenblick im unklaren sein, daß die Fragestellung utopisch ist. Wie die Menschen und die Völker heute sind und wie sie, trotz den Träumen aufrichtiger Pazifisten und dem Geschwätz zweideutiger Friedenskläffer, noch in tausend Jahren sein werden, vollbringen sie solch Äußerstes an Kraftanspannung nicht in der friedlichen Hingabe an ein gemeinsam zu schaffendes Menschheitsglück, sondern nur im Zwange der vor die höchste Gefahr gestellten

Eine gut versteckte Beobachtungskanzel auf dem westlichen Kriegsschauplatz

Kanadier werden beim Angriff auf St. Julien nordöstlich Ypern durch Rauchwolken zum Rückzug gezwungen
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen

Kriegschronik

Selbstbehauptung. Die Entwicklung der Menschheit wird nicht durch eine saubere, wie mit dem Lineal gezogene Gerade bezeichnet, auch nicht durch eine in angenehmen Windungen sich aufrollende Arabeske, sondern eher vielleicht durch eine Linie, deren unregelmäßiges, wild gezacktes Auf und Ab an die Fieberkurven eines Schwerkranken erinnern mag. Jeder Krieg bedeutet eine Krise, die im Organismus eines enger oder weiter umgrenzten Völkerkomplexes wütet; und wir sind von einer friedseligen Einheit des Menschengeschlechts noch so weit entfernt, daß eine solche Krise zur selben Zeit das eine Volk einer Periode frisch aufblühender Kraft, das andre langem Siechtum oder rettungslosem Verfall entgegenführen kann. Den Gedanken der Menschheit als eines irgendwie Einheitlichen und Sinnvollen in Abrede stellen, hieße das Wort „Mensch" zum leeren Schall machen; aber das Ganze baut sich auf Verschiedenheiten und Gegensätzen auf, die oft unversöhnbar scheinen und die nicht anders als ausgeglichen und überwunden werden können, als durch Kämpfe, Siege und Niederlagen. Unendlich viel des Wertvollen und Lebenswürdigen vernichtet der Krieg — aber mit wieviel Schlechtem, Morsch- und Faulgewordenem räumt er auch auf, das ohne solche Katastrophe üppig weiter wuchern und in der Treibhausluft eines nie bedrohten äußeren Friedens vielleicht mehr Gutes und Gesundes aussaugen oder vergiften



Unsre Feldgrauen als Höhlenmenschen: Ein besonders tief angelegter Unterstand aus dem Kampfgebiet bei Arras

Der Sappenkrieg an der westlichen Front: Unsre Pioniere haben einen französischen Schützengraben unterminiert, und die Infanterie benützt den Augenblick der Sprengung zum Vorsturm. Nach einer Originalzeichnung von Max Fiedler

Kriegschronik

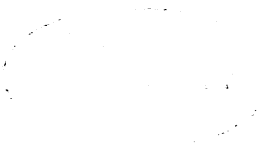
würde, als im furchtbarsten Krieg zugrunde gehen kann.

Es gehört zu den großen, unentrinnbaren und heiligen Widersprüchen, daß der Krieg mehr und etwas Höheres ist als all die Schrecknisse und Greuel, die er mit

Übersicht über das „Zillertal", eine deutsche Reservestellung bei Noyon

Eine Abteilung französischer Kürassiere wird durch eine einschlagende deutsche Granate vernichtet

Nach einer Originalzeichnung von O. Merte

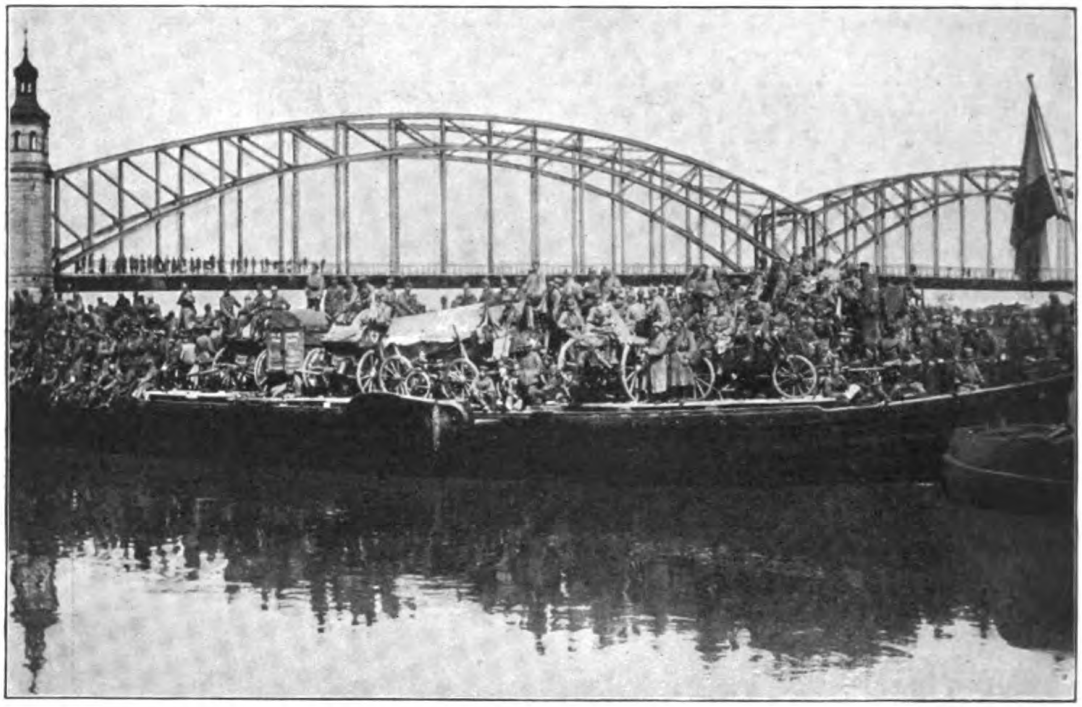


Kriegschronik

sich führt, und daß wir es doch als einen Frevel empfinden, ihn ohne Not heraufzubeschwören. Vielleicht erklärt sich uns dieser Widerspruch einigermaßen, wenn wir bedenken, daß der Krieg Größe und Weihe erhält nur durch den Geist, in dem er geführt wird, und durch den Zweck, um den er geführt wird: damit sind die gerichtet, die einen Krieg leichtsinnig oder aus enger Selbstsucht heraufbeschwören, und jene sind gerechtfertigt, die ihn auf sich nehmen als ein Schicksal, das ertragen und bestanden werden muß. So hat das deutsche Volk den Krieg auf sich genommen, als seine Feinde eine Weltverschwörung angezettelt hatten, um es in die wirtschaftliche Ohnmacht und staatliche Würdelosigkeit zurückzudrängen, darin es jahrhundertelang geschmachtet hatte. Es kämpft um sein Dasein, und es hat nur die Wahl, zu siegen oder unterzugehen. Diese Lage, die den Vorzug der Klarheit und Einfachheit hat, teilt es mit seinen Verbündeten, Österreich-Ungarn und der Türkei, und diese Gemeinsamkeit der Todesnot macht den neuen Dreibund so stark, stärker noch, als es die gleichfalls vorhandene Gemeinsamkeit oder Verträglichkeit der Lebensinteressen tun könnte. Also, was diesen drei Verbündeten droht — oder gedroht hätte, wenn sie so rasch zu überrennen gewesen wären, wie ihre Feinde hofften, als sie den Krieg entfesselten —, ist außer allem Zweifel:

Vom deutschen Vormarsch nach Nordost: Einzug der Truppen ins brennende Szawle

Kriegschronik



Truppentransport auf der Memel

Sturz der Dynastien, Zersplitterung der staatlichen Einheit, rücksichtslose Ausbeutung oder Aufteilung der besiegten Länder. Die äußerste Bedrohung weckte den äußersten Widerstand. Und jeder der drei raffte Kräfte zusammen, über alles eigne Erwarten und mit dem Erfolg, daß wir sagen dürfen: heute, im zwölften Kriegsmonat, steht unsre Sache auf den Schlachtfeldern besser als in jedem früheren, höchstens die ersten Septembertage ausgenommen.

*

Der Gang des Kriegs erhielt auch im Juni sein Gepräge auf dem östlichen Schauplatz. Mit einer gewaltigen Folgerichtigkeit entwickeln sich hier die Dinge auf der Grundlage weiter, die der Durchbruch von Tarnow—Gorlice und die Rückeroberung von Przemysl geschaffen. Die Operationen der Verbündeten, deren erstes Hauptziel: die Durchlöcherung der feindlichen Front an mehreren Stellen, die Verdrängung der Russen auch vom letzten Fußbreit österreichischen Bodens, nahezu erreicht ist, wirken als eine so klare, logische Ausführung eines großen strategischen Gedankens, daß man darüber fast vergessen könnte, welche unermüdliche Umsicht und Tatkraft der Führung, welche fast übermenschliche Kampftüchtigkeit und Ausdauer der Truppen hier eingesetzt werden mußte. Auf der ebenen, sauberen Landkarte sieht sich das so schön und bequem an, wie die breite Front der Verbündeten sich von Tag zu Tag vorwärts schiebt, von der Ostgrenze Galiziens und der Bukowina an, wo die Armee Pflanzer-Baltin über die Reichsgrenze nach Beßarabien hinein vordringt — ein Anschauungsunterricht für die Rumänen, die von und nach dem Krieg, so oder so, die Wiedergewinnung des ihnen 1879 von den Russen schnöde geraubten Landes erhoffen —, bis zu dem Raum zwischen Weichsel und Pilica, tief ins südwestliche Polen hinein, wo die Armee Woyrsch von Süden her vorrückt. Aber das Gelände dieses weiten Kriegstheaters ist fast durchweg für den Angreifer sehr ungünstig, und die Russen, mit ihrer Meisterschaft im Sich-Eingraben, hatten sich überall vorzügliche Verteidigungs-

Kriegschronik

stellungen geschaffen. Der Siegesgang der verbündeten Heere erscheint mehr noch als mit den Namen der Ortschaften mit den Namen der Flüsse verknüpft, die, meist in Galizien entspringend, dann nach Osten oder Norden in russisches Gebiet übertreten: zunächst Dnjestr und San, dann Weichsel und Bug sind gleichsam die Hauptadern in dem hydrographischen Gefäßsystem Galiziens und der anstoßenden russischen Grenzgebiete. Vom Südostzipfel Galiziens angefangen, stand die Armee Pflanzer-Baltin am Unterlauf des Dnjestr, flußaufwärts reiht sich an die Armee Linsingen; die Armeen Boehm-Ermolli und Mackensen sind Anfang Juli schon in das Gebiet des oberen Bug vorgedrungen, die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand in den Winkel zwischen Weichsel und Bug, und westlich der Weichsel schließt die Armee Woyrsch den mächtigen Bogen. Die größten Schwierigkeiten bot vielleicht das Gelände des Dnjestr mit den von Nord nach Süd parallel laufenden linken Nebenflüssen, deren Täler durch ziemlich bedeutende Höhenzüge getrennt sind. Hier leistete die Armee Linsingen in vierzehntägigem unaufhörlichem Vorwärtsdringen und Kämpfen Außerordentliches, wie der Bericht des Hauptquartiers ausdrücklich anerkannte. In seinem Oberlauf legte der Dnjestr der von Süden vordringenden Armee Boehm-Ermolli natürliche Hindernisse in Gestalt der Dnjestrsümpfe in den Weg, an die angelehnt die Russen in einer nach Nordwest bis Sieniawa gehenden Front am 15. Juni vergeblich noch einmal die Verbündeten aufzuhalten suchten, nachdem am 13. schon ihre Front bei Jaroslau durchbrochen worden war. Von Sieniawa wurden die Russen am 16. über die Grenze nach Tarnogrod gedrängt, am 18. Grodek und Komarno genommen, am

Straßenbild aus dem deutschen Libau

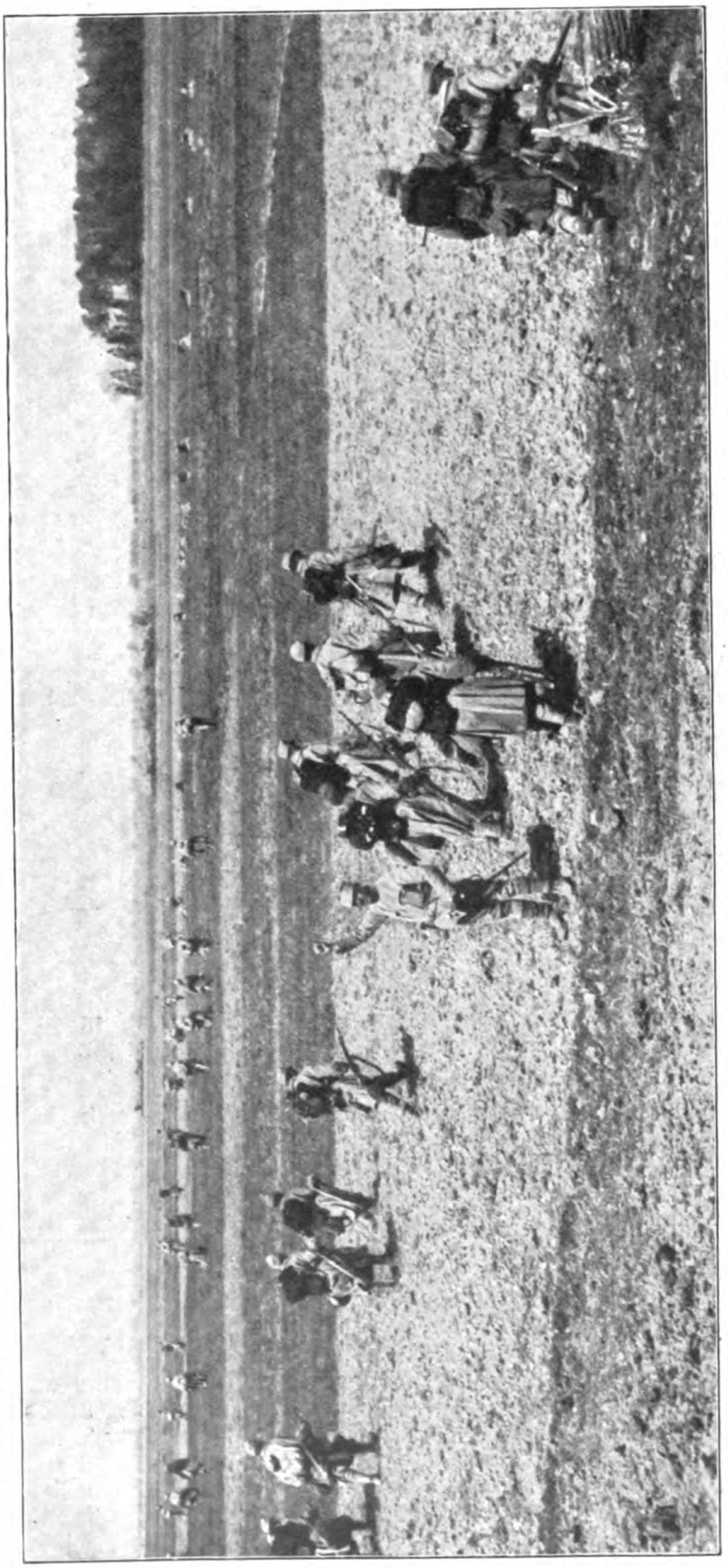
Kriegschronik

22. zog General Boehm-Ermolli in Lemberg ein. Die Befreiung des seit September 1914 unter russischem Joch seufzenden Lemberg übertraf an politischer Bedeutung und Fernwirkung noch die Wiedereroberung von Przemysl. War doch Lemberg schon zur Hauptstadt von „Neu-Rußland" erhoben, hatte es doch schon die Ehre gehabt, den Besuch des Zaren zu empfangen und von diesem als ein köstlicher, unentreißbarer Edelstein in der russischen Kaiserkrone gefeiert zu werden. Wie schwer der Verlust Lembergs die Russen ankam, das verriet ihr amtlicher Bericht in klassischer Weise. Noch am 23., einen Tag nach der Einnahme, wußte der russische Generalstab, dessen Wahrheitsliebe der eigenartige Herr Harden in seiner „Zukunft" ganz ernsthaft rühmt, von Lemberg nichts zu sagen als den monumentalen Satz: „In Richtung auf Lemberg Gewehrfeuer." Erst am 24. entschloß er sich zur Preisgabe der nun einmal nicht mehr wegzuleugnenden Tatsache, daß Lemberg aufgehört hat, die Hauptstadt Neu-Rußlands zu sein. Wir dürfen uns danach immerhin der Hoffnung hingeben, daß in nicht allzu ferner Zeit der russische Tagesbericht meldet: „In der Richtung auf Warschau Gewehrfeuer!" Denn die Wiedergewinnung Lembergs und des ganzen Galizien ist doch strategisch nur die Grundlage für die Eroberung Warschaus und des östlichen Polen. Während die Armeen Boehm-Ermolli und Mackensen parallel mit den beiden andern rechts von ihnen stehenden den Feind immer weiter nach Osten vor sich herschieben, durchbrach die Armee Josef Ferdinand, die Grenze überschreitend, die russische Tanewfront und lieferte den Russen bei demselben Krasnik, das im August des vorigen Jahres den glänzenden Sieg des österreichisch-ungarischen Heeres über eine gewaltige russische Übermacht gesehen hatte, eine neue, abermals siegreiche Schlacht. Mit dem Vordringen der Verbündeten östlich der Weichsel wächst aber für die russische Weichsel-Armee die Gefahr, im Rücken umfaßt zu werden. Sie wird sich, um dem vorzubeugen, gründlich umgruppieren müssen, wie heute der technische Ausdruck für dieselbe strategische Bewegung lautet, die im offiziösen Französisch des Jahres 1870 „sich rückwärts konzentrieren" hieß.

Prinz Eitel Friedrich vor einem Unterstand im Osten

Und diese Umgruppierung wird vielleicht sehr weit ausgreifend und gründlich werden müssen. Der mächtige Halbkreis, den jetzt die Heere der Verbündeten um Polen bilden und der im Westen der

Hauptstadt Polens am nächsten kommt, zieht sich auf diesen Mittelpunkt zu immer enger zusammen. Unheimlich aber wie eine Wetterwolke, die sich jeden Augenblick entladen kann, steht die Armee Hindenburg im nördlichen Teil des Halbkreises, bis tief nach Kurland sich hineinziehend. Eine in diesen Tagen erfolgte Veröffentlichung aus dem Hauptquartier hat anschaulich geschildert, welches Meisterstück wieder der Hindenburgsche Vorstoß nach Kurland war. Über die letzten Zwecke wurde noch nichts gesagt; wir können das Weitere in guter Zuversicht abwarten und uns einstweilen einiger Zahlen erfreuen, die ein Bild davon geben, daß auch auf diesem augenblicklich nur als Nebenschauplatz des Kriegs erscheinenden Gebiet fleißig „gearbeitet" wird: es betrug im März und April die Kampfesbeute des Hindenburgschen Nord-



Eine interessante Momentaufnahme vom östlichen Kriegsschauplatz: Österreichisch-ungarische Infanterie schwärmt zum Sturm auf ein Vorwerk aus

Kriegschronik

Ein deutscher Infanterist, der in den Kämpfen im Osten fünfzig Bajonettstiche erhielt und jetzt seiner völligen Genesung entgegensieht

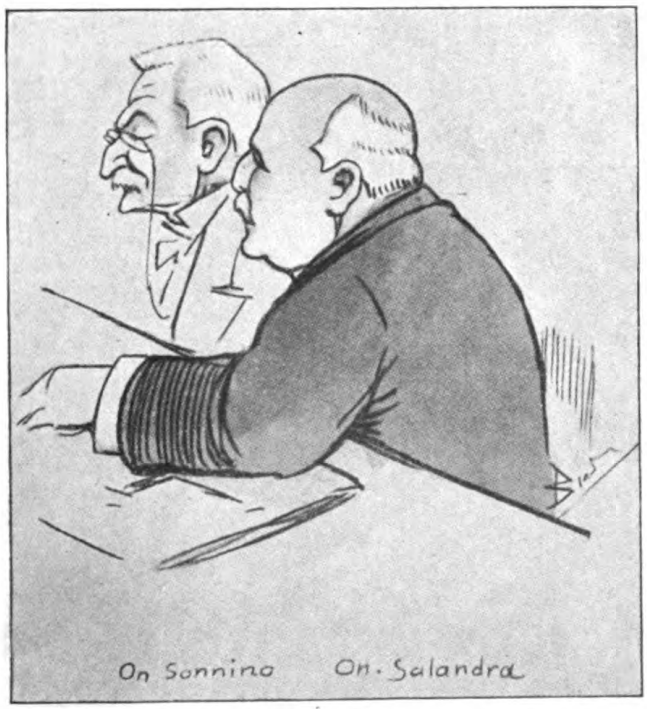
heeres 61 000 Gefangene, 9 Geschütze, 8 Maschinengewehre, im Mai und Juni 57 000 Gefangene, 23 Geschütze, 110 Maschinengewehre und zahlreiches Material. Die in Südpolen und Galizien kämpfenden Verbündeten aber gaben als Beute für den einen Monat Juni an: die Armeen Linsingen, Mackensen, Woyrsch 409 Offiziere, 140 650 Mann, 80 Geschütze, 268 Maschinengewehre; die unter österreichisch-ungarischem Oberkommando stehenden Armeen: 521 Offiziere, 194 000 Mann, 93 Geschütze, 364 Maschinengewehre und so weiter.

Wenn auch die Riesenzahl der Gefangenen aufs neue eine tiefgehende Zersetzung im russischen Heer zu verraten scheint, so ist darum doch auch heute noch nicht der russische Soldat ein leicht zu nehmender Gegner. Nicht allein das fast unübersehbare Gewimmel immer noch nicht versiegender Menschenmassen macht die Russen furchtbar, sondern auch ihre zähe, im Grund freilich überwiegend passive Widerstandskraft, die Friedrich der Große mit dem Wort kennzeichnete, es genüge nicht, den Russen totzuschießen, man müsse ihn dann auch noch umwerfen. Aber wie die unbedingte numerische Übermacht ihrer Truppen die russischen Heerführer offenbar zu dem falschen Glauben verleitet hat, sie enthebe die Leitung solcher Riesenheere einer wirklich überlegten, durchgeistigten Kriegführung,

Kriegschronik

die uns Deutschen eine Reihe großer militärischer Gelehrten — vor allen Clausewitz, Moltke und Graf von Schlieffen — vorgebildet und durchgebildet hat; wie in dem asiatisch-mittelalterlichen, verschwenderisch rücksichtslosen Wirtschaften mit Tausenden und aber Tausenden von Menschenleben wieder einmal jener rohe, primitive Geist sich offenbart, den die Griechen bei Salamis, den die Deutschen 933 am Lech und 1241 bei Wahlstatt mit der innerlichen Kraft ihrer kleinen Scharen, in deren Rüstung Seelen, Individualitäten steckten, überwunden haben —, so versagt die blinde Masse allmählich, und der für russische Verhältnisse mit ganz erstaunlicher Sorgfalt und Ehrlichkeit seit Jahren vorbereitete Aufwand an Waffen, Munition, Nahrung und sanitärer Fürsorge mußte sich noch rascher verbrauchen als die Menschenmassen. Nun dämmert in Rußland die Ahnung, daß eine gewaltige Katastrophe nahen könne; und die Regierung tut, was sie immer tat, so oft vernichtende Niederlagen bevorstanden oder eingetreten waren: sie verspricht Reformen. Mit der linken Hand martert sie die Deutschrussen, mordet die Juden, schickt sozialdemokratische Dumamitglieder und sonstige unbequeme Politiker ins fernste Sibirien, und mit der Rechten öffnet sie die Türen des Parlaments und weist auf verlockende Perspektiven konstitutioneller Entwicklung. Die Duma soll helfen, das Volk zu organisieren, damit ganz Rußland eine große Waffen- und Munitionsfabrik werde. Da aber zur Errichtung dieses Riesenunternehmens aus gewissen Gründen Deutsche nicht zugezogen werden können, dürfen wir zunächst ohne allzu große

Giovanni Giolitti, der zu spät gekommene Vaterlandsretter



Die beiden Führer der italienischen Verratspolitik, Sonnino und Salandra

Nach einer kartk. Zeichnung aus einer der letzten Kammersitzungen

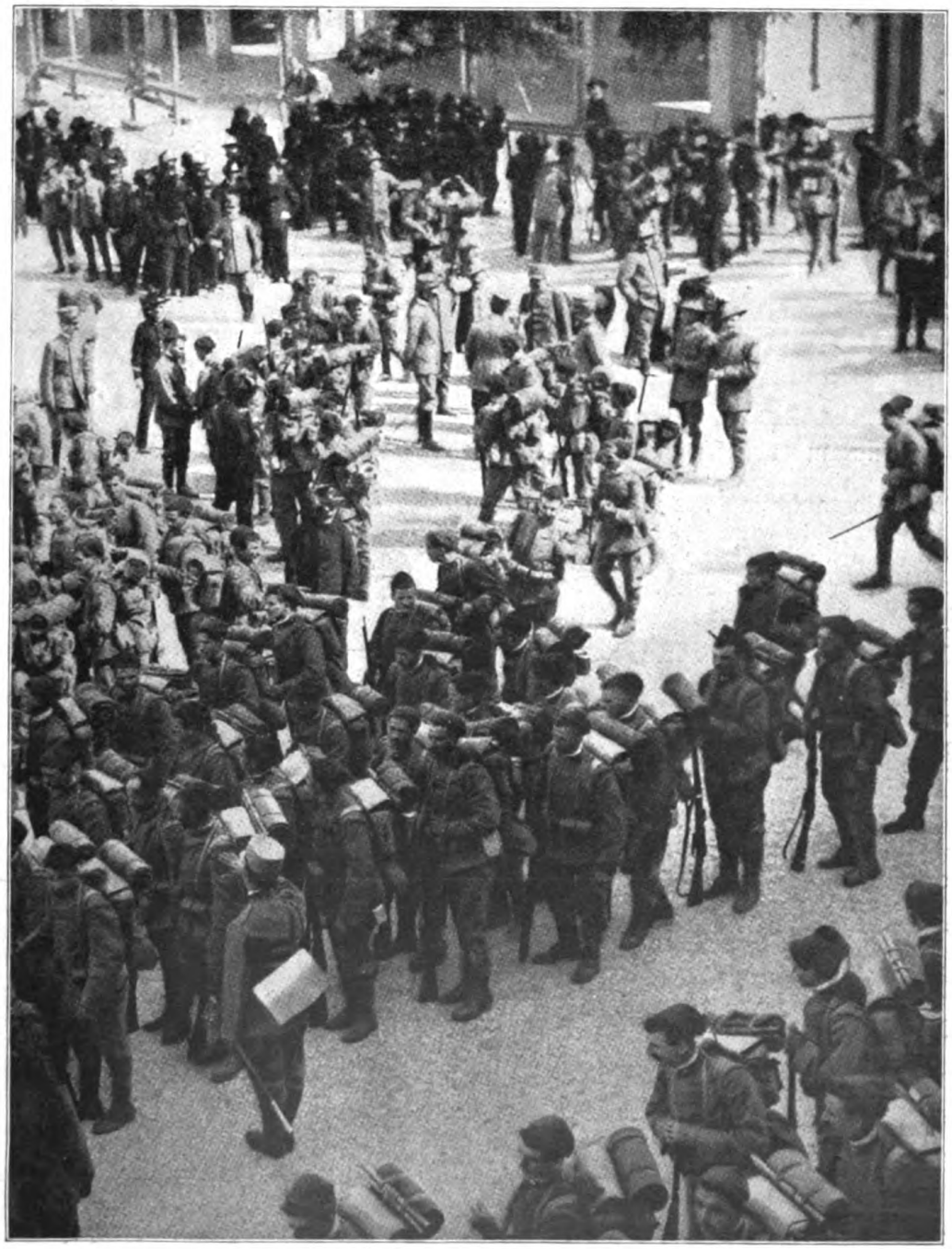
Kriegschronik

Berſaglieri beim Durchmarſch durch eine oberitalieniſche Stadt

Geſamtanſicht von Trient, der Hauptſtadt des Trentino

Kriegschronik

Beunruhigung dieſem ſarmatiſchen Völkerfrühling entgegenſehen, deſſen ſtürmiſche Vorboten teilweiſe recht bedenklich nach Rebellion und Revolution ſchmecken. Aus dem Miniſterium werden alle Perſönlichkeiten entfernt, die durch den Verlauf des Kriegs, mit oder ohne eigne Schuld, kompromittiert ſcheinen oder die weſteuropäiſch angekränkelte Duma gar zu „echt ruſſiſch“ anmuten könnten.

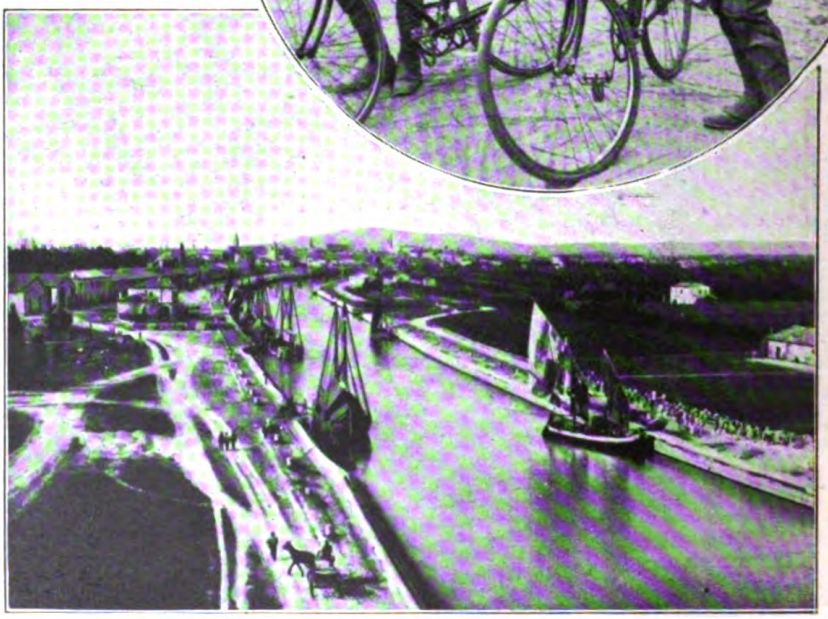


Ausrückende italieniſche Infanterie

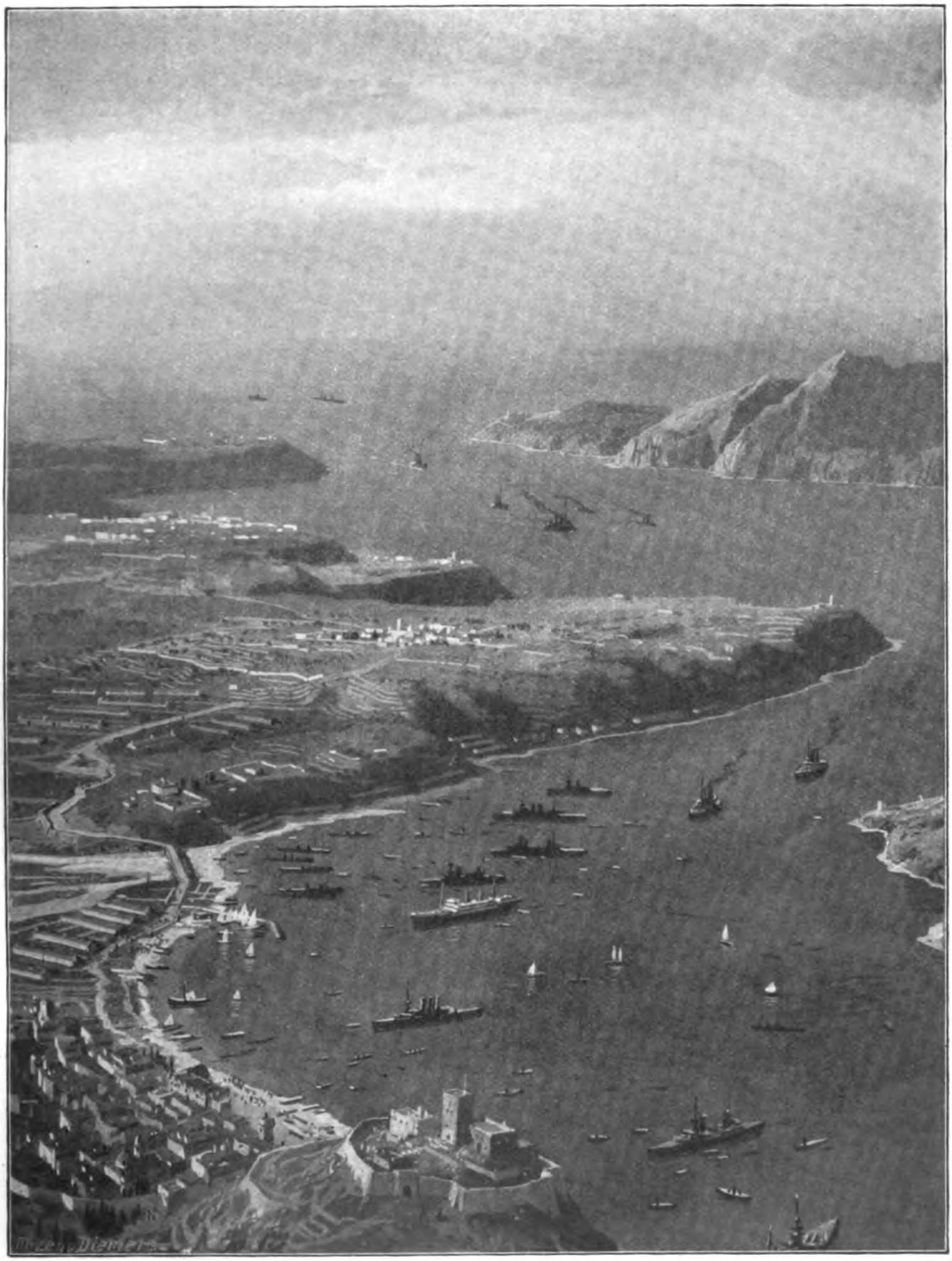
Kriegschronik

Panorama von Ancona

Gesamtorganisation des Volkes, Auffrischung des Ministeriums aus den Beständen der oppositionellen Parteien, Pogrome gegen das Deutschtum, die sich zu wüsten Plünderungszügen gegen die Wohlhabenden ohne Ansehen der Nationalität auswuchsen — das alles haben wir, wie jetzt in Rußland, so seit ein paar Wochen auch in England. Lauter Zeichen, daß auch John Bull anfängt, recht nervös zu werden. Und auch er hat Grund dazu. Auf der verhältnismäßig sehr geringen Breite der englischen Front in Flandern bleiben die Durchbruchsversuche so vergeblich und so verlustreich wie die von den Franzosen immer wieder vorgenommenen; und die Deutschen begnügen sich nicht, der immererneuten Berennung ihrer durch sehr kunstvolle Befestigung beinahe unein-



Blick auf den Kanal von Rimini und auf die Stadt
Mitte: Italienischer Radfahrer-Aufklärungsdienst



Der Hafen von Mudros, englischer Flottenstützpunkt auf Lemnos
Feindlicher Truppenlandungsplatz mit Barackenbauten für die Soldaten. Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer

Kriegschronik

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Australisches Zeltlager bei den Pyramiden

nehmbaren Positionen standzuhalten, sondern gehen selbst von Zeit zu Zeit zum Angriff vor, wobei sich ihr Offensivgeist dem der Feinde mindestens ebenbürtig zeigt. Überwiegt um Arras die trotz feindlicher Übermacht und höllischem Artilleriefeuer erfolgreiche Verteidigung (zum Beispiel gegen die großen Angriffe am 13. Juni bei der Lorettohöhe, am 14. und 15. bei Liévin-Arras, am 16. bei der

Phot. Presse-Bureau, Leipzig

Küstenpartie in den Dardanellen mit türkischem Fort

Kriegschronik

Mühle Sous tous les Vents, am 25. bei Souchez und Neuville), so gelang es den Deutschen in den Argonnen öfter, so am 1. Juli bei Four de Paris, am 4. bei Croix de Carmes, die eignen Linien unter Durchbrechung der feindlichen ein Stück vorzuschieben und stattliche Beute zu machen. So schwer, besonders durch das furchtbare Artilleriefeuer, bei diesen fast unaufhörlichen Kämpfen unsre Verluste oft sein mögen — sie sind naturgemäß, da wir ja meist in der Verteidigung sind, doch ungleich geringer als die unsrer Feinde. Man hat, mit ziemlich sicheren Schlüssen aus zuverlässigen Angaben, berechnet, daß die englischen Verluste — die immerhin für den englischen Volkskörper nicht so verhängnisvoll sind wie die der Franzosen für die Zukunft des französischen Staats und Volkes — von Kriegsanfang bis Mitte August dieses Jahres

Generalleutnant Paul Kneußl, Sieger von Przemysl und Führer der bayerischen Division

General Freiherr von Pflanzer-Baltin, der die Durchbruchsversuche der Russen am Pruth zum Scheitern brachte

sich auf eine halbe Million Mann, davon etwa 115 000 Tote, belaufen werden. Einen großen Teil dieser im Verhältnis und absolut riesigen Verluste haben sich die Engländer vor den Dardanellen geholt. In völlig ergebnislosem Anstürmen erlitten und erleiden hier Engländer und Franzosen Einbußen an Schiffen und Mannschaften, die allmählich unersetzlich werden. Und noch schlimmer ist die Einbuße an „Prestige“.

Kriegschronik

Daß Rumänien noch nicht dem Beispiel Italiens gefolgt ist, mag teilweise auch den russischen Niederlagen in Galizien zuzuschreiben sein. Daß aber in Griechenland die Interventionspolitik, auch nach dem für Venizelos günstigen Ausfall der Neuwahlen, alle Aussichten verloren hat, das ist durchaus dem Verlauf der Dardanellenkämpfe zuzuschreiben. England ist natürlich nicht vor Gallipoli gegangen, um dem russischen Bundesbruder Konstantinopel zu erobern, sondern um Ägypten und den Suezkanal zu entlasten. Vielleicht wird es bald einmal wünschen, die am Hellespont vergeudeten Kräfte für Ägypten aufgespart zu haben.

Der für die Türkei so günstige Fortgang dieses Ringens aber ist nicht zuletzt dem völlig überraschenden Eingreifen der deutschen U-Boote mit zu verdanken; die Fahrt von der Nordsee an Gibraltar vorbei ins Ägäische Meer war eine Leistung, deren moralischer Eindruck schon so schwer wog wie ein großer deutscher Sieg. Aber die ganze Arbeit, die unsre Tauchboote bisher vollbracht haben, ist so gewaltig, daß sie zu einem der bedeutungsvollsten Faktoren in der ganzen Kriegführung geworden ist. Vom 28. Februar bis 24. Juni wurden 194 britische Schiffe, davon 124 mit mehr als 300 Tonnen Gehalt, in Grund gebohrt, und die Zahl ist seitdem wieder beträchtlich gewachsen. Rechnet man die durch den Kreuzerkrieg seit 4. August vernichteten Schiffe hinzu, so ergibt sich für den Gesamttonnengehalt der britischen Flotte vor dem Krieg (20 Millionen Tonnen) ein Verlust von 3,5 Prozent (0,7 Millionen Tonnen). Das sind für das meerbeherrschende Albion unerfreuliche Zahlen, denen gegenüber die Verluste unsrer Marine verhältnismäßig gering sind, desto gewaltiger der Zuwachs ihres Ansehens und des Rufs ihrer Kampftüchtigkeit. Es scheint wirklich fast, wenn die Feinde unsre Flotte schädigen wollen, können sie es nur noch mit verwerflichen Mitteln: ist es jetzt doch sicher, daß Otto Weddigen mit seinem Boot einem ganz gemeinen Seefranktireurstreich zum Opfer gefallen ist; und wie die Engländer unsre Kreuzer im Stillen Ozean nur durch Verletzung der chilenischen Neutralität bezwungen haben, so die Russen das kleine Minenschiff „Albatros“ durch grobe Nichtachtung der schwedischen Hoheitsgrenze vor Gotland; von diesem Opfer abgesehen, ist das Treffen bei Gotland ebenso rühmlich für unsre wenigen kleinen Schiffe wie unrühmlich für die russische Übermacht verlaufen.

Phot. Elvira, München

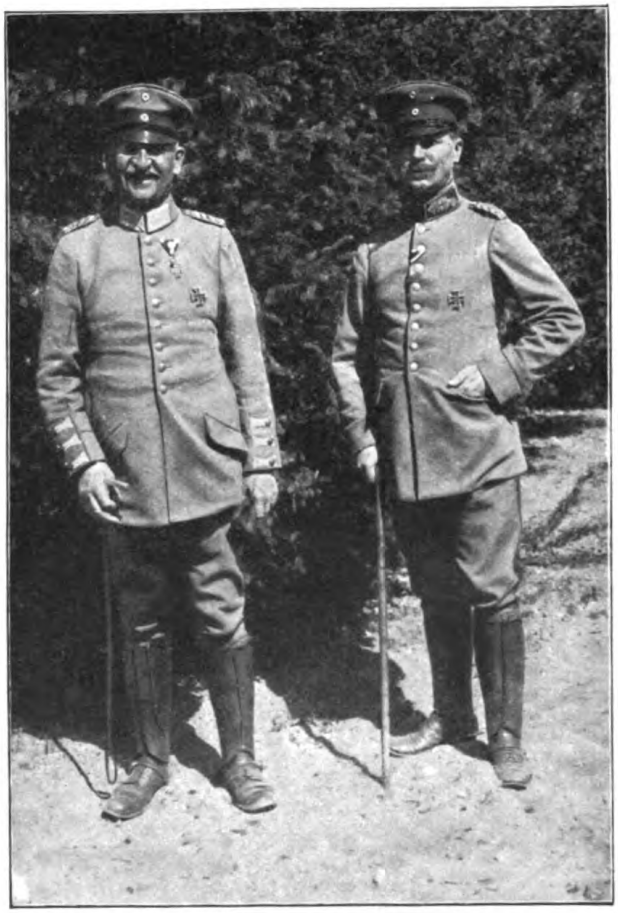
General Graf Bothmer, der Eroberer von Stryj

*

Auch bei diesem Zwischenfall hat Schweden durch den energischen Protest, den es in Petersburg sofort erhob, sich als der einzige der kleineren neutralen Staaten erwiesen, dem es mit der Neutralität und mit der Wahrung seiner nationalen Würde und Unabhängigkeit Ernst ist. Noch höher als jener Protest ist der unbedingte Widerstand Schwedens gegen die Einführung des famosen englischen Einfuhrtrusts einzuschätzen, dessen erniedrigendes Joch all die andern Staa-

Kriegschronik

ten auf sich genommen haben, die immer jammern, ihre Freiheit sei durch Deutschland bedroht, und die dem freiheitschützenden Albion jeden Eingriff in ihre Unabhängigkeit schweigend oder gar mit Freude gestatten. Noch einmal mag England in diesen Monaten sich als unbeschränkter Beherrscher der Meere und ihrer Anwohner fühlen, wenn es auf diese Einfuhrtrusterfolge blickt; aber seine Rücksichtslosigkeit weckt doch Empfindungen, die ihm einmal unbequem werden können, wenn die Welt nicht mehr so unbedingt an die britische Allmacht zur See zu glauben braucht wie bisher. In Griechenland beginnt die Erbitterung über die englische Willkür zu erwachen und zu wachsen; und selbst die Vereinigten Staaten, die in den letzten Monaten begonnen hatten, die Unabhängigkeitserklärung von 1776 rückwärts zu revidieren, beginnen gegen den Stachel zu lecken (weniger die Regierung des Herrn Wilson, als das Volk), seitdem sich auch Anglo-Amerikaner darauf besinnen, daß die Staaten nicht nur Stahl- und Eisen-, sondern auch Baumwollindustrie haben, und seitdem den Deutschamerikanern zur Überraschung der Welt in dem bisherigen Mitarbeiter Wilsons, in dem als unbedingten Anglophilen verschrienen Herrn Bryan ein beredter Wortführer im Kampf gegen die deutschfeindliche Hetze erstanden ist.



Exzellenz von Linsingen, der Oberbefehlshaber der deutschen Südarmee, mit seinem Generalstabschef Exzellenz von Stolzmann (rechts)

*

So kann England nicht mehr mit ungetrübter Freude auf die Vereinigten Staaten blicken, auf deren Vasallendienste es bisher so sicher rechnete; aber grausamer noch ist doch wohl die Enttäuschung, die ihm und seinen übrigen Verbündeten in seinen Erwartungen auf Italien widerfährt. Anderthalb Monate steht nun Italien im Krieg mit Österreich; und wenn es zu Anfang so ungefähr die moralisch verächtlichste Figur in der Schar unsrer Gegner darstellte, so ist es heute die lächerliche Figur des Weltkriegs. Die Lächerlichkeit verdankt es übrigens nicht sowohl der Vergeblichkeit seiner Bemühungen, den von steilen Felsen und tapferen Herzen gebildeten Wall der österreichischen Lande zu stürmen, an dem vielleicht auch bessere Kämpfer abprallen müßten, wie den poetischen Erzeugnissen des Hauptquartiers, die gleichmäßig das schlechte Wetter, den heiteren Mut der Truppen und die Leutseligkeit des Königs besingen. Auf Übereinstimmung mit den Tatsachen legen die Dichter des Generals Cadorna weniger Wert; von der blutigen Niederlage, die sich die Italiener

Kriegschronik

in den ersten Julitagen am Isonzo, in der ersten wirklichen Schlacht ihres Kriegs mit dem „Erbfeind", geholt haben, wird das Volk daheim noch lange nichts erfahren, es sei denn aus dem Mund der vielen Verwundeten.

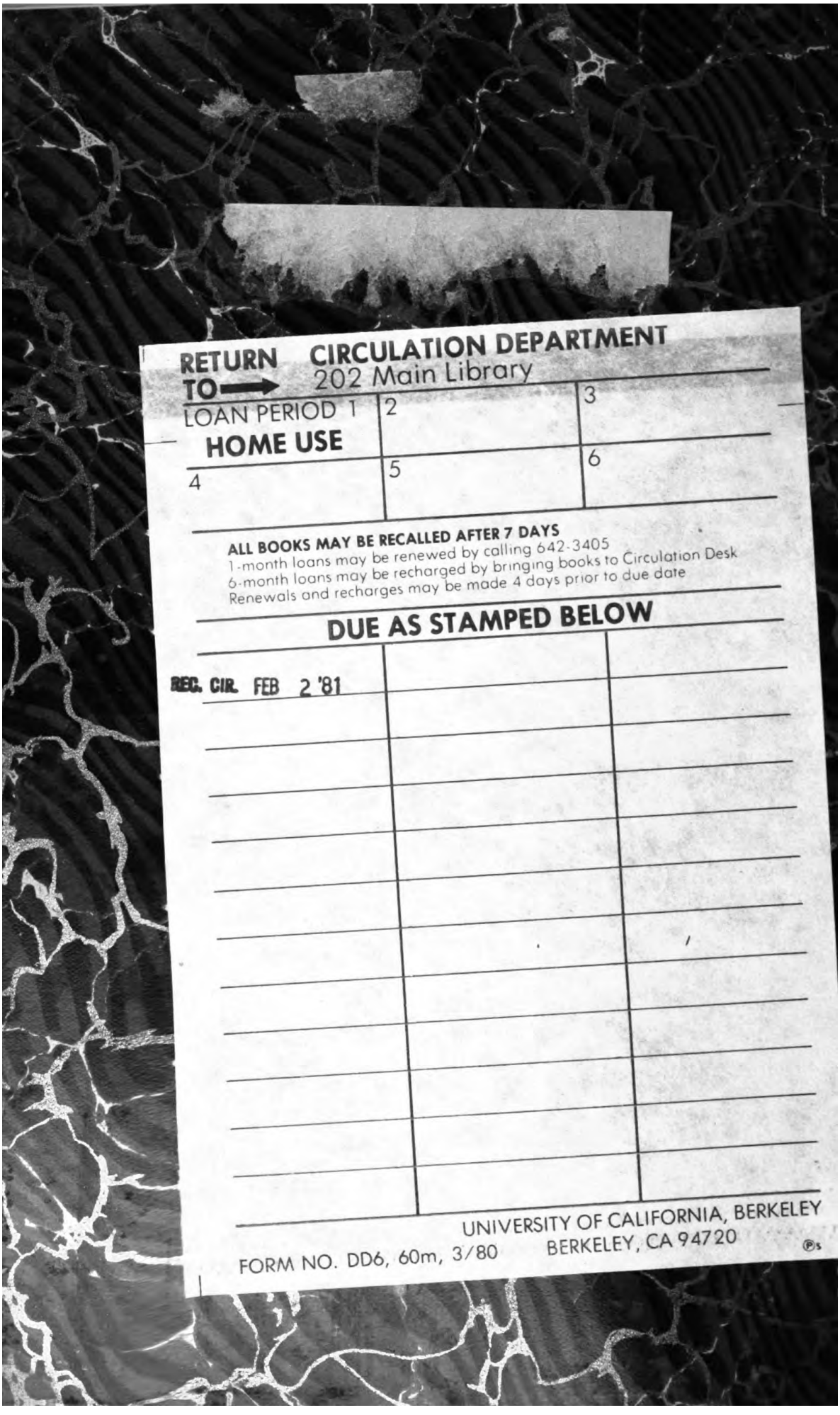
So hat der Beitritt Italiens die kriegerische Kraft des Dreiverbands nicht erhöht, seine politische Geschlossenheit aber gefährdet er geradezu in bedenklicher Weise. Albanien — in dem einen Wort kann man die Fülle verhängnisvoller Probleme zusammenfassen, die in Wahrheit zwischen Italien und seinem jetzigen Verbündeten Rußland liegen. Hier handelt es sich um vollkommen unüberbrückbare Gegensätze: Italien will die Adria und Besitz im Archipel und in Kleinasien haben, weil England und Frankreich ihm das westliche Becken des Mittelmeeres versperren; Rußland aber will, daß die Adria den Slawen den Zutritt zum Mittelmeer öffne, und Griechenland, das doch auch sich mit Rußland und Italien verbrüdern sollte, will nichts von der italienischen Konkurrenz im östlichen Mittelmeer wissen, wo außerdem England wegen des Suezkanals keinen wirklich mächtigen Nachbar, heiße er nun Rußland oder Italien, brauchen kann.

*

Gegenüber diesem Wirrwarr feindlicher Interessen innerhalb des Vierverbands und seiner Gefolgschaft — wie einheitlich, wie fest geschlossen steht der Dreibund Deutschland, Österreich-Ungarn, Türkei da! In dieser Einheitlichkeit liegt eine Bürgschaft und Quelle der Widerstandskraft, die auch dann nicht erlahmen wird, wenn der Krieg noch in den zweiten Winter hineindauern müßte. Wir werden aushalten; welch furchtbare Schäden eine weitere Schwächung der gesamten europäischen Kräfte unserm Erdteile gegenüber seinen Rivalen, Nordamerika und Japan, zufügen wird, für diese Erwägung scheint bei dem verblendeten England, das dann die Kosten zu allererst wird tragen müssen, heute noch kein Raum. Aber der Tag wird kommen, da Europa an Deutschland, das heute vernichtet werden soll, appellieren wird im Namen der abendländischen Zivilisation. Möge dann ein großer Staatsmann, den wir heute noch vergeblich suchen, am Steuer des Reiches stehen! xy.

Waldfriedhof bei Ypern

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.



RETURN TO → CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

REC. CIR. FEB 2 '81

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

FORM NO. DD6, 60m, 3/80

YE 06310

315975

AP
30
Arena
A7
V. 31:3

v. 31:3

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY